

Quellen und Forschungen zur Südsee

Herausgegeben von Hermann Joseph Hiery

Der bayerische Pioniermissionar Johann Flierl (1858–1947) lässt sein bewegtes Leben auf drei Kontinenten Revue passieren. Er nimmt den Leser mit in die bäuerlichen Verhältnisse der Oberpfalz seiner Kindheit, in die Welt der deutschen Auswanderer in Südastralien und in den Alltag auf Missionsstationen bei den australischen Aborigines in der Wüste oder im tropischen Norden des Landes. Sein Hauptziel aber wird Neuguinea. Flierl berichtet vom Leben in der deutschen Südseekolonie und porträtiert die Menschen, mit denen er dort zu tun hatte: einheimische Männer, Frauen und Kinder, lutherische Missionare mit ihren Familien, Kolonialbeamte, Seeleute, Tropenmediziner, Kaffeepflanzer, Schmetterlingssammler und Abenteurer.

Teil 2 beschreibt die 44 Jahre seiner Missionstätigkeit in Neuguinea und seine Rückkehr nach Deutschland.

Die Autobiografie des in Papua-Neuguinea bis heute bekanntesten deutschen Missionars wird hier erstmals in einer vollständigen und kritischen Edition vorgelegt. Die Gießener Historikerin Susanne Froehlich, eine Ururenkelin Flierls, hat den Text eingeleitet, kommentiert und durch historische Schrift- und Bilddokumente ergänzt, darunter 75 meist unveröffentlichte Fotografien aus dem Familienarchiv.



9 783447 101646

www.harrassowitz-verlag.de

Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea · 2
Quellen und Forschungen zur Südsee



QFS
A5

Quellen 5

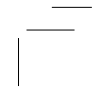
Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea

Johann Flierls Lebenserinnerungen
Teil 2: 1886–1941

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert
von Susanne Froehlich

Harrassowitz Verlag





Quellen und Forschungen zur Südsee

Reihe A: Quellen

Herausgegeben von
Hermann Joseph Hiery

Band 5



2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Als Pioniermissionar in das ferne Neu Guinea

Johann Flierls Lebenserinnerungen
Teil 2: 1886–1941

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert
von Susanne Froehlich

2015

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Umschlagabbildung: Frauen mit Netzsäcken, im Hintergrund Johann Flierl mit Angehörigen, um 1924 (Sammlung Susanne Froehlich).

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Neuendettelsauer Mission EineWelt, der Lutheran Church of Australia und des Evangelischen Missionswerks in Deutschland.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the internet at <http://dnb.dnb.de>.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2015

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

ISSN 1614-3388

ISBN 978-3-447-10164-6

Lizenz: CC BY-SA 4.0 International - Creative Commons, Namensnennung, Weitergabe unter gleichen Bedingungen <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>
Mit Zustimmung des Verlags

INHALTSVERZEICHNIS

Teil 1

Einleitung	XVII
Der »Ruf Gottes«	XX
Die Familie: Luise und die Kinder	XXI
Flierl als Missionar	XXIV
Kolonialismus	XXIX
Nationalsozialismus	XXXIV
Vielerlei Schwestern und Brüder	XL
Editorische Hinweise	XL
Abkürzungsverzeichnis	XLV
Bibliographie	XLVII
Veröffentlichungen von Johann Flierl	XLVII
Nachschlagewerke und Hilfsmittel	XLIX
Forschungsliteratur	LI
Quellennachweis zu den Abbildungen	LV
1 Kindheit, Jugend und Ausbildung (1858–1878)	1
Früheste Kindheit	3
Meine Schulzeit	13
Meine Wartezeit	73
Mein Eintritt ins Missionshaus und dreijähriges Studium in demselben	91

2 Als Missionar in Australien (1878–1886)	141
Meine Ausreise nach Australien im Jahre 1878	143
Bei unseren Glaubensgenossen, den Lutheranern in Süd-Australien	161
Meine Ausreise in den hohen Norden von Süd-Australien zu den Dieri an der Coopers Creek, einem Stamme der Austral-Neger, und meine ersten Arbeiten dort oben	197
Meine erste Reise nach dem Süden, um das Missions-Komitee und auch die Braut zu besuchen	235
Weiterarbeit an der Missions-Station Bethesda, Hausbau und Gegenbesuch des Missions-Komitees in einer Kommission auf dem Arbeitsfelde im hohen Norden von Süd-Australien	271
Die Hochzeitsreise und allerlei Erlebnisse und Arbeiten im neuen Stande selbender, Ende 1882 und folgende Jahre	291
Drei Missionsreisen im hohen Norden von Süd-Australien	317
Religionsreste, Sitten und Unsitten und allerlei Brauchtum bei den Dieri und verwandten Nachbarstämmen im hohen Norden von Süd-Australien – an der Cooper- und Salz-Creek	333
Mein letztes Jahr in Bethesda. Eine kritische Zeit. Vorahnungen hinsichtlich meines eigentlichen Arbeitsfeldes auf Neu Guinea	349
Meine Abberufung von Bethesda und Abordnung für Deutsch Neu Guinea. Vom August bis November 1885	359
Elim-Hopevalley bei Cape Bedford, nahe Cooktown in North-Queensland. Die Unterwegs-Station für Deutsch Neu Guinea	369
Pläne der wichtigsten im Text vorkommenden Orte	381
Photographien und Dokumente 1858–1886	387

Teil 2

3 Unter der Regierung der Neu-Guinea-Compagnie (1886–1900)	1
Überfahrt nach Neu-Guinea	3
Drei Monate in Finschhafen in einem Freiquartier der Neu-Guinea-Compagnie	5
Unsere erste Station Simbang	9
Meine Reise nach Australien, um meine Frau nachzuholen	19
In Wassers- und Feuersnot	23
Tropische Krankheiten, insonderheit die Malaria	27
Sprach-Studium und Schulanfänge	37
Landwirtschaft unserer Neu-Guinea-Mission	41
Die Verlegung unserer ersten Station vom Strand auf die Höhe	45
Die Gründung der Gesundheitsstation Sattelberg	61
Die Heiltätigkeit in unserer Neuendettelsauer Mission auf Neu Guinea von Anfang an (1886) bis zur Gegenwart	81
Urlaubsreise mit Familie nach Süd-Australien	97
Mission soll Gewissen sein für Kolonialregierung und Ansiedler nach Warneck	121
Die Jahrhundertwende und die Wende unserer Neuendettelsauer Mission von der inneren auch zur äußeren Mission	125
4 Unter der Reichsregierung (1900–1914)	129
Ein verlockender Vorschlag	131
Erstlingstaufe auf Sattelberg und Gründung von Heldsbach und Wareo	137
Großes Erdbeben und Schwere Krankheit	145
Ankauf von Finschhafen	155
Mission – Gewissen der Kolonialregierung	159
Unser großer Urlaub nach drei Erdteilen	161

Auf und Nieder im Hinterland vom Sattelberg	193
Weitere Ausdehnung des Werkes der Küste entlang	199
Unser Missionsschiff Bavaria	203
Ausbruch des Weltkrieges	209
5 Unter der australischen Militärverwaltung (1914–1920)	217
Einnahme von Rabaul	219
Flucht des Stationsvorstehers von Morobe	221
Unser Besuch bei unseren Gefangenen auf Ongga und ihr Abtransport nach Australien	227
Eine Hochzeit zu Heldsbach mitten im Weltkrieg	231
Captain Ogilvy in Madang besucht Finschhafen	235
Der Dampfer Sumatra wird durch den Kreuzer Wolf weggenommen	239
Eine denkwürdige Bavariafahrt durch den Golf nach Morobe	241
Über Anwerbung und Arbeiterhandel	243
Ausbau und Ausbreitung des Werkes nach innen und außen im Krieg	249
Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges. Schwere Krisis für unsere Mission	259
6 Unter der australischen Mandatsregierung (1920–1930)	265
Pastor Theile kommt mit Hilfe der Neuen Welt aufs Feld	267
Die erste Schwalbe auf unserm Feld	271
Verselbständigung der Kokospalmenpflanzung in Heldsbach durch Bruder Döbler	275
Allerlei Krankheitsnot in unserer Familie in Heldsbach	279
Unser letzter Urlaub in Australien	283
Pastor Kraushaar in Neu Guinea (1926)	305
Die einmalige gemischte Konferenz in Rabaul, die Ankunft der Söhne und der große Prozeß	311
Die Feier meines Siebzigsten Geburtstages und im Anschluß die Reise mit Dora ins große Tal über die Wasserscheide von Markham und Ramu	323

Das Land offen für Reichsdeutsche und auch die Vertreter der heimischen Mutter-Gesellschaften	343
Meine letzte Haupt-Konferenz auf Sattelberg. Die Missions-Konferenz in Brisbane. Ein unhaltbarer Kompromiß	347
Eine gute Lösung auf der Konferenz zu Columbus (Ohio), Amerika: Neuendettelsau erhält sein ganzes Gebiet allein, Barmen giebt Madang an die Lutherische Kirche von Amerika ab	353
Die Missionsmethode in unserer Neuendettelsauer Mission und Einiges von den Kämpfen darüber	357
7 Mein tätiger Ruhestand in Süd-Australien (1930–1937)	371
Abschied von Neu Guinea und Reisezurüstung	373
Abreise von Neu Guinea und Ankunft in Australien	377
Der Bau des Neuguinea-Hauses in Tanunda	385
Meine Tätigkeit im Neuguinea-Haus als Ruheständler	389
Gäste im Neuguinea-Haus	397
Das Neuguinea-Haus wurde das Sterbehaus der lieben Mutter	401
Wie ich im Neuguinea-Haus Freund und Mitarbeiter des Führers der Deutschen Nation wurde	409
8 Im Vaterlande (1937–1941)	429
Wie es zu dem Entschluß kam, ins Vaterland heimzukehren	431
Die Zurüstungen zur Heimreise und der Abschied von Australien	435
Die Heimfahrt auf dem Dampfer Mosel ums Kap der guten Hoffnung	443
Die Heiden-Missions-Anstalt Neuendettelsau vor dreißig Jahren und Jetzt	453
Unsere große Rundreise durchs Vaterland	463
Meine Vortragstätigkeit im Vaterlande am Lebensabend	483
Die Feier meines Achtzigsten in Gegenwart aller Kinder und Kindeskin-der	499
Allerlei ernste Beobachtungen und Gedanken eines Christlichen Aus-landdeutschen im Ausland und im Vaterlande	503

Schluß	519
Indices	533
Personenverzeichnis	535
Geographisches Verzeichnis	551
Sachverzeichnis	559
Verzeichnis der zitierten Bibelstellen	567
Photographien und Dokumente 1886–1947	571

3

**UNTER DER REGIERUNG
DER NEU-GUINEA-COMPAGNIE
(1886–1900)**

ÜBERFAHRT NACH NEU-GUINEA

Anfangs¹ Juli 1886 kam nun der kleine Otilie, Ersatzdampfer für die untergegangene Papua, von Deutschland in Cooktown an unter der Führung des Kapitän Rasch. Er war natürlich informiert, daß er mich gratis erster Klasse nach Finschhafen überzusetzen hatte. Die Otilie war ein kleiner Holzdampfer mit 120 Tonnen und hatte natürlich nur eine Klasse, zwei Kabinen und einen ganz schönen Salon. Die eine Kabine gehörte dem Kapitän, und in der zweiten waren zwei Angestellte oder Beamte der N[eu] G[uinea] Co. mit herausgekommen, somit konnte ich keine eigene Kabine haben, konnte aber bequem schlafen auf dem Sofa des Salons. Von Cooktown kam noch ein zweiter Passagier mit, ein Herr Braun, der schon lange in Cooktown auf die Überfahrt gewartet hatte. Er kam von Holländisch Indien² und dachte wohl, daß in der neuen deutschen Kolonie sehr viel los sein würde. Er begann jeden Satz mit „mh ha!“ Einmal fragte ihn unser Missionar Meyer, warum er so lange in diesem elenden Nest Cooktown säße. Antwort: „Mh ha, es gefällt mir eben gerade hier.“

Die Fahrt von Cooktown nach Finschhafen dauerte immer vier Tage mit diesen kleinen Dampfern. Die ersten zwei Tage waren in der Regel sehr rauh, sobald man um die Südostecke war, hatte man Windschutz. Herr Braun war mein Schlafkamerad im Salon; die ersten zwei Tage war uns gar nicht wohl, und Herr Braun meinte: | „der alte Bierschleim!“ Er hatte nämlich in seinem feinen Hotel regelmäßig Bier getrunken. 1|2

Bei dieser Überfahrt nach N[eu] G[uinea] gedachte ich meiner Küstenfahrt im November des vergangenen Jahres auf den verschiedenen Dampfern von Sydney nach Cooktown, und an ein paar englische Mitreisende damals. Als der eine hörte, daß ich nach N[eu] G[uinea] gehen wollte, sagte er: „The Germans are a very earth-hungry people.“ Ich antwortete: „Well, the British are more, they have nearly all the world.“ – „It is true, it is true.“ – Ein Kabinengenosse von mir, ein sehr klotziger, vierschrotiger Mann, kam in die Kabine, wo ich schon im Bette lag. Mit rauher Stimme rief er: „Steward, steward, here is somebody in my bed!“ Der Steward, der mich in meine Koje gewiesen hatte, sagte verlegen und bittend: „You take twenty five!“ Der grobe Queensländer sagte: „No, that’s my bed!“ Ich hatte mich bis dahin stille verhalten, als ich aber merkte, daß der schwere Mann nach oben wollte, da sagte ich: „I take twenty five!“, und eins zwei drei war ich oben. Dieser mein Kabinengenosse sprach auf der

1 Den folgenden Text bis einschließlich S. 170 des Originalmanuskripts tippte der Verfasser größtenteils nicht persönlich, sondern diktierte ihn Adolf Ortenburger, woraus sich einige Abweichungen in der Orthographie ergeben (z. B. „Thür“ statt „Tür“).

2 Aus der niederländischen Kolonie im indonesischen Archipel.

weiteren Fahrt kein Wort zu mir; dagegen der sich über die erdhungerigen Deutschen beschwert hatte, unterhielt sich ganz freundlich mit mir, nur als er hörte, daß ich als Missionar nach Deutsch N[eu] G[uinea] gehen wollte, sagte er wegwerfend: „The blacks, there must be done away with!“ Er war also nicht missionsfreundlich gesinnt.

Und nun war ich auf dem Wege als Missionar nach Deutsch N[eu] G[uinea] und freute mich von Herzen in der Hoffnung, den *blacks* Gutes tun zu können. Und als wir nun am dritten Tage der Reise mit unserer Otilie um die Südostecke drehten, da hatten wir das herrlichste Wetter, und mir und allen Mitreisenden war recht wohl, dem Herrn Braun sowie auch den beiden Neulingen aus Deutschland, und der gemütliche Kapitän Rasch machte seinen Scherz mit uns. Er ging mit mir eine Wette ein um ein Glas Bier, ich könne meinen Rock nicht allein anziehen. Ich verlor die Wette, da er zu gleicher Zeit auch seinen Rock anzog.

Die Fahrt war nun herrlich, nicht zu fern von der Küste sah man die saftig grünen smaragdnen Bergreihen, gar sehr verschieden von den kahlen Uferhöhen Australiens. Ich mußte an die Beschreibung von Cook's Reise um die Welt denken, als da die Entdecker von dem kahlen Australien nach Neuseeland kamen, staunten sie über die herrlichen Berglandschaften mit grünen Wäldern, drei, vier Reihen hinter einander. Und so sahen wir nun zum erstenmal das herrliche tropische Neu-Guinea.

Am schönsten waren die Aussichten von unserm Schiff aus am vierten Tage unserer Reise, dem Tag unserer Ankunft am Ziele. Da passierten wir den weiten Huongolf, zur Linken sahen wir die hohen Inlandgebirge, zur Rechten das Hochgebirge des Finisterre auf der Finschhafen-Halbinsel.

Bald bogen wir um die Bredowspitze und liefen in den Außenhafen von Finschhafen ein. In der Nähe des Hulks Norma ankerten wir.³ Die anwesenden Beamten kamen in Booten herbei und bewillkommten uns. Der Lagerbeamte Gemsky⁴ sagte, er hätte einen Gruß für mich aus Berlin, aber dort wäre ich schon tot gesagt, da mich die Wilden in Cooktown aufgefressen hätten. |

2}3

3 Ein Hulk ist ein Schiff, das ohne funktionsfähigen Antrieb im Hafen liegt. Auf der Norma waren das Wohnhaus für Familie Schleinitz und fünf hölzerne Schwedenhäuser sowie Kohlen und andere Vorräte von Hamburg nach Finschhafen transportiert worden, und bis zur Fertigstellung ihrer Wohnung waren Schleinitzens auf dem Hulk untergebracht. Das abgetakelte Schiff diente der Neuguinea-Compagnie später als Depot. Vgl. auch Flierls Ausführungen unten, II 6.

4 Paul Gemsky war am 2. Juni 1886 nach Neuguinea gekommen. Er starb am 10. März 1887.

DREI MONATE IN FINSCHHAFFEN IN EINEM FREIQUARTIER DER NEU-GUINEA-COMPAGNIE

Finschhafen war damals der Hauptort von Deutsch Neu-Guinea, dem Schutzgebiet der Kompagnie. Den Namen hatte der Ort von dem Dr. Finsch⁵, einem Braunschweiger, der im Jahr 1884 auf dem winzigen alten Dampfer Samoa das Gebiet erforschte, welches Bismarck für Deutschland in Besitz nehmen lassen wollte.⁶

Die ersten Beamten der N[eu] G[uinea] Co. kamen nach Finschhafen am 5. Oktober 1885, also nur etwa ein halbes Jahr vor mir. In dieser kurzen Zeit waren ziemlich viele europäische Gebäude errichtet worden, deren Material fertig zubereitet eingeführt wurde; besonders waren es sogenannte Schwedenhäuser, ganz von Brettern, auch das Dach, mit sehr kleinen Räumen, nur 8 Fuß im Kubus. Durch die Bretterdächer und -decken drang der Regen in die Räume, darauf strich man sie mit Theer an, und nun rannte die schwarze Brühe in die Räume, schließlich schlug man Wellblech drauf, und das half.

In einem solchen kleinen Raum erhielt ich meine Unterkunft mit meinen Sachen, und als einige Wochen später mein erster Mitarbeiter, Bruder Tremel, aus Deutschland ankam, mußte er bei mir logieren, weil die Räume sehr knapp waren.

Mein Essen hatte ich in der nahen Speiseanstalt, die zwei Klassen hatte: für die Herren und für die Handwerker. Ich gehörte natürlich zur ersten Klasse. In den drei Monaten lernte ich die verschiedenen Tischgenossen gut kennen. Die Verwaltung der Speiseanstalt hatte ein bayerischer Pfarrerssohn, Herr Götz⁷. Er hatte erst Medizin studiert, war dann Offizier geworden, und weil er eine arme deutsch-ungarische Lehrerin heiratete, mußte er seinen Abschied nehmen und lebte in Wien als Ornithologe. Als nun die deutsche Kolonie eröffnet wurde, wollte er auch dabei sein in großer Begeisterung mitsamt seiner Emma, die eine gute Hausfrau war, und so übernahmen sie die

5 Der Autodidakt Otto Finsch (1839–1917) war Ethnologe und Ornithologe. Er arbeitete an verschiedenen Museen, ehe er seine Forschungsreisen begann, die ihn nach Nordamerika, Lappland, Sibirien und schließlich auch in die Südsee führten (1879–1882 und 1884–1885).

6 Siehe zu den Reisen von Otto Finsch den Abschnitt bei Markus Schindlbeck: Deutsche wissenschaftliche Expeditionen und Forschungen in der Südsee bis 1914, in: *Südsee-Handbuch*, S. 132–155, hier: S. 137f.

7 Conrad Götz kam am 22. Februar 1886 nach Finschhafen. Er pachtete später ein Stück Land, das er mit seiner Frau bewirtschaftete.

Speiseanstalt in Finschhafen, welche die Kompagnie für ihre Angestellten vorsorglich einrichtete.

Ich machte natürlich bald nach meiner Ankunft meine Aufwartung bei dem Landeshauptmann Freiherrn von Schleinitz, seines Standes Vizeadmiral der deutschen Marine. Er hatte mit seinem Fahrzeug Gazelle in diesen Gewässern gekreuzt, wovon die Gazelle-Halbinsel von Neupommern ihren Namen erhielt.⁸ Der Landeshauptmann und seine Gemahlin waren sehr wohlwollend gegen mich, und ich wurde sozusagen der Hofprediger in Finschhafen, indem sie mich ersuchten, Sonntagsgottesdienste zu halten, in Ermangelung einer Kirche im Speisesaal. Landeshauptmann Schleinitz und Familie wohnten in der ersten Zeit auf dem Hulk Norma; die Residenz wurde gebaut auf einer nahen Halbinsel am Finschhafen. Sie hatten ein paar Kinder bei sich, die Tochter 14 Jahre alt, und die gnädige Frau ging mich an, derselben Religionsunterricht zu erteilen; im übrigen hatten sie einen Hauslehrer Namens Ehmann⁹, der in der Speiseanstalt mit uns aß – die Herrschaft führte natürlich eigenen Haushalt.

Ich wurde nun gewahr, daß ich gerade zur rechten Zeit nach Finschhafen gekommen war, nämlich ein Schiff später als der Landeshauptmann, und zwar am 12. Juli.

Die Angestellten der Kompagnie waren nicht sonderlich erbaut, daß der oberste Beamte gleich mit Familie kam, und noch weniger willkommen war ihnen die Ankunft eines Missionars; aber auf die schon erwähnte Weisung von Berlin hin wurde ich trotzdem von allen wohlwollend empfangen und gut behandelt nach dem Beispiel des Landeshauptmanns. Er kam mit seiner Gemahlin auch regelmäßig zum Sonntagsgottesdienst.

Bei dieser Gelegenheit, da schieden sich die Geister. Der erste Arzt, der noch in Königsberg lebt,¹⁰ sagte entschuldigend zu solchen, die wegblieben: „Ich gehe eigentlich nur zum Gottesdienst aus Rücksicht gegen Herrn Flierl.“ Ein Geometer Schneider¹¹, der nie kam, sagte einmal bei Tisch: „Heut hat der Hund recht andächtig zugehört beim Gottesdienst.“ Ich sagte: „Ja, der hat Sie vertreten.“ Darauf meinte er: „Das sitzt!“ Ein Gärtner Schollenbruch¹², der auch nie kam, sagte zu seinem Kameraden, er wolle sich lieber erstechen lassen, als daß er den Gottesdienst besuchte. Ein Baron

8 Zu dieser Expedition siehe Markus Schindlbeck, a.a.O., S. 135f.

9 Paul Ehmann (1858–1901) war gemeinsam mit Familie von Schleinitz in Finschhafen angekommen. Ehmann übersetzte japanische Bücher; ab 1899 war er Lehrer in Tokio.

10 Gemeint ist Otto Schellong (1858–1945), der seit dem 26. Januar 1886 in Finschhafen als Arzt tätig war, daneben Ethnographica sammelte und Sprachforschungen betrieb. 1888 quittierte er den Dienst bei der Neuguinea-Compagnie und praktizierte von da an in Königsberg.

11 Paul Schneider war als Regierungs-Feldmesser gleichzeitig mit Flierl in Finschhafen angekommen. 1887 schied er aus den Diensten der Neuguinea-Compagnie aus.

12 Ernst Schollenbruch, Kunstgärtner aus Straßburg, war seit Gründung der Station Finschhafen 1885 in Neuguinea. Er war ab 1888 Stationsvorsteher der Neuguinea-Compagnie in Hatzfeldhafen, dann Verwalter der Postagentur. 1889 kehrte Schollenbruch nach Deutschland zurück.

von Hippel¹³, der Schwiegervater vom Landeshauptmann, hatte zwar seine Tochter christlich erziehen lassen, aber er hielt sich völlig abseits. Er ging als ein Achtundvierziger nach Amerika, kam weit herum, vermaß die Nordgrenze von Mexico unter Kaiser Maximilian und rühmte sich des guten Zeugnisses von demselben. Aber er war ein ausgesprochener Weltmensch, der nur für's Diesseits Sinn hatte.

So waren eben allerlei Geister in Finschhafen, vor allem auch verschiedene Adelige. Ein Baron von Kotze, ein Verwandter von Bismarck, schrieb ein leichtfertiges Büchlein „Aus Papuas Kultur morgen“, worin er auch über die Mission spöttelte.¹⁴

Von Bedeutung war die wissenschaftliche Expedition unter Dr. Schrader¹⁵, der den Neu-Guinea Kalender schrieb. Mit ihm war ein Dr. Hollrung¹⁶, Botaniker, und ein Dr. Schneider¹⁷, Geologe. Dieser begrüßte mich vor 31 Jahren bei Gelegenheit der Kolonialversammlung in Dresden, stellte auch seine Frau vor als Christen und Missionsfreunde, die in den Missionsblättern auch unsere Missionstätigkeit verfolgt hatten. Er bemerkte, ich hätte ihm draußen nicht ganz getraut, er wäre auch durch sein Studium etwas vom Glauben abgekommen gewesen, aber er hätte es damals schon aufrichtig gemeint. Der vierte Mann der wissenschaftlichen Expedition war ein Herr Hunstein¹⁸, ein ungemein praktischer Forschungsreisender, der im Schutzgebiet tragisch ums Leben kam bei einer großen Flutwelle im Jahr 1888; mit seiner ganzen Partie am Westende von Neupommern kam er ums Leben. Zwei Berge in der Gegend, die man von Finschhafen aus sehen kann, wurden nach Hunstein und Below¹⁹ genannt.

13 Der Ingenieur Moritz von Hippel (1818–1895) war 70jährig nach Finschhafen gekommen, um für die Neuguinea-Compagnie Land zu vermessen. Schon ein Jahr später, 1887, schied er bei der Compagnie aus.

14 Siehe dazu die Einleitung in Teil 1, S. XXIX, Anmerkung 33.

15 Der Astronom Carl Schrader (1852–1930), Assistent der Sternwarte in Hamburg, leitete die Forschungsexpedition, zu der am 3. Februar 1886 eingeschifft worden war. Vier Jahre zuvor hatte Schrader bereits eine Südpolarexpedition geleitet. Zu der von der Neuguinea-Compagnie finanzierten Expedition siehe Markus Schindlbeck, a.a.O., S. 138–142.

16 Der Chemiker und Botaniker Max Hollrung (1858–1937) machte in Neuguinea photographische Aufnahmen und entwickelte die Platten. Hollrung war später Lektor und außerordentlicher Professor für Pflanzenkrankheiten in Halle an der Saale.

17 Der Berliner Geologe und Geograph Carl Schneider war einige Jahre im Schuldienst tätig gewesen, ehe er an der Schraderschen Expedition teilnahm. 1887 kehrte er nach Deutschland zurück. Dort arbeitete er weiter als Lehrer, zuletzt als Provinzialschulrat in Magdeburg.

18 Carl Hunstein (1843–1888), ein Ornithologe, hatte sich in Queensland als Goldsucher betätigt, ehe er 1885 in den Dienst der Neuguinea-Compagnie trat. 1886 war er Stationshelfer in Hatzfeldhafen, dann Stationsvorsteher in Konstantinhafen. Hunstein ertrank in Neupommern infolge einer Springflutwelle, die durch einen Vulkanausbruch verursacht wurde.

19 Der Kaffeepflanzer Paul Wilhelm von Below war zusammen mit Hunstein ertrunken.

Als ich am 12. Juli 1886 in Finschhafen ankam, befand sich die wissenschaftliche Expedition, nämlich diese vier Männer mit ihren sogenannten wissenschaftlichen Hunden, gerade auf dem Sattelberg, haben uns im Vermessen seinen Namen gegeben. Es ist ein Berg, nahezu 1 000 Meter hoch, der bedeutend über die Höhen des Küstengebirges hinausragt. Der Landeshauptmann bemerkte einmal, er sähe aus wie eine große Warze. Er ist von Finschhafen aus sichtbar, und so wurde also damals schon unsere Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Ich machte während der drei Monate in Finschhafen sowohl allein als auch in Gesellschaft von Beamten der N[eu] G[uinea] Co. kleine Ausflüge nach Süd und Nord und dachte für [eine] Stationsanlage zuerst an Jabim, an den Ort Ngasekalatu, an einer schönen Quelle. Es erschien mir der Ort dann aber doch zu entfernt für unsere schwachen Kräfte, und ich wählte dann das näher gelegene Simbang, das ich auch mit Br. Tremel besichtigte, und wir beschlossen, da unsere erste Niederlassung zu gründen.

4|5 |

UNSERE ERSTE STATION SIMBANG

Ehe wir auf eigenen Platz zogen, hatte ich noch einen ernsten Abschluß in Finschhafen.

Die Residenz des Landeshauptmanns auf Salangkaua war fertig geworden; die Familie hatte eben ausgepackt und war eingezogen, da erkrankte die Gemahlin des Landeshauptmanns schwer und starb nach kurzer Zeit. Der Doktor hatte sie nur auf Malaria behandelt, aber es stellte sich heraus, daß sie infiziert war von Diphteritis, woran der Familie ein Kind gestorben war, und die Infektion war verursacht worden durch mitgebrachte Sachen. Freiherr von Schleinitz bemerkte damals, der Arzt hätte betreffs der Krankheit im Dunkeln getappt.

Ich hatte die Beerdigung zu halten und redete dabei von der Auferstehungshoffnung. Später erkrankte und starb der schon erwähnte Lagerverwalter Gemsky, welchen der Rheinische Missionar Thomas²⁰ beerdigte. Ein Beamter sagte nachher zu mir, daß mein Kollege weniger von Auferstehung gesprochen hätte. Ich sagte ihm, wenn er ihn fragen wollte, würde er wohl hören, daß Missionar Thomas den gleichen Glauben hätte wie ich.

Nach diesem ernsten Abschied von Finschhafen noch einen heiteren von der Speiseanstalt. Da sang uns der Hauslehrer Ehmann ein hübsches kleines Lied so oft vor, daß ich mirs merken mußte. Da der Inhalt nicht ungut ist, sollen die Verse nachstehend folgen:

Wenn man von dem Lohn der Tugend
Hin und wieder was erfährt,
So ist das im allgemeinen
Jedenfalls recht lobenswert.

Aber so was kann mich ärgern,
Wenn man in der Zeitung liest,
Was dem Johann Spundelnudel
Für sein gutes Werk geschicht.

Von Geburt aus Neutomischel,
Handwerksbursche von Metier,

20 Wilhelm Thomas (1843–1900) war seit 1872 Missionar in Nias, einer westlich von Sumatra gelegenen Insel. Er kam am 17. Februar 1887 nach Finschhafen. Schwer an Malaria erkrankt, mußte Thomas noch im selben Jahr nach Deutschland zurückkehren. Er war später erneut in Nias tätig.

Kam er einst auf seiner Reisen
Auch an einen großen See.

Allda sah er einen Knaben,
Welcher etwa dreizehn Jahr,
Der, nachdem er sich gebaden,
Eben beim Ertrinken war.

So was kann Johann nicht leiden,
Mutig springt er in die Flut,
Faßt den Knaben bei den Beinen,
Aber, ach! verlor den Hut.

Unbemittelt und vertrauend
Auf das Werk, das er getan,
Hält er bei der Ortsbehörde
Bittend um Belohnung an.

5|6 Und die nimmt denn sein Ersuchen
Auch sogleich zu Protokoll
Und berichtet an das Kreisamt,
Wie man sich verhalten soll. |

Und das Kreisamt schreibt auch wieder,
Und Johannes ist schon froh.
Doch wie groß ist sein Erstaunen,
Denn die Antwort lautet so:

Erstens, weil der Spundelnudel
Schwimmen kann, so ist es klar,
Daß sein Leben bei der Sache
Sonderlich nicht in Gefahr.

Drum nach reiflichem Ermessen
Lautet unser Amtsbeschluß,
Daß die fragliche Belohnung
Jedenfalls von Überfluß.

Zweitens, weil der Spundelnudel
Sein Ersuchen eingeschickt,
Ohne daß er, wie es üblich,
Einen Stempel drauf gedrückt,

Drum nach reiflichem Ermessen
Lautet unser Amtsbeschluß,

Daß er zwei und siebenzig Kreuzer
Stempelstrafe zahlen muss.

Ja, so lautet das Ergebnis,
Zahlen muß der junge Mann,
Ob ihm gleich aus beiden Augen
Eine dicke Thräne rann.

Und wir fragen uns im Stillen:
Wozu nützt die gute Tat,
Wenn ein ehrenwerter Jüngling
Obendrein noch Kosten hat?²¹

Das Lied vom Spundelnudel sprach mich schon deshalb an, weil er aus Neutomischel war, der zweiten Heimat meines Reisegefährten nach Australien, Pastor Matschoß.

Der Umzug nach Simbang war zunächst nicht ganz so leicht und heiter wie das Leben in der Speiseanstalt zu Finschhafen! Sie war nicht bloß Speiseanstalt, sondern auch Trinkanstalt in Bier und Wein. Da sangen die Herren aus Berlin gar manchmal: Wenn das Asow'sche Meer lauter Champagner wär'!

Am 2. September machten wir da einen gemeinsamen Ausflug halbwegs nach Simbang, nach einem sandigen Strand, den wir damals Sedansbucht nannten. Der Landeshauptmann war auch von der Partie auf der Dampfbarkasse, und auch der Hauptmann Dreger²² von den Krupp'schen Werken, der im Weltkrieg eine Rolle spielte. An dieser Sedansbucht sangen die Herren mit großem Schwung: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ usw.

Und nun zum Umzug nach Simbang! Es liegt nur anderthalb Stunden südlich von Finschhafen, aber ein mühsamer Buschpfad führte hin. Wie sollten wir da mit Sack und Pack, Kisten und Kasten an unsern Bestimmungsort kommen, ohne eigenes Hilfspersonal und Verkehrsmittel! Da bewährte sich nun die Hilfsbereitschaft der Herren von der N[eu] G[uinea] Co. Ein Boot mit | weißem Steuermann und schwarzen Ruderern brachte uns und unsere Sachen auf einmal nach dem Dorfe Simbang hinaus, wobei wir auch gutes, ruhiges Wetter hatten. Die schwarze Mannschaft lud unsere Sachen aus, und wir waren nun auf unserm ausgewählten Platz. Hiebei ist zu bemerken, daß die N[eu] G[uinea] Co. von Anfang an eine gute Anzahl von farbigen Arbeitskräften hatte, nämlich Malaien von Holländisch Indien und Insulaner von den

6|7

21 Es handelt sich hierbei um das Gedicht „Der Lohn einer guten Tat“ von Wilhelm Busch. In der hier gebotenen Version sind einige Abweichungen vom ursprünglichen Text zu verzeichnen; so heißt der Protagonist bei Busch Johann Luënicka und kommt aus Leitomischl.

22 Der ehemalige Artillerie-Hauptmann Max Dreger (1852–1927) stand dem Vermessungswesen in Finschhafen vor. 1887 beendete er seine Tätigkeit für die Neuguinea-Compagnie. Dreger arbeitete dann als Konstrukteur für Krupp und war von 1910 bis 1915 Generalvertreter für Kriegsmaterial.

östlichen Inseln Neupommern, Neuirland usw., welche durch die Mioko-Firma auch für die N[eu] G[uinea] Co. angeworben waren; denn die Leute von N[eu] G[uinea] waren damals noch nicht zu längerer und regelmäßiger Arbeit zu haben.

Die Dorfleute von Simbang begrüßten uns nicht eben freundlich. Wir waren ja vorher öfters bei ihnen gewesen und hatten ihnen klar zu machen gesucht, daß wir bei ihnen unser Haus (*andü*) bauen und bei ihnen wohnen wollten. Höflich, wie die Eingebornen sind, widersprachen sie dabei nicht, und wir glaubten ihre Einwilligung zu haben. Nun aber brüllten sie lauten Protest. Um das zu verstehen, sei hier erwähnt, daß im Dorf Simbang Familien wohnten, die von Finschhafen ausgesiedelt waren, so der alte Jaboa mit seiner Familie, dessen Heimat das schöne kleine Inselchen Madang war, im Finschhafen gelegen, nur einen Hektar groß, aber mit 100 Kokospalmen. Die Weißen legten eine Axt vor ihn hin, gleichsam als Bezahlung für seinen Wohnort, und sagten: *aum gigia* (wörtlich „du bist gegangen“, d. h. mach, daß du fortkommst!). So wanderte er nach Simbang aus, und die Weißen bauten auf Madang eine ganze Anzahl Gebäude, so das Lagerhaus, die Wohnung des Stationsvorstehers und die Wohnung des Doktors.

So dachten eben die Simbang-Dorfleute, wir würden sie in gleicher Weise aus ihrer Heimat verdrängen. Das war nun für uns eine ungemütliche Lage. Es war schon gegen Abend, Br. Tremel und ich ordneten unsere Kisten und Sachen zusammen und deckten sie mit Wellblech zu, das wir auch mitgebracht hatten, und richteten darunter unsere Schlafstelle ein. Als wir am nächsten Morgen aufstanden, war unser Lagerplatz ringsum auf nicht schöne Weise verunreinigt als Zeichen ihres Protestes.

An dem Tage, da wir uns etwas einzurichten versuchten, kam es zu einem Zwischenfall, ein etwas unfreundlicher Mann, Ngakau, nahm vor meinen Augen unsere Axt weg, die ich ihm abnehmen konnte, worauf er brüllend davon lief, aber bald wieder kam mit einem Kniebeil, an dem ein scharfes Hobeisen war, und wollte damit auf mich losschlagen. Ich hatte unsere Flinte zur Hand, und Br. Tremel rief mir zu: „Schieß, er will dich schlagen!“ Ich schoß zum Glück nicht, konnte ihm aber sein Kniebeil entreißen und warf es weit über ihn weg, worauf es sein kleiner Sohn Boladu aufnahm und damit davonzief. Wir konnten das als gutes Zeichen ansehen, daß die hoffnungsvolle Jugend Sympathie für uns hatte. Bei dem Ringen mit Ngakau war mir die eine Hand etwas verletzt worden und blutete. (Das einzigmal, daß ich in N[eu] G[uinea] leicht blutig geschlagen wurde.)²³

Der alte wohlmeinende Häuptling von Simbang, namens Duke, hatte sich bei dem ganzen Streit neutral verhalten. Zu ihm ging ich, zeigte meine blutige Hand und beschwerte mich über Ngakau und die jungen Leute von Simbang: Wir wären doch

23 Wie Georg Pilhofer vermutet, hatte Ngakau einen Rechtsanspruch auf das von den Missionaren in Unkenntnis der örtlichen Gegebenheiten ausgewählte Grundstück (Pilhofer: *Die Geschichte der Neudettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 71).

zu ihnen als Freunde gekommen und wollten friedlich bei ihnen wohnen usw. Das nächste, was er tat, er nahm meine Hand, blies sie an und murmelte. Erst später wurde mir klar, daß es wohl das sein sollte, was wir »Anfangen« oder »Besprechen« nennen. Jedenfalls redete er zu unsern Gunsten. Bald kam der Ngakau und brachte als Sühnegabe eine Handvoll Tabak der Eingebornen und war nun offenbar friedlich gestimmt. |

7|8

Am gleichen oder am nächsten Tag machte der Dorfhauptling Ngau von Kalingquam, einem nahen Dörflein an der Langemack-Bucht, seine Antrittsvisite bei uns. Er hatte schon gehört, daß Ngakau und einige junge Leute von Simbang sich unfreundlich gegen uns benommen hatten, und er stimmte seinem Kollegen Duke bei, daß wir als friedliche Leute gut behandelt werden sollten, zugleich führte der alte Mann einen Friedenstanz auf unserm Platz aus. Von ihm will ich gleich noch mitteilen, daß er, als ich später nach Australien ging, um meine Frau zu holen, mir einen schönen Bunsch²⁴ Bananen spendete für die Seereise, und ich mußte ihm versprechen, daß ich ja wieder zurückkäme. Er war aber nicht mehr unter den Lebenden, als wir zurückkamen.

Nun konnten wir uns also richtig einrichten. Wir schlugen unser Zelt auf, in welchem außer unsern beiden Stretchern²⁵ auch noch Kisten Platz hatten, besonders die schweren Dettelsauer. Daneben spannten wir noch zwei Zeltdächer auf, unter einem kochten wir, und unter dem anderen fertigten wir uns auf Pfählen einen Tisch und Bänke an.

Und nun ging es an den Aufbau der Station, möglichst aus Buschmaterial; nur für die Dächer unserer großen Gebäude schafften wir uns Wellblech an. Wir konnten alle Materialien und Proviant aus dem Lager der N[eu] G[uinea] Co. in Finschhafen beziehen. Als gelegentliche Arbeiter halfen uns ja die jungen Leute aus Simbang und Umgegend ganz schön, indem sie uns Bauholz aus den umliegenden Wäldern brachten, das Br. Tremel und ich verarbeiteten zu Balken, Latten, Planken usw.

Zuerst gingen wir an den Bau eines großen Schulhauses, Schulsaal und zwei Stuben für uns. Wir wollten den Eingebornen doch gleich zeigen, daß wir gekommen waren, ihre Jugend zu unterrichten. Wände und Fußböden fertigten wir aus selbstgehauenen Planken; nur für Thüren bezogen wir Bretter. Wir stellten die Gebäude auf Holzpfosten, wie die Eingebornenhäuser sind. Wir ließen uns von den Eingebornen beraten, was für Art von Holz man in den Boden stecken könne, und sie sagten uns: das *kapoing*²⁶-Holz wäre dafür gut. Wir machten aber den Fehler, daß wir grüne Pfosten nahmen, und fanden, daß in ungefähr drei Monaten die weißen Ameisen den weißen Splint weggefressen hatten. Der braune Kern blieb ja stehen; aber die Beine des großen Hauses waren nun sehr dünn geworden, doch blieb das Gebäude darauf stehen.

24 Bunsch (zum englischen Wort *bunch*) meint ein Büschel.

25 Leichten tragbaren Betten.

26 Kâte (heutige Schreibweise *kacbij*): Rotanpalme.

Während wir nun eifrig dabei waren, unsere erste Station Simbang auszubauen, erhielten wir Besuch von den Rheinischen Missionaren Eich²⁷ und Thomas, welche soeben mit dem Schiff angekommen waren. Dank unserer Unwissenheit hatten wir für zwei Missionsgesellschaften die Thür für Deutsch N[eu] G[uinea] aufgestoßen. Im ersten Teil meiner Erinnerungen teilte ich ja mit, daß die Rheinische Mission vor uns um Einreiseerlaubnis nach N[eu] G[uinea] gebeten hatte, aber abgewiesen wurde als verfrüht für Missionsunternehmung. Als dann unsererseits die gleiche Bitte nach Berlin gesandt wurde, erhielt Missionsinspektor Deinzer die gleiche Antwort; aber er wiederholte sein Ansuchen: wir könnten nicht mehr zurück, Flierl und Begleiter wären schon in Cooktown, dazu kam dann noch die Eingabe von Australien in der gleichen Sache, und solchem doppelten Ansturm wurde dann die für uns erwünschte Folge gegeben.

8)9 Als dann die Barmer lasen, die Neuendettelsauer Missionare seien schon in N[eu] G[uinea], da wendeten sie sich wieder nach Berlin mit der Anfrage, ob denn die Bayern vor ihnen den Vorzug haben sollten. | Natürlich mußten sie nun auch die Einreiseerlaubnis erhalten. Da wir nun bei Finschhafen uns schon festgesetzt hatten, so erwählten sie für sich den Wirkungskreis in der Astrolabebay. Es bestand zu aller Zeit zwischen den beiden Missionsgesellschaften ein freundnachbarliches Verhältnis.

Ehe wir weitere Verstärkung von Neuendettelsau erhielten, kam der bekannte Breklumer Bruder Doblies zu uns nach Simbang. Wie schon früher erwähnt, war er Reiseprediger in Queensland, wollte aber herzlich gern auch in Deutsch N[eu] G[uinea] ein Arbeitsfeld für Breklum eröffnen, allerdings ohne Auftrag seiner Gesellschaft. Als ich ihn in Elim zurückließ, mußte ich ihm versprechen, auch für ihn die Thür nach N[eu] G[uinea] zu öffnen. Ich tat das, als wir nach Simbang zogen, und der Landeshauptmann ging darauf ein unter der Bedingung, daß wir ihn auf unserer neuen Station aufnehmen, denn in Finschhafen war betreffs der Wohnungen drangvolle Enge, da immer neue Angestellte herauskamen. So kam nun Doblies vergnügt bei uns in Simbang an mit seinem großen Reisekoffer und hebräischer Bibel und schlug neben uns sein Zelt auf und half uns treulich bei den Gründungsarbeiten! Er litt aber so arg an Fieber, daß er nach drei Monaten wieder gerne nach Queensland zurückkehrte und bis ins hohe Alter dort selbst einfacher Reiseprediger blieb.

Da man noch keine ständigen Arbeiter aus den Eingebornen um Simbang haben konnte, wendete ich mich um Hilfe an die Methodistenmission im Bismarck-Archipel, und der damalige Leiter schickte uns drei ganz treffliche Leute, Timothy,

27 Friedrich Eich (1843–1919) war von 1873 bis 1887 zunächst Missionar in Deutsch-Südwestafrika gewesen. Er kam am 16. April 1887, also erst zwei Monate später als Thomas, nach Finschhafen. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau Margarete ging Eich 1891 aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurück. Von 1893 bis zu seinem Tod war er in Südafrika tätig.

Gideon und Raibon, die ein halbes Jahr geschickt und fleißig bei uns arbeiteten und uns halfen.

Zu der Zeit erlebte ich eine bange Nacht. Br. Tremel hatte zwar wenig Fieber, aber litt viel an Geschwüren, und der Arzt hatte ihm verordnet, regelmäßig jeden Abend vor dem Abendbrot Eisentropfen einzunehmen. Es war schon dämmerig, er hatte es eilig und erwischte eine falsche Flasche mit allopathisch Arsenik; da sagte er: „Die Medizin schmeckt ja heute so komisch.“ Ich erwiderte: „Hast wohl was Falsches genommen?“ Richtig, aus der viereckigen Flasche Arsenik. Auf meine Frage, ob er viel genommen hätte, meinte er, das wüßte er nicht. Da war ich in großer Sorge. Ich ließ das Abendbrot stehen, nahm nur einen Ranft Brot, um schleunigst nach Finschhafen zu eilen zum Doktor, um ein Gegenmittel zu holen. Es wurde finster, da wars eine Kunst, auf dem Waldpfad zu bleiben, so rief ich im Dorf Simbang einen jungen Mann namens Ginggusu (da er öfters lange Finger machte, nannte ich ihn zuweilen auch Genggengsu, d. h. Dieb). Er sollte mich als Führer begleiten. Wir waren noch nicht weit im Wald, da sagte er, er müßte austreten, ich sollte etwas stehen bleiben. Ich stünde wohl heute noch dort, wenn ich auf ihn gewartet hätte. So kämpfte ich mich allein durch; ganz verirren konnte ich mich ja nicht. Rechter Hand brauste das Meer an den Korallenfelsen, links stiegen die Berge auf, und die ganze Uferebene war pechschwarzer Wald. Ich stolperte über Bäume und Gräben, und nach geraumer Zeit hörte ich menschliche Stimmen, das mußte das Dorf Kolem sein. Ich rief überlaut: „*Laua*, Leute kommt, zeigt mir den Weg zu euerm Dorf!“ Da war alles mäuschenstill. Schließlich kam ich auf den freien Dorfplatz hinaus und sah die Leute unter ihren Häusern wie erstarrt an den Feuern sitzen. Ich fragte, warum sie nicht geantwortet hätten, da sagten sie: „O Jauani²⁸, du bist's! Wir dachten, es wäre der *balum* (ein Geist).“ |

9|10

Um Versprechen guten Lohnes konnte ich zwei Burschen gewinnen, mich nach Finschhafen zu führen und zurück nach Simbang. Die kurze Strecke von Kolem zum hinteren Hafen hatten wir guten offenen Pfad; dort lag am Strand eines von ihren Kanus, auf dem sie mich nach Finschhafen ruderten. Die Herren saßen noch in der Speiseanstalt beim Glas, unter ihnen der Doktor Schellong, dem ich über den Fall berichtete. Er bemerkte wohlwollend: „Sie sind ganz erschöpft, trinken Sie erst ein Glas Wein, dann gehen wir in meine Wohnung, und ich braue ein Gegenmittel zusammen.“ Ich fragte ihn, wenn mein Mitarbeiter zuviel Arsenik genommen hätte, würde ich dann noch zurecht kommen? Der Arzt bemerkte, das sei schwer zu sagen. Auf meine weitere Frage: Wenn er keine üble Wirkung verspürte, sollte er dann das Gegenmittel auch nehmen? Antwort: Er solle auf alle Fälle es nehmen. Ich verabschiedete mich mit Dank, und meine beiden Führer brachten mich gut und schnell zurück. Ich traf gleich den jungen Timothy, dem ich beim Weggehen gesagt hatte,

28 Flierl wurde in Verballhornung seines Vornamens Johann mit Jauani angeredet.

auf den Meister aufzupassen, und er sagte, er wäre *all right*. Ich weckte Br. Tremel aus süßem Schlummer, und er mußte gleich anfangen, seine Arzenei vorschriftsmäßig zu nehmen. So war denn die Affäre glücklich abgelaufen.

Wir wohnten damals schon in unserm Neubau, dem Schulhaus. Zur rechten Zeit konnten wir einziehen, vor Eintritt der schweren Regenzeit. Bei den ersten schweren Güssen hatte wir schon bemerkt, daß wirs im leichten Kalikozelt²⁹ nicht lange würden aushalten können. Nun gingen wir an den Bau eines Wohnhauses mit vier Räumen. Wir probierten dabei einen andern Baustil aus: Diesmal setzten wir keine grünen Pfosten, sondern nahmen den guten braunen Kern von *kapoing*-Bäumen. Das Gerippe des Hauses fertigten wir aus gewöhnlichem Buschholz, das uns die Schwarzen herbeiholten. Wir ließen uns sehr viel spanisches Rohr holen, welches dort sehr häufig vorkommt. Unsere drei Jungen von der Methodistenmission waren sehr geschickt, aus gespaltenem Rohr Flechtwerk für die Wände des Hauses zu machen. Dieses wurde innen und außen mit Lehmörtel verputzt, gebrannte Korallen gaben guten Kalk, um diese Wände innen und außen schön anzuweißen. Natürlich hatten wir vorher das sichere Wellblechdach auf das Haus gesetzt, wobei uns das Missgeschick begegnete, daß die Wände auseinandergehen wollten; aber wir stellten rechtzeitig die notwendige Verbindung her. Das lange Gebäude hatte auf allen Seiten mäßig breite Veranden, so daß die schönen weißen Wände gut geschützt waren. Die Fußböden machten wir diesmal nicht aus mühsam gehauenen Planken, sondern aus Palmenschwarten (*jaueng*), die Rundung nach oben, das ergab selbstreinigende Fußböden, die sich aber auf die Länge nicht voll bewährten: man konnte auch einmal durchtreten, so daß wir auf die *jaueng* noch Bretter legten. Neben dieses Haus bauten wir eine zweiräumige Küche mit Kochraum und Vorratsraum. Nahebei gruben wir einen Brunnen, den wir mit Wellblech aussetzten, um daraus auch Badewasser zu haben für ein Badekammerlein unter der Küche; und auch einen Backofen errichteten wir, außerdem ein kleines Gebäude als Werkstatt und Vorratsraum. Damit war die Station ausgebaut.

Das viele Material für diese weiteren Bauten brachten wir über See auf einmal nach Simbang, was aber einen schwierigen Transport ergab. Sehr entgegenkommend stellte uns die Kompagnie wieder Lastboot und Dampfbarkasse zur Verfügung. Aber, o weh! 10|11 in der Nähe von Simbang stand starke Brandung. Der Barkassenführer | rief mir zu: „In dieser Brandung kann ich mit der Barkasse nicht hineinfahren, ich werde meine beiden Ruder in die See werfen, und Sie müssen mit dem Boot selber zurechtkommen. Ich kehre um nach Finschhafen.“ Am Steuer im Lastboot war auch ein Weißer, und neben ihm saßen zwei junge Männer von Simbang; ich rief ihm zu: „Werfen Sie den Großen über Bord, damit er uns die Ruder holt.“ Er fragte bedenklich: „Darf ich das tun?“ Ich antwortete: „Ja, sonst gehen wir mit Boot und Ladung zugrunde.“ Zugleich rief ich dem großen Juaru zu: „Du mußt uns die Ruder holen.“ Ich wußte ja, daß

29 Ein Zelt aus dünnem Baumwollstoff.

er perfekt schwimmen kann. Als bald lag Juaru im Meer und brachte das eine Ruder und wollte auch mit ins Boot steigen. Ich rief: „Nicht an Bord lassen! Erst noch das zweite Ruder holen!“ Es geschah. Und nun hielten wir uns mit Hilfe der Ruder aus der Brandung und fuhren hinüber, eine kleine halbe Stunde in die ruhige Ecke des Dorfes Kalingquam. Da blieben wir über Nacht, und am frühen Morgen war es bei Simbang ruhig, wir konnten anfahren und unsere Waren landen. Wir schickten nach Finschhafen, mehr Ruder zu holen, ich legte mich nieder an Fieber, und Br. Tremel brachte das Boot nach Finschhafen zurück und stattete unsern Dank ab.

Damit war nun die Station notdürftig ausgebaut. Inzwischen war auch ein weiterer Mitarbeiter, der Br. Bamler³⁰, von Deutschland angekommen. Mit ihm konnte ich den Br. Tremel für einige Monate allein lassen.

30 Der aus Burghaslach in Mittelfranken stammende Georg Bamler (1868–1928) war Bahnbeamter, ehe er ins Neuendettelsauer Seminar eintrat. Bamler kam 1887 nach Neuguinea, wo er als Missionar, Lehrer, Drucker und Baumeister arbeitete, vier Stationen gründete und drei indigene Sprachen erlernte. Er wurde auf den abgelegenen Siasi-Inseln von einem fallenden Baum getötet.

MEINE REISE NACH AUSTRALIEN, UM MEINE FRAU NACHZUHOLEN

Die Überfahrt nach Cooktown hatte ich diesmal auf dem größeren Dampfer Isabel zu machen, den sich die N[eu] G[uinea] Co. beigelegt hatte. Er hatte einen sehr hohen Aufbau für die Kajüte, und bei schönem Wetter fuhr es sich sehr angenehm darauf; aber bei schlechtem Wetter wackelte er so arg, so daß die Beamten den Scherz machten, man sollte der neuen Isabel den kleinen alten Dampfer Samoa als Ausleger beigegeben. – Es war nun Ende 1887, als ich diese Reise antrat, und füglich nach zweijähriger Abwesenheit in Tanunda eintreffen konnte.

Bei der Überfahrt nach Cooktown hatte ich einen Patienten zu betreuen, es war der Rheinische Missionar Thomas, ein etwas derber Hessen-Nassauer. Er stand in den mittleren Jahren, hatte früher auf Nias gearbeitet, wohin er später auch wieder ausgesandt wurde. Seine Familie lebte damals in Barmen, während er in N[eu] G[uinea] war. Da litt er bald an schweren Fiebern, so daß es seinem Gefährten Eich notwendig erschien, ihn heimzuschicken. Eich selber hatte in Südafrika gearbeitet und wurde später auch wieder dahin geschickt. Zu schneller Begründung der Arbeit auf N[eu] G[uinea] schickte eben Barmen diese beiden Veteranen aus, welchen dann junge Leute folgten.

Eich brachte Thomas an Bord der Isabel und sagte zu mir, es sei ihm unangenehm gewesen, daß der Mitarbeiter Thomas die weißen Ruderer angefahren hätte: „Passen Sie auf, sonst versaufen Sie mich!“ Wir fuhren in einer Kabine nach Cooktown. Er sprach gerne in seinem Dialekt und sagte einmal: „Decken Sie meinen Schoaß zu!“ Als ich ihn nicht verstand, wiederholte er: „Na, meinen Schoaß sollen Sie zudecken!“ Einmal fiel ihm ein, eine Arznei Chlorendine könne ihm nützen; er hätte eine Flasche in einer Kiste unten im Schiffsraum, ich solle sie doch holen. Ich ging etwas schwer an diese schwierige Aufgabe, aber | er ließ nicht locker; so nahm ich einige Planken von der Ladeluke ab, kletterte die Leiter hinunter, suchte und fand die Kiste von Thomas und räumte sie aus, um die Arznei zu suchen. Da war es plötzlich pechschwarz finster; ich wußte noch die Richtung nach der Leiter, kletterte die Leiter hinauf und schlug mit allen Kräften mit den Fäusten an die Planken. Der Mann war zum Glück noch in der Nähe, öffnete die Luke, und ich bat ihn, offen zu lassen, ich müßte etwas suchen. So konnte ich die Kiste wieder ordentlich einräumen und schließen, aber die Arznei fand ich nicht. Missionar Thomas kam auch ohne sie lebend nach Cooktown, aber noch schwer leidend! Doch konnte ich ihn in das dortige Krankenhaus führen, wo ihm der Heilgehilfe, ein ehemaliger Seemann, zum Willkommen einen

11|12

großen Eßlöffel mit Chinin darreichte. Thomas fragte barsch: „Was ist denn das?“ Das mußte ich übersetzen, und der Heilgehilfe sagte gereizt: „Wenn es nicht gut wäre für Euch, würde ichs nicht geben.“ Ich konnte nun meinen Reisegefährten der Obhut des Krankenhauses überlassen.

Einer unserer Mitreisenden von Fischhafen nach Cooktown war der schon erwähnte 70jährige Baron von Hippel, der Lebemann von Mexiko und Westindien. Der sagte mit Pathos: „Die fünf Vierteljahre, die ich in Fischhafen zugebracht habe, waren verlorene meines Lebens – wenn die andern jungen Männer ihre Jahre so hinbringen, so hat das nichts auf sich; aber ich alter Mann muss meine Jährlein zusammennehmen.“ Er wolle nun nach Japan gehen und sich dort amerikanischen Unternehmungen anschließen.

Während Missionar Thomas im Krankenhaus zu Cooktown lag, ging ich für einige Wochen nach unser Unterwegsstation Elim hinaus. Von dort hatte mein erster Nachfolger Meyer die neue Station Bloomfield übernehmen müssen, und es war inzwischen der junge Missionar Schwarz angekommen von Neuendettelsau aus der Hessischen Freikirche, wo er auch ordiniert worden war. Den noch nicht ordinierten Missionar Pfalzer hatte ich bei [dieser] Gelegenheit zu ordinieren.

Von Elim nach Cooktown wieder zurückgekehrt fand ich zum Schiffsabgang den Missionar Thomas wohl und munter. Ich war bei der Einschiffung etwas unpaß, mußte mich erbrechen und legte mich in meine Koje. Er bemerkte, daß er mich nicht pflegen könne, er müßte oben an der frischen Luft bleiben. Ich sagte, es sei auch nicht nötig, ich würde wohl bald wieder wohlauf sein. Wir logierten bei einem Herrn Lindemann und besuchten während unsers Aufenthalts in Sydney auch den dortigen Pastor Schenk. Hier gingen unsere Wege auseinander. Thomas fuhr zu Schiff nach Europa, und ich per Bahn nach Südastralien. Zum Abschied übergab er mir seinen riesigen Tropenhut, von Holländisch Indien stammend, den ich nicht anders verpacken konnte, als ihn auf den Kopf zu setzen. In der Bahn fragten mich Mitreisende wiederholt, von woher ich mit diesem Kanu gekommen sei, und ich antwortete stolz: „Aus Neu-Guinea!“

So kam ich glücklich nach Gawler und erblickte bald in der Straße den Vater Auricht mit seiner ältesten Tochter auf ihrem *buggy*. Ich wollte mich vorbeidrücken und dachte, sie würden mich nicht mehr erkennen, aber mein Riesen-Tropenhut verriet mich. Sie wendeten sich um und begrüßten mich freudig und brachten mich heim nach Tanunda.

Von dem etliche Monate dauernden dortigen Aufenthalt kann ich mich nicht mehr viel erinnern. Ich hielt wohl einige Missionsvorträge, und Vater Auricht sprach stets voll Begeisterung von dem hoffnungsvollen Missionsfeld auf N[eu] G[uinea], wo Tausende von Eingebornen noch zum Evangelium kommen würden. |

Noch vor Mitte des Jahres 1888 rüsteten wir uns zur Rückreise nach N[eu] G[ui]nea]. In Sydney logierten wir wieder bei Lindemann und hatten Zeit, die Gemäldegalerie zu besuchen, wo uns jungen Leuten besonders das eine Bild auffiel „Adam and Eve in the Old Age.“

Eines Abends liefen wir von Sydney aus auf einem Dampfer Victoria und sahen das herrliche Lichteermeer der Hafenstadt hinter uns verschwinden. In Brisbane mußten wir [das] Schiff wechseln und kamen so glücklich nach Cooktown. Unterwegs hatten wir einmal rauhes Wetter. Ich hatte meine Frau für seefest gehalten. Wegen Überfüllung des Schiffes mußten wir in verschiedenen Kabinen reisen. Als ich da eines Morgens nach oben ging, kam mir der Steward nach und sagte: „Mister, your wife wants you.“ Ich ging hinunter und fand sie in Begriff, auch nach oben zu kommen, von Angstschweiß bedeckt. An der frischen Luft wurde ihr bald besser. Bei Vollendung der Reise hieß es: „Ende gut, alles gut!“ In Cooktown konnten wir nicht mehr bei Mutter Grün logieren, wie wir Junggesellen immer taten, wir mußten schon das einzige gute Hotel aufsuchen, in der Mitte des Städtchens gelegen mit der Aufschrift „Balser's Family Hotel.“

Bald erschien im Hafen der seetüchtige Kutter Fairy Queen, von einem tüchtigen westindischen Neger geführt. So kamen wir glücklich nach Elim zu Pfalzer und Schwarz und hielten uns dort einige Wochen auf. Als einmal meiner Frau nicht ganz wohl war, wanderte ich zu Fuß nach Cooktown und holte ihr Arznei bei dem deutschen Doktor Kortüm.

Zum Schiffstermin brachte uns der westindische Neger auf unserer Fairy Queen wieder nach Cooktown. Wir hatten heftigen Gegenwind aus Südost und argen Seegang, so daß unser Schifflein schlimm hin und her geworfen wurde. Wir lagen unten in der kleinen Kabine und hatten immer einander den Eimer hin und her zu reichen; aber nach einigen Stunden liefen wir glücklich in die ruhige Endeavour-Mündung ein, bezogen unser Hotel, und bald kam dann unser Schiff, die Isabel unter dem gemütlichen Kapitän Dallmann³¹, auf der wir unsere Überfahrt nach Finschhafen bewerkstelligen konnten. Die ersten zwei Tage waren wieder unruhig, und ich löste diesmal meine Frau ab, indem ich unpaß auf einem Sofa des Salons lag. Da erschien auf dem Frühstückstisch frischer Fisch, und ich raffte mich auf, von dem guten Bissen auch etwas zu bekommen, und legte mich dann alsbald wieder nieder, was immer die beste Schutzmaßnahme gegen das Seeübel ist. Die zwei letzten Tage hatten wir dann wieder ruhiges Fahrwasser und landeten wohlgemut in Finschhafen. Da war inzwischen

31 Der Kapitän und Entdecker Eduard Dallmann (1830–1896) war Kommandeur von Walfangschiffen in der Arktis und Antarktis und Pionier der Erschließung Sibiriens auf dem Seeweg. 1884 wurde er Kapitän des Dampfers Samoa und begleitete Otto Finsch auf seinen Expeditionen. Von 1887 bis 1893 arbeitete er als Kapitän des Dampfers Ysabel für die Neuguinea-Compagnie. Danach kehrte Dallmann in seine Heimat, Blumenthal bei Bremen, zurück. Vgl. Peter-Michael Pawlik: Von Sibirien nach Neu Guinea. Kapitän Dallmann, seine Schiffe und Reisen 1830–1896, Bremen 1996.

der Speisewirt, Herr Götz, Ansiedler geworden, und seine Frau Emma begrüßte uns sehr freundlich. Meine Frau war also die erste Missionarsfrau in N[eu] G[uinea], aber nicht die erste Frau überhaupt. Den Weg nach Simbang machten wir zu Fuß, und so konnte sie bald in ihrem neuen Hause einziehen, im Juli 1888, nachdem wir vor bald drei Jahren im August 1885 unser erstes Wohnhaus in Bethesda verlassen hatten. Es war ja noch allerlei einzurichten in der neuen Wohnung, aber es war doch immerhin eine feste Wohnstätte, nach dem Augenschein mit fest gemauerten und geweißten

13|14 Wänden. |

IN WASSERS- UND FEUERSNOT

Während meiner kurzen Abwesenheit in Australien zeigte sich an der Küste von Finschhafen und N[eu] G[uinea] eine mächtige Flutwelle. Sie kam von einem Seebeben. Es war entstanden durch einen Vulkanausbruch zwischen der Insel Ruk und dem Westende von Neu-Pommern. Der Baron von Kotze fabelte in seinem „Aus Pappuas Kulturorgen“, es hätten australische Abenteurer den niedrigen Kraterrand des Vulkans mit Dynamit gesprengt und so das Seewasser ins Erdinnere gelenkt. Aber es war natürlich ein gewöhnlicher Vulkanausbruch, der das Seebeben bewirkte, und eine gewaltige Flutwelle kam auch in die Langemack-Bucht herein, und das Wasser stieg so hoch, daß es unter unsere neuen Häuser drang. Die Bewohner in dem noch niedriger gelegenen Simbang flüchteten mit ihrer geringen Habe auf die nächste Anhöhe landeinwärts, und auch die Brüder Bamler und Tremel bekamen es mit der Angst zu tun und folgten der Dorfgemeinde. Sie mußten natürlich unsere meisten Habseligkeiten in den Häusern stehen lassen. Die Wasser verliefen sich bald wieder, und die Flüchtlinge kehrten zurück in ihre Wohnstätten. Eine derartige Flutwelle erlebte Simbang künftig nicht wieder.

Die zweite Wassernot mit Unglücksfall war eine selbstverschuldete. Südlich dicht an unserer Missionsstation mündet der große breite Bubui-Fluß. Er könnte zum Baden einladen, doch ist das nicht ratsam, da sich an dieser Stelle Haifische und Krokodile Gutenacht sagen. Wir hatten großen Besuch von der Rheinischen Mission. Die Frau des Missionar Eich³² war angekommen und mit ihr einige junge Missionare, Bergmann³³, Kunze³⁴ und Wackernagel³⁵. Wir beherbergten sie [so] gut wie möglich. Der Bruder Bamler ging an einem Nachmittag mit den beiden jungen Missionaren baden. Er schwamm allein auf einer Art Schwimmgürtel über den breiten Fluß,

32 Margarete Eich war am 9. Januar 1889 in Finschhafen angelangt. Nach kurzer Krankheit starb sie zehn Monate später, am 4. Oktober des Jahres, auf der Missionsstation Bogadjim.

33 Der Rheinische Missionar Gustav Bergmann (1856–1904) war bereits seit dem 8. Januar 1888 in Neuguinea; bei dem von Flierl erwähnten Besuch hatte er seine soeben eingereiste Braut Karoline Ott abgeholt. Bergmann mußte das Land wegen schweren Fiebers mehrfach verlassen. Er starb nach einem Anfall von Schwarzwasserfieber in Sydney.

34 Georg Kunze (1861–1925) war von 1889 bis 1894 und von 1898 bis 1899 in Neuguinea tätig. Seine erste Frau starb 1892 an Malaria, er selbst wurde nach schwerer Krankheit 1894 für tropenunfähig erklärt. Vier Jahre später kam er erneut nach Neuguinea, das er jedoch krankheitsbedingt schon nach wenigen Monaten endgültig verlassen mußte. Kunze kehrte nach Deutschland zurück und arbeitete als Krankenhausgeistlicher, Reiseprediger und schließlich als Pfarrer.

35 Der Missionar Hermann Wackernagel (1858–1888) stammte aus Halle. Wie von Flierl im folgenden beschrieben, ertrank er am Tag nach seiner Ankunft in Neuguinea.

während die zwei jungen Rheinischen Missionare am diesseitigen Ufer des Flusses badeten. Ich war zu der Zeit mit den beiden Frauen in unserm Missionsgarten spazieren gegangen, als ein Hilferuf ertönte, Wackernagel war an einer tiefen Stelle versunken. Ich eilte nach dem nahen Dorf Simbang und holte auf einem Kanu Hilfe herbei. Der schwarze Mann sah scharf in die Tiefe, sprang ins Wasser, tauchte unter und brachte den Weißen herauf, welcher leblos war. Wir brachten ihn schnell ins neue Haus und machten lange Zeit Wiederbelebungsversuche, aber alle Mühe war vergeblich. Wir mußten ihn am nächsten Tage in unserm Garten unter einem großen Walnußbaum beerdigen, und ich hatte die traurige Pflicht, ihm die Grabrede zu halten.

Und nun zu den Feuersnöten! In einer Nacht weckte uns lautes Schreien im nahen Dorf. Ich stand auf und sah durchs Fenster den Feuerschein, kleidete mich schnell an und ging ins Dorf hinüber. Da brannte ein großes Haus der Eingebornen. Die Bewohner hatten sich ja mit ihren Sachen herausgerettet. Vor dem Haus stand ein junger Mann und schrie aus Leibeskräften: „Gitum, gitum!“ – d. h.: „Es ist genug.“ Er wollte dem Feuer befehlen, daß es aufhören sollte zu brennen. Am nächsten Tag kamen aus den Nachbardörfern Leute, um die Brandstätte zu beschauen, und nach einer sehr eigentümlichen Sitte mußte der geschädigte Hauseigentümer ihnen für solche Höflichkeit Geschenke geben. Ich hielt mit meinem Befremden über solches Gebahren nicht zurück und schenkte dem Mann meinerseits ein gutes Hobeisen.

14|15 Ich hatte von Australien geschenkte Brauerste mitgebracht. Hopfen konnten wir auch haben und besaßen ein Rezept, Hausbier | zu brauen, also machten wir uns an dies Geschäft. Als Braukessel benutzten wir den Waschkessel. So hatten wir schon mehrmals glücklich Bier gebraut. Wir füllten es in Flaschen und teilten es unter uns aus. – Eines Tags brauten wir wieder, auf dem Küchenherd mußte anhaltend starkes Feuer unterhalten werden. Das war schließlich zuviel geworden. Die deckenden Ziegelsteine waren durchglüht, und die hölzernen Unterlagen hatten sich entzündet. Das geschah bei nachtschlafender Zeit. Unser Schlafzimmer war der nahen Küche gerade gegenüber, und zum Glück hatten wir keine Zimmerdecken, da weckte mich plötzlich der Feuerschein am Wellblech. „Die Küche brennt!“ war mein erster Gedanke und Ausruf. Auch die Brüder Bamler und Tremel wurden durch den Feuerschein geweckt. Ich beeilte mich, die Küchentür aufzuschließen, aber der Schlüssel fiel mir aus der Hand und durch den selbstreinigenden Fußboden auf die Erde. Schnell hatte ich ihn wieder, öffnete die Küche, ging hinein und sah, wie in der Ecke ein Haufen Feuerholz brannte und auch schon die hölzernen Wände. Daneben stand ein Eimer mit Wasser, den ergriff ich und schüttete das Wasser in das hellodernde Feuer. Aber o weh!, der Bügel des Eimers war weißglühend und brannte mir schlimm den Handteller. Doch im Schrecken vergaß ich alles. Die beiden Brüder und meine Frau waren auch an der Brandstelle, einer pumpte Wasser aus dem nahen Brunnen, der andere trug es herauf in die Küche, und ich mit meiner Frau gossen es über alle brennenden

Stellen. So konnten wir die Feuersbrunst nochmal dämpfen. Es gab einige Tage Arbeit an der Reparatur, es mußte im Freien gekocht werden, doch konnte alles wieder gut hergestellt werden. Nur das sündhafte Gewerbe des Bierbrauens gaben wir nach diesem Brandunglück auf.

Ich hatte ein besseres Getränk erfunden, nämlich Limonade. Von Anfang an hatte ich zahlreiche Zitronenbäume gepflanzt. Die dünnchaligen saftreichen Lemonen ergaben mit etwas Zucker eine gute Limonade – jedenfalls ein gesünderes Getränk als das alte Bier. Bei meinem Eifer, Lemonenbäume zu pflanzen, hatte später einmal die Frau Vetter den Ausspruch getan: Mir müßte ein Lemonenbaum aufs Grab gesetzt werden. Damit ist nun dieser Abschnitt zu Ende.

TROPISCHE KRANKHEITEN, INSONDERHEIT DIE MALARIA

Der Br. Tremel litt von Anfang an weniger an Malaria als an tropischen Geschwüren. Ich hatte auch bald Anfälle von Malaria, neue Ankömmlinge wie Bamler, Pfalzer, meine Frau bekamen nach wenigen Wochen auch ihre Fieberanfälle, so daß einmal Missionar Pfalzer in einem Bericht nach Hause schrieb: es sei nur gut, daß nicht alle zugleich die Fieberanfälle hätten, sondern einigermaßen abwechselnd. Zuweilen hatten auch Mitglieder unserer Station zu gleicher Zeit Fieber. Nach Finschhafen zu den Gottesdiensten ging ich von Simbang aus nicht mehr, wohl aber jede Woche zu einer Unterrichtsstunde des Frl. von Schleinitz, und daneben besorgte ich Geschäfte im Lager. Nach Abschluß des Unterrichts gab Herr von Schleinitz eine schöne Gabe für unsere Mission. Als ich von solchem Gang an einem Abend nachhause kam, schlich Br. Tremel matt über den Platz. Als ich ihn fragte nach seinem Befinden, sagte er, er hätte eben Fieber, und auf die Frage, wie es Doblies gehe, sagte er, ich solle nur das Zelt ansehen, wie es auf seinen dünnen Pfosten schüttelte; der arme Bruder habe eben mächtig [Schüttelfrost].³⁶ | Und so ging es uns fortlaufend. Einmal waren ein paar miteinander krank, und dann wechselten wir uns in den Fieberkrankheiten ab. Bei der Behandlung dieser Fieber taten wir eben nach unserm damaligen Wissen und Können. Chinin galt ja von alten Zeiten her als das Hauptmittel gegen Malaria. Das wendeten wir fleißig an, wenn auch nicht immer ganz zweckmäßig. Später lernten wir, daß man bei steigender Temperatur nicht Chinin nehmen dürfte, sondern nur bei sinkender. Aber es kam auch vor, daß die Temperatur recht lange oben blieb, da war dann ratsam, kleine Gaben zu probieren. Die Malaria hat ja den Nebennamen „Wechselfieber“, weil in der Regel die Temperatur auf und nieder geht. So kurierten wir denn immer einen bestimmten Fall von Fieber und ließen es darauf ankommen, bis etwa wieder ein Fall eintrat. – Hier will ich gleich voraus nehmen, daß wir es sehr spät lernten, die Malariafieber prophylaktisch zu behandeln, wobei man annähernd fieberfrei bleiben konnte für lange Zeiträume. Dabei galt es, regelmäßig andauernd mäßig Chinin zu nehmen. Ich und die meisten meiner Mitarbeiter taten es in der Weise, daß wir innerhalb von fünf Tagen ein Gramm Chinin nahmen in zwei Gaben,

15|16

36 Das Ende des Satzes ist wegen des Seitenendes nicht mehr zu lesen.

immer ein halbes Gramm, nämlich am vierten, fünften, neunten, zehnten, vierzehnten, fünfzehnten usw. Dabei blieb man andauernd gesund und leistungsfähig.³⁷

Aber soweit waren wir Ende der achtziger und anfangs der neunziger Jahre noch nicht. Auch über die Ursachen der Malariaerkrankungen tappte man im Dunkeln, auch unser junger Doktor Schellong. Man sprach von Malariadünsten und nahm an, daß Ausdünstungen von Sümpfen das sogen[ante] Sumpffieber verursachten. Erst später wurde es herausgefunden, daß die Überträger des Malariafiebers die Anophelesmücken, diese Nichtsnutze, waren, die allerdings in Sümpfen und nassen Stellen existierten. Da wußte man dann auch besser, wie man sich vor Malaria schützen könne: durch Trockenlegung und große Reinhaltung der Umgebung einer Station, und im engsten Kreis konnte man sich auch schützen durch Moskitogaze vor Fenstern und Türen, besonders das Schlaf- und Studierzimmer.

So waren eben unsere ersten Jahre in N[eu] G[uinea] eine Zeit des Experimentierens bei uns Missionsleuten und bei den Leuten der Kompagnie in Finschhafen. Diese waren ja stets sehr wohlwollend gegen uns. Als ich einmal fieberschwach noch in meinem Zelte saß, kam der Doktor Schellong vorbei und hatte, von der Jagd heimkehrend, Tauben zur Hand, wovon er mir eine fette Palusi³⁸ gab. Tremel sollte mir davon eine gute Krankensuppe kochen. Bei längerer Fieberigkeit wurde ich einmal auch nach Finschhafen eingeladen, um mich dort auskurieren zu lassen.

Durch ungeschickte Behandlung mit Chinin konnte auch die gefährliche Art von Fieber verursacht werden, welche Schwarzwasserfieber genannt wird: der Name kommt von dem wie Blut aussehenden Urin, und es findet dabei große Blutzeretzung statt, wo durch Nierenverstopfung [der] Tod eintreten kann. So hatten wir später ein paar solche Todesfälle, so Br. Held³⁹ und die erste Frau Vetter⁴⁰. Bei zu starken Chiningaben bei steigender Temperatur werden leicht solche Fieber ausgelöst. Manche Personen scheinen keine Anlage dafür zu haben, so hatte meine Frau nie solche Anfälle, auch nicht Br. Pfalzer. Für diesen war ein gewisser Schutz wohl sein starkes Wassertrinken. Im ersten Jahr des Aufenthalts in N[eu] G[uinea] kommen selten Schwarzwasserfieber vor. Ich selber hatte solche Anfälle durch zwei Jahre, und oft in sehr heftiger und gefährlicher Weise. Bei dieser Art der Fieber muß Chinin besonders

37 Die prophylaktische Chinineinnahme wurde durch Robert Koch eingeführt, der Ende 1899 bis Mitte 1900 in Neuguinea die Malaria erforschte. Siehe dazu Margrit Davies: Das Gesundheitswesen im Kaiser-Wilhelmsland und im Bismarckarchipel, in: *Südsee-Handbuch*, S. 417–449, hier S. 421.

38 Eine Waldtaube.

39 Friedrich Held (1868–1901) stammte aus Wölfersdorf in Oberfranken. Er hatte in der Landwirtschaft gearbeitet, ehe er in Neuendettelsau ausgebildet wurde. Held kam 1897 in Neuguinea an. Nach seinem frühen Tod wurde eine neugegründete Station im Gedenken an ihn Heldsbach genannt.

40 Maria Vetter, geborene Seel, kam aus Neustadt an der Aisch. Nach ihrer Einreise in Neuguinea 1894 heiratete sie den Missionar Konrad Vetter. Da sie das Chinin schlecht vertrug, litt sie heftig unter der Malaria. Maria Vetter starb 1895 in Simbang.

in sorgfältiger Weise genommen werden, aber das alles wußten wir in damaliger Zeit noch nicht.

Im Jahre 1889, als ich nach solchem Fieber besonders matt war, fand sich gute Gelegenheit [zur Erholung, und]⁴¹ | zwar auf der deutschen Kreuzerkorvette Alexandrine, die nach [der Art] damaliger Zeit gewaltiges Takelwerk trug und 300 Mann Besatzung hatte. Der Kapitän war sehr freundlich. Bei herrlichem Wetter ging die Fahrt sehr langsam vor sich, da das Schiff keine Eile hatte. In drei Tagen legten wir die 200 Meilen zurück. Das alles war für meine Erholung recht günstig. Der Stabsarzt unterhielt mich sehr gut, und seine Worte gaben mir neue Impulse; er sagte: „Einen Mann nach so gefährlichen Fiebern würde ich sofort nachhause schicken.“ Ich sagte: „Ja, das geht beim Militär, wo man Leute genug hat, aber in der Mission möchte man doch möglichst lange auf seinem Posten bleiben.“ „Nun, dann gehen Sie auf die Berge, auf den Bergen ist es gesünder“, verordnete der Arzt. Das merkte ich mir. Von nun an war meine Lösung: „Auf die Höhe!“

16|17

Der dritte Tag unserer Fahrt war ein Sonntag. Der Kapitän sagte zu mir, ob ich vielleicht seiner Mannschaft eine Predigt halten könnte. Sie brauchte nicht lange zu sein, die Leute müßten ja stehen dabei und hätten sonst immer strammen Dienst. Ich fühlte mich so wohl, daß ich zusagte, und sprach über das Herrenwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“⁴²

Ich kehrte auf Raluana, einer Station der Methodistenmission, ein, wo ich recht gastfreundlich aufgenommen wurde, und machte von dort aus auch noch einen Ausflug nach einer anderen Station der Methodisten an der Nordküste der Gazelle-Halbinsel. Ich hatte dabei Neupommern an einer schmalen Stelle zu überqueren durch einen strammen Fußmarsch und kehrte dabei bei einem Händler ein, der nach der Weise dieser Leute mich auch recht gastfreundlich bewirtete. Es gab gebratenes junges Huhn und Bier, wobei ich als Genesender großen Appetit entwickelte, so daß der Händler gelegentlich zu dem Missionar bemerkte: „My word, a sick missionary eats a whole fowl, a piece of pudding and drinks a bottle of beer.“ Er ließ mich übrigens in seinem Boot zu der benachbarten Missionsstation fahren, allwo ich auch wieder recht gut aufgenommen und behandelt wurde. Dort war Missionar Oldham⁴³. Sein Vorgänger Danks⁴⁴ hatte seinerzeit bei Durchreise von Finschhafen unsern Bauplatz in Simbang besucht und gemeint, der Platz wäre ganz gut; jedoch sein Rat war nicht

41 Am Seitenende fehlt hier wieder das Ende des Satzes.

42 Mk 12,17.

43 Frederic Bignell Oldham, ein Engländer, war bis 1894 Missionar auf der methodistischen Station Kabakada. Seine Frau Alice Edith, geborene Crothers, wird unten ebenfalls erwähnt.

44 Benjamin Danks (1853–1921) stammte ebenfalls aus England, kam aber schon als Kind nach Australien. Der gelernte Metallgießer wirkte von 1878 bis 1886 in der Südsee und kehrte dann aus Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau nach Australien zurück. Von 1908 bis 1929 war er als Nachfolger George Browns Generalsekretär der Methodistenmission.

ganz gut, da er meinte, *a shady place and a shore* wäre der beste Wohnplatz. Er hätte früher auf einer Anhöhe gewohnt, aber durch das Hinaufsteigen hätte seine Frau immer Fieber bekommen, und so hätte er seine Station verlegt an den Strand hinunter. Auf dieser Reise besuchte ich auch einen katholischen Missionar, den nachmaligen Bischof Couppee⁴⁵, der mir auch allerlei von seinen Erfahrungen erzählte. Unter anderem sagte er auch, die Übersetzung des Neuen Testaments durch die methodistischen Missionare wäre ganz gut; er hätte sich ein Exemplar ausgebeten und erhalten. Dazu meinte die Frau Missionar [Oldham] mir gegenüber, hoffentlich würde dieses Neue Testament ihm selber gute Dienste tun.

17|18 Nun einige Sätze darüber, wie die katholische Mission auf diese Inseln kam. Nach den [18]79er Jahren unternahm ein französischer Markgraf, Marquis de Rey⁴⁶, ein Kolonisationsunternehmen nach der Südspitze von Neu-Irland, er wollte da ein neues gut katholisches Frankreich gründen. Er verstand es, mächtig zu werben, Franzosen, Spanier, Belgier, auch etliche Deutsche, zusammen mehrere hundert Seelen, wurden auf etlichen Schiffen an diese Stelle von Neu-Irland gebracht; auch ein paar Priester wurden mit ausgesandt, und die ganze Gesellschaft befand sich bald im großen Elend durch Malaria und andere Krankheiten und auch Mangel.⁴⁷ Die Mission der Methodisten hat von diesen Leuten | und ihren großen Nöten Kenntnis genommen, viele starben und verdarben, viele wurden von der Stätte des Elends weggebracht durch die Mission und durch Kriegsschiffe, besonders französische. Dr. Brown⁴⁸, der Pionier der Methodistenmission, erzählte einmal in meiner Gegenwart von jenen Erlebnissen. Er selber bat einmal einen französischen Kapitän um Passage nach Cooktown hinüber, dachte, er hätte es verdient um seine Landsleute, denen er vielfach geholfen. Aber jener lehnte ab – „that beggar!“ So mußte Brown die Fahrt im offenen Boot machen – „had not the shade of a rope!“

45 Louis Couppe (1850–1926) war 1880 dem Orden der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu (MSC) beigetreten. Nach zwei Jahren Dienst in Sydney war er ab 1886 zunächst in Papua tätig, von 1888 bis 1923 auf der katholischen Missionsstation Vunapope auf der Gazelle-Halbinsel. Während einer Erholungsreise nach Europa wurde er 1890 zum Bischof geweiht. Seinen Ruhestand verbrachte Couppe in Sydney, wo er 1925 zum Erzbischof von Hierapolis ernannt wurde.

46 Charles du Breil, Marquis de Rays (1832–1893), war ein Betrüger, der die Region nie bereist hatte und 800 Siedler in die Südsee schickte, ohne irgendeine Vorbereitung für sie getroffen zu haben.

47 Eine kritische Einschätzung des Unternehmens von Charles du Breil bietet Paul Steffen: Die katholische Mission in Deutsch-Neuguinea, in: *Südsee-Handbuch*, S. 345–347.

48 Der Engländer George Brown (1835–1917) war mit 15 Jahren zur See gegangen. Als ordinerter Missionar arbeitete er von 1860 bis 1874 zunächst in Samoa und gründete in den Folgejahren elf Missionsstationen im Bismarckarchipel; ab 1878 lebte er auf der Gazelle-Halbinsel. Als Anführer einer Strafexpedition gegen die Tolai, bei der 90 bis 100 indigene Personen getötet wurden, wurde Brown 1878 heftig kritisiert, schließlich aber von allen Vorwürfen freigesprochen. Er betätigte sich als Entdecker, Ethnologe, Übersetzer und Photograph. Brown bekleidete später in Australien hohe Verwaltungsposten der Methodistenmission, deren Generalsekretär er von 1887 bis 1908 war.

Verschiedene Personen aus jener verunglückten französischen Kolonie ließen sich im Bismarck-Archipel als Händler nieder, und manche prosperierten, so auch der Händler, der mich mit gebratenem Huhn bewirtete.

Vor allem ließ sich ein Priester aus der Kolonie als Missionar nieder, mitten unter den Methodisten.⁴⁹ Er war als Priester und Missionar ja ziemlich minderwertig und konnte so den Methodisten zunächst wenig schaden, aber sie fürchteten, seine Nachfolger könnten Leute von anderem Typus sein, und so geschah es auch. Couppee war der erste, der dann später Missionsbischof wurde, und seine Gesellschaft vom Heiligen Herzen sandte ihm viele Mitarbeiter der gleichen Gesellschaft, als Deutschland diese Gebiete geöffnet, und meistens waren es Volksdeutsche aus Holland und auch Reichsdeutsche aus dem Rheinlande. Der bekannte Pater Rasch⁵⁰ und Andere kamen auf Schiffen der N[eu] G[uinea] Co. ins Land nach Finschhafen, besuchten auch unser aufblühendes Simbang mit Anfängen von Viehwirtschaft, und [er] bemerkte recht väterlich wohlwollend, für Familie müsse man ja auch Milchvieh haben. Nachfolger des Bischofs Couppee wurde der jetzt noch in Vuna Pope residierende Bischof Dr. Vesters⁵¹, ein auch deutsch sprechender Holländer. Rom weiß sich überall den Umständen anzupassen, und diese Katholische Mission machte der der Methodisten scharfe Konkurrenz.

Ich war anno dazumal, anno 1889, etliche Tage zu Gast bei den freundlichen Missionsleuten der jungen Oldhams in Kampakanda. Dann hatten sie nach Raluana zu reisen zu einer ihrer kleinen Konferenzen und nahmen mich auch mit. Dort wieder gastlich aufgenommen bei den etwas älteren Richards⁵², trafen auf [der] Ysabel meine Frau und Fr. Götz⁵³ ein, um mich abzuholen, und die Richards machten es möglich, uns alle drei über Nacht zu behalten. Wir machten von da eine Bootsfahrt nach der kleinen Insel Matupit mit Tausend Einwohnern und einer Handelsstation der Firma HERNSHEIM, wo wir auch eine Nacht blieben. Wieder nach Raluana zurückgekehrt, bekam ich wiederum einen starken Anfall von Schwarzwasserfieber, der aber schnell

49 Gemeint ist vermutlich der Herz-Jesu-Missionar Théophile Cramaille (1843–1896), der 1882 als erster katholischer Priester in den Bismarckarchipel kam.

50 Hier meint Flierl offenbar den Missionar Matthäus Rascher (1868–1904), der dem Massaker von St. Paul zum Opfer fiel. Rascher kam 1895 als Missionar nach Neupommern. Er verfaßte ethnologische und linguistische Studien über die Baining-Kultur.

51 Gerard Vesters (1876–1954) trat 1896 in den Orden der Missionare vom Heiligsten Herzen Jesu ein. Er wurde 1903 ordiniert und ging daraufhin als Missionar nach Neuguinea. Von 1924 bis 1938 war Vesters als Nachfolger Louis Couppés Bischof von Rabaul. 1939 setzte er sich in Australien zur Ruhe.

52 Richard Heath Richard (1859–1938), ein gebürtiger Australier, und seine Frau Emma Augusta, geborene Noble (1860–1943), waren von 1882 bis 1892 für die Methodistische Mission in Neupommern tätig.

53 Frieda Götz (1846–1905) kam aus Petersaurach in Mittelfranken. Sie war eine Schwester des Speisewirts Conrad Götz. Von 1889 bis 1897 arbeitete sie als Gehilfin für die Neuendettelsauer Mission und ging dann aus gesundheitlichen Gründen zu einer Schwester nach Seguin (Texas).

vorüberging und einer der letzten Anfälle dieser Krankheit war, die rund zwei Jahre lang immer wieder kamen.

An einem der nächtigen Tage konnten wir auf [der] Ysabel nach Finschhafen hinüberfahren und von da nach Simbang hinaus wandern. – In Kolem war an dem Tag große Totenklage, der angesehene Häuptling Makili war gestorben, ein guter Freund von dem Doktor Schellong. In diesen Tagen kam auch wieder Verstärkung für uns an in dem jungen Missionar Vetter. Er konnte und sollte uns helfen in der Arbeit und mußte es auch im Fieber abwarten, bei Mitarbeitern und auch bei sich. –

18|19 Meine Losung seit dieser Reise lautete, wie schon oben erwähnt: „Auf die Höhe!“ Am liebsten wäre ich gleich auf Bergeshöhen gegangen. Doch das ging nicht so schnell. Also zunächst auf die Höhe des Meeres hinaus! Da lagen etliche Stunden vom Festland entfernt die lieblichen Tami-Inseln mit ein paar Hundert freundlichen Einwohnern, die Phönizier dieser Küste mit ihren großen Zweimast-Segel-Kanus. Sie kamen häufig nach Finschhafen und Simbang, und ich | fuhr einmal mit ihnen hinaus zu Besuch. Die Inseln hatten herrliche Palmenbestände, aber nicht Festland genug zur Ernährung der Bewohner der zwei großen Dörfer auf den beiden Hauptinseln. So waren die Leute auf Handel angewiesen mit den Dörfern am Hauptland. Sie machten feine Schnitzereien und handelten dafür Lebensmittel ein. Sie fuhren den ganzen Huongolf aus und bis hinauf nach den Inseln Siasi [und] Rook. Frei im Meere gelegen, allen Seewinden ausgesetzt, mußte es da draußen gesünder sein als am Hauptlande, und diese Insulaner, einmal fürs Evangelium gewonnen, konnten die frohe Botschaft leicht weiter tragen. – So beschlossen wir die baldige Gründung der Inselstation durch die Brüder Tremel und Bamler, während ich mit den Brüdern Pfalzer und dem neu angekommenen Vetter Simbang weiter halten wollte und [die Station] wo möglich vom niedrigen Strand, zwischen den Mündungen des Flusses Bubui und Baches Simbang, wo immer viel Unrat vor unserer Station angeschwemmt wurde, auf die nächste freie Grashöhe verlegen wollte. Nur konnte das nicht so ganz schnell geschehen.

Bald nach meiner Rückkehr mit Frau war auch Bruder Tremel nach Australien gegangen und hatte sich dort eine Lebensgefährtin gesucht, Christiane, die Tochter des Lehrers Geyer in Tanunda, die gegenwärtig noch als Witwe dortselbst lebt.⁵⁴ Bruder Tremel mit junger Frau konnte schon nicht mehr über Cooktown heimkehren, sondern mußte den weiten Umweg über Holländisch Indien machen, von woher [sie] auf der kleinen Samoa in Finschhafen anlangten.

Mein Gesundheitszustand besserte sich hinfort, aber im nahen Finschhafen brach eine böse Fieberseuche aus, die uns in dem Vorsatz bestärkte, uns in Simbang gesundheitlich zu verbessern durch Vordringen auf die Höhe.

54 Christine Geyer und Karl Tremel heirateten 1889 und waren bis 1894 gemeinsam in Neuguinea tätig. Christiane Tremel starb 1942 in Australien.

Nach Heimkehr des Herrn von Schleinitz wurde kein Landeshauptmann mehr eingesetzt, sondern nur [ein] General-Direktor. Zwei derselben starben bald nacheinander in Finschhafen.⁵⁵ Daneben gab es von der Zeit an einen Reichskommissar, als allmählichen Übergang von der Regierung durch die N[eu] G[uinea] Co. zur Regierung durchs Reich. Als Hauptort von ganz Deutsch Neu-Guinea war Finschhafen anfangs der neunziger Jahre sehr stark besetzt durch weiße Beamte und Angestellte und Arbeiter und durch farbige Arbeiter, Malaien aus Holländisch Indien und Eingeborne vom Bismarck-Archipel, sehr viele Gebäude waren errichtet worden, auch ein gutes, großes Krankenhaus mit Arzt und Heilgehilfen. Dieser war ein großer Berliner, der lustige Lieder sang mit Kehrreimen: „Das kommt von Potzdämlichkeit!“ und „Schont mir den Potsdamer nicht“ usw.

Aber bald verging den Herren das Singen fröhlicher Lieder, als immer mehr von ihnen am bösartigen Fieber erkrankten und nach kurzem Kranksein schnell dahinstarben. Als die Seuche ausbrach, war auch einmal unser kranker Bruder Tremel im guten Krankenhaus zu Finschhafen. Bald sandte er uns einen Zettel mit den Worten: „Bitte, holt mich wieder hinaus nach Simbang. Ich will nicht auch in Finschhafen sterben und begraben werden!“ Ich ging hinein, ihn zu holen, und da ich nicht genug Träger für den Schwerkranken hatte, wurden mir von der N[eu] G[uinea] Co. freundlich die nötigen Leute gestellt aus der [Gruppe] ihrer schwarzen Arbeiter. In Simbang wurde dann der Bruder Tremel recht bald wieder gesund. In Finschhafen hingegen wurde es mit der Seuche immer schlimmer. Von den rund ein Hundert Weißen starb in kurzer Zeit etwa die Hälfte, zuletzt auch noch der Doktor⁵⁶. Die Verstorbenen wurden eiligst in die Erde gebracht, zu feierlicher Beerdigung nahm man [sich] keine Zeit mehr. Sowie Einer neu erkrankte, wurde gleich | gesagt: Der ist Morgen auch tot! Und meistens kam es so. Merkwürdiger Weise griff die Seuche auf die gelben und braunen Arbeiter nicht über, so daß der Verdacht aufkam, es könnte das Trinkwasser der Weißen in den Tanks vergiftet worden sein. Doch ist darüber nichts Gewisses an den Tag gekommen. – Begreiflicherweise ergriff die Weißen am Finschhafen eine Panik. Man brach eiligst Gebäude in der Küstenebene ab und richtete sie auf den nächsten freien Grashöhen wieder auf. Aber auch da gab es Krankheit und Tod. So wurde Hals über Kopf beschlossen, abzubrechen und den Hauptort der Kolonie in der Astrolabe Bai,

19|20

55 Gemeint sind wohl Hans Arnold, Generaldirektor der Neuguinea-Compagnie vom 1. November 1889 bis 31. Januar 1890, und Eduard Wißmann, der die Geschäfte vom 12. Juli 1890 bis zu seinem Tod am 28. Februar 1891 leitete.

56 Carl Weinland (1864–1891) war zwei Jahre lang als Arzt der Neuguinea-Compagnie in Finschhafen gewesen.

an dem guten Friedrich-Wilhelmshafen zu errichten, und der Beschluß wurde auch schleunigst ausgeführt.⁵⁷

Auch wir wurden gefragt, ob wir nicht ebenfalls die gefährliche Gegend verlassen wollten! – Die Rheinischen Missionare machten uns das gutgemeinte Angebot, bei der Niederländischen Regierung zu vermitteln, uns ein missionsloses Gebiet einzuräumen an der Südküste der großen Insel bei den Stämmen der Tugela, die Kulturen mit Bewässerung hätten an der Grenze von Britisch Neu Guinea, in der Gegend, wo zur Zeit unser entflohenes Missions-Flugzeug abgestellt ist.

Ich sagte, wenn man dort Bewässerungen unterhält, so ist das ein Zeichen zeitweiliger Dürre, und Tropenkrankheiten würde es dort auch geben. – Meine Mitarbeiter waren sämtlich mit mir einig: „Wir bleiben, wo wir sind!“ Gott hatte uns bis dahin geschützt im Schatten der großen Station der N[eu] G[uinea] Co. am Finschhafen. Wir fühlten, daß wir das Vertrauen der Umwohner gewonnen hatten, und das würde nur wachsen, wenn wir als Mission allein gelassen würden und bei weniger Verbindung.

Unsere schöne Station auf den Tami-Inseln war gegründet, die Verlegung von Simbang am niedrigen Stand auf freie Höhe im Gang, und Anlegung einer Gesundheitsstation in nahezu Tausend Meter Höhe, auf dem schon erwähnten Sattelberg, geplant. –

Doch bin ich damit den Ereignissen ein wenig vorausgeeilt. Unser schönes neues Wohnhaus in Alt-Simbang sollte schon wieder abgebrochen werden. Schade! Aber es durfte noch stehen, um Geburtshaus unsers ersten Kindes zu werden. Der Hauptort Finschhafen hatte sich noch glänzend entwickeln dürfen und durfte ein wichtiges Ereignis feiern, die Einkehr eines Kaiserlichen Marine-Geschwaders von drei Schiffen unter dem Kommandanten Valois.⁵⁸ – Der letzte Doktor der N[eu] G[uinea] Co. in Finschhafen, Weinland, lebte auch noch. Wir schrieben noch das Jahr 1890, nur ein Jahr vor dem großen Unglücksjahr in Finschhafen, 1891. Da fragte ich einmal den Doktor Weinland über zweckmäßige Ernährung meiner lieben Frau unter den besonderen Umständen. Der gemütliche Schwabe sagte: „Die Nahrung braucht gar nicht besonders köstlich sein, *die Hauptsache ist, daß man immer Einiges mit einigem Appetit essen kann!*“ Das blieb dann ein geflügeltes Wort in unserer Mission. Dazu kam später ein Ausspruch von Bruder Lehner⁵⁹: „Im Essen des Menschen Kraft besteht, ein leerer

57 Die überlebenden Europäer verließen Finschhafen am 31. März 1891. Siehe dazu auch die Einleitung in Teil 1, S. XXX.

58 Victor Valois (1841–1914) kommandierte das Südostasien-Kreuzgeschwader, das vom 22. April bis 3. September 1890 im Finschhafen lag.

59 Stephan Lehner (1877–1947), ein Nürnberger Graphiker, wurde nach seiner Neuendettelsauer Ausbildung 1899 zunächst als Pfarrer nach Point Pass in Südastralien entsandt. Von 1902 bis 1943 lebte er in Neuguinea, wo er 1905 die Station Kap Arkona gründete. Lehner erforschte die Sprache und Kultur der Bukana. Nach Flierls Weggang wurde er zum Feldleiter der Mission gewählt. Da Lehner

Sack nicht aufrecht steht!“, nach einem Nürnberger Sprichwort. Und Br. Zwanzger fügte noch dazu: „Zucker ist ein gutes Nahrungsmittel!“

Im achten Jahr unserer Ehe, am 22. August 1890, wurde dann in Alt-Simbang, in unserm ersten Wohnhaus auf N[eu] G[uinea], unsere ältere Tochter Dora geboren. Frau Missionar Tremel von Tami und Frl. Götz waren zur Hilfe bei uns.

In Finschhafen lag zur Feier des Ereignisses das Kaiserliche Geschwader. Ein paar Offiziere besuchten uns und brachten etwas Gutes zu Essen für die Wöchnerin.

Das Geschwader fuhr von Finschhafen nach Sydney mit der guten Post für unsere Verwandten in Australien. |

20|21

im Zweiten Weltkrieg wie sein Kollege Decker bei der Evakuierung der Europäer vor dem japanischen Einmarsch vergessen wurde, setzte er seine Arbeit in Hopoi auch während der Bombardements der Alliierten fort, bis er 1944 nach Australien deportiert wurde. Dort war er bis zum Kriegsende interniert. In Australien verbrachte er seinen Lebensabend. Vgl. die von einem Enkel verfaßte Biographie: Uwe Christian Dech: Mission und Kultur im alten Neuguinea. Der Missionar und Völkerkundler Stephan Lehner, Bielefeld 2005, mit Farbreproduktionen ausgewählter Pflanzen- und Tierzeichnungen des Missionars auf S. 149–168.

SPRACH-STUDIUM UND SCHULANFÄNGE

Schon im 3. Kapitel, Gründung von Simbang, Seite 5 bis 11,⁶⁰ ist erwähnt, daß wir als erstes Gebäude der Station ein großes Schulhaus errichteten mit Schulsaal, 12 mal 24 Fuß, und zwei Wohnzimmer[n], 12 mal 18 Fuß. Fußboden und Wände, alles von selbstgehauenen Planken aus Buschholz, welches die Dorfleute uns herbeischleppten. Die Wände waren 10 Fuß hoch mit Wellblechdach, und das ganze Gebäude stand auf 3 Fuß hohen Hartholzpfeilern. In fünf Monaten mühevollster Arbeit wurde dies ansehnliche Gebäude errichtet. Es hatte keine Veranden, aber kleine Eingangshallen mit Treppenaufgang, im Osten zu den beiden Wohnräumen, am Westgiebel zum Schulsaal.

Von da an wohnten wir unter festem Dach und Fach, und auch die Schulanfänge sollten beginnen. Nahe am Schulhaus, westlich davon, führte der Küstenpfad vorbei. Jeden Vormittag hatten wir zwei ersten Missionare abwechselnd den Schuldienst. Wir gingen ins nahe Dorf und suchten Schulkinder herbeizulocken und saßen auch, wie die Spinne in ihrem Netz, im Schulsaal oder der Vorhalle, und wenn jugendliche braune Menschenkinder den Fußpfad in Richtung Süd oder Nord passierten, so handelten wir nach der Mahnung: „Nötige sie hereinzukommen!“⁶¹ Und hatten dabei mehr oder weniger Erfolg. Ein kleines Mädchen vom Dorf Simbang streikte beharrlich. Mit dem Ruf: „Ai gade kapuiggo!“⁶² suchte sie das Weite. Andere waren williger, so der brave Bo-Latu, d. h. Schweinesohn, dessen Vater der anfangs so feinselige Ngakau war, der mich mit dem Beil bedroht hatte, während der Kleine in bester Weise mir beistand, indem er mit der Mordwaffe davonlief. Und auch etliche andere junge Leute von Simbang und Umgegend folgten so ziemlich häufig unserer dringlichen Einladung, besonders eine ältere Schwester des Bo-Latu. Eine Altersgrenze setzten wir nicht und hatten es gern, wenn irgend welche Männer und Frauen, auch Alte, sich etwas von uns unterhalten ließen, besonders auch am Sonntag Vormittag, das sollte dann Anbahnung künftiger Gottesdienste sein.

Es gab ja verschiedene junge Leute in Simbang, die uns gern etwas zu Gefallen taten. Für Dienstleistung bei Bauarbeit und dergleichen wurden sie ja belohnt, unsern Schulversuchen jedoch sollten sie sich unentgeltlich unterziehen, das sollte ja ein Dienst an ihnen sein.

60 In der vorliegenden Ausgabe II 9–17.

61 Lk 14,23.

62 Jabêm (heutige Schreibweise: aê gadec kapoêŋo): „Ich mag das gar nicht!“

Der gutmütigste Knabe war der Bo-Latu. Er kam frühzeitig ums Leben, sozusagen im Dienst der Nächstenliebe. Ein paar Weiße von Finschhafen reisten der Küste entlang und wollten über den breiten Bubui-Fluß bei unserer Station gesetzt werden. Das Kanu zum Übersetzen lag auf der andern Seite des Flusses. Bo-Latu wollte dienst-eifrig hinüberschwimmen, um das Kanu zu holen. Noch nahe am Land faßte ein Hai seinen Arm. Kameraden konnten ihn dem Ungeheuer der Tiefe entreißen und lebend ans Land bringen, aber er verblutete sich in ganz kurzer Zeit. –

21|22 Zum Schulehalten ist Kenntnis und Fertigkeit in der Sprache des betreffenden Volkes von Nöten. Diese fehlte uns im Anfang gar sehr, wenn wir auch das Sprachstudium oder Lernen zu allererst begannen noch vor den Schulanfängen. Von Sprachstudium konnte man ja im Anfang nicht reden, denn dafür fehlten alle notwendigen Mittel. Unsere Eingebornen auf Neu-Guinea kannten ja keine Schrift, ebensowenig wie die Austral-Neger. Sie hatten nur eine Unzahl gesprochener Sprachen und Dialekte. Unsere erste Sprache, die wir erlernen mußten, war das Jabim, eine Mundart der Melanesier der Küste entlang, von Finschhafen nördlich und vor allem südlich. Eine andere | Sprache hatten die Tami-Insulaner, wieder eine andere Melanesische Sprache die Bukaua im Huongolf usw. Jabim sprechende Menschen waren es nur etwa Tausend Seelen, ebenso die Bukaua. Wir merkten bald, daß die benachbarten Bergleute eine ganz andere Sprache redeten, nach Wortschatz und Formen. Es herrschte also auf Neu Guinea eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung.

Wir mußten uns zunächst auf das Jabim beschränken, um zu einem vorläufigen Ziel zu kommen, und konnten diese Sprache nur den Leuten gelegentlich ablauschen. Bücher, aus denen wir hätten lernen können, gab es ja nicht und keine unterrichteten Leute, die als Sprachlehrer uns hätten dienen können. Zu viel abfragen war auch nicht ratsam, nachdem wir die nötigsten Frageworte hatten, wie *asa?* *Neasa?* Was? Wie heißt das? Diese Naturkinder werden leicht ungeduldig bei viel Fragen des Weißen und sagen dann irgend etwas.

Eine kleine Hilfe hatte ich gleich im Anfang. Der eifrige Doktor Schellong befaßte sich viel mit den nächstwohnenden Jabim und hatte bald eine kleine Wörtersammlung von etwa 100 Worten zusammengebracht, die er mir abschreiben ließ, und darunter waren auch schon Frageworte, sonst Richtiges und Falsches, darunter das Wort *palinggo*, welches Frau heißen sollte und so die ersten Jahre von Weiß und Schwarz so gebraucht wurde. Die Eingebornen gehen ja leicht auf die Fehler der Weißen ein. Erst nach Jahren sagten die Sprachjungen dem guten Sprachmann Bruder Zahn: *Palinggo* heiße nicht Frau, das richtige Wort für Frau sei *auwi*. Die Weißen hätten im Anfang irgendwo und irgendwann die Eingebornen gefragt, wie [eine] eben dasitzende Frau heiße: *Ne-asa?*, und die Antwort erhalten: *Auwi paling*. Auf nochmalige Frage sagten die Schwarzen: *Auwi palinggo!*, „wirklich lange Frau“. *Auwi* überhörten sie und nahmen *palinggo*, die Lange, für das richtige Wort. Wir hielten das für um so richtiger,

als wir einmal wußten, daß der Buchstabe »o« Suffix ist für weibliche Wesen. Z[um] B[eispiel]: *latu*, der Sohn, *latuo*, die Tochter; *laua*, Mannsleute, *lauo*, Frauensleute usw.

Gute Gelegenheit, mehr und mehr in die Sprache der Leute hineinzukommen, war die jahrelange Gründungsarbeit unserer Stationen, da immer wieder andere Leute unsere Handlanger waren, mit denen wir uns doch möglichst verständigen mußten. Zufällig macht man da die besten und wertvollsten Entdeckungen auch hinsichtlich der Sprache. Man mußte stets einen Bleistift zur Hand haben und [ein] kleines Heftchen, um schnell zu notieren, was man immer wieder Neues hört. Dabei war auch der Bruder Tremel recht eifrig. Wenn man abends zusammensaß, konnte man dann seine Erfahrungen und Entdeckungen austauschen.

Es galt da stets vorsichtig sein. Die Eingebornen nehmen nur zu leicht falsche Ausdrücke des Weißen an und gebrauchen sie ihm gegenüber, so daß man leicht auf den Gedanken kommen kann, man spreche ganz richtig.

Ihre Ausdrucksweise, ihre Formen sind eben *totaliter aliter* wie in den uns bekannten europäischen und alten Sprachen. Da wird viel mit kurzen Suffixen und Präfixen gearbeitet, hinter die man erst ganz allmählich kommen kann.

Wir hatten ja bald die häufig gebrauchten Fürworte für: ich, du, er: *ai*, *aum*, *eng*; die färben als Präfixe auf das Zeitwort ab: *tatum*: sagen, eine Art Infinitiv. Davon: *ai asum*, *aum usum*, *eng esum*; *gasum*, *gusum*, *gesum* für Vergangenheit; *o-asum*, *o-usum*, *o-esum*, Zukunft. *Gesum-gedeng-ai*: Er sagte zu mir.

Da die Eingebornen, wie schon früher erwähnt, keinerlei Schrift hatten, so benutzten wir bei Aufnahme ihrer Sprachen die lateinische Schrift und kamen ziemlich gut damit aus. Es waren sehr wenig eigene Zeichen nötig.⁶³ |

22|23

Eine solche urwüchsige Sprache eines Naturvolkes zu erforschen, erfordert jahrelange Arbeit, und erst nachdem allmählich Fibeln, Lesebücher, größere Wörterverzeichnisse angefertigt werden konnten, können nachfolgende Missionare wirkliche Sprachstudien treiben; wenn auch erst einigermaßen unterrichtete Sprachjungen zur Verfügung stehen.

In Jabim hat sich besonders Missionar Zahn ausgezeichnet als Sprachmann und konnte während des Weltkrieges das Neue Testament übersetzen, nachdem er ein großes Wörterbuch angefertigt hatte und die wenigen grammatischen Regeln und Gesetze der Jabim-Sprache verzeichnet. Dies erwähnte Neue Testament in Jabim wurde nach dem Weltkrieg in London gedruckt durch die Londoner Bibelgesellschaft. Eine neue Auflage gab das Bibelhaus in Stuttgart heraus. Es hat also rund 30 Jahre gedauert, bis in Jabim das Neue Testament übersetzt und gedruckt werden konnte.

63 Das letzte Wort des Satzes ist durch das Seitenende nicht lesbar; auf S. 23 wird jedoch die gesamte Textpassage ab „die lateinische Schrift“ wiederholt.

Ähnlich ging es in unserer zweiten Hauptsprache, dem papuanischen Kate der Inländer. Da haben besonders Keyßer und Pilhofer große sprachliche Arbeiten geleistet. Von Keyßer stammt das in Hamburg gedruckte große Wörterbuch in Kate-Englisch-Deutsch. Das von Pilhofer übersetzte Neue Testament wurde erst im Jahre 1938 im Bibelhaus Stuttgart gedruckt. Diese von der deutschen Bibelanstalt gedruckten Neuen Testamente haben großen Vorzug vor den englischen Ausgaben: die englischen geben nur den blanken Text, gestatten keine Bilder und Parallelstellen, während die deutschen Ausgaben Sinnabschnitte, Angabe von Parallelstellen und auch Einfügung biblischer Bilder gestatten, was für die eingebornen Christen sehr viel hilft für besseres Verständnis.

Für die Spracharbeiten haben sich unter Konrektor Stark's⁶⁴ Anleitung die bayerischen Pfarrer große Verdienste erworben, indem sie für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission eine Schnellpresse stifteten, welche auf dem Logaweng aufgestellt wurde. Lange vor Übersetzung und Druck der Neuen Testamente wurden in dieser Missionsdruckerei Fibeln, Lesebücher, Biblische Geschichten, Liederbücher usw. gedruckt, wobei unter Aufsicht eines Missionars intelligente schwarze Jungen die Setz- und Bindearbeit dieser mannigfachen Schulbücher ausführten. Wenn da in späteren Jahren neue Missionare hinauskamen, hatten sie das nötige Material für Sprachstudien und konnten in einem Jahr viel weiter kommen als wir in den schwierigen Anfangszeiten in fünf und mehr.

Doch nun nochmals zurück in die Zeit unserer ersten Sprachstudien und Schulanfänge! Einen Fortschritt bedeutete es, als schon auf unserer alten Station Simbang ein langer Bursche mit sechs Kameraden eines Tages ankam und erklärte: Wir wollen sieben Monate bei euch bleiben, im Garten arbeiten und lernen. Das ergab dann ein viel geregelteres Wirken. Als die 7 Monate dieser ersten Partie vorüber waren, traten neue ein und waren bereit, länger zu bleiben, bis es die Regel wurde, daß solche Kostschüler erst zwei und dann drei Jahre bei uns blieben. Bei unserm Sprachstudium, was ja nur ein Ablaschen war, kamen wir allmählich doch auch weiter, und so wurde aus dieser Kostschule schon auf unserer ersten Station zu Simbang ein einigermaßen geregeltes Schulwesen. |

23|24

64 Christian Starck war von 1897 an hauptamtlicher Lehrer am Neuendettelsauer Missionsseminar.

LANDWIRTSCHAFT UNSERER NEU-GUINEA-MISSION

Die Hermannsburger Mission wurde häufig als Bauernmission bezeichnet, und eine solche waren auch wir Neuendettelsauer auf N[eu] G[uinea], und zwar bald von den ersten Anfängen an.

In einem Land, so fruchtbar wie N[eu] G[uinea] ist, ist es auch wünschenswert, daß die Mission auf dem Felde selber etwas beiträgt zum eigenen Unterhalt, um nicht völlig aus Büchern und von Konserven leben zu müssen. Am meisten empfindet man solchen Mangel auf Stationen im unfruchtbaren Inlande von Australien. Auch von den heimischen Leitern, Missionsinspektor Johannes Deinzer und seinem Nachfolger Direktor Martin Deinzer, wurden wir gelegentlich gemahnt, gute Gelegenheiten für Selbstversorgung nicht zu versäumen. Es wurde bemerkt, es könnten auch Kriegszeiten eintreten, wo die Verbindung mit der Heimat abgeschnitten wird und die Missionsleute sehr froh sein werden, in eigener Wirtschaft die notwendigsten Lebensmittel selbst zu bauen und nicht gleich in Hungersnot zu kommen. Ich gedachte dabei auch an das alte Missionswerk in Grönland, über das ich in dem Büchlein über Hans Egede⁶⁵ gelesen, wie da jedes Jahr einmal das Hutselschiff eintraf, und wenn es ausblieb, dann fehlte es ganz an vegetabilischer Nahrung.

N[eu] G[uinea] ist ja ein Land mit vielen eigenen Nahrungsgewächsen, zu denen noch manche eingeführt wurden. Da wachsen die herrlichen Bananen, Zuckerrohr, Taro, Yams, Süßkartoffeln, Ananas, Papaia usw. usw. Dabei wächst Gras das ganz Jahr durch als Viehfutter. So begannen wir Ökonomie, Landwirtschaft, Viehhaltung schon auf unserer ersten Station in Simbang. Erst hatten wir nur Ziegen, Hühner, Schweine; auch mit Truthühnern versuchten wirs, aber denen waren die Simbanger Hunde zu gefährlich.

Bald hatten wir gute Gelegenheit, unsere Viehwirtschaft wesentlich zu verbessern. Herr Götz, erst Speisewirt und dann Ansiedler in Finschhafen, mit einem ganz schönen Viehstand, litt an schweren Schwarzwasserfiebern, und sein Arzt riet ihm, das Land zu verlassen und nach Paraguay auszuwandern. So übernahm unsere Mission in Simbang preiswert seinen ganzen Viehstand, mehrere Milchkühe und einen Bullen. Bei dem Herrn Götz war seine Schwester, Fräulein Frieda Götz, also auch bayerische Pfarrerstochter. Herr Götz und seine Frau redeten davon, daß sie ihnen später nach Paraguay nachfolgen sollte, aber ihr und ihren Verwandten war es lieb, zunächst auf unserer Station zu bleiben, und auch meine Frau konnte eine Stütze brauchen bei

65 Der norwegische Pfarrer Hans Egede (1686–1758) ging 1721 als erster Missionar nach Grönland.

dem wachsenden Haushalt. Dies Frä. Götz war dann sozusagen unsere erste Missionschwester und blieb 8 Jahre bei unserer Mission. Nach Paraguay kam sie nicht mehr, aber reiste über Deutschland nach Texas in Amerika zu ihrer Schwester, der Frau Pastor Volk. Bei ihrem Abschied überreichten wir ihr zum Andenken eine goldene Uhr, und sie behielt die N[eu-]G[uinea-]Mission in gutem Andenken, indem sie derselben ein Legat hinterließ.

24|25 Unsere erste Station Simbang gab Vorbild und gutes Beispiel für alle späteren Stationsgründungen in Gartenbau und Viehwirtschaft. Die Kostschüler hatten sich dabei verdient zu machen, indem sie vormittags den Unterricht besuchten und nachmittags in den Missionsgärten und -feldern arbeiteten und auch bei der Pflege des Viehes die nötige Hilfe leisteten. Und um das gleich voranzunehmen und das Kapitel von der Vieh- und Landwirtschaft unserer Mission abzuschließen, sei hier | auch noch mitgeteilt, daß wir unsere kleinen Rinderherden nicht nur als Nutztvieh brauchten, sondern auch als Arbeitstiere verwendeten. Ich war allezeit darauf bedacht, möglichst viel junge Knaben als Kostschüler an der Missionsstation zu haben. Da es den schwachen Knaben zuweilen schwer wurde, die nötigen Lebensmittel zu erarbeiten auf den Feldern, und besonders die Transporte auf unsere Bergstation sehr schwer wurden, war ich darauf bedacht, mit Pflug und Wagen ihnen zuhelfen zu kommen. Da gab es allerlei Bedenken zu überwinden. Als ich einem Bruder sagte: Wir wollen uns Arbeitsochsen ziehen, da meinte er: Was willst du mit Ochsen – ackern? Ein anderer hingegen, der auch daheim die Arbeit mit Arbeitsochsen kannte, gab mir guten Rat. Unser damaliger Rechnungsführer hatte auch seine Bedenken. Denen begegnete ich mit dem kleinen Scherzreim:

Auf dem Gebiete der grauen Theorie
Der Ochse leistet Erkleckliches nie,
Doch zur Lösung von praktischen Fragen
Hat er wesentlich beigetragen.

Er war später bereit, nötige Bestellungen auszuführen, z. B. eisernen Pflug aus Ulm, Ökonomiewagen aus Alfeld, sogar Kutschwagen aus Thüringen, der als Ganzes allerdings ein Fehlschlag war, aber mein praktischer Laienhelfer von Australien, Keppler⁶⁶, teilte den Kutschwagen, baute auf den Vorderwagen mit Federn eine praktische Ambulanzkarre und auf den Hinterwagen ebenfalls mit Federn eine Proviantkarre. Dadurch wurde die Schinderei für die Jungen, Patienten auf die Gesundheitsstation hinaufzutragen, gar sehr vermindert. Auch meine schwarzen Jungen hatten Beden-

66 Der 1871 in der Schweiz geborene Gottlieb Keppler kam 1876 mit seinen Eltern nach Australien. Als Ökonom arbeitete er von 1904 bis 1914 für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea.

ken, als ich ihnen voraussagte, wie die Ochsen, die *bulle-ma-kau*⁶⁷, ihnen würden helfen, [das] Feld zu machen. Sie meinten, sie hätten doch keine Arme und Hände, Hauen anzufassen. Sie waren dann erstaunt und erfreut zu sehen, wie sie mit ihrem Geschirr, Stirnjochen usw. den Pflug zogen und die Erde umgruben, und auch auf Fuhrwerken Lasten auf die Station beförderten, auf einem Fahrweg, den wir mühsam nach dem hohen Berg gebahnt hatten. Ehe wir Pferde bekamen von Australien und Holländisch Indien her, nützte ich Ochsen auch als Reittiere aus. So holte ich einmal den Br. Zahn als Rekonvaleszenten vom Hafen in Busum ab, im Sattel auf dem roten Ochsen. Der Rote war der Sache noch nicht recht gewöhnt und setzte sich mit seinem Reiter behutsam hin. Was machen wir nun? meinte der bedächtige Br. Zahn. Ich sagte ihm: Du steigst ab, der Rote steht dann wieder auf, und du steigst auch wieder hinauf. Dann trug ihn der Reitochse ruhig und bedächtig die 10 K[ilo]M[eter], auf die Erholungsstation bis zum Gästehaus. Noch besser ging es mit der Ambulanzkarre für Schwerkranke. Sie war mit Matratze versehen, hatte Schutzdächlein und Vorhänge, und die Kranken wurden hineingeschoben wie in einen Backofen, und der Rote mit dem Stern zogen die Ambulanzkarre schön langsam auf den Berg. Einmal hatten wir sogar die Ehre, in unserer Ambulanzkarre hohe Gäste zu Berg zu fahren, nämlich die Frau des Kaiserlichen Gouverneurs Dr. Hahl mit ihrem Töchterlein,⁶⁸ und Frau Bezirksamtman Full mit Töchterlein.⁶⁹ Da hatten wir vier Ochsen vorgespannt. Br. Keppler war der Fuhrmann, und Dr. Hahl und ich gingen zu Fuß.

Mit der Ausbreitung unserer Mission, als wir auch die Pflanzung Finschhafen und Heldsbach hatten und noch andere Betriebe, wuchs unser Viehstand immer mehr durch eigene Zucht und durch gelegentliche Ankäufe von außen. Als die bösen Zecken auftraten, erwies es sich sehr hilfreich, Kreuzungen zu haben von indischem Rindvieh und australischem. Die Mischlinge daraus waren viel widerstandskräftiger als die europäische Rasse. Es wurde eine Viehkommission eingesetzt, welche darauf zu sehen hatte, daß | jede Station den nötigen Viehstand erhielt, besonders die neu-

25|26

67 Dieser Ausdruck für Rinder (zum englischen *bull and cow*) ist über das Tok Pisin als *bulmakau* in fast alle Sprachen Neuguineas übergegangen, in Kâte *bulimakao*.

68 Luise Hahl, geborene von Seckendorff-Aberdar, war seit 1903 mit Albert Hahl verheiratet. Berta Hahl, die erste Tochter des Ehepaars, kam 1903 zur Welt.

69 August Full war Bezirksamtman in Herbertshöhe. Über seine Familie liegen keine näheren Informationen vor.

gentum des Stationarius, was vielfach zu Unzuträglichkeiten führte; wenn ein solcher längere Zeit wegging, mußte er womöglich sein Vieh verkaufen oder den Nachfolger bitten, es zu versorgen. Das war bei uns Neuendettelsauern viel einfacher. Jeder hatte die gleiche Verantwortung namens der Mission, und so waren alle Stationen am besten versorgt mit Milch, frischem Fleisch, Butter usw., was alles für die Gesundheit sehr wesentlich war.

Auch in beteff der Feld- und Gartenfrüchte wurde es so gehalten, daß die Weißen der Station davon für sich nehmen konnten, was für sie notwenig war. Den Hauptteil der Produkte bekam natürlich die kleine oder größere Schar der Kostschüler oder auch der eingebornen Arbeiter der Station und auch der Pflanzungen.

Als dann der Weltkrieg ausbrach, bewährte sich diese unsere Kommunaleinrichtung ganz besonders. Natürlich hätten wir nicht ganz von unsern eigenen Erzeugnissen leben können, aber es war doch eine große Hilfe bei unsere Versorgung.

DIE VERLEGUNG UNSERER ERSTEN STATION VOM STRAND AUF DIE HÖHE

Nachdem wir in Altsimbang am Stand soviel erlitten hatten an Malaria und andern Tropenkrankheiten, wollten wir der Losung folgen, welche der Stabsarzt auf der Kreuzerkorvette Alexandrine ausgegeben hatte: „Gehen Sie auf die Höhe, da ist es gesünder!“ Das wollten wir nun schon im Kleinen tun, ehe es im Großen möglich war, nämlich die Gesundheitsstation auf dem Gebirge anzulegen. Das Altsimbang lag ja nur wenige Meter über der Meeresfläche. Rechts davon kam der große Bubuifluß heraus, links der Simbangbach, da führten die Hochwasser immer viel Unrat ans Ufer. Auf die Länge saßen wir auch zu nahe an dem Dorf Simbang, was besonders für die erste Zeit Vorteile hatte, aber auch zu Unzuträglichkeiten führte, besonders wegen der Dorfhunde und -schweine. Also auf die Höhe! Ungefähr einen Kilometer landeinwärts lag ein freier Grashügel, etwa 50 Meter hoch. Die Grasfläche gab Viehweide, und am Fluß des Hügel war eine schöne Fläche für Felder, ausgedehnter als wirs an der alten Station hatten. Zunächst bahnten wir einen bequemen Fahrweg auf die Höhe. Von einem Ansiedler, der in Finschhafen wegging, konnten wir eine praktische Handkarre kaufen für Transportzwecke vom alten zum neuen Platz.

Wir hatten nun Erfahrungen gesammelt und waren imstande, die neue Station viel besser anzulegen, als die alte es war. Wir konnten auch eine Anzahl kräftige Jungen aus Simbang und Umgegend gewinnen, uns beim Neubau zu helfen. Wir ließen nun kräftige *kabing*⁷⁰-Pfeiler auf den Platz schaffen, und auf ihnen erbauten wir das Hauptgebäude reichlich in Mannshöhe vom Boden, so daß man auch den unteren Raum gut ausnützen konnte, mit luftigem Verschlag, für Werkstatt mit Schraubstock und nötigen Geräten. |

26|27

Das Gerippe dieses neuen siebenräumigen Wohnhauses errichteten wir diesmal nicht von Buschholz, sondern benutzten dafür gekauftes und geschnittenes Material, für den Rest Hartholz. Die Wände verschalten wir mit Palmenschwarten, von der bekannten Jaueng, die ziemlich häufig in den umliegenden Wäldern vorkommt. Es ist eine Art wilder Betelpalme, die auch Trauben von Betelnüssen trägt, welche von den Eingebornen verwendet werden, doch [sie] ziehen das Gewächs der edlen Betelpalme bei ihren Dörfern vor, die viel dünner und schlanker ist als die Waldpalme. Die schönen Schwarten dieser Jaueng werden an die Hauswände genagelt in der Weise der *weather-boards*. Es gibt das saubere und dichte Wände, da die Planken etwas übereinander gelegt werden, so daß keine offenen Ritzen bleiben, kein Regen durchschlagen

70 Käte (heutige Schreibweise kabin): Rotanpalme.

kann, aber wohl Luft durchziehen, was im warmen Tropenland ja nur erwünscht ist. Die Zimmer bretterten wir diesmal gleich alle mit weichen Fußbodenbrettern.

Die breite Front-Veranda nach Osten und den breiten Durchgang mitten durchs Haus stellten wir von ungehobelten Hartholz Brettern her, die von Australien eingeführt wurden. Die schmalen Nebenveranden an den Giebeln und der Rückseite entlang machten wir auch von Jaueng-Planken, Rückseite nach oben, also selbstreinigend. Zur Bedachung verwendeten wir das Wellblech von der Station am Strand, also gebrauchtes, aber doch noch ziemlich neues. Die Nagellöcher mußten natürlich gelötet werden. Dabei half auch der Rheinische Missionar Eich, der gerade zu Besuch bei uns weilte, und auch ein alter Käfersammler Wahnes⁷¹, aus Naumburg an der Saale, der bei uns sich in Pension aufhielt, ein ganz gemütlicher alter Herr.

So etwas allmählich und nacheinander wurden an der alten Station unten die Räume abgedeckt und oben eingedeckt, so daß wir auch nur allmählich und nacheinander auf die Höhe umziehen konnten. Die Handkarre von Fiedler tat gute Dienste beim Material-Transport vom alten Platz in der Tiefe zum neuen auf der Höhe.

Einmal mußte ich selber auf der Karre mich befördern lassen, indem ich bei der Abbrucharbeit etwas Unglück hatte durch Schuld meiner leichtfertigen schwarzen Jungen. Wir hoben den Bretterboden des einen Zimmers auf, der auf den Jauengboden in einem Stück lag. Da sollten die Nägel von unten zurück geklopft werden, um die schönen Fußbodenbretter auseinander zu nehmen und transportieren zu können. Ich und einige Knaben hielten den schweren Fußboden hoch, einer klopfte von unten die Nägel zurück. Da gewahrten meine Kameraden beim Halten unterm Fußboden ein Mäusenest, gedankenlos ließen sie an ihrem Teil los, um die Mäuse zu erjagen. Die Last war für mich allein überschwer, aber ich wollte doch um keinen Preis auch loslassen, um den unten arbeitenden Jungen nicht die Nägel des fallenden Fußbodens in den Rücken gehen zu lassen. Ich schrie überlaut, um meine Helfer zur Ordnung zu bringen, aber ehe sie wieder zufassen konnten, hatte ichs weg, einen furchtbaren Hexenschuß und Schmerz, als ob mein [Rücken] gebrochen wäre. Ich konnte nicht gehen, mußte mich auf die Höhe fahren lassen. Nach etwas Ruhe wurde es wieder gut, und [so] war weiteres Unglück verhütet worden.

Im Westen an den Hauptbau parallel anschließend bauten wir [eine] zweiräumige Küche mit Kochraum und Eßzimmer, das Treppenhaus und Aufgang für Wohnhaus und Küche. An dem Küchengebäude im Westen war Anschleif unter einem Dach mit der Küche als Wasch- und Backraum. Der Backofen war von mir aus Ziegel- und Kreidesteinen gebaut, mein zweiter Backofen auf Neu Guinea, nachdem ich früher auf Bethesda auch schon zwei gebaut hatte. |

27|28

71 Der Insekten- und Vogelsammler Carl Wahnes (1883–1911) bereiste Deutsch-Neuguinea in den Jahren 1890 bis 1906 mehrfach.

Von den sieben Räumen des Wohnhauses waren drei im Südflügel, am Giebelende unser Schlafzimmer, dann mein Studierzimmer und am Mittelgang das allgemeine Wohnzimmer. Im Nordflügel hatte am Durchgang Frl. Frieda Götz ihr Zimmer, daran anstoßend kleines Gastzimmer, dann Br. Veters Zimmer, und am Nordende befand sich Br. Pfaltzers Zimmer.

Es war also ein stattliches und fein eingerichtetes Wohnhaus für eine Missions-Station, an der verschiedene Kräfte zusammen zu arbeiten hatten. Wir freuten uns hoch seiner Vollendung und hielten ein Fest der Hausweihe, bei dem wir beim Festmahl auch die in Bayern so wohlbekanntesten Schmalzküchle hatten. Die treue Stütze meiner Frau war ja auch aus Bayernland, und bei unserm Viehbestand fehlte es nicht an Butter und Schmalz. Auch einige Verse zur Hausweihe wurden bei der Gelegenheit verbrochen. Sie sollen hier stehen:

Zur Hausweihe in Simbang am 6. Januar 1892

Melodie: „Nun danket alle Gott“ usw.

Nun danken wir dem Herrn
Und singen frohe Lieder.
Er half uns täglich gern,
Sah freundlich auf uns nieder;
So ist mit seiner Hilf'
Nun unser Haus erbaut;
Er ließ vollenden uns,
Wonach wir ausgeschaut.

Die Wohnung auf der Höh'
Soll uns beständig weisen
Hinauf zur Himmelshöh',
Wo man wird ewig preisen
Den Herrn in jener Stadt,
Da eitel Fried und Freud',
Die Jesus, unser Heil,
Dereinst den Seinen beut.

Doch auch dies iridsch' Haus,
Das uns jetzt aufgenommen,
Mög sein ein Segenshaus,
Zu dem der Herr gekommen.
Wir weihen es ihm heut',
Erbitten Heil und Schutz,
Er wohn' uns gnädig bei,
Wend ab der Feinde Trutz.

O Herr, kehr' gnädig ein
In uns're armen Hütten,
Wollst unsre Wohnstatt weih'n,
Wollst uns mit Heil beschütten;
Mach' uns zur lichten Stadt
Auf dieser Bergeshöh',
Von der das Heil ringsum
Zu armen Heiden geh'.

28|29 Außer dem Hauptgebäude, dem großen Wohnhaus, war noch manches Nebengebäude zu errichten, vor allem ein angemessenes Schulhaus für unsere Kostschüler, von denen wir nun immer so ein paar Dutzend auf unserer Station hatten. | Beim Schulhaus war auch ein kleines Glöcklein aufgehängt, um das Zeichen geben zu können für den Schulbeginn. In der Nähe des Schulhauses befanden sich die geeigneten Wohnhütten für die Schulknaben aus Buschmaterial. Abseits war auch noch genügend und geeigneter ebener Platz zur Einzäunung für das Rindvieh und daneben die Mehlkammer, außerdem zu Ställen für Kleinvieh, Ziegen, Schweine und Hühner.

Der Hochbau unseres Wohnhauses auf über mannshohen Pfählen ersparte uns weitere Nebengebäude. Unter dem Nord- und Südteil des Hauses hatten wir je einen großen Raum eingefriedigt mit starken Jaueng-Schwarten und Stacheldraht für [eine] Werkstatt und [einen] Vorratsraum, auch für Lebensmittel wie Mehldosen und Reis.

Unterm Mittelgang des Hauses war es auch unten frei. Das war gemütlicher, schattiger Aufenthalt auch für schwarze Besucher, wo man sich schön unterhalten konnte. Doch auch unsere Ziegen machten da öfters Besuch. Der Ziegenbock war durch Neckerei seitens der Jungen ziemlich böse geworden, da gab es einmal ein ganz ernstes Duell zwischen diesem und dem fleißigen Bruder Pfalzer, der unterm Haus, im kühlen Schatten, an einer Kiste eifrig hantierte. Der Ziegenbock sah an seinen Bewegungen eine Herausforderung, rannte [und] stieß ihn um. Pfalzer ergriff den nächsten Stock und strich den übermütigen Bock ganz kräftig und hämmerte dann weiter. Der Bock rannte zu einer zweiten Attacke heran und stieß Br. Pfalzer sehr unsanft über den Haufen. Dieser raffte sich auf und hämmerte kräftig auf den Ziegenbock. Der hatte nun genug und trat hohnmeckernd den Rückzug an. Von einem unteren sicheren Innenraum sah ich diesen Vorgängen zu. Auch Frl. Götz war Augenzeugin und nicht ganz neutral. Bei nächster Gelegenheit streichelte sie den munteren Bock von wegen seiner erlittenen Hammerschläge, ihn bedauernd mit der Bemerkung: „Armer Ziegenbock!“ Der verachtete solch menschliches Mitleid. Er ging einige Schritte zurück, setzt kräftig an und stieß unser Frl. Götz über den Haufen, mit den Hörnern auch noch ihr Kleid zerreißend. Das war denn doch zu arg. Ich dachte daran, was geschehen könnte, wenn meine liebe Frau beim abendlichen Spaziergang, das Töchterlein auf dem Arm, in solch roher Weise mit unserm Kind behandelt würde. Wenn ich nicht irre, so kam

der Unhold bald auf die Schlachtbank, und wir zogen ein frömmeres Böcklein auf, bei dem wir darauf sahen, daß es nicht auch zu Bosheit und Gewalttat verführt wurde.

Die Distanz zum nächsten Dorf Simbang wirkte sich auch wohltätig aus. Doch einmal kam es noch zu einem ziemlich bösen Zusammenstoß. Hungrige Köter laufen weit, und so kam ein solcher auch auf unserer Höhe und richtete Schaden an in unserer Hühnerherde. Bruder Pfalzer legte Gift. Der richtige Hühnerdieb erwischte den Köder, also der Köter den Köder – und gab sein diebisches Leben auf. Er gehörte dem langen, langen Juaru. Dieser vermutete ganz richtig den Täter und was er getan. Den toten Hund hinter sich herschleifend, einen mächtigen Speer in der Hand, kam er eines morgens auf unsere Station herauf. Mich ließ er unangefochten, traute mir offenbar den Hundemord nicht zu. Aber er ging zu Bruder Pfalzer, warf ihm den toten Hund vor die Füße, schwang den Speer und brüllte ihn an: „Aum uni aingo Kiam gemaentu!“⁷² Du ißt meinen toten Hund auf, hast ihn gemordet, roh sollst Du ihn auffressen, nicht kochen, sonst speere ich Dich. Pfalzer hatte aber durchaus nicht Lust, den vergifteten toten Hund roh aufzufressen, und speeren wollte er sich auch nicht lassen. Schließlich kam es zu einem billigen Ausgleich. Pfalzer gab eine Entschädigung, und Juaru zog mit seinem toten Hund wieder ab. |

29|30

Einmal gruben unbekannte Diebe, wohl aus dem Hinterland, unter dem Jaueng- und Stacheldraht-Verschlag eines unserer unteren Räume zu unterst durch. Sie hatten es auf einen schweren Bündel starken Bandeisens abgesehen, das, durch Hartmeißel in etwa 6 Zoll⁷³ lange Stücke gehauen, sehr beliebter Tauschartikel war als Eisenklingen statt Stein- und Kniebeile[n]. Der Dieb hatte sich wohl bei Tag durch die weiten Ritzen des Verschlags die Beute ersehen. Er wurde bitter getäuscht. Der schwere Bündel Bandeisens war mit Kette angeschlossen an den Eisenholzpfiler des Hauses. Die Diebe mußten unser Eigentum diesmal liegen lassen.

Ähnlich, doch etwas anders, ging es einer nächtlichen Diebesbande noch in Alt-Simbang. Da waren mit Boot Kisten mit Gütern für uns angekommen und standen auf der Seiten-Veranda unseres Wohnhauses. Pfalzer hatte im Wohnzimmer nach dem Abendbrot gelesen, nahm dann seine Lampe, um in heller Beleuchtung in seinen Raum sich zurück zu ziehen. Da polterte es mächtig vor ihm, die an Stangen gebundenen Kisten wurden hingeworfen, die Diebe ließen die Kisten an den Stangen und übrige Bündel von Schlingpflanzen zurück und verschwanden in der Dunkelheit. Wir brachten nun wohl schleunigst unsere Kisten mit Gütern in geschlossene Räume.

Als Bruder Tremel mit junger Frau glücklich in Alt-Simbang angekommen, da packten sie ihre *glorybox* vor den Augen der Eingebornen von Simbang aus, und es

72 Jabêm (heutige Schreibweise: aôm ôniņ aêjoc kéam gêmac êndu): „Du wirst meinen Hund essen, der ganz tot ist!“

73 Im Original steht y Zoll. Gemeint ist wohl 6 oder 7, was auf einer englischen Schreibmaschine über der Taste »y« liegt.

machten junge Leute lange Finger. Br. Bamler schloß einen der langfingerigen Burschen in einen Verschlag unter unserer Küche. Das Volk von Simbang nahm darob eine drohende Haltung ein. – Plötzlich waren sie wieder freundlich. Dem schlanken Jüngling war es gelungen, durch einen breiten Spalt des Verschlags seinem Gefängnis zu entinnen. –

Jedenfalls konnten wir in den damaligen Anfangszeiten gar nicht genug den weisen Spruch eines Alten beachten: „Wo viel Zugreifens ist – Alles wohl verschließen!“

Ich hatte einmal Belohnung auszuteilen von den beliebten bunten Glasperlen. Ein älterer angesehener Mann von Simbang griff unbefugt in den Perlentopf, und ich ertappte ihn im Augenblick. Da fiel mir der alte Herr um den Hals und schmeichelte: „O Jauani, Jauani!“⁷⁴ Er schämte sich des versuchten Diebstahls, und damit war die Sache natürlich gut.

Die Brüder Vetter und Pfalzer spielten einmal nach dem Abendbrot Mühle oder Schach. Es war pechschwarze Nacht, und draußen regnete es Bindfaden. Zur Bettgezeit ging Br. Pfalzer auf sein Zimmer und wollte ohne Licht sich legen. Da fehlte die Wolldecke. Er machte Licht und merkte, daß schöne neue Sachen fehlten. Hemden und Anderes. Der Räuberhauptmann war ein gewisser Garega gewesen vom Buming-Hinterland. Einiges der Diebesbeute kam wieder auf unsere Reklamationen.

Ein weißer Jäger Geißler hielt sich im Hinterland von Simbang auf. Er wurde nachts von einer Bande überfallen und sein schwarzer Junge verwundet. In aller Morgenfrüh flüchtete er sich auf unsere Station Ober-Simbang. Wir erfuhren später, wer die Diebe und Räuber gewesen.

Wie die Vieh-, so war auch die Landwirtschaft von Ober-Simbang aus viel günstiger zu betreiben als drunten am alten Platz, wo wir den Dorfleuten zu dicht auf dem Nacken saßen. Wir gaben unsern schönen guten Garten unten allmählich auf, der vor den Dorfschweinen schwer zu schützen war, und hatten nun am Süd- und Nord-Fuß unserer Stationshöhe unbestritten das schönste Gartenland, die kleine Ebene Malalentang, größer und besser als unten. Wenn ich da bei Malalentang die Jungen zur Arbeit führte, da sah ich droben unser schönes Haus und⁷⁵ | hörte unsern selbstgefertigten Kinderwagen auf der Veranda hin und her rollen. Es wohnte sich fein auf unserer neuen Station Ober-Simbang, und wir hatten da alle erwünschten Bequemlichkeiten, auch ein Badehäuslein mit Wanne, mit Regenwasser zu füllen aus einem nahe dabei stehenden eisernen Tank, der mit Regenwasser vom Wellblechdach bei den häufigen Regen oft genug frisch gefüllt wurde. Wir Herren der Schöpfung hatten es auch nicht weit zu einem guten Freibade im Simbang-Bach.

Nach den angestrengten Arbeiten der Neugründung von Simbang machte ich mit Weib und Kind eine kleine Erholungsreise nach unserer Inselstation Tami, die von

74 Also „O Johann, Johann!“

75 Im Original wird auf der folgenden Seite wiederholt: „Da sah ich droben unser schönes Haus und“.

den Brüdern Tremel und Bamler war angelegt worden und von ihnen verwaltet wurde. Es ging schnell mit der bescheidenen Gründung der Inselstation auf der Anhöhe Lokampim der Hauptinsel Wanam, die am Inselstrand ein ausgedehntes Dorf hatte. Ein zweites Dorf befand sich auf der gegenüber liegenden Insel Kalal. Beide Inseln bildeten einen stillen Kanu- und Bootshafen mit schönem sandigen Strand als herrlichem Badeplatz in der Abendkühle im Schatten der großen überhängenden Bäume von Kalophyllum Inophyllum, die gutes Holz bieten für Schiffsbauzwecke.

Die Häuser der Eingebornen standen alle am niedrigen Strand der Inseln. Die Missions-Station war etwas abge sondert davon auf der schon genannten Korallenhöhe mit etwas Gartenland zwischen ragenden zackigen Korallen, auch konnten da Hühner und etliche Ziegen gehalten werden, also ohne größere Landwirtschaft wie in Simbang und nach Vorbild davon auf den anderen späteren Stationen des Hauptlandes. Auch Kostschule war da nicht nötig, da es keine Schüler von auswärts gab, und für die beiden Inseldörfer konnte mit der Zeit eine Tagesschule für die Dorfjugend eingerichtet werden.

Ich war allein schon früher auf den Tami-Inseln draußen gewesen und hatte den passenden Stationsplatz ausgesucht. Die Insulaner holten mich damals mit einem ihrer großen Zweimastkanus und brachten mich auch wieder auf gleiche Weise zurück. Sie waren Feuer und Flamme für Stationsgründung bei ihnen und riefen mir immer wieder zu: „Sepmong, sepmong Lokampim!“ Das heißt, schnell, schnell auf den Lokampim Hügel!⁷⁶ Das war natürlich noch nicht Verlangen nach dem Evangelium, sondern nach irdischem Gewinn, oder sagen wir Verdienst. Die europäischen Tauschwaren zogen. Diese Insulaner waren ja die Phönizier einer langen Küstenstrecke und lebten hauptsächlich vom Tauschhandel mit den Küstenleuten, später auch mit den Weißen von Finschhafen. Sie waren sehr geschickt, kunstvolle Schnitzereien anzufertigen, feine Mulden von Hartholz für Eßwaren, hübsch eingravierte Schalen von Kokosnüssen, Schlafmatten, Regenschirme usw.

Wir hatten nicht vor, für unsere Inselstation ein eigenes Boot zu halten, am wenigsten ein europäisches, wußten, daß die Insulaner preiswert den Verkehr unserer Insularen Station bei ihnen für Post, Waaren und Personen unterhalten würden.

Häufig fuhren sie nachts bei ruhiger See hinaus, und als ich da das erste Mal mitfuhr, die Gelegenheiten zu erkunden, machte mich das Plätschern der Ruder und das Gemurmel der Ruderer in ihrer Unterhaltung einschlafen, und mir träumte so schön, wie diese schönen kleinen Meerinseln christlich geworden seien. Außer den beiden bewohnten Inseln mit rund 200 Einwohnern war dazwischen noch [eine] erhöhte Ziegen-Insel der späteren Missions-Station, und etwas abseits noch eine etwas

76 Tami-Sprache. Gemeint ist der oben von Flierl erwähnte kleine Hügel mit der Missionsstation von Wanam, einer der beiden bewohnten Tami-Inseln.

größere, aber unbewohnte Palmen-Insel, mit einem größeren Hain guttragender Kokospalmen, sehr wertvoll für diese Insulaner als Nahrungs-Reserve. |

Ich erlebte die Erfüllung meines eben erzählten Traumes nach ein paar Jahrzehnten. Die kleine Inselgruppe war christlich geworden, eine Filiale der Jabim-Christengemeinde. Ihr letzter Missionar, der Bruder Hoh, konnte aufs Hauptland nach Jabim übersiedeln und ein ausgebildeter eingeborner Gehilfe und Lehrer ihn auf dem kleinen Posten ablösen.

Wer denkt da nicht an die schöne Erzählung von dem englischen Missionar Paton⁷⁷ auf dem Inselchen Tana in den Neuhebriden, von dem es heißt: Als er kam, war kein Christ auf dieser Insel, als er ging, kein Heide mehr. Tana aber hatte keine 200 Einwohner wie unser Tami.

Als ich mit Frau und Töchterlein unsere junge Inselstation besuchte, geschah es ausnahmsweise auf einem europäischen Ruderboot. Unser freundlicher Nachbar Janzen, von Butaweng, einer neuen Co[mpagnie-]Station, der auch unserer Hausweihe auf Ober-Simbang beigewohnt hatte, lieh uns sein Stationsboot und erfahrene Ruderleute, Eingeborne aus dem Archipel.

Wir fuhren zeitig nachmittags ab, bei nicht zu gutem Wetter, und kehrten hinter den Ginggala-Inseln ein, wo der ruhige und sichere Dreger- und Schneider-Hafen sich befindet, durchs Festland, die Inseln und Riffe geschützt. Noch bei gutem Tageslicht konnten wir die enge Einfahrt gewinnen hinter die kleinste der Ginggala-Inseln, wo 1912 in finsterner Nacht Bruder Decker⁷⁸ mit unkundigen Ruderern das schwere Unglück erlebte, wobei das Boot völlig verloren ging, seine Frau⁷⁹ und beide Söhnelein und die meisten Ruderer umkamen, so daß keine Spur mehr davon zu finden war, da das Meer außerhalb der Inseln unergründlich tief ist; selber verletzt kam der arme Bruder zu unserm guten Hoh auf dem Lo Gaweng, der damals schon von da aus die Gemeinden von Jabim und Tami betreute, während Bruder Deckers Station Deinzerhöhe war.

Wir kehrten bei unserer Fahrt nach dem jungen Tami in einem Ginggala-Dorf am Hauptland ein mit sicherer Anfahrt. Unser Dorle konnte erst lallen und unterhielt damit die Jabim-Frauen, die zusammen gekommen waren, um an dem kleinen weißen Kind ihr blaues Wunder zu sehen.

77 Der Schotte John Gibson Paton (1824–1907) reiste 1858 in den Südpazifik, wo er als evangelischer Missionar auf den Neuhebriden lebte.

78 Der aus Berneck in Oberfranken stammende Johann Decker (1864–1958) war von 1895 bis 1944 in Neuguinea tätig, ab 1900 in Deinzerhöhe. Erst nach der Zerstörung der Station im Zweiten Weltkrieg wurde er mit Lehner von den australischen Truppen evakuiert und kehrte 1949 nach Deutschland zurück.

79 Emilie Decker, geborene Schlenk (1880–1913), kam aus Gefrees in Oberfranken. Sie ging 1903 als Missionsgehilfin nach Neuguinea und heiratete 1905. Auf der Rückreise nach dem ersten Heimaturlaub ertrank sie bei dem beschriebenen Bootsunglück mit ihren Kindern Friedrich und Hans.

In aller Morgen-Frühe fuhren wir weiter, aber nur bis zu dem winzigen Inselchen Meggim, bei Ngasegalatu, wo unsere vorsichtigen Jungen des Herrn Jansen wieder etwas warteten auf besseres Wetter. Ihr Herr und Meister hatte ihnen auf die Seele gebunden, den Missionar nebst Frau und kleinem Kind ja wohlbehalten nach den Tami-Inseln zu bringen.

So sehr ich auch auf Reisen vorwärts strebte und auf dem festen Lande oft trieb nach vorwärts, wie weiland Jehu, der Sohn des Nimsi,⁸⁰ – auf dem nassen Element folgte ich stets erfahrenen Seeleuten, ob es auch Schwarze waren. Da galt es, die Seele in Geduld zu fassen. Bei allen derartigen Gelegenheiten wie auch bei Schwierigkeiten und Hindernissen auf dem Land, sagte ich mir und Mitarbeitern und -arbeiterinnen das Wort vor: „Geduld ist euch vonnöten, Geduld, Geduld, Geduld!“⁸¹ Dieses Rezept bewährte sich stets. Andere, die drauf los stürmten, mußten oft schweres Lehrgeld bezahlen.

Am späten Nachmittag stachen unsere braven Jungen von Meggim aus wieder in See und legten sich ordentlich ins Zeug, d. h. in die Ruder. Die See war noch rauh genug, und meine liebe Frau mit unserm Töchterlein wurden blaß, und mir war auch nicht zu wohl, doch kam es nicht zu Kapitulationen.

Vor Anbruch der Nacht und Dunkelheit liefen wir glücklich in den stillen Inselhafen ein, freundlich begrüßt von den Eingebornen und von unsern Missionsleuten vom Lokampim, der Stationshöhe.⁸² |

32|33

Unsere wackeren Ruderer konnten am nächsten Morgen mit dem leeren Boot heimkehren. Wir erhielten auf der neuen Inselstation mit unserem Töchterlein gutes Zimmer auf der Anhöhe Lokampim. Es fehlte auch nicht an Ziegenmilch zur Ernährung der Kleinen, und für einige Wochen konnten wir alle Herrlichkeiten der lieblichen Inseln genießen. Meine liebe Frau hatte freilich auch einige schwere Tage, aber der treue Herr half wiederum gnädig durch.

Ich selber machte zwei weitere Ausfahrten. Einmal fuhren mich Tami-Leute nach Simbang, wo ich alles wohl antraf auf unserer schönen Höhenstation. Der gemütliche alte Wahnes, Insektensammler, durfte zeitweilig unserer Räume bewohnen. Bei Rückkehr ruderten mich meine Fährleute die Küste entlang, hinter den Ginggala-Inseln durch bis zum nächsten Dorf Qualansam, von wo aus sie mit dem frischen Nachtwind von den Gebirgen herab nach ihren Inseln hinauszusegeln pflegten. Es ging alles

80 Flierl spielt auf 2Kön 9,20 an.

81 „Geduld ist euch vonnöten“ ist ein Zitat aus Hebr 10,36. Vermutlich denkt Flierl hier aber an das gleichnamige Lied von Paul Gerhardt, da er später berichtet, er habe den Vers „sich und seinen Mitarbeitern gar oftmals vorgesagt und auch vorgesungen“ (II 365).

82 Im Original folgt auf S. 32 noch folgender Absatz, der auf S. 33 erneut aufgegriffen und vervollständigt wird: „Unsere wackeren Ruderer konnten am nächsten Morgen mit dem leeren Boot heimkehren. Wir hatten an der neuen Station gutes Zimmer und konnten für einige Wochen alle Herrlichkeiten der“.

gut. Wir waren schon nahe am Ziel. Da zeigten sich über den Inseln dunkle Wolken, starker Gegenwind setzte ein, gegen den nicht aufzukommen war. Mein Steuermann mußte umkehren, und wir flogen vor dem Winde her zum Ausgangspunkt am Hauptland zurück. Am nächsten Morgen hatten wir mehr Glück und liefen wohlbehalten im Inselhafen ein, und ich konnte meinen Lieben überbringen, was ich von Simbang zu holen hatte.

Meine nächste Reise war noch wichtiger. Es sollte nach dem Huongolf hinabgehen nach Tami-Nugidu – [das heißt] Tami-Halbinsel – oder Taimi. Das war eine Kolonie der Tami-Leute, mitten zwischen dem Stamm der Bukaua, ein paar größere Dörfer mit zusammen über 200 Einwohnern, reichlich so viel als auf den Inseln wohnten. Sie hatten gleiche Sprache wie die Tami-Leute, waren natürlich zweisprachig, indem sie auch die Sprache ihrer nächsten Nachbarn, der Bukaua, konnten und brauchten. Sie waren eben so kunstfertig wie die Insulaner in allerlei Schnitzarbeit, aber sie waren insofern reicher, als sie reichlich gutes Feld- und Gartenland hatten. Sie hatten auch Zweimast-Kanus, und zwischen Tami und Tami-Nugidu fand häufig Verkehr statt.

Auch Bruder Bamler hatte schon Taimi besucht, und wir planten an dem Ort die erste Station im Huongolf, die auch vor Ende des Jahrhunderts noch durch Bruder Bamler gegründet wurde, den der neu verheiratete Br. Hoh in Tami ablöste. Br. Tremel mit Frau hatte ja Mitte der neunziger Jahre andauernder Kränklichkeit wegen nach Australien gehen müssen und starb dort um 1900.

Für meine Reise nach Taimi fand ich willige Fährleute, die einen großen Zweimaster dafür rüsteten und mich versicherten, daß sie gutes Wetter für die Fahrt abwarten wollten. „Aia aiala gameng“, sagten sie mir öfters, d. h. wir beschauen die Gegend – beobachten das Wetter.⁸³

So hatte ich denn auch feine Fahrt mit tüchtigen Seeleuten, wie die Tami-Insulaner ja in der Regel sind. Im Dorf Taimi wurde ich von den Bewohnern freundlichst empfangen und mir gutes Quartier angewiesen im Dorf-*lum* oder Gemeindehaus⁸⁴, und ich [wurde] mit Schlafmatten und aller wünschenswerten Nahrung des Landes versorgt aus ihren gut gepflegten Gärten. Ich hielt mich dort einige Tage auf, wenn ich nicht irre, auch über Sonntag, und konnte [das] Dorf Taimi und Umgebung, von den freundlichen Leuten geführt, genügend einsehen, auch die Höhe dahinter, das Vorgebirge Gerhardts, wo wir den künftigen Stationsplatz auswählten. Die dortige Station, die vor Ende des Jahrhunderts dann errichtet wurde, erhielt den Namen Deinzerhöhe, zum Gedächtnis des Gründers der Neu-Guinea-Mission, Missions-Inspektor Johannes Deinzer, der gegen Ende des Jahrhunderts verstarb. |

33|34

83 Jabêm (heutige Schreibweise: aêac ajala gamêt): „Wir kennen die Gegend“ oder „Wir beobachten das Wetter“. Wie viele Jabêm-Ausdrücke ist der Satz mehrdeutig.

84 Jabêm (heutige Schreibweise: lôm): Männerhaus.

Die Rückfahrt nach den Inseln verlief so glücklich wie die Herfahrt, und bald kehrten wir dann wieder nach Simbang heim auf gutem Kanu der Tami-Leute.

Unser neues Heim in Ober-Simbang war ja so gut und wohnlich, wie wirs von vornherein im Tropenland gar nicht erwartet hatten. Zimmerdecken hatten wir freilich nicht, mußten noch zu sehr mit Brettern sparen. Wir wohnten unterm Wellblech, was an heißen Sonnentagen lästig werden konnte. In unserm Schlafzimmer verwendeten wir Tami-Matten für Zimmerdecken.

Im Wohnzimmer fielen einmal aus dem Gebälk Maden herunter und gerade Frl. Götz auf die Sonntagsschürze zu allgemeinem Entsetzen, [die] kamen von einer toten Ratte, die dort gespießt worden war von unsern Hausjungen und nicht beseitigt. Dergleichen Mängel konnten mit der Zeit behoben werden.

Aber mein Trachten ging noch höher – nach [einer] Gesundheitsstation in den Bergen. Dafür stellte ich bei einer unserer nächsten Beratungen Antrag. Eine Stimme meinte: Wir hätten doch jetzt ganz schöne Höhenstation. Eine andere stimmte mir zu, wir sollten uns wohl noch weiter verbessern durch Anlegung einer Gesundheitsstation auf dem nahen richtigen Gebirge auf Sattelberg. Da ich zur Gründung bereit war aus gutem Grunde, ging mein Antrag durch.

Noch in Unter-Simbang äußerte meine liebe Frau unter Hinweis auf unser erstes, schwächliches Kind: Sie würde mit ihm wohl nach Australien heim müssen, um sein Leben zu retten. Ach Herz, sagte ich, wir könnten doch unser Arbeitsfeld nicht verlassen. Wir würden aufs Gebirge ziehen. Auf den Bergen ists gesünder, habe der Stabsarzt der Kreuzer-Korvette Alexandrine gesagt. – So trachtete ich beharrlich auf die Höhe, erst mit der Ausgangsstation vom niedrigen Strand auf den Hügel für die Mitarbeiter, und dann weiter zu einer Gesundheitsstation fürs Ganze aufs Gebirge mit ausgiebiger Höhe von nahe an Tausend Meter für meine Familie und die ganze Mission. Ich verhehlte mir nicht die Schwierigkeiten. Doch in der Jugend ist man mutig, zumal wenn man wieder frisch und gesund ist. In Fieberqualen seufzte ich manchesmal: „O Jauani, o Jauani, aus diesem bösen Lande flieh!“ Wenn die Fieber vorbei waren und ich wieder mutig und unternehmend wurde, hielt man mir wohl meine frühere Verzagtheit vor, da sagte ich: „Wer gläubt, der fleucht nicht!“⁸⁵

Manches wirkte zusammen, das Gedeihen unserer Kleinen zu beeinträchtigen. Die Mutter bekam bald böse Brüste und konnte nicht mehr selbst nähren, da mußten es die Saugflaschen tun. Kuhmilch hatten wir ja genug, aber wir waren sehr gewissenhaft, sie vorschriftsmäßig mit Wasser zu mischen und wußten nicht, daß die Weiderinder in N[eu] G[uinea], diesem regenreichen Lande, sehr verwässerte Milch geben, da mußte das Kind Hunger leiden. Und man hatte an Kindernahrung im entlegenen Lande nicht immer alles zur Hand. Eines abends brach uns von den Saugflaschen die Eine. Nun aber müßten wir wohl aufpassen auf die Andere, meinte ich.

85 Jes 28,16.

Versehentlich stieß ich daran. Sie fiel auch vom Tisch und zerbrach. Da mußten wir aus der Küche eine leere Worcester-Sauce-Flasche holen, waschen und zur Not als Saugflasche verwenden. – Die schwüle Luft am niedern Strand, so nahe am Dorf mit zwei Flußmündungen, und die vielen Moskitos waren Großen, noch viel mehr kleinen Menschenkindern schädlich. Aus einem ungarischen Mehlfäß hatte ich eine Wiege gebaut, aber beim Wiegen wurden die Moskitovorhänge gelüftet, und durch die Quälgeister mußten Kind und Eltern leiden. So betteten wir das Kind in [eine] große Tamimulde und setzten diese in [den] gemeinsamen Vorhang zwischen unsere zwei Betten, und die Mulde konnte notfalls auch als Wiege bewegt werden. – |

In der neuen Wohnung auf luftiger Höhe wurde es ja schon vielfach besser mit diesen manchfachen Übelständen. Aber wir wollten es eben mit der Zeit für uns und unser Personal noch besser haben und strebten bei allen künftigen Stationsgründungen auf die Höhen.

Während wir mit Eifer unser Ober-Simbang aufbauten, wurde Finschhafen immer mehr öde und leer. An die 50 Procent der weißen Bewohner waren gestorben, und die Übrigen ergriffen panikartig die Flucht, erschreckt durch die verheerende Fieberseuche. Die schwarzen Arbeiter mußten Hals über Kopf alle Gebäude abbrechen, in die Schiffe verladen und droben am Friedrich-Wilhelmshafen wieder aufrichten. So hatte gleichsam über Nacht Finschhafen aufgehört, Hauptort der Kolonie zu sein. Die eingebornen Arbeiter nahmen aber noch etwas mit aus dem Finschhafen, nämlich den kurzen Namen des Inselchens Madang, denn der Name des neuen Ortes war ihnen zu unaussprechlich langatmig. So hat sich denn *Madang* als Name des neuen Orts eingebürgert bei Weiß und Schwarz, bei Deutschen und Engländern.

Der erste und letzte Landeshauptmann, Freiherr von Schleinitz, hatte seinerzeit Finschhafen und Umgegend als offenes Land erklärt für Ansiedler. Es kamen aber keine. Nur einige Angestellte der N[eu] G[uinea] Co. trachteten nach eigener Scholle, wie der Speisewirt Götz, sein Arbeiter Fiedler, eine Familie Wanzlick aus Queensland, ein Sachse in Compagnie mit einem Altbayern in mittleren Jahren. Der klagte, als wir ihn besuchten: Es sei hart, lebenslang seine Füße unter fremder Leute Tisch zu strecken. Sie hatten beide ein Stückchen Land aufgenommen am linken, dem Nordufer des Buming. Bald starb er und mußte in der N[eu-]G[uinea-]Erde eingebettet werden.

Auch diese wenigen Ansiedler wichen aus Finschhafen, so viele ihrer noch vorhanden waren, nach dem großen Sterben. Material von ihren Notwohnungen, soweit brauchbar, konnten wir preiswert erstehen und verwenden für unsere Neugründungen Ober-Simbang, Tami, Sattelberg.

Zum Schluß dieses Kapitels einige lehrreiche Kurzgeschichten. Die erste Serie soll unter dem Kinder-Sprichwort stehen: „Spiele nicht mit Schießgewehr“, denn es könnt' geladen sein!“ – Hermannsburg gab seinen Sendlingen nach Süd-Afrika schwere Ku-

gelbüchsen mit, um sich der Löwen erwehren zu können, und sie wurden wohl auch informiert zur Handhabung. Wir Dettelsauer wurden ins friedliche N[eu] G[uinea] wehrlos ausgesandt, und verschiedene unserer Brüder, wenn nicht beim Militär gewesen, hatten wohl daheim kein Gewehr in Händen gehabt und über Handhabung nie etwas gehört. Wir mußten aber draußen doch auch Jagdgewehre haben, mal 'ne Taube für Suppe zu schießen, später auch Karabiner, unsere Gärten gegen Schwarzwild zu schützen und nach Umständen auch solches zu erlegen für die Küche. Erst mußte man selber die freie Jagd ausüben, später, als die Eingebornen geschickter und zuverlässiger wurden, hielt man für die Station einen Schießjungen, um selber keine Zeit mit Jagd zu verlieren.

Es war in der ersten Zeit in Alt-Simbang, die N[eu] G[uinea] Co. hatte am Butaweng eine Station und mit uns abgemacht, wenn für sie ein Besuch von Finschhafen kommt, zwei Signalschüsse rasch hintereinander abzugeben, damit sie [ein] Boot den Bubui-Fluß herab zu unserer Station schicken. Als ich mich einmal anschickte, die zwei Schüsse aus der Doppelflinte abzugeben, trat Bruder Vetter zu mir und bat, ihn auch einmal schießen zu lassen. Ich gab ihm das Gewehr, [er] drückte beide Läufe rasch | los, ohne zu wissen, daß man das Gewehr an die Schulter anlegen mußte, so flog es ihm über die Schulter nach rückwärts, wo ich zum Glück seitlich stand, so daß ich vom Kolbenstoß nichts abkriegte.

35|36

Etwas später in Ober-Simbang, als gerade die Zeiten etwas unsicher waren, richtete Br. Pfalzer abends in seinem Zimmer das doppeläufige Jagdgewehr, um nachts bei verdächtigem Geräusch Schreckschüsse abgeben zu können. Er hatte die Hähne gespannt und wollte einen zugehen lassen; aber er hielt den falschen Hahn und drückte den verkehrten Spanner, da krachte der Schuß. Das ganze Haus lief zusammen, oben in der Scheidewand hatte die Schrotladung die Jaueng zerrissen. Pfalzer bemerkte verdutzt: „Da ist mir der Schuß losgegangen.“

Jahrelang später, da wir auf Sattelberg waren, ging ich mit Br. Zwanzger nach Simbang. Er war bei der bayerischen Armee bei den Ulanen gewesen. Wir hatten ein feines Jagdgewehr der Station bei uns mit Schrot und Kugellauf. Br. Zwanzger wollte gerne schießen. Bald sahen wir auf einem Baum einen Haufen weiße Kakadus. Er schoß die Schrotladung nach denselben, und mit großem Geschrei stoben sie auseinander. Um schnell wieder zu laden, knickte er den Hinterlader und stieß dabei mit den Läufen auf die Erde. Ich sagte ihm, er möge nun den Lauf gut reinigen, damit kein Unglück passiere. Mit einem kleinen Stock stierte er etwas darin herum, „nur aus Höflichkeit“, wie er nachher meinte. Er drückte ein zweitesmal los. Die Kakadus flogen mit Hohngeschrei davon, ohne ein Schrotkorn erhalten zu haben. Der Lauf war geplatzt, und die Ladung war seitlich herausgegangen, zum Glück ohne uns zu verletzen. Natürlich mußte er einen neuen Lauf anschaffen, und er meinte, es wäre ein teurer Schuß gewesen.

Später hatte er einen Schießjungen, der für ihn Paradiesvögel schießen sollte. Der Junge spielte mit dem Schießgewehr und hatte dabei die Hand über die Mündung des Laufes gelegt, wobei ihm der Schuß durch den Handteller ging. Er hatte einen Begleiter bei sich, sie verbanden die Wunde mit Moos und schmutzigem Tuch und kamen nach ein paar Tagen zur Station, die Hand schrecklich vereitert und geschwollen. Als Br. Zwanzger die Bescherung sah, meinte er, er würde sterben, er würde nicht zu retten sein. Ich sagte: Nein, die Wunde muß gut mit Chinosolwasser gewaschen und fleißig verbunden werden, dann wird sie wieder heilen. So geschah es auch, nur blieb ein großes Loch durch den Handteller.

Ein sehr schlimmes Unglück mit dem Gewehr hatte ein Rheinischer Missionar Barkemeier⁸⁶. Er war mit einem Kollegen auf der Jagd, zog das Gewehr mit dem Lauf an sich, und der Schuß ging ihm tödlich in den Unterleib. Ähnlich ging es in den dreißiger Jahren unserm Diplomlandwirt Sperr. Er erhielt auch aus Versehen einen tödlichen Schuß in den Unterleib.

Im ersten Abschnitt meiner Erinnerungen habe ich ja schon mitgeteilt, wie in Bethesda der Knabe Diwana seinem Kameraden Tankibana aus einer vermeintlich leeren Flinte, der er ein gefundenes Zündhütchen aufgesetzt hatte, einen Schrotschuß ins Gesicht jagte, woran er ja nicht starb, aber lebenslang arg verunstaltet war.⁸⁷

In meiner frühesten Jugend kannte ich einen Bauern, der als zwölfjähriger mit seines Vater Jagdflinte spielend der Magd die Ladung in den Rücken jagte. Bei ihrem Wehgeschrei schrie er noch lauter: Schlagt mich nur tot, schlagt mich nur tot! Der Vater hat ihn wohl gut geklopft, doch nicht totgeschlagen, und der Magd konnte der Arzt auch wieder helfen.

Wir mußten im Anfang in N[eu] G[uinea] alle etwas auf die Jagd gehen, bis wir später es den Schießjungen überlassen konnten. Ich habe auch manchmal nebenhin geschossen, manchmal hatte ich auch | Glück. An einem Feierabend saß ich bei unserer Notwohnung, da kamen schnell zwei große Tauben angeflogen auf den nächsten Baum. Es war schon dämmerig und nebelig. Ich holte schnell die Flinte und hatte mit einem Schuß die beiden Tauben. Ein andermal ging ich auf einem Waldweg, auch im Nebel, der ja auf Sattelberg sehr häufig ist. Ich sah undeutlich die große Figur eines Kasuar⁸⁸, schoß darnach, sein kleiner Kopf war zerschmettert, und er war uns eine willkommene Beute.

Nach der Jahrhundertwende ging die Begeisterung über die wehrhafte Burenjugend auch bis N[eu] G[uinea]. Da schaffte ich meinem älteren eine einläufige Schrotflinte an, informierte ihn genau und ließ ihn Scheiben schießen. Er durfte nun gelegentlich auch auf die Jagd gehen. Es war in Heldsbach vor einer Konferenz, da sagte ihm die

86 Johannes Barkemayer (1866–1895) kam 1893 nach Deutsch-Neuguinea.

87 Siehe I 272f.

88 Ein Laufvogel, verwandt mit dem Emu.

Mutter, vielleicht könnte er ihr einen Vogel schießen für eine Suppe. Er ging, kam bald wieder, und auf die Frage, ob er einen Vogel habe, sagte er: „Nein, aber ein Schwein.“ Es wäre ihm begegnet, er habe darauf geschossen, angeschossen verfolgte es ihn, und er kletterte auf einen Baum, brachte es aber dann doch glücklich zur Strecke.

Angeschossene Wildeber können gefährlich werden. Große starke Gehilfen unserer Mission, einer in Heldsbach, der andere unten in Zaka, wurden durch Wildeber sehr schwer verletzt und konnten nur durch mühevollen Behandlung wieder geheilt werden.

Damit genug vom Schießgewehr! Nun die andere kürzere Serie, der wir die Überschrift geben wollen: „Geh nicht im wilden Busch allein, sonst wirst du bald verloren sein!“

Wenn immer wir einen Weg machen wollen in Busch und Wald, gehen ja ortskundige Führer und Jungen gerne mit uns. Der Europäer jedoch ist nur zu gern frei und unabhängig.

So fiel es unserm Br. Pfalzer in Alt-Simbang einmal ein, mutterseelenallein auf den nächsten Berg, den Mosam, zu steigen, der natürlich, wie alle Berge in N[eu] G[inea], dicht mit Busch und Wald besetzt ist. Er ist ja nur ein paar hundert Meter hoch. Pfalzer liebte sonst das Bergsteigen nicht. Er sagte des öfteren, er sähe sich die Berge lieber von unten an. Aber einmal wollte er eben doch einen Berg besteigen. Er kam glücklich hinauf, ging auf dem Gipfel kreuz und quer und wollte nach einiger Zeit wieder heruntersteigen. Aber da er keine Aussicht hatte, verlor er die Orientierung, und statt nach vorn kletterte er nach hinten hinunter ohne Weg und Steg, durch Gestrüpp und die trügerischen *lawyerkes*⁸⁹, die einem die Kleider zerreißen. Man kann in solchen Wildnissen stundenlang gehen, ohne vom Fleck zu kommen. Da wurde es ihm endlich klar, daß er vollständig verirrt sei, und er wußte keinen andern Weg der Rettung, als einfach wieder bergauf zu steigen. So gelangte er auch wieder auf den Gipfel des Mosam, wo man nach Umständen sogar das Meer von draußen hört, und so glückte es ihm denn, nach Osten herunter zu klettern. Es war gerade ein Tag, wo es frisches Fleisch auf der Station gab. In Finschhafen wurde von Zeit zu Zeit ein indisches Rind geschlachtet, und wir konnten uns da holen. Frisches Fleisch liebte Br. Pfalzer sehr, und da dachte er immer, nun ist Mittag vorbei, und ich bekomme am Ende kein frisches Fleisch mehr. Spät am Abend kam er an, erschöpft, durchgeschwitzt, Tropenhut und Kleidung zerfetzt. Nun, wir hatten ihn wieder, und er uns und die Station und konnte sich erfrischen und erholen.

Trotz dieses abschreckenden Beispiels machte Br. Vetter denselben Streich, aber in Begleitung: Frl. Götz ging mit ihm. Es war schon am Nachmittag, und Nebel setzte ein, und keinen Führer nahmen sie mit sich. Als sie mir sagten, sie wollten auf den Mosam gehen, da sagte ich ihnen warnend: „Na, wenn ihr | euch verirrt, suchen

37|38

89 Gemeint ist *lawyer cane*, eine dornige Kletterpalme. Den freundlichen Hinweis verdanke ich Lester Rohrlach und Ron Hartley.

werden wir euch nicht!“ Es wurde Nacht, und sie kamen nicht. Wir warteten ruhig, ich hatte ja versprochen, sie nicht zu suchen. Endlich, in später Nachtstunde, hörte man die S.O.S.-Rufe vom Ostabhang des Mosam-Berges. Da schickte ich die Jungen mit Laternen, welche sie suchten und zur Station brachten, nahe um Mitternacht. Wie zerrissen sie waren, konnte man da ja nicht sehen. Am nächsten Morgen lachte sie die Frau Duke⁹⁰ tüchtig aus und meinte, diese dummen Bumbum gehen in den Wald und finden nicht mehr heraus.

Eine dritte kurze Geschichte von Verirrung im Wald. Es war schon im neuen Jahrhundert, als wir in Heldsbach eine Konferenz hatten. Am Vorabend des Konferenztages gingen die Konferenzteilnehmer in das schöne Bad am Heldsbach. Sie kamen zum Abendbrot wieder zurück. Wir wollten uns eben zum Essen hinsetzen, da kam ein Eingeborner und sagte: „Da hinten im Wald schreit einer um Hilfe, der Stimme nach ist es keiner von unsern Leuten, es muß einer von euch sein.“ Ich zählte die Häupter meiner Lieben. Da fehlte der Br. Ruppert⁹¹. Ich fragte die andern, was sie von ihm wüßten, da sagten sie, er hätte eben auch die Hose angezogen, als sie gingen, und sie dachten, er wäre nachgekommen. Da konnte ich mir aus der Sache einen Vers machen; statt herauszugehen, war er einen Weg landeinwärts gegangen und fand sich nun nicht mehr zurecht. Da schickte ich nun auch schwarze und weiße Jungen mit Laternen, um den Br. Ruppert zu suchen, und sie brachten ihn dann auch glücklich heraus.

90 Der Name ist im Original nicht eindeutig lesbar.

91 Der Münchner Johann Ruppert (1876–1928), ein gelernter Bürsten- und Pinselmacher, wurde 1907 nach Neuguinea ausgesandt. Er arbeitete als Missionar und Verwaltungsfachmann in Finschhafen und war von 1914 bis 1928 Geschäftsführer der Mission. Ruppert starb kurz nach seiner krankheitsbedingten Rückkehr in Neuendettelsau.

DIE GRÜNDUNG DER GESUNDHEITSSTATION SATTELBERG

Der Sattelberg war uns wohlbekannt durch die Arbeiten der wissenschaftlichen Expedition, die im Jahre 1886 gerade bei meiner Ankunft im Lande diesen Berg genau erforscht und gemessen hatte. Er ist auch von Finschhafen aus gut sichtbar und hat seinen Namen von seiner Gestalt einer Einsattelung, die ja darauf schließen ließ, daß sein Rücken ziemlich geräumig sein könnte, aber droben gewesen war von uns noch niemand, und man kann keine Station auf einen Berg bauen, den man nicht genau untersucht hat. Die meisten Berge in N[eu] G[uinea] haben auf ihren Spitzen sehr wenig Raum. Gleichsam zufällig kam ich mit Br. Pfalzer anfangs März 1892 auf diesen Berg.

Wir machten in jener Zeit abwechselnd Missionsreisen ins innere Bergland, nachdem wir zu viert auf der Missionsstation in Simbang waren, da kürzlich auch Br. Hoh angekommen war. Mit ihm hatte ich kurz zuvor eine Reise gerade westlich von Simbang in die Berge gemacht und da keinen geeigneten Ort gefunden für eine Bergstation. Als ich nun wieder an der Reihe war, eine Missionsreise zu machen, wollte der Missionar Pfalzer mich begleiten, von dem ich wußte, daß er lieber von unten die Berge ansähe, da sagte ich: „Na, nun reisen wir eben die Küste hinauf nach Nordwesten.“ Als Begleiter hatten wir größere Schüler von Simbang und auch einige Dorfleute. Unsere erste Tagesreise ging bis Bonga, das letzte Jabimdorf nach Norden zu. Von da sollte es nach der Boum-Landschaft gehen. Auf den Seereisen hatten wir diese Landschaft gesehen mit steilen Korallenküsten und steilen Grasbergen, mit ganz anderem Klima als die Finschhafen-Gegend; wenn Finschhafen Regenzeit hat, ist da droben Trockenzeit, und die dort wohnenden Stämme galten allgemein als Menschenfresser. Es waren keine Melanesier, sondern Inländer, eigentliche Papua. Ab und zu kamen solche Leute bis Finschhafen und Simbang. Ihre Hauptwaffen waren Bogen und Pfeile.

Als wir dann nach Bonga kamen, hieß es: *bing se* – böse Kunde.⁹² | Da entfiel unsern Knäblein das Herz. Sie wollten nicht von den Boum aufgeessen werden. Etliche entflohen. Wir stellten einen Teil unsers Gepäcks in Bonga ein und trugen auch beide selber etwas und hatten nun eine verringerte Anzahl von Begleitern. So marschierten wir einige Stunden weiter, da drückte uns die Hitze in der Küstenebene sehr arg, und ich sagte zu Pfalzer: „Selber Last zu tragen, das paßt mir nicht“, und er

38|39

92 Jabêm (heutige Schreibweise: bij sec).

meinte dasselbe. So kehrten wir um und traten einen glorreichen Rückzug an. Offenbar war auch die Zeit noch nicht reif für die Boum-Landschaft. Erst nach mehr als 10 Jahren in der Mitte des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts konnten wir die Boum-Landschaft von Heldsbach aus aufschließen und dem Evangelium anschließen.

So kehrten wir nach Bonga um und ließen uns von den dortigen Dorfleuten auslachen. Wir hatten ja da noch einen Teil unserer Sachen liegen. Zu Pfalzer aber sagte ich: „Wir kehren nicht un verrichteter Sache nach Simbang zurück, wir steigen auf den Sattelberg“, und zu unsern bei uns gebliebenen Jungen sagten wir dasselbe. Sie waren auch einverstanden. So blieben wir in Bonga noch einmal über Nacht und wanderten weiter südlich über den Busim-Fluß nach Katika, wo ich wußte, daß in der Nähe der Weg auf den Sattelberg führt. Als wir dahin kamen, wollten unsere Jungen keinen Weg auf den Sattelberg wissen. Da sagte ich: „So gehen wir eben dieses Bächlein hinauf, das kommt ja vom Sattelberg.“ Es wäre ja nicht möglich gewesen, im Bachbett bis auf die Berge hinaufzusteigen von wegen der Wasserfälle und Felsen, aber ich dachte: Kommt Zeit, kommt Rat. Wir waren noch nicht weit im Wasser hinaufgepatscht, da trafen wir auf Leute von Dobeo mit ihrem Häuptling Zake⁹³, der später ja sehr bekannt wurde. Als der hörte, wir wollten auf den Sattelberg, war er Feuer und Flamme. Er sagte: Heute könnten wir nicht mehr hinauf, es sei zu spät. Wir sollten bei ihm über Nacht bleiben, und am nächsten Tag ginge er selber mit uns. Da bekamen unsere Büblein frischen Mut bei der Aussicht auf volle Eßmulden und geschütztes Nachtquartier. Am Morgen nach dem Frühstück war Zake sofort am Platz, nahm das schwerste Gepäckstück und ging als unser Führer voraus bis hinauf nach dem Ort Hembonggo; von da führte er uns ins Wongi-Thal nach dem Dorf Daki. Die Leute von Daki begeisterte er gleich, mit uns zwei Weißen auf den Sattelberg zu steigen. Es ging sehr steil bergan, aber dann kamen wir auf den schönen breiten Rücken des Sattelberg, natürlich allenthalben dicht bewaldet. Das gab ein fröhliches Nachtlager, bald flackerten lustige Lagerfeuer. Taro wurden gebraten, unser Thee gekocht, und die Leute plauderten munter und gaben uns zu verstehen, wir sollten ja wieder heraufkommen zu ihnen mit Buschmessern und Beilen, sie würden für uns den Wald schlagen und ein *fi*, ein Haus,⁹⁴ bauen. Ich schlief sehr gut in der frischen Bergluft, und als ich am Morgen erwachte, stand mein Entschluß fest: Dieser Berg soll unsere Gesundheitsstation tragen. Wir gingen noch auf dem Rücken des Berges herum, und man konnte erkennen, daß der erste und zweite Rücken oder Kuppe und die Einsattelung dazwischen reichlich Raum bieten würde für eine Missionsstation und die nötigen Felder und Gärten. Das teilte ich auch gleich meinem Begleiter Pfalzer mit. Als wir nach Simbang zurückkamen, wurde alles vorbereitet zu regelmäßigen

93 Ein Porträt des außergewöhnlichen Häuptlings Zake, der 1923 starb, zeichnet Christian Keyßer in: Zake der Papuahäuptling, Neuendettelsau o. J. Beide Männer verband eine enge Freundschaft.

94 Käte (Schreibweise heute unverändert).

Besuchen des Berges, etwa alle 14 Tage, wo ich dann ein paar Tage oben blieb, Wald schlagen ließ und die Gründung einer Station vorbereitete. Ich nahm auch ein paar kräftige Jungen an von dem nächsten Kai-Dorf Bokiseng, die beide Sprachen kannten, und ich konnte in Jabim von ihnen Kate abfragen. Auf dem Sattelberg ließ ich mir bald ein kleines festes Blockhäuslein bauen mit Wellblechdach zur Lagerstätte und auch ein [...] ⁹⁵ | unterzubringen.

39|40

Auch einen Bauplatz ließ ich herrichten für die erste Notwohnung, denn ich wollte möglichst bald mit meiner Familie auf den Sattelberg ziehen. Die Leute arbeiteten mit großem Eifer, und von allen umliegenden Dörfern kamen sie heran, um mitzuhelfen. Ich war mir natürlich klar darüber, daß dieser Eifer nicht vom Verlangen nach dem Evangelium herkam, sondern aus dem Verlangen nach den Tauschwaren des weißen Mannes. Alle, die arbeiteten, trug ich in ein Heft ein, machte für jeden Arbeitstag einen Strich, und der Zahl der Striche entsprechend erhielten sie dann Vergütung für ihre Leistungen. Ich hatte ja immer auch einige Jungen von Simbang bei mir, die natürlich meine Vertrauensleute waren. Die Kai selber waren ja im ganzen auch ziemlich brav und zeigten sich von Anfang an nicht so diebisch, als sie sonst im Grunde ihres Wesens waren. Ihre Begehrlichkeit war ja groß. Also mit Eifer ging es an den Bau des Nothauses. Da ging es auch nach dem Sprichwort: Viele Hände machen bald ein Ende. Und es waren starke Mannsleute unter ihnen, die mächtige Hartholzpfeiler herbeischaffen konnten für den Unterbau. Acht Fuß hoch kam das Gebäude über den Boden zu stehen, und die Räume oben wurden 10 Fuß hoch, alles wurde aus Riegeln und Stangen hergestellt. Ich ließ dazu möglichst das gute Kiongholz herbeischaffen, welches die Eingebornen für die Ausleger ihres Kanus benutzen und [welches] sehr zähe und fest ist. Die Wände wurden nur mit Stangen verschlagen, weshalb wir das Haus auch Hühnerstall nannten. Es war natürlich sehr luftig, und als wir später den Bau bewohnen mußten, fanden wir ihn gar zu luftig, so daß ich inwendig noch gespaltene spanische Rohr annagelte und bis über Manneshöhe den Zwischenraum der Wände mit Lehm ausfüllte. Das Nothaus hatte zwei Stuben mit Zwischenraum, in dem eine etwas steile Treppe von harten Brettern in die unteren Räume führte. Die zwei Stuben oben waren die eine unsere Familienschlafstube, daran [ein] Verandakämmerlein zum Waschen und Baden mit einem Kamin oder Feuerplatz, um bei feuchtem Nebelwetter auch Wäsche trocknen zu können. Die andere Stube war allgemeines Wohn- und zugleich Gastzimmer. Vorne war ein Veranda-Kämmerlein für meine Bücher und den Schreibtisch, und ein zweites Kämmerlein war für weitere Einquartierung. ⁹⁶ Die beiden Zimmer, Zwischenraum und Kämmerlein oben waren gebrettert, ein Teil der Veranda nur mit Stangen gebrückt. Von den Räumen unterm Haus war der Westliche

95 Der folgende Teil des Satzes ist durch das Seitenende nicht lesbar.

96 In diesen Räumlichkeiten sollte die Familie Flierl – gemeinsam mit Mitarbeitern und Gästen – ganze vier Jahre lang wohnen.

mit harter Bretterung versehen und wurde von uns als Eßraum benützt. Ein Anbau im Westen war die Küche mit Backofen und [ein] kleiner Nebenraum für die Hausjungen. Auch ein Wassertank befand sich in diesem Kochhaus. Der Ostraum unterm Haus war der Lagerraum ohne Bretterung, aber den Wänden entlang mit Klötzen und Riegeln, um die Kisten hochstellen zu können und die Waaren trocken zu halten.

Die Veranda ringsum war mit Palisaden von schweren Stämmen verwahrt, oben mit horizontalen Stangen. Die vordere Veranda hatte einen Laden, Einkäufe von Lebensmitteln entgegen zu nehmen, ohne den Haufen der Verkäufer ins Haus lassen zu müssen. Von der Küche aus konnte durch eine Luke erbetenes Feuer an Durchreisende abgegeben werden, damit uns die Küche [nicht] von Leuten überschwemmt würde.

So war dies erste Nothaus oder Hühnerstall auch eine Pfahlburg. Die Räume oben hatten keine Glasfenster, sondern nur Bretterläden. Unten waren alle Innen- und Außenräume durch starke Brettertüren verwahrt. Hinter dem Haus war ein geschlossener Hof mit hoher, fester Umzäunung, aus dem man zu den Ställen und notwendigen Nebenräumen kommen konnte, ohne ins Freie zu müssen. Es galt: „Wo viel Zugreifens ist, alles wohl verschließen!“ – |

40|41

Während der ärgsten Regenzeit blieb ich einige Wochen daheim in Simbang. Da ruhte dann die Tätigkeit auf dem hohen Berg in Vorbereitung der Gesundheitsstation im Gebirge. Vor Ende des Jahres 1892 jedoch wollte ich mit Familie auf die Bergstation umziehen.

Unser neues Wohnhaus in Ober-Simbang sollte eben noch zum Geburtshaus unsers älteren Sohnes werden. Am 30. Juli, mitten in der dicksten Regenzeit, kam er zur Welt. Damals war Finschhafen völlig verlassen, kein Arzt war mehr in der Gegend. Verbindung mit der Außenwelt hatten wir noch etwa alle 2 bis 3 Monate, wenn ein Schifflin der N[eu] G[uinea] Co. im Huongolf Jungen anwarb und ausgediente Arbeiter absetzte; da brachten dann diese Fahrzeuge der Kompagnie aus Gefälligkeit uns auch Post und Waren mit.

Der Missionar Hoh, der kürzlich angekommen war, war der erste unserer Sendlinge, welcher etwas Ausbildung als Heilgehilfe hatte, indem er in Deutschland einen Baderkursus durchgemacht hatte. Er zusammen mit Frl. Götz leisteten die Geburtshilfe, und es ging alles recht gut. Der kleine Sohn gedieh wohl. Ich sang ihm bald sein Nationallied:

Wilhelm von Wilhelmsland⁹⁷,
Groß ist dein Vaterland,
Da du zu Haus:
Deutschland ist Pappa's Land,

97 Gemeint ist Kaiser-Wilhelms-Land, wie der deutsche Teil der Insel Neuguinea damals hieß.

Australien Mama's Land,
Wie weit ist das!
Wilhelm von Wilhelmsland,
Am stillen Weltmeer stand
Deine Wiege.
Dann gings auf den Sattelberg,
Da ging manches über zwerg⁹⁸
Im wilden Kai.

Bald ging ich wieder all vierzehntägig auf den Berg, um da die weiteren Vorbereitungen für unsern Umzug zu machen. Es galt ja noch manches zu bessern und fertig zu machen. Einmal hatte ich auch einen kleinen Unfall. Ich arbeitete auf der hohen Veranda unsers Nothauses, da schrien die Jungen: „Sailo!“ Ein Schiff in Sicht.⁹⁹ Ich ging um die Ecke, um das Schiff zu sehen. Auf den runden Verandabalken, die noch nicht gebrückt oder geplättet war[en], glitt ich aus und fiel hin, zwar nicht auf die Erde hinab, aber erhielt in der Herzgegend einen harten Schlag, worauf mir gar nicht wohl war, ging in meine Bauhütte und legte mich hin. Meine schwarzen Arbeiter schauten sich besorgt um mich um, und ein erwachsener Mann von Lao Kupe namens Geboa sagte mir, ich sollte etwas Wasser trinken. Ich fühlte einige Tage einen unangenehmen Schmerz in der Herzgegend und gab Nachricht nach Simbang, daß vielleicht Missionar Vetter kommen möchte, um mir zu helfen. Törichterweise wartete ich sein Kommen nicht ab, sondern ging nach Simbang, und er auf einem andern Weg auf den Berg. Das hatte eine zweite unangenehme Folge. Er wollte doch nicht umsonst auf den Berg gekommen sein, brach meine Bauhütte auf und arbeitete ein paar Tage mit seinen Jungen an der Vollendung des Hauses und ging dann auch nach Simbang zurück. Da hatten die Schwarzen bemerkt, wie man einbricht. Als ich nach Besserung meines Zustandes einige Tage später wieder auf den Berg ging, fand ich mein Häuslein erbrochen und an der Werkzeugkiste den Boden aufgeschlagen und einige Werkzeuge entwendet. Das war der erste derartige Zwischenfall, bis dahin waren die Umwohner ziemlich ehrlich gewesen. Es waren Leute vom Dorf Wasa, die Einbruch und Diebstahl verübt hatten. Ich erhielt etwas vom Gestohlenen wieder zurück.¹⁰⁰ | 41|42

Nun kam die Zeit herbei, da wir daran denken konnten, auf den Berg zu ziehen. Anfangs Oktober 1892 war der große Tag des Aufzugs auf den Sattelberg. Ich hatte dafür zwei große Tami-Zweimastkanus bestellt. Wir wollten bei diese Gelegenheit gleich möglichst viele Sachen auf den Berg bringen. Der Br. Hoh kam mit und

98 Überzwerch bedeutet über Kreuz, hier im Sinn von verquer oder verkehrt.

99 Das Wort *sailo* ist vielleicht vom englischen *sail* (segeln) abgeleitet.

100 Mehr ist auf S. 41 nicht lesbar. Möglicherweise sollte jedoch noch ein Satz folgen, von dem nur noch wenige Striche erkennbar sind.

half beim Umzug. An einem Abend wollten wir von Simbang auslaufen, aber unsere Schiffsleute bemerkten dunkle Wolken am östlichen Horizont und hielten es nicht für ratsam, nachts auszufahren. Ich folgte in solchen Fällen immer meinen Fährleuten, war ja mit Frau und Kindern unten im Dorf Simbang, und [wir] kehrten nicht mehr zur Station zurück, sondern blieben über Nacht in dem *lum* oder Gemeindehaus¹⁰¹ des Dorfes. Mit Morgengrauen bei gutem Wetter bestiegen wir die Kanus, und unsere Tamileute stießen vom Ufer ab und stachen in See. Bei gutem Bergwind kamen wir gut vorwärts nach Norden hinauf zu dem Anlegeplatz Katika, 3 Stunden nördlich von Simbang. Mit großem Hallo wurden wir empfangen. Ich hatte ja für den Tag möglichst viele oben herunter bestellt, und der bekannte Zake, der nahe bei der Küste wohnte, wollte mit seinen Leuten auch bei der Partie sein. Von dem vielen Gepäck wurde alles an die Träger verteilt, was sie tragen konnten. Einige Kisten, die wir nicht mehr mitnehmen konnten, stellten wir im Dorfe Dobeo unter Zakes Haus, sie seiner und seiner Leute Obhut anvertrauend. Der Br. Hoh half den langen Reisezug leiten. Er befehligte die Nachhut! Wir hatten auch einige gute kräftige Jungen von Simbang bei uns. Die Kinder waren in Kisten gebettet und wurden als Doppellasten von Kaijungen an Stangen getragen. Meine Frau ging mit mir zu Fuß. Bald wurde sie besorgt wie eine gute Gluckhenne, als die Träger mit den Kindern vorausliefen und an Feldern der Eingebornen sie absetzten, damit die Leute zusammenkämen und die Kinder bewunderten. Es ging ja immer noch die Sage herum, daß die Eingebornen Menschenfresser wären. Die Jabim versicherten mir ja, daß sie sowas nicht täten, nur ihre Alten hätten beharrliche Felddiebe erschlagen und aufgeessen. Und die Kaileute sagten mir: Früher hätte ihre Alten Menschen gefressen, aber sie wären zu der Einsicht gekommen, daß sie alle würden,¹⁰² wenn sie einander auffräßen, und so hätten sie die Menschenfresserei abgeschafft. Nun, eine derartige Gefahr war bei unserm Aufzuge nicht zu befürchten, es war alles Freude und Freundlichkeit; aber der ganze Aufzug war meiner Frau so fremdartig, daß sie besorgt werden konnte um ihre Kinder. Wir kamen also glücklich auf den Berg zu unserer Notwohnung. Auch einige Ziegen hatten wir mitgeführt, um gleich Milch für die Kinder zu haben. Der Br. Hoh wollte in meine Bauhütte ziehen aus Bescheidenheit, aber ich sagte ihm, wir wollten schön beisammen in unserer Pfahlburg wohnen. Wir als Familie hatten ja unser Schlafzimmer, und das zweite Zimmer war Wohn- und Gastzimmer in Einem.

Waren bis dahin unsere Eingebornen recht manierlich gewesen, so zeigten sie nun auch bald, da sie uns sicher bei sich hatten, ihre andere Seite. Dabei war ihre schlimmste Eigenschaft ihre allzu große Begehrlichkeit. Da gab es bald Schwierigkeit, wie wir unsere in Dobeo zurückgelassenen Güter bekommen sollten. Jabim und Kai machten sich da Konkurrenz, und der alte Freund Zake war eben auch nicht zu ehrlich. Als

101 Jabêm (heutige Schreibweise: lôm): Männerhaus.

102 Daß sie „alle“ werden, also niemand von ihnen übrig bleiben würde.

endlich mit Müh und Not unsere Kisten hinaufgekommen waren, fanden wir, daß der Inhalt entzehntet war.¹⁰³ Es fanden sich Baumblätter unter den Wäschestücken, ein Zeichen, daß im freien Dorfplatz die Kisten geöffnet waren und beim Ausschauen der Waren Baumblätter hineingefallen waren. Da fehlte gar manches, so das schöne Brautkleid meiner Frau, schöne Wäschestücke und auch Kindersachen. [...] sagte meine Frau: Da muß ich halt wie[der ...]¹⁰⁴ | [...] die Thränen. Frl. Götz schickte ihr von Simbang aus auch wieder Zwirn. Verschiedenes Gestohlene erhielten wir auf Reklamation ja wieder zurück, doch bei Zeugsachen ist das schwierig. Da kamen z. B. aus fernen Dörfern Leute zu uns mit Kopfbinden vom Brautkleid meiner Frau. Ein Mann kam anstolziert in langem weißen Kleide. Wir hielten ihn für einen Malaien. Es war ein Dorfmann, der in ein Nachthemd meiner Frau gekleidet war. Er hätte es von dem und dem erhalten, um Vergütung wollte er es uns wiedergeben, aber es war uns zu schmutzig. So mußten wir manchen Verlust verschmerzen, mit dem Vorsatz, künftig immer vorsichtiger zu werden.

42|43

Je mehr wir die Begehrlichkeit der Leute kennen lernten, desto mehr sicherten wir auch unsere Pfahlburg. Es ist schon früher erwähnt, daß wir niemand in unsere Räume ließen, Vorübergehende, die an der Küche Feuer haben wollten, erhielten Feuerbrände hinausgereicht durch eine kleine Öffnung in der Wand, Lebensmittel kauften wir ein unter der Vorderveranda durch eine kleine offene Lucke. Als ich einmal die Thür der Vorderveranda zumachte, hatte ein Bursche seine Hand hinter der Thür, der schrie: „O nenggo, nenggo!“¹⁰⁵ Der Schmerz- und Hilferuf bei unsern Eingebornen ist der Ruf nach der Mutter.

Der Br. Hoh unterstützte uns treulich bei unserm schweren Anfang, und meine Frau entwickelte ein stilles Heldentum. Ich fand das damals alles selbstverständlich, aber bei der Rückerinnerung erscheint es mir groß, wie sie da fertig werden konnte mit zwei kleinen Kindern, von denen noch keines laufen konnte, bei der hohen steilen Treppe zu den oberen Räumen und bei dem vielen, was eben Notbehelf war in der Notwohnung. Belohnt wurde sie schließlich damit, daß sie auf dem moskitofreien Berg, wo immer frische Lüfte wehten, fieberfrei wurde, sowie auch ich, und der kleine Sohn gedieh sehr wohl, mit einem Jahr konnte er laufen, und an seinem Beispiel lernte das Gehen auch die ältere Schwester, die erst mit drei Jahren laufen konnte. Einmal freilich fiel sie die hohe Treppe hinunter und mußte den Arm in der Binde tragen. Sie

103 Damit ist offenbar gemeint, daß ein Zehnter, also eine Abgabe, entrichtet worden war.

104 Der Rest des Satzes ist durch das Seitenende nicht lesbar. Anscheinend war auch das Nähgarn verloren gegangen; Erich Flierl nämlich bietet folgende Übersetzung seines hier besser zu lesenden Typoskripts: „My wife said, resignedly, »Well, I'll just have to start sewing again!« However, when she realised that even her thread had been stolen, she burst out crying.“ (My Life and God's Mission. An Autobiography by Senior Johann Flierl, Pioneer Missionary and Field Inspector in New Guinea, übersetzt von Erich Flierl, Adelaide 1999, S. 155.)

105 Käte (heutige Schreibweise: nengoc): „O Mutter, Mutter!“

klagte ihr Weh ihrem Bruder, der mit seinen Fäusten auf ihren Arm schlug. Als sie erst gut laufen konnte, nahm sie ihren kleinen Bruder in treue Obhut, wenn er sich zwischen herumliegenden Baumstämmen zu verirren drohte.

Die Verhältnisse waren derart, daß immer ein Mann an der Station sein mußte, und da ich zu notwendigen Transporten von Simbang in der Regel selber mit mußte, so richteten wir es so ein, daß von den drei Brüdern dort abwechselnd immer einer auf dem Sattelberg war. Sie hatten davon den Gewinn, daß sie sich in der Bergluft erfrischen konnten, und halfen treulich bei allen nötigen Arbeiten auf der neuen Station. Da waren ja immer Jungen anzuleiten zum Aufräumen des geschlagenen Waldes, um Kulturland zu gewinnen für Gärten, Felder und Weide.

43|44 Bald brachte ich auch Milchkühe auf die Höhe. Das war eine schwere Tour. Ich hatte die Absicht, in Zake's Dorf zu übernachten, aber ein schlimmer Zwischenfall machte es mir unmöglich. Ich hatte zuverlässige Männer von den oberen Kai bei mir, um die Kühe und den Bullen zu führen, und dabei nur einen Reisesack mit, mit Sachen zum Umziehen und dazwischen ein paar Pakete Hobeisen. Wir hatten erst kurz gerastet in Zake's Dorf, da meldete der Träger des Sackes, daß derselbe ihm genommen worden sei. Ich reklamierte kräftig und erhielt den leeren Sack zugeworfen. Da sagte ich: Ohne meine Sachen können wir hier nicht übernachten, wir müssen weiter auf den Sattelberg, und wir machten uns mit dem Vieh auf den Weg. Da rannte mir ein Jabimann nach namens Ewe, der bedrohte mich mit dem Speer und brüllte: „Du willst nun auf den Berg und dann wieder kommen und | uns strafen, weil wir deine Sachen gestohlen, ich werde dich gleich speeren!“ Zake hielt ihm den Speer fest. Als ich in seine Nähe ging, um ihm ins Gewissen zu reden, entriß er mir wütend mein Buschmesser vom Gürtel und bedrohte mich damit. Ich flehte zu Gott um Hilfe und Beistand. Mein Buschmesser konnte ich wieder erhalten, aber die gestohlenen Sachen nicht. So zogen wir weiter aufwärts zum Berg. Mit anbrechender Dunkelheit kamen wir an den Fuß des Berges. Ich molk in meinen Becher etwas Milch zum Trinken, sagte dann den Eingebornen, sie sollten mit dem Vieh über Nacht an dem Platz bleiben, ich mußte nach dem Berg, um mich umziehen zu können. Der Weg war ja ziemlich gut gereinigt, ich verlor zwar meinen Stock, doch nicht den Weg. Sehr erschöpft kam ich an, und am andern Morgen früh ging Br. Hoh den Berg hinab und holte die Jungen mit dem Vieh.

In solcher Weise hatten wir uns in jenen Anfangszeiten durchzuschlagen, schwierige Arbeiten am Platz und schwierige Transporte. Zur Charakterisierung jener Zeit diene ein Reiselied für den Br. Pfalzer, der ja selber nie ein Lied gesungen hat; es geht nach der Weise: „In der großen Seestadt Leipzig“ und lautet also:

Auf dem hohen Sattelberge
Drohte eine Hungersnot;

Alles wollt gehn überzwerge¹⁰⁶,
Regen gab es viel und Kot.

Nun, wenns sein muß, sprach der Alte,
Müssen wir nach Simbang gehn,
Ruft mir nur die Jungen balde,
Laßt es länger nicht anstehn!

Kikezola, Wizegala,
Aibung mit dem großen Maul,
Hoto, Jazi und auch Doba
Kamen an mit unserm Gaul.

Goliath und auch der Feine
Mußten nun mit auf die Tour.
Ohne mich sind es schon neune,
Regnen tats ein bißchen nur.

In dem alten Dauerlager
Schossen wir 'nen Suhung¹⁰⁷ schnell,
Und als wir nach Simbang kamen,
Zogen wir ihm ab das Fell.

Cocoanut sein Gras ist teuer,
War nun wieder auf dem Plan.
Er erzählt die Abenteuer,
So in Astrolab geschah'n.

In der Früh am dritten Morgen
Ging es wieder auf die Reis',
Oboko floß Schwefelsäure
Durch den Sack auf seinen Steiß.

Ich rannt schnell nach einem Stöpsel
Auf die Station hinein,
Wusch auch Oboko sein Klöpsel,
Denn die Brühe macht' ihm Pein,

Nun gings fürder ohne Nöten
Weiter aufs Gebirg hinauf,
Meine Träger lagen [...] ¹⁰⁸ |

44|45

106 In unerwünschter Weise.

107 Das ist das Kâte-Wort für den roten Paradiesvogel.

108 Hier ist am Seitenende ein Wort unlesbar sowie die nächste Zeile nicht mehr abgedruckt.

In des Waldes tiefsten Gründen
 Saß der edle Garega,
 Doch ließ sich nicht boshaft finden,
 Fragte nur: Was habt ihr da?
 Kapimoki hat kein Essen,
 Sala bracht' uns rohes Zeug;
 Sind am Quaia-Bach gesessen,
 Haben es gebraten gleich.
 Als wir dann den Berg erklommen:
 „Gott sei Dank! Nun sind wir da!“
 D' Kinder sind entgegenkommen,
 Schrieen laut: „Hier ist Papa!“
 Doch noch etwas ist passoren,
 Ein fein' Kleeblatt hab'n wir ja,
 Taten eine Fleischdos' schnorren
 Von Jazi, schon dem Hause nah'.
 Liele, Goliath, der Feine,
 Auf diese drei fiel der Verdacht,
 Mußten ins Verhör hineine
 Und haben dann die Dos gebracht.
 Aber hiermit will ich schließen;
 Verzeih die viele Kleckserei!
 Die neue Tint' wollt' zu rasch fließen
 Und meine Hand ist schwer wie Blei.

Bei Gelegenheit der Transporte von Simbang zum Sattelberg, eine gute Tagesreise über Berg und Tal, wurde so leicht gestohlen, besonders, wenn ich nicht selber dabei sein konnte. Auch wenn ein Missionar dabei war, konnten noch Sachen abhanden kommen. Die Wege waren ja so schlecht, und es gab Nachzügler. Ein größerer Zug konnte nicht übersehen und genau kontrolliert werden. Da mußte mühsam genau aufgeschrieben werden, was jeder Träger hatte. Am Bestimmungsort verriet dann das Papier, wenn etwas fehlte. Als im Anfang die Kaileute noch ganz dumm waren, glaubten sie, das Papier und damit uns betrügen zu können, indem sie bei Diebstahl das Papier verhüllten, und wunderten sich högliche *[sic]*, daß es trotzdem Diebstähle verraten konnte. Erst als sie selber Lesen und Schreiben lernten, wurde ihnen das Geheimnis klar, wie Papier reden und ihre Übeltaten verraten könne.

Auch beim Dienst in Haus und Küche gabs in den Anfangszeiten viele Schwierigkeiten, wie bei den Transporten. Haus- und Küchenmädchen gab es in damaliger Zeit

noch nicht, und das machte die Aufgaben der Hausfrau schwierig. Man mußte sich mit Hausjungen behelfen. Die waren zuweilen recht ungeschlacht. Einmal raufte sich zwei in der Küche und schlugen mit Feuerbränden auf einander los. Meine Frau übergieß sie mit einem Eimer kalten Wassers, und die erhitzten Gemüter beruhigten sich. Sie mußten nun selber über sich und ihre Torheit lachen.

Eine Hilfe war, daß wir anfangs auf Sattelberg ständige Jungen von auswärts haben konnten, zum Teil von Simbang, zum [Teil] von der N[eu] G[uinea] Co. gemietet, die dann nicht unter einer Decke steckten mit den nächsten Dorfleuten. Von Dakiki machte sich bald ein Junge zu uns, namens Patai, früher aus Finschhafen zu den Bergleuten entflohen. Er diente uns ein paar Jahre recht treu, dann halfen wir ihm auf seinen Wunsch, daß er | durch Vermittlung der N[eu] G[uinea] Co. in seine Heimat im Archipel zurückkehren konnte. Er hatte öfters Anfälle von *bemilo*, eine Art Verrücktheit,¹⁰⁹ lief in den Wald, bemalte sich, aß scharfe Sachen wie Ingwer und war dann zu Gewalttaten angelegt und konnte so ungemütlich, ja gefährlich werden. Nach einigen Tagen war alles wieder gut.

45|46

Ein junger Mann aus Tami, namens Mukitu, diente uns auch ein Jahr recht treu in Küche und Haus, war sehr auf Sicherheit der Kinder bedacht, war auch ein mutiger Botengänger nach Simbang.

Der Treueste der Treuen war aber der edle Kiali von Bukauasip im Huongolf, er war ein schwächliches Kerlchen, ganz unansehnlich, aber zäh, ausdauernd und leistungsfähig, über und über mit *gala* bedeckt, dem Ringwurm. Er half bei Gründung von Unter- und Ober-Simbang, von Sattelberg, von Lo Gaweng und Deinzerhöhe. Zuletzt kehrte er in sein Dorf zurück, verheiratete sich, besuchte den Taufunterricht in Deinzerhöhe, um Christ zu werden. Noch vor der Taufe kam er in tragischer Weise ums Leben. Er und seine Frau, kurz nacheinander, wurden beim Durchwaten eines Flusses bei ihrem Ort vom Krokodil erfaßt und getötet. Unzählige Male machte er den Weg auf den Sattelberg und oftmals allein, und brachte mir und den Meinen Post und Lebensmittel. Wenn die Kinder ihm zujubelten und zum Gruß die Hand reichen wollten, wehrte er ab: „Nein, ihr sollt mir die Hand nicht reichen, ich habe *gala*, die will ich euch nicht geben.“ Ja, es gibt edle Seelen auch unter den Eingebornen.

109 Kâte (heutige Schreibweise: bemiroc): Wut, Wutanfall, Tobsuchtsanfall. Keyßer erklärt dazu: „Die Eingeborenen bekommen zuweilen Wutanfälle, die nicht immer, aber doch oft mit Fieber verbunden sind. Nicht selten ergreifen diese Kranken Waffen u. dgl. und bedrohen damit ihre Umgebung. Dieser Zustand kann tagelang anhalten. Häufig laufen solche Leute in den Wald, essen irgendwelche Kräuter und Früchte und erscheinen erst wieder, wenn der Anfall vorbei ist. Die Eingeborenen führten ihn auf die Einwirkung von Geistern zurück. [...] Seit der Annahme des Christentums sind die vormals ziemlich häufig gewesenen Wutanfälle außerordentlich selten geworden.“ Christian Keyßer: Wörterbuch der Kâte-Sprache, gesprochen in Neuguinea. Dictionary of the Kâte-language as spoken in New-Guinea (Siebentes Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen), Berlin 1925, S. 34, s. v. *bemiloc*.

Eines Tages drohte uns wieder einmal ein Unfall. Der kleine Wilhelm sprang nach seinem Morgenbad durch Muttern recht lustig herum und war eben im Begriff, die steile Treppe hinab zu stürzen. Ich erwischte eben noch seinen Fuß und konnte ihn vor dem gefährlichen Absturz retten. – Darauf nagelte ich schleunigst einen Querriegel in niedriger Höhe über den oberen Treppenausgang als Warnung und Mahnung zur Vorsicht für Groß und Klein bei Annäherung an diese unsere unvermeidliche Haustreppe. Es passierte auch nichts mehr, und wie unzählige Male mußte besonders die gute Hausfrau diese Treppe auf- und niedergehen, und meistens mit kleineren oder auch größeren Lasten, und klagte niemals über solche Mühen. –

Bei gutem Wetter war ja die Aussicht auf und von unserm Berg herrlich und ganz wundersam. Oft befanden wir uns über den Wolkenschichten und stachen Spitzen der mehr niederen Berge durch diese Wolken durch. Durch Wolkenlöcher sah man da und dort blaue Flächen des Meeres.

Und wenn es zuweilen auch ganz klar war, dann war der Blick über das unendliche Meer ganz wunderbar mit den verschiedenen Inseln und Inselgruppen. Nach Süden überblickte man die lieblichen Tami-Inseln, nach Südwest, jenseits des weiten Huon-Golf, sah man die mächtigen Ketten der Zentralgebirge von N[eu] G[uinea] in blauer Ferne. Nach Nordosten sah man die Sias[si-]Inseln und wie deren Mutter gleichsam die bedeutende Insel Ruk mit mächtigen Bergketten, und weiter nach Osten das Westende von Neu Pommern mit den zwei großen Bergen, Hunstein und Below. Westlich und nordwestlich vom Sattelberg, auf dem Hauptland, sieht man höhere und immer höhere Bergketten, welche die höchste Erhebung des Finisterre-Gebirges verdecken, den über vier Tausend Meter hohen Saruwacked, der so hoch ist wie unsere höchsten Alpenberge.

46|47 Freilich hatten wir auch viele Regen- und Nebeltage, da alles trübe, kühl, feucht, grau in grau war. | Bald wurde unser kühler, Moskitofreier Sattelberg im Lande berühmt, und es kamen auch schon zur Zeit unserer Notwohnung Besucher von auswärts auf kürzere und längere Zeit.

Zunächst von der Rheinischen Mission der Missionar Kunze, die Missionarwitwe Arff¹¹⁰, deren Mann hinter Bogadjim, auf einem Berg des Finisterre, auch eine Gesundheitsstation hatte anlegen wollen nach dem Vorbilde vom Sattelberg und dabei am Schwarzwasserfieber starb, während Gottes unverdiente Güte uns am Leben er-

110 Elly Arff, geborene Schumacher (1865–1914), kam 1885 nach Deutsch-Neuguinea. Aus gesundheitlichen Gründen ging sie 1892 für ein Jahr nach Deutschland. Nach dem Tod ihres Mannes, des Missionars Peter Arff (1864–1893), der wenige Monate nach ihrer Rückkehr starb, arbeitete Elly Arff weitere zwei Jahre für die Rheinische Mission, mußte aber 1895 das Land wegen schwerer Malaria endgültig verlassen.

halten; so daß wir bekennen mußten: „In wie viel Not – hat nicht der gnädige Gott – über dir Flügel gebreitet!“¹¹¹

Auch von der Co[m]pagnie kam für kürzere Zeit ein Mann, namens Ohnesorge. Und von der Regierung der Kaiserliche Richter und Kanzler, ein Herr Schmiele¹¹², als Reconvalescent nach langem Fieberleiden. Er meinte, er müsse auf dem kühlen Berg erst wieder essen lernen. Er kam auf zwei Monate mit einer Schutztruppe von 10 Mann, baumstarke Salomo-Insulaner, die sich ihre eigene Buschhütte zu errichten hatten und dann zum Zeitvertreib dem Rücken des Berges entlang einen guten Waldweg zu reinigen hatten, in der Ausdehnung von etwa einer Stunde.

Auch einen eigenen Koch, einen Chinesen, brachte sich Herr Schmiele mit, der in unserer Küche und mit unserer Einrichtung und Material, unter Oberleitung meiner Frau, die Hauptarbeit zu tun hatte für den gemeinsamen Haushalt. Verschiedenes brachte der Beamte mit für seinen Unterhalt, auch seine eigene Bettstelle. So war nun das Nothaus gleichsam geteilt. Essen konnten wir mit dem hohen Herrn nicht im Raum unterm Haus, sondern mit ihm im Gastzimmer. Die Unruhe mit kleinen Kindern im Haus mußte er eben mit in den Kauf nehmen. Er hätte allerdings nicht gewußt, daß kleine Kinder so sehr hilflos seien. Wir taten ja mit unsern Kindern das menschenmögliche, um dem Erholungsgast seine Lage erträglich zu machen. Er erholte sich ja auch gut in den zwei Monaten, aber wir waren natürlich froh, als alles glücklich geschafft war und er mit seiner bewaffneten Macht und seinem gelben Koch wohlbehalten abziehen konnte, und ich sagte Wilhelm: Er könne nun wieder lauter sein.

Einige Zeit später reiste dann Herr Schmiele nach Europa ab, starb aber auf der Heimfahrt.

Ende Februar 1894 kam für Sattelberg ein ganz besonderer Tag. Der Bruder Tremel mit Frau war schon droben. Br. Tremel war damals schon siech und leidend. Sie hatten das Gastzimmer inne. In meinem Veranda-Kämmerlein war die Witwe, Frau Arff, einquartiert. Mein Schreibtisch hatte wie so oft längere Ferien. Tags über war ich im Freien mit unsern Stationsjungen und nachts im Familien-Schlafzimmer.

Da kam Botschaft von Simbang, daß zwei englische Hauptleute, ein Captain Cotton und ein Captain Webster, Sammler, zu uns nach Sattelberg wollten und eben-

111 Das Zitat stammt aus dem Lied „Lobe den Herren“ von Joachim Neander (1680).

112 Georg Schmiele (1855–1895) traf 1886 in Finschhafen ein. Er war kaiserlicher Ritter und Kanzler für den Bismarckarchipel, ab 1892 dann Landeshauptmann und Leiter der Neuguinea-Compagnie. Schmiele starb auf der Rückreise nach Deutschland an Malaria.

Wie anstrengend es für die Missionarsfamilie gewesen sein muß, mit dem von anderen Zeitgenossen als ausgesprochen schwierig geschilderten Schmiele auf engstem Raum zusammenzuleben, klingt in Flierls Schilderung nur zwischen den Zeilen an.

falls der gute Doktor Frobenius¹¹³, der dem Br. Vetter beigestanden bei schwerem Schwarzwasserfieber. Pfalzer würde die Gesellschaft mit [dem] Stationskanu nach Katika bringen und auf den Berg geleiten. Ich möchte mit Jungen zur Küste kommen und die Gesellschaft mit ihren Habseligkeiten in Empfang nehmen.

Da hätte man nun freilich im Blick auf beschränkten Raum auf Sattelberg sagen können: Das sei doch unmöglich! Jedoch das Wort „unmöglich“ durfte es für Sattelberg nicht geben.

47|48

Bald sah man von unserm Nothause aus das Kanu aus der Langemack-Bucht auslaufen. Meine Mannschaften waren vorbereitet und stürmten mit mir hinunter zur Küste. | Das Stationskanu von Simbang lief in Katika ein, die vier Weißen kamen ans Land, unter Führung von Missionar Pfalzer die zwei Engländer und der gute Doktor Frobenius. Dieser Doktor Frobenius, ein bayerischer Pfarrerssohn, hatte sich in Neuendettelsau für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission gemeldet, aber man nahm ihn nicht an, weil wir ja den Kompagniearzt in Finschhafen nahe hätten, was nun längst nicht mehr der Fall war. Dem Doktor Frobenius war es so ernst mit seinem Missionsdienst, daß er sich nun bei Barmen für N[eu] G[uinea] meldete und auch angenommen wurde! Die Rheinischen waren nun doppelt versorgt: sie hatten ihn und den Regierungsarzt in der Nähe. Für uns wäre er auch der rechte Mann gewesen, denn er war nicht nur ein guter Arzt, sondern hatte auch ein warmes Herz für die Mission.

Ich verteilte nun die Last an unsere Träger, und der Zug aufs Gebirge hinauf konnte losgehen. Ungeschickterweise hatte ich für diese Tour eine neue etwas zu enge Zwilchhose¹¹⁴ angezogen. Bei der großen Hitze in der Nähe der Küste schwitzte ich so sehr, daß sie mir bald zu eng wurde, und als der Weg mehr anstieg, konnte ich keinen Fuß mehr vor den andern setzten. Ich sah mich um nach Rettung, da hatte Pfalzer ein großes Badehandtuch über seiner Achsel. Ich bat ihn, es mir zu leihen, ging in den nächsten Busch und zog mich um. Die zu enge Hose gab ich einem Träger, und das große Badehandtuch war ein prächtiges *gambang*¹¹⁵, in dem ich flott marschieren konnte. – Bald erreichten wir den Platz Quenko. Diesen Platz hat später Br. Keyßer charakterisiert mit einem Vers an aufgestellter Brettertafel:

Quenko ist dieser Platz genannt,
Als Ruh- und Rastplatz wohlbekannt.
Hier säuft man sich voll Wasser an
Und krabbelt an den Berg hinan.

113 Wilhelm Frobenius (1855–1927) arbeitete als Arzt der Rheinischen Mission zunächst auf Java, von 1890 bis 1900 auf Siar und in Bogadjim. Nachdem er malariakrank nach Deutschland zurückkehren mußte, wurde Frobenius Arzt in den Betheler Anstalten.

114 Eine Hose aus grobem Leinenstoff.

115 Das Wort *gambam* bezeichnet ein Lendentuch und ist eigentlich Jabêm. Flierl hat hier ein Kâte-Wort daraus gemacht, indem er das »m« am Wortende, das es im Kâte nicht gibt, durch ein »ŋ« ersetzt hat.

Bald darauf kamen wir zu einem steilen Anstieg, der nach Hembonggo hinaufführte, da stand eine zweite Tafel mit folgendem Vers:

Australier, die hocken sich
In ihrem *buggy* wonniglich,
Hier aber hat der Spaß ein End,
Da braucht man Beine fix behend.

Nicht weit oberhalb Hembonggo liegt ein Dorf, an dem der Weg vorbeiführt, da kam der dritte Vers:

Das Dorf hier, das heißt Meseka,
Der Häuptling, der heißt Akuna,
Man wollt ihm spalten einst den Kopf,
Da blutete der arme Tropf.

Als wir an diesem Februartag die Reise machten, da standen diese Tafeln ja noch nicht, aber in der großen Gesellschaft hatten wir immerhin eine fröhliche Unterhaltung; und als wir an dem Rastplatz Quenko uns hinsetzten, um uns an einem Imbiß und frischen Trunk zu stärken – wir hatten harte Eier und Brot bei uns –, da meinte der alte Captain Cotton: „I want it badly.“

In guter Zeit langten wir auf Sattelberg an. Meine Frau war gerade bei der Wäsche, aber begrüßte die Gäste freundlich. Und nun das Nachtlager: In unserm Familienschlafzimmer war die Frau Tremel bei meiner Frau und Kindern, im Verandakämmerlein die Frau Missionar Arff, und wir Mannsleute waren alle in dem Wohn- oder Gastzimmer, Tremel und Pfalzer hatten je eine Ruhebänk, [ein] selbstgemachtes Sofa; die zwei englischen Hauptleute, Dr. Frobenius und meine Wenigkeit hatten ein Graslager, mitten im Zimmer mit ein paar Decken darüber. Es ging ja gut, aber am nächsten Morgen meinte der Captain Cotton doch: „O my back, my back!“ Die zwei Engländer sammelten den Tag über in der Nähe der Station Käfer oder wer weiß was. Nun kam die zweite Nacht. | Da wurde es auf einmal unruhig im Schlafzimmer, die Frau Missionar Arff fragte meine Frau, ob sie helfen könne, die Frau Tremel war ja auch dort, und da riefen sie auch noch den Doktor Frobenius. Nach einiger Zeit hörte man einen Schrei. Captain Cotton sagte: „That’s a boy.“ Dann noch ein Schrei, da sagte er: „They are two.“ Es war aber doch nur das eine Töchterlein Elise. So ging es bei ihrer Geburt zu in dem Nothaus auf Sattelberg, zum 28. Februar 1894. Jedenfalls war es eine glückliche Fügung, daß bei der Gelegenheit der gute Doktor Frobenius bei uns war.

48|49

Er und die beiden Engländer waren noch gar nicht lange weggereist, da traf schon wieder ein Besuch ein, ein Herr Valentin¹¹⁶, ein deutscher Sammler. Er nahm ein Lichtbild von der Kleinen und rühmte ihre Schönheit. Das Bild war natürlich so ausdruckslos, wie es bei einem kleinen Kinde nur sein kann, und hatte kein dauerndes Interesse.

Und nun Bericht über ein trauriges Ereignis! Ich sollte nun einen zweiten Mann von Neuendettelsau bekommen. Es war ein Andreas Ruppert¹¹⁷ aus Presseck im Frankenwald. Mitten in der Regenzeit kam er in Simbang an. Der Br. Pfälzer war wieder oben, um meine Station und Familie einzuhüten. Ich ging nach Simbang den Inlandweg, um den neuen Bruder alsbald auf den Berg zu bringen. Wir kamen glücklich droben an. In den nächsten Tagen berieten wir, wie wir nun die Station ausbauen wollten und ein richtiges Wohnhaus herstellen. Da, am nächsten Morgen, erkrankte er schwer, lag etwa 14 Tage an einem bösartigen Fieber darnieder, welches ganz den Anschein eines Typhusfiebers hatte, dann starb er. Der Br. Hoh kam über Land auf den Berg mit einer Anzahl Jungen, die brachten die nötigen Bretter mit für einen Sarg. Andreas Ruppert war ein sehr frischer, fröhlicher junger Mann gewesen, und mit ihm trugen wir nun eine Hoffnung zu Grabe. Ganz nahe bei unserer Notwohnung beerdigten wir ihn. Später wurde dann die Leiche exhumiert und auf einem eigenen Friedhof für Sattelberg beigesetzt, wo dann im neuen Jahrhundert auch Frau Missionar Hansche¹¹⁸ ihre Ruhestätte fand und auch ein fremder deutscher Gast, der auf Sattelberg verstorben war.

Da ich nicht hoffen konnte, daß in kürzester Zeit wieder ein neuer Mann von Neuendettelsau kommen könnte, schrieb ich nach Tanunda, ob etwa ein Laienbruder von dorthier kommen würde und beim Ausbau der Station helfen. Da kam der alte Vater Zwiebler¹¹⁹, aus Lauban in Schlesien stammend, schon über 50 Jahre alt. Er hatte eine verheiratete Tochter, und da er mit seinem Schwiegersohn nicht gut stand, war er Knall und Fall nach Australien ausgewandert, wo er in Langmeil Arbeit fand bei einer Schwester von Pastor Auricht¹²⁰, und als er hörte, daß man in N[eu] G[uinea] einen Arbeiter brauchte, meldete er sich sofort. Er war ein ungemein fleißiger Mann, aber von Haus aus nicht kirchlich. Aber die energische Tante hat ihn gezogen: „Vater

116 Vgl. Wilhelm Vallentin: Irrfahrten. Reisebilder, Berlin 1899, S. 68 und 87–89 (freundlicher Hinweis Hermann Hierys). Vallentin war 1894 bis 1895 Angestellter der Astrolabe-Compagnie in Stephansort.

117 Der Missionar Andreas Ruppert (1873–1894) kam am 30. Juni 1894 in Deutsch-Neuguinea an. Er starb am 16. Juli. Ruppert war der erste Tote, den die Neuendettelsauer Mission dort zu beklagen hatte. Acht Jahre lang hatte es keinen Todesfall gegeben, während die Rheinische Mission in dieser Zeit zehn Personen, die Hälfte ihres ausgesandten Personals, verlor.

118 Clara Hansche, geborene Springer, heiratete Ernst Richard Hansche 1899. Sie starb 1902 an Malaria.

119 Der 1838 geborene Karl Zwiebler arbeitete von 1894 bis 1898 in Neuguinea.

120 Es handelte sich um Eleonore Hanisch, geborene Auricht (1843–1929). Nach dem frühen Tod ihres Mannes Johann Sigismund Hanisch hatte sie die sechs gemeinsamen Kinder alleine zu versorgen.

Zwiebler, bei uns geht man zur Kirche“, und er parierte auch. Da er nicht schreiben konnte, mußten wir für ihn an den Pfarrer in Lauban schreiben wegen Ergehens seiner Tochter, und dieser Pfarrer schrieb uns nebenbei, daß er sich sehr freue, daß dieser Mann nun den Weg in die Mission gefunden hätte; zuhause hätte er von Kirche nichts wissen wollen. Zwiebler war drei Jahre bei uns, und man kann wohl sagen, es war gut, daß er kam und daß er auch wieder ging. Für die Eingebornen war er etwas zu rauh, aber er gab ihnen das gute Beispiel großen Fleißes und strenger Rechtlichkeit. Als er einen Eierdieb ertappte, da sagte er: „Ich will dir eher stehlen helfen“, und zog ihm einige über. Im ganzen hatten die Eingebornen Respekt vor ihm, und er fügte sich bei uns in alle guten Ordnungen der Station. |

49|50

Während Zwiebler noch geraume Zeit bei uns war, kam dann auch Br. Decker von Neuendettelsau, und wir waren nun zu dritt für den vollen Ausbau der Station.

Wir bauten ein siebenräumiges ordentliches Wohnhaus auf Hartholzpfehlern über Mannshoch vom Erdboden, wie es auf dem feuchten Sattelberg ja wünschenswert ist. In gewissem Sinn wurde es ein Blockhaus, alle Wände von Planken hergestellt, die Rundungen nach außen. Die Zimmer waren alle mit geschnittenen Brettern belegt, und das Ganze hatte natürlich Wellblechdach in dem regenreichen Klima. Die beiden Nordzimmer neben einander waren 12 bei 18 Fuß, das durchgehende Eß- und Wohnzimmer war 12 bei 24. Die vier südlichen Zimmer waren meine Familienwohnung, Studierzimmer 12 bei 12 Fuß, Knabenzimmer ebensogroß, unser Schlafzimmer und das Mädchenzimmer beide 12 bei 18. Unter der Veranda hatten wir Bade- und Waschzimmer neben dem Schlafzimmer. [Die] ziemlich breite Veranda ging rund um das Haus und war mit gehauenen Planken gebrückt.

Das gab viel Arbeit in Transport der Bretter und des Wellblechs, aber wir hatten auch viele Dorfleute zum Helfen. Bauholz hatten wir am Platz in dem weithin geschlagenen Bergwald in ziemlich guter Auswahl. Es gab dabei viel Arbeit in Spalten, Behauen und Sägen. Aber einige Zeit vor Ende des Jahrhunderts war dann der Bau doch fertig. Es war auch Zeit. Wir hatten einmal ein großes Erdbeben, bei welchem unser Nothaus arg wackelte, da manche Pfosten doch schon morsch geworden waren. Kreidebleich half uns Zwiebler, der so etwas noch nicht erlebt hatte, die Kinder aus dem Hause schaffen. Zum Glück wiederholte sich der schwere Erdstoß nicht wieder, und er hatte dem Neubau nichts anhaben können, auch das alte Nothaus blieb noch stehen.

Mit dem Bau des Wohnhauses war dann eigentlich die Gründung der Station beendet, aber vorher hatte ich noch etwas Schweres durchzumachen. Ich hatte auf Antrag der Regierung durch die N[eu] G[uinea] Co. den ganzen etwa eine Stunde langen Rücken des Sattelberges als herrenlos für unsere Gesundheitsstation in Besitz nehmen dürfen, da sich keine Dörfer darauf befanden. Die Grenzen dieses Landes verliefen den Berghängen entlang, und die wollte ich alle begehen, um eine Skizze des Lan-

des anfertigen zu können. Da rutschte ich einmal an einer Felswand ab und verletzte das Schienbein. Durch Vernachlässigung wurde es sehr schlimm mit Geschwulst vom Knie bis Knöchel und Vereiterung, wobei ich heftiges Wundfieber hatte. Unser Heilgehilfe Br. Hoh kam zur Pflege. Er fürchtete fast, daß ich das Bein verlieren könnte. Br. Decker, der auch schon da war und assistierte, wurde beinahe ohnmächtig, als er die Wunde sah. Doch bei guter Behandlung heilte alles gut wieder in etwa drei Monaten. Der alte Zwiebler sorgte auch ganz rührend für gutes Gemüse und Salat, was alles auf dem neuen Waldland herrlich wuchs, besonders auch die Süßkartoffeln wuchsen auf verhältnismäßig kleiner Fläche so reichlich, daß unsere große Arbeiterschar zu essen hatte. „Herr Pastor“, sagte Zwiebler oft, „wir müssen recht düngen, dann wächst’s gut.“ Er tat auch dabei sein bestes in Besorgung des Viehstandes und Misttragen mit den Arbeitsjungen. Wenn er dann etwas besonders Gutes hatte, dann sagte er: „Frau Pastor, das gehört für den Pastor.“

Als der Fuß gut geheilt war, trat auf der rechten Seite ein neues Leiden ein mit heftigem Schmerz von der Hüfte bis zum Knöchel. Der Doktor Frobenius erklärte mir nachher, wie es kam: Ich hatte den linken Fuß warm zugedeckt und hielt die rechte Seite kühl, das verursachte dann diese Ischias, die ein ganzes Jahr währte. Da hieß es dann: Der Hausherr muß schmerz[...]121 | die Kinder so munter zu sehen.

Zu der Zeit, da ich an der Ischias litt, sahen wir ein deutsches Kanonenboot in den verlassenen Finschhafen einlaufen. Da dachte ich, da könnte ein Arzt darauf sein. Wandern konnte ich ja noch, wenn auch etwas schmerzhaft und mühsam. Ich nahm ein paar Begleiter mit mir, und wir wanderten mit einem Netzsack voll europäischen Kartoffeln zum Finschhafen und kamen auch auf das Kanonenboot. Der Schiffsarzt sagte gleich, er sähe es an meiner Haltung, daß ich die Ischias hätte, und ohne viel Fragen gab er mir Rat und Aufschluß, ich müßte die ganze Stelle von der Hüfte bis zum Knöchel mit einer gewissen Salbe behandeln, die er mir gab, und müßte meine Beine warm halten durch eine Unterhose, die schenkte er mir auch, dann sollte ich auch gelegentlich warme Bäder nehmen. Ich bedankte mich für die Ratschläge und befolgte sie auch nach Möglichkeit, und in nicht zu ferner Zeit verging meine Ischias wieder.

Hier will ich nachholen, daß am 5. Sept[ember] 1895 auch in unserm ersten Nothaus unser zweiter Sohn Hans zur Welt kam, da waren nicht so viel Besuche da wie bei der Elise, was auch gut war; nur Frl. Götz war zur Hilfe oben, und der Vater Zwiebler paßte auf die andern Kinder auf. Es ging alles wieder gut und glücklich.

Mit dem Bau des neuen Wohnhauses war nun die eigentliche Gründung der Gesundheitsstation Sattelberg vollendet, und wir konnten an einen Urlaub mit Familie nach Australien denken, da ging dann auch der alte Vater Zwiebler nach dreijährigem treuem Dienst bei uns mit zurück nach Australien und kehrte wieder bei der Tante

121 Der folgende Teil des Satzes ist durch das Seitenende unlesbar.

Hanisch ein. Br. Decker war eingelebt auf dem Sattelberg, und während meines Urlaubs konnten die Brüder in Simbang ihm abwechselnd beistehen. In jener Zeit sagte ich den Kindern öfters vor:

Die Dora kriegt a Kutschen,
Da kann sie drin rum rutschen;
Der Willie kriegt ein Ponylein,
Da reit er über Stock und Stein.
Der Mama baun wir ein schönes Haus,
Da guckt sie vergnügt zum Fenster raus
Und sagt: Ihr lieben Kinderlein,
Ach kommet doch geschwind herein,
Wir gehen bald nach Tanunda
Zur lieben Großmama.

Der Todesfall von Br. Andreas Ruppert war der erste in unserer Mission, der zweite im vorigen Jahrhundert war dann der der ersten Frau Vetter, während in der Rheinischen Mission, die nach uns ins Land kam, schon eine ganze Anzahl Todesfälle an Fieber und tödlichen Unglücksfälle eingetreten waren. Es war eine besondere Gnade Gottes, daß unsere junge schwache Missionsgesellschaft solange verschont geblieben bei allen Schwierigkeiten und bei der großen Vereinsamung und also erstarken konnte. |

51|52

DIE HEILTÄTIGKEIT IN UNSERER NEUENDETTELSAUER MISSION AUF NEU GUINEA VON ANFANG AN (1886) BIS ZUR GEGENWART

N[ota] B[ene]: Dieser Abschnitt soll dem ersten Arzt in Finschhafen, Deutsch Neu Guinea, gewidmet sein, dem Geheimen Sanitäts-Rat, Herrn Doktor Schellong in Königsberg, der mit dem Schreiber zusammen 1886–1887 in Finschhafen war.¹²²

Ich selber und unsere ersten Sendlinge für Missionsarbeit auf Deutsch Neu Guinea hatten keinerlei Vorbildung für Pflegedienst und Heiltätigkeit. Doch vom ersten Anfang an dachte ich wohl daran, daß so etwas nötig sein würde in einem Land ganz primitiver Naturmenschen, wo man leicht an einem Platz stationiert werden kann, wo weit und breit keine ärztliche Hilfe erreicht werden könnte für sich selber und für eingeborne Pflegebefohlene.

Als ich dann im September und Oktober 1885 mich in Tanunda vorbereitete für meine Ausreise nach Neu Guinea, da tat ich, was unter den Umständen möglich war, mich in etwas für Heiltätigkeit vorzubereiten. Ich ging zu dem deutschstämmigen Doktor in Tanunda, dessen Namen ich nun vergessen habe, und bat ihn um schriftliche Information in einem Tropenland, wo ich arbeiten wollte unter Eingebornen und wo vielleicht weit und breit kein Doktor erreicht werden könnte. Der gute Mann schrieb mir bereitwillig und gratis alle seine guten Ratschläge in ein kleines Heft mit einer Liste der wohl notwendigsten Medikamente.

Darauf ging ich noch zu dem ebenfalls deutschstämmigen Apotheker Heuzenröder in Tanunda, von dem ich einen guten Vorrat der angegebenen Mittel und medizinischen Artikel zusammenrichten ließ, welche ich zum Vorzugspreise erhielt.

Also vorbereitet und ausgerüstet trat ich mit einem Laienhelfer, namens Biar, meine Ausreise an. Es kam zu einer langen Wartezeit in Cooktown, Nord-Queensland, und nahebei zu einer Unterwegsstation, Elim (Hope Valley) hinter Cape Bedford, eine Tagereise nördlich von Cooktown. In Cooktown selber praktizierte ein deutscher Doktor, namens Kortüm, dem ich auch bald meine Aufwartung machte.

Etwas später, als ich mit Frau nach Neu Guinea reiste und wir einige Wochen in Elim uns aufhielten und dort meine Frau unpaß wurde, ging ich nach Cooktown hinein, den genannten Arzt zu konsultieren, der mir auch Rat und Arznei gab.

122 In diesem Abschnitt stellt Flierl zahlreiche Geschichten zusammen, die bereits in anderen Zusammenhängen erzählt wurden. Die Wiederholung von Voraussetzungen, die dem Leser der Lebenserinnerungen bereits bekannt sind, und die Widmung an Otto Schellong lassen vermuten, daß Flierl dieses Kapitel für einen größeren Leserkreis bestimmt hat. Möglicherweise wurde es separat vervielfältigt.

Bei meiner ersten Ankunft in Finschhafen, allein, am 12. Juli 1886, traf ich unter den verschiedenen Beamten der N[eu] G[uinea] Co. auch schon den ersten Arzt der Co[mpanie], den Doktor Schellong, der sich sehr für die Eingebornen des Landes interessierte und ihre Sprache, Sitten und Bräuche möglichst erforschte, ein Umstand, der vom ersten Anfang an uns einander nahe brachte. Während ich mit meinem ersten Mitarbeiter, Tremel, unsere Station Simbang gründete, sahen wir in Finschhafen und an unserem neuen Ort, anderthalb Stunden südlich von Finschhafen, häufig den genannten Arzt und durften wiederholt seinen freundlichen Rat und Beistand erfahren. Einmal von der Jagd heimkehrend und mich fieberleidend in unserm Zelt findend, ließ er mir eine schwere Palusi zurück, die große Waldtaube, und sagte, Missionar Tremel sollte mir davon [eine] gute Krankensuppe kochen, auch lud er mich ein, etliche Tage zur Erholung wieder nach Finschhafen zu kommen, zu guter Verpflegung.

52|53

Dem Missionar Tremel, der recht bleich und blutarm war, hatte Doktor Schellong Eisentropfen verordnet. Da verwechselte dieser einmal in der Abenddämmerung die Arzneigläser, statt aus dem runden Glas Eisentropfen, nahm er aus dem eckigen Arsenik. Es schmeckte komisch, meinte er. Ich sah nach und erschreck nicht schlecht, daß er also allopathisch Gift genommen, wußte auch nicht recht, wie viel. Besorgt eilte ich in der finstern Nacht nach Finschhafen, um ein Gegenmittel zu holen. Ein Führer, den ich wegen der Dunkelheit auf dem schlechten Waldpfad haben wollte, ließ mich also bald im Stich. Mit Mühe schlug ich mich durch bis zum Dörflein Kolem, wo ich zwei Burschen bewegen konnte, [mich] um Versprechen guten Führerlohnes nach Finschhafen und zurück nach Simbang zu bringen. Doktor Schellong saß mit etlichen Herren beim Abendbrot noch in der Speiseanstalt. Ich trug ihm mein Anliegen vor. Ich solle nur schnell ein Glas Wein trinken, sei ja nach der eiligen Nachttour ganz erschöpft. Dann ging er mit mir in seine Wohnung und machte eine große Flasche mit Gegenmittel zurecht. Als ich damit zurück kam, hatte Missionar Tremel noch keine schlimme Wirkung verspürt vom Arsenik, aber das Gegenmittel hatte er vorschriftsmäßig einzunehmen. Wir kamen so mit der Angst und ich mit der Nachttour davon.

Als ich meine Frau von Südastralien nach der neuen Station bringen konnte, war Doktor Schellong durch einen andern Co[mpanie-]Arzt abgelöst, den Doktor Herrmann¹²³ aus der bayrischen Rheinpfalz, der kurierte unsern Freund Herrn Götz, erst Speisewirt, dann Ansiedler in Finschhafen, von schwerem Schwarzwasserfieber und riet ihm, nach dem gesunden Paraquai in Südamerika auszuwandern. Seine Schwester, Frl. Götz, zog zu uns nach der Missions-Station Simbang und blieb 8 Jahre im Dienst der Mission. Besondere Ausbildung als Pflegeschwester hatte sie nicht. –

123 Eugen Herrmann kam 1889 in Finschhafen an. Wenige Monate später wurde er von Landeshauptmann Schmieles bereits wieder entlassen.

Der letzte Arzt der N[eu] G[uinea] Co. in Finschhafen war der Doktor Weinland aus Württemberg. Von dem ließen wir uns auch gelegentlich beraten und helfen. Als meine liebe Frau guter Hoffnung war, fragte ich ihn wegen ihrer zweckmäßigsten Ernährung, da gab er den guten Rat: Es sei gar nicht nötig, daß die Lebensmittel besonders köstlich und kostbar seien, die Hauptsache sei, „*daß man immer Einiges mit einigem Appetit essen könne!*“ – Da war ja nun kein Mangel, auch fehlte es nicht an Abwechslung. In Finschhafen war das Vorratslager der N[eu] G[uinea] Co., wo man allezeit alles Mögliche Wünschenswerte haben konnte. Und Neu Guinea selbst war keine unfruchtbare Wüste wie das Innere von Australien. Von den Eingebornen konnte man allerlei Nahrungsgewächse und Früchte haben und auch schon aus eigenem Garten der Missionsstation. Es gab eine Mannichfaltigkeit von Früchten und Gemüsen im Lande. So litten wir keinerlei Mangel. Am Tage nach der glücklichen Geburt unseres ersten Kindes kam auf unsere Bitte der Doktor Weinland auch noch nach Simbang zu einer nötig gewordenen ärztlichen Hilfeleistung. –

Bald nach diesem Ereignis brach in Finschhafen die schlimme Fieberseuche aus, im Laufe des Jahres 1891, an der an die 50 procent der weißen Bewohner in Finschhafen starben, wohl an 50 Personen, und der Doktor Weinland starb als der Letzte an dieser Seuche vor dem Abzug der Weißen von Finschhafen nach dem Friedrich-Wilhelms-Hafen, der in der Folge den Namen Madang erhielt nach dem kleinen Inselchen im Finschhafen, dem Wohnplatz auch von Doktor Schellong in der Anfangszeit. Sein Diener, ein Nürnberger, der die ärztlichen Instrumente in Ordnung hielt, begrüßte mich nach meiner Ankunft im Vaterland. |

53|54

Im Jahre 1889 hatte ich nach schweren Schwarzwasserfiebern Gelegenheit, auf einem deutschen Kriegsschiff, der Kreuzerkorvette Alexandrine, eine Erholungsreise nach dem Archipel zu machen. Es war günstig, daß dieses Schiff recht langsam fuhr und so die Reise nach dem Ostende von Neupommern drei Tage dauerte. Da unterhielt mich in bester Weise der Stabsarzt des Schiffes, ein Würzburger, der mir damals einen sehr guten Rat gab. Da ich ihm erklärt hatte, daß wir Missionare nicht gern unsern Posten verlassen möchten, sagte er: „Gehen Sie auf die Berge, auf den Bergen ist es gesünder.“ So war bei allen unsern Stationsgründungen unsere Losung: „Auf die Höhe!“ Wo nur immer möglich, legten wir in N[eu] G[uinea] unsere Missionstationen auf Hügeln oder Bergen an: Obersimbang, Deinzerhöhe, Bukaua, Zaka, und vor allem unsere Gesundheitsstation auf dem Sattelberg. Im neuen Jahrhundert konnten wir in neuen Gegenden noch Bergstationen anlegen, welche noch höher waren als Sattelberg und zudem den Vorteil besaßen, weniger von Nebeln heimgesucht zu werden, so Ulap, Boana und Mumeng, die alle sehr gesund sind. Schon von der Gesundheitsstation Sattelberg sagte mir einmal ein deutscher Kapitän: „Ihre Bergstation hat ihrer Mission manche Stange Gold erspart.“

Noch bei einer besonderen Gelegenheit um Mitte der 90er Jahre hatte ich Gelegenheit, einen Marinearzt zu konsultieren, den ich auf einem Kanonenboot im verlassenen Finschhafen traf und der mir wegen eines Ischiasleidens guten Rat und Mittel geben konnte.

Um die Zeit, da von der N[eu] G[uinea] Co. der Finschhafen als Hauptort aufgegeben wurde, wegen der mehrerwähnten Fiberepidemie um 1891, hätte unsere Mission beinahe einen eigenen Missionsarzt bekommen, den Doktor Frobenius, einen bayrischen Pfarrerssohn, der sich in Neuendettelsau meldete, aber nicht angenommen wurde, weil ja in Finschhafen ein Arzt nahe wäre. Ihm war es so ernst mit dem Missionsdienst, daß er sich darauf hin in Barmen meldete, dort angenommen wurde und nach Madang ausgesandt, von wo aus er dann auch uns noch Dienste tun konnte, so bei einem Besuch, da er dem Br. Vetter bei schwerem Schwarzwasserfieber half und auch uns auf Sattelberg bei Geburt unserer jüngeren Tochter.

Später machte er mich noch zum Impfarzt. Es waren von Holländisch Indien her die Pocken auf N[eu] G[uinea] eingeschleppt worden, *ilong* nannten es unsere Jabim. Es scheint das der Name eines bösen Geistes zu sein, der die Pockenkrankheit verursacht. In Simbang selbst lebte bei unserer Ankunft ein älterer pockennarbiger Mann, von dem uns die Leute sagten, daß ihn in seiner Jugend der Ilong geschlagen hätte. Nun ging die furchterregende Kunde durchs Land, der Ilong komme wieder, und es würden viele Leute sterben. Dr. Frobenius droben in Madang erfuhr vor uns, daß die Pocken im Anzug seien und traf Vorsorge, indem er sich Lymphe von Deutschland kommen ließ und auch dann noch selber produzierte durch Impfung von Kälbern, wobei er auch einmal geschlagen wurde. Er schickte auch uns etwas Lymphe und Anweisung, wie zu impfen. Auch auf Sattelberg erhielt ich ein Glas und impfte zunächst meine Familienmitglieder, Frau und drei Kinder. Da noch Lymphe übrig war, so impfte ich auch die Einwohner von dem nahen Ort Daki, Schwarz und Weiß, mit bestem Erfolg. Die Pocken zogen heran in Dörfer schon zwischen Simbang und Sattelberg. Da starben überall Leute, und die Angst war sehr groß. Eines Tages kamen die Einwohner aus einem westlichen Dorf Sahang angestürmt und schrien schon von weitem: „Johanni hezunale“, d. h. Schneid uns!¹²⁴ Aber ich hatte keine Lymphe mehr. Da sagte ich zu ihnen: „Ruft eure Freunde von | Daki!“ Auf das mächtige Geschrei derer von Sahang kamen die Dakileute herauf, und ihre Impfpusteln standen in schönster Blüte. So machte ich aus der Not eine Tugend und impfte flott von Arm zu Arm. Erfreulicherweise starb dann niemand in den beiden Dörfern Sahang und Daki an den Pocken, und das half auch dazu, daß wir das Vertrauen unserer Nachbarn gewannen.

54|55

124 Käte (heutige Schreibweise: hezunârec). Johanni oder Jauani war die gebräuchliche Anrede der Einheimischen für Johann Flierl.

Es war schon im neuen Jahrhundert, da ich als Dentist tätig sein mußte. Ein Frl. Heumann¹²⁵ war auf Sattelberg gekommen – nachmalige Frau Keyßer. Sie war Stütze der Hausfrau und Hauslehrerin. Eines Tages sagte sie zu mir: „Ach, Herr Senior, Sie haben doch eine Zahnzange, Sie müssen mir einen Zahn ziehen.“ Meine Entschuldigung, daß ich so etwas noch nie getan hätte, half nichts. Ihr Schmerz war zu groß, sie drängte mich zu dem Versuch. Da sagte ich zu meiner Frau, sie sollten sich eng zusammensetzen, und sie sollte die Patientin halten, daß ich meinen Versuch machen könnte. Nun hatte ich ja zufällig gelesen in einem zahnärztlichen Buch, man müsse den kranken Zahn möglichst tief unten fassen, drehen und mit einem Ruck rausziehen. Die Patientin öffnete den Mund und zeigte den kranken Backenzahn. Ich handelte nach Vorschrift, es klapperte, und ich dachte schon, die Zange wäre abgerutscht. Aber nein, der Zahn lag in ihrem Schoos und die Sache war geglückt. Ich habe trotzdem später keine Zähne mehr gezogen, außer einem Milchzahn von Wilhelm, um meinen Ruhm als guter Zahnzieher nicht zu verlieren. Ja, die Zahnzieherei, da ist manches in N[eu] G[uinea] passiert.

Gelesen hatte ich einmal, daß im Heimatland ein Zahnpatient zu seinem Kreisphysikus kam, ihm den kranken Zahn zeigte, aber dann den Mund fest zukniff. Der Physikus winkte seinem Assistenten, der stach mit einer Ahle¹²⁶ durch den Rohrstuhl. „Au“, schrie der Patient – Mund offen, Zahn gefaßt und raus! Er nannte den Physikus fortan nun Kreisphixikus und wunderte sich über die lange Wurzel seines Zahns, die bis zum Sitz gereicht hätte.

Nun, das war eine Anekdote, nun noch wirkliche Vorkommnisse! Der Br. Schnabel¹²⁷ hatte auch zuhause gelernt, Zähne zu ziehen. An den wandte sich einmal der Br. Keyßer wegen einem schmerzhaften Zahn. Der Br. Schnabel tat sein bestes, aber bei dem festen Mann Keyßer saß der Zahn so fest, daß die Zieherei nicht recht gelingen wollte. Br. Keyßer berichtete über die schmerzliche Operation, und der Br. Schnabel wollte nie mehr einen Zahn ziehen.

Auf der Regierungsstation Morobe saßen zwei Polizeimeister, der eine hatte Zähnepein und bat den andern, ihn zu befreien. Aber sie hatten auf der Station keine Zahnzange. Beißzange wollte nicht gehen, so nahm der Zahnbrecher ein Drahtzänglein und quälte damit seinen Patienten arg. Ob er den Zahn endlich herauskriegte, darüber schweigt die Geschichte.

125 Emilie Heumann (1873–1955) kam 1902 als Lehrerin auf den Sattelberg. Ein Jahr später heiratete sie Christian Keyßer, mit dem sie bis zu seiner Ausweisung im Jahr 1920 im Land blieb. Das Paar hatte drei gemeinsame Töchter.

126 Eine Ahle ist ein Werkzeug, mit dem man Löcher in Leder sticht.

127 Der gelernte Schlosser Ernst Schnabel (1875–1946) stammte aus Gößnitz in Thüringen. Er wurde 1902 nach Neuguinea ausgesandt, wo er neben seiner missionarischen Arbeit auch große Reisen unternahm. Er kehrte 1930 nach Deutschland zurück und war von da an im Neuendettelsauer Missionarskinderheim tätig.

Unser bester Zahnzieher auf N[eu] G[uinea] war der gute Br. Hoh, der saß aber Jahre lang auf den Tami-Inseln, und es war schwierig für die Patienten, da hinaus zu kommen. Der Br. Decker in Deinzerhöhe wollte bei argen Zahnschmerzen sich auf einem Stationskanu durch gute Stationsjungen hinausfahren lassen und zwar Knall und Fall. Die Jungen sagten: „Das Wetter ist so schlecht, da können wir nicht hinausfahren!“ Aber ihr Missionar sagte: „Ihr müßt mich hinaus fahren, meine Schmerzen sind zu groß.“ Da galt es für die Jungen zu gehorchen. Sie mühten sich Stunden lang, aber Wind und See trieb[en] sie ab, zwischen den Inseln und dem Hauptland durch weit außerhalb Finschhafen nach Norden. Da in der Poum-Landschaft kamen sie mit gebrochenem Mast und angebrochenem Ausleger endlich alle lebendig ans Land, mußten ihr Kanu liegen lassen und mit ihrem Missionar nach Finschhafen hineinwandern. Ob und wie er seinen kranken Zahn los wurde, weiß ich nicht. | Wahrscheinlich hat die ausgestandene Angst zunächst den Zahnschmerz zurückgedrängt.

Unser bester Dentist war später der Br. Saueracker.¹²⁸ Unsere heimische Gesellschaft war ja je länger je mehr darauf bedacht, neu auszusendende Personen sich möglichst für Heiltätigkeit vorbereiten zu lassen. Der erste war, wie schon erwähnt, der Br. Hoh, welcher einen Baderkursus durchmachen durfte und auch befähigt war, Geburtshilfe zu leisten bei Geburt unseres älteren Sohnes. Weiterhin wurde darauf gehalten, daß angehende Missionarsfrauen und auch ledige Schwestern irgend einen Hospital- oder Pflegekursus durchmachten, nach Umständen auch Hebammenschule. Saueracker nun hatte vor seiner Aussendung bei einem Dentisten zu lernen und hat sich auch später fortgebildet bei Urlaub in Australien. Er konnte nicht bloß Zähne ziehen, sondern auch ausbessern. Von seiner Station in Kalasa, später Ulap, ging er jedes Jahr für einige Wochen nach Finschhafen, in den Mittelpunkt unsers Arbeitsfeldes, und machte vorher immer bekannt, wann er dort sein würde und Zahnpatienten zu ihm kommen könnten. Er machte schließlich auch Zahnplatten mit künstlichen Zähnen zum Einsetzen.

Dieses alles geschah im neuen Jahrhundert, und als dann in Tübingen das missionsärztliche Institut gegründet wurde, in welchem junge Missionare gleichsam zu Notärzten ausgebildet wurden für die Missionsfelder, da machte unsere Gesellschaft auch davon Gebrauch, und [so] hatte beispielsweise Missionar Stößel¹²⁹, der 1912

128 Karl Saueracker (1883–1931) war ein Bäcker aus Obernbreit in Unterfranken. 1907 wurde er von Neuendettelsau nach Neuguinea ausgesandt. Er betreute die einheimischen Laienmissionare in der großen Gebirgsregion im Hinterland der Stationen Sialum, Kalasa und Ulap. Saueracker starb zwei Wochen nach seiner Heimkehr in Neuendettelsau.

129 Der in Dietersdorf in Mittelfranken geborene Johann Stößel (1884–1972) arbeitete in der Landwirtschaft, ehe er das Studium in Neuendettelsau und einen Kurs in Tropenmedizin absolvierte. Er war von 1912 bis 1922 in Neuguinea und leistete der Mission vor allem ärztlich große Dienste. Nachdem seine Familie das Land aus gesundheitlichen Gründen verlassen mußte, arbeitete er in Deutschland in der Missionshilfe und als Pfarrer.

aufs Feld kam, eine ganz gute Ausbildung als ärztlicher Nothelfer. Auf dem Hügel Immanuel in der Nähe unserer Säge Butaueng hatte er seinen Wohnsitz und auch ein kleines Krankenhaus, und er arbeitete mit ganz gutem Erfolg und konnte Eingebornen und weißen Mitgliedern unseres Personals viele Hilfe leisten. Im Jahre 1914, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, hielt sich längere Zeit der Professor Külz¹³⁰ aus Deutschland dort auf und arbeitete mit Missionar Stößel zusammen an leidenden Eingebornen, was auch für Stößel Förderung bedeutete. Ich selber unterzog mich dort einer leichten Operation in Beseitigung einer Balggeschwulst auf dem Rücken, was ja ganz guten Erfolg hatte, nur war das schmerzstillende Mittel Kokain damals noch nicht genügend vervollkommenet, so daß sich vorübergehend sehr unangenehme Wirkungen zeigten.

In den ersten Jahren unserer Tätigkeit auf N[eu] G[uinea] blieben uns ja viele Leiden der Eingebornen verborgen. Schwerleidende an schlimmen Wunden hielten sich meist in Feldhütten auf. Bei Unglücksfällen kamen sie ja bald zu uns, um Hilfe zu suchen, so als der gute Knabe Bolatu in der Mündung des Bubui vom Haifisch gefaßt und wieder herausgerissen wurde. Da kam ein Bote zu uns nach Obersimbang und meldete das Unglück. Ich eilte mit Verbandsachen zum Strand hinab. Doch dem Armen war nicht mehr zu helfen. Vom ganzen Arm war fast alles Fleisch abgerissen und so jedenfalls die Schlagadern geöffnet. Da hätte vielleicht noch ein Arzt helfen können, wenn er augenblicklich zur Stelle gewesen wäre, durch Fangen und Schließen der Adern. Ich verband den ganz furchtbar blutenden Arm, aber der Arme hatte sich in kürzester Zeit verblutet.

Unser Wächterhund Teja riß einer jungen Frau von Simbang, der Schwester des Bolatu, eine böse Wunde ins Bein. Die konnte ich ja verbinden, und sie heilte gut. Nebenbei: Auf Sattelberg hatten wir einen Wächterhund, der auf gute Sitten drang. Er ließ keine unbekleideten Schwarzen nahe ans Haus kommen. Die schwarzen Hausjungen mit Lendentüchern hatten freien Zutritt. Das nützte ein schlauer junger Schwarzer vom Dorf aus und borgte ein Lendentuch, damit er | auch unter unserem Haus zur Abendzeit sitzen konnte.

Sehr schlimme klimatische Wunden, besonders an den Füßen, konnten wir ja bald beobachten bei unsern Eingebornen und ihre Klagen darüber hören. Diese waren aber sehr schwierig zu behandeln. Durch das Barfußgehen auf den schmutzigen Wegen wurden solche Fußleiden sehr verschlimmert. Auch die Blutegelplage auf den höheren

56|57

130 Der Tropenarzt Ludwig Külz (1875–1938) war von 1902 bis 1912 Regierungsarzt in den deutschen Kolonien Togoland und Kamerun. 1913 schloß er sich der medizinisch-demographischen Expedition Albert Lebers in Deutsch-Neuguinea an, an welcher auch der Maler Emil Nolde teilnahm. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges floh Külz inkognito nach Deutschland. Er war als Militärarzt an verschiedenen Kriegsschauplätzen tätig.

Bergen verursachte leicht Fußleiden. Die klimatischen Wunden beruhten wohl der Hauptsache nach auf Infektionen, ähnlich wie die Malaria.

Die Malaria selber und ihre Ursachen erkannten wir in den ersten Jahren nicht, bis später allgemein bekannt wurde, daß eine Art Stechmücken, die sog[enannten] Anopheles, die Malaria von Mensch zum Menschen übertragen konnten. Von da an konnte man ja besser Verhütungsmaßnahmen gegen die Malaria treffen durch möglichste Reinhaltung des Platzes, Moskitonetze an den Betten und Moskitoschutz an Thüren und Fenstern durch Moskitogaze. Erst bei meinem längeren Aufenthalt in Nordamerika lernte ich solche Schutzmaßnahmen kennen und bei meiner Rückkehr aufs Feld auch anwenden.

Bei den Eingebornen wurde man ja wenig Malaria gewahr, sie waren durch ihre Geburt und beständigen Aufenthalt im Lande einigermaßen immunisiert. Auch die richtige Anwendung des Chinins lernten wir erst später durch regelmäßigen prophylaktischen Gebrauch und auch dadurch, daß wir einen Unterschied machten in der Behandlung von gewöhnlicher Malaria und den bösartigen Schwarzwasserfiebern, bei denen man ganz vorsichtig das Chinin anwenden muß.

Ein sehr ausgebreitetes Volksleiden der Eingebornen auf N[eu] G[uinea] war uns in den ersten Jahren ganz entgangen, die sog[enannte] Frambösie- oder Himbeerkrankheit, von der Form der Geschwüre so genannt. Die Eingebornen wußten offenbar, daß diese Krankheit durch Berührung übertragbar sei, und daher waren solche Leidende in der Regel sorgfältig isoliert in Feldhütten. Bekamen wir solche Kranke zu sehen, so dachten wir, es wären gewöhnliche Geschwüre. Erst als ich im Jahre 1909 im Missionsärztlichen Institut zu Tübingen mich aufhielt, beschrieb ich dem damaligen Direktor Fiebiger diese Krankheit und diese Art der Geschwüre. Fiebiger hatte lange Jahre in Holländisch Indien gearbeitet und kannte von dorther diese Krankheit und sagte mir, daß es die Frambösie oder Himbeerkrankheit sei, die in allen Tropenländern sehr häufig vorkäme. Sie hätte eine gewisse Verwandtschaft mit der Syphilis, sei aber keine eigentliche Geschlechtskrankheit, aber auch durch Berührung ansteckend, besonders auf wunde Hautstellen.

Erst später lernten wir ein sicheres spezifisches Mittel gegen diese Krankheit kennen, nämlich die Einspritzung von Neo-Salvarsan. Mit diesem Mittel konnten wir dann später, hauptsächlich nach dem Weltkrieg, von unsern vielen Stationen aus eine großartige Heiltätigkeit entfalten.

Als ich von meinem letzten Urlaub in Australien im Jahre 1925 mit Frau zurückkehrte, machte ich dem Oberarzt in Rabaul, dem berühmten Doktor Cilento¹³¹, meine Aufwartung, der mich sehr freundlich empfing und sagte, er wüßte, daß unsere

131 Raphael West Cilento (1893–1985), Tropenarzt aus Australien, kam 1918 mit der Tropical Force der australischen Marine erstmals nach Neuguinea. Cilento wurde später Direktor des Australian Institute of Tropical Medicine und arbeitete einige Jahre bei den Vereinten Nationen.

Mission sehr gut arbeite, und wollte uns dabei nach Kräften behilflich sein, indem er kostenlos eine große Quantität von dem Neo-Salvarsan uns zur Verfügung stellte, die ich dann gleich nach Finschhafen mitnehmen konnte. Cilento ist in Südaustralien geboren von italienischen Eltern und hat sich vielfach ausgezeichnet, auch in Regierun-
gungsdiensten Untersuchungsreisen auf verschiedenen Inselgruppen des stillen Welt-
meeres gemacht, um | die Gesundheitsverhältnisse der Eingebornen auf verschiedenen
Inselgruppen zu erforschen. Er übersandte auch mir gelegentlich kleine Druckschrif-
ten mit seinen Erforschungsergebnissen. Später wurde Cilento Oberarzt von Queens-
land und wohnte in Brisbane. 57|58

Reichbeschenkt mit der kostbaren und kostspieligen Arznei des Neo-Salvarsan kehrte ich also 1925 aufs Feld zurück, und kräftig aufgemuntert durch den guten Oberarzt Cilento in Rabaul nahm die Heiltätigkeit auf unserem ganzen Arbeitsfelde einen großen Aufschwung. Auf allen Stationen waren die Salvarsan-Spritzen vorhanden, und der größte Teil unseres Personals handhabte sie fleißig. Nur ich nicht. Ich war nur der Medizinalrat, erhielt die Berichte von den Außenstationen und berichtete weiter an die medizinischen Stellen, in Salamaua im Huongolf, der Hauptstation unseres großen Distrikts, und nach Rabaul an die oberste Stelle, dankte für Empfangenes und bat um mehr.

Dora war mit uns im australischen Urlaub gewesen und benützte die Zeit, dort Pflegedienst zu lernen, erst als Vorbereitung 4 Monate im Queen's Home in Adelaide, darauf ein Jahr im Hospital in Angaston. Da machte sie einen Hebammenkursus durch, und nachher arbeitete sie noch längere Zeit in Krankenhäusern bei Adelaide. Sie kam etwas später als wir nach N[eu] G[uinea] zurück und begann dort die Heiltätigkeit bei uns in Heldsbach. Wir hatten zu jener Zeit in Finschhafen und Immanuel bei Butaueng kleine Krankenhäuser für Eingeborne. Die Behandlung geschah in der Regel auf den verschiedenen Stationen unter den Veranden der Missionshäuser. Auch in Heldsbach wurde es so angefangen. Das konnte natürlich nicht hygienisch sein und hatte Gefahr auch für die weißen Bewohner. Ich wollte das gute Beispiel geben und baute mit einigen schwarzen Handlangern in Heldsbach ein kleines Krankenhaus für Eingeborne, in bequemer und doch genügender Entfernung von unserm Wohnhaus. Es wurde ein Bretterbau mit Wellblechdach, hatte zwei Räume und eine Vorhalle. Die waren zementiert, so daß sie sauber gehalten werden konnten. In der Nähe wurden noch ein paar Eingebornenhäuser errichtet für Patienten und einen verheirateten Heilgehilfen. An diesem Platz ist in wenig Jahren viel Arbeit geschehen. Es wurden ganz schwierige Fälle geheilt und auch mehrere Entbindungen von eingebornen Frauen kamen da vor. Einmal kam ein Junge zum Hospital, der hatte beim Herunterreiten von Wareo an einem Baumast die Wange aufgerissen, wurde gut behandelt und war in 14 Tagen geheilt. Ein ganz schwerer Fall kam vor, als wir schon abgereist waren. Da hatte ein wilder Bull einem Jungen den Leib aufgerissen, so daß die Eingewei-

de zutage traten. Der Missionar Bergmann¹³², der in Deutschland auch Pflegedienst gelernt hatte, und Wilhelm behandelten den Schwerverwundeten, daß er glücklich heilte, obwohl die Wunden durch schmutzigen Notverband verunreinigt waren.

58|59 Vor allem aber wurde die Salvarsanspritze in Heldsbach und an allen unsern Stationen gebraucht. Wir hatten früher gar keine Ahnung gehabt, wie verbreitet im Volk diese Frambösiekrankheit war. Nun, da soviele Wunderkuren geschahen, kamen die Leidenden aus ihren Schlupfwinkeln hilfeschend zu der Station und baten, daß man sie auch stechen möchte. Das Schöne bei dieser Heiltätigkeit war, man brauchte keine Wunden zu verbinden. Die Wunden waren ja über den ganzen Körper verstreut und eiterten auch. Manchmal wurden [sie] so bösartig, daß auch Organe zerstört wurden, z. B. die Nase. Die wuchs natürlich auch nach Salvarsanbehandlung nicht wieder dran, aber heilte doch. Die gewöhnlichen Wunden dagegen trockneten nach 1 oder | 2¹³³ Einspritzungen ab und heilten in wenig Tagen. Ich erinnere mich noch an ein Hausmädchen, die kam glatt und heil auf unsere Station, und auf einmal brach die Frambösiekrankheit bei ihr aus. Sie mußte darauf hin in einer *boze* oder Grashütte¹³⁴ wohnen, lag trübsinnig und trübselig da und magerte ab. Nachdem sie Einspritzungen erhalten, heilte sie sehr bald und erholte sich wunderbar schnell und sang vergnügt ihre Lieder. Diese Heilungen sind dauernd, nur durch neue Berührungen mit Krankheitsstoffen kann die Krankheit aufs neue zum Ausbruch kommen. Die Erreger sind im Blute, sog[enannte] Sprioehäen: es scheint, daß es winzige Lebewesen sind, die durch das Salvarsan abgetötet werden.

Auf Stationen mit größerem Umkreis und zahlreichen Bewohnern wurden hunderte solcher Leidenden geheilt, im Ganzen in unserer Mission viele tausende.

Es ist zu verwundern, daß von uns Weißen niemand von dieser Krankheit befallen wurde, trotzdem wir alle viel mit den Eingebornen umzugehen hatten. Man nimmt sich natürlich unwillkürlich in Acht vor zu enger Berührung und wäscht sich fleißig. Mir ist nur ein Fall bekannt, es war, da ich mich schon in Australien aufhielt, daß

132 Vermutlich ist von den drei Missionaren dieses Namens, die in den 1930er Jahren für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea arbeiteten, Wilhelm Bergmann (1899–1987) gemeint, der im Anschluß an sein Neuendettelsauer Studium in Tübingen eine tropenmedizinische Ausbildung absolviert hatte. Ein Jahr studierte er auch in Hamburg am ehemaligen Kolonialinstitut. Bergmann kam 1928 nach Neuguinea. Er unternahm Forschungsreisen ins Inland, wo er drei Missionsstationen gründete. Nach seiner Internierung in Australien kehrte er 1947 nach Neuguinea zurück. Er trat 1968 in den Ruhestand, den er in Australien verbrachte.

133 Das Zeichen im Original ist nicht eindeutig zu erkennen, vermutlich steht hier versehentlich §.

134 Käte (Schreibweise heute unverändert).

ein Missionar Stahl¹³⁵ von der Amerikan[ischen] Mission durch Frambösie schwer gelitten hatte.

Wo es immer nötig war, stellte ich Anträge, daß Personen unsers Personals die Berechtigung erhielten, wie es später vorgeschrieben war, indem sie vor dem Arzt in Salamaua eine kleine Prüfung abzulegen hatten, wo sie auch eine Einspritzung zu machen hatten, worauf sie den *permit* oder Erlaubnisschein erhielten. Es waren einmal sieben Personen auf einmal, da kam die Rechnung. Es solle für jeden ein Pfund Sterling bezahlt werden (20 R[eichs]M[ark]). Ich machte darauf hin eine Eingabe nach Rabaul, wir täten ja die Arbeit der Regierung mit dem Einspritzen und sollten den *permit* dafür gratis bekommen. Prompt kam die Antwort, es sei gewährt. – Es kann ja einmal jemand Mißgeschick haben, so ein Missionar bei unsern Amerikan[ischen] Brüdern, Hannemann¹³⁶, der eine gute Ausbildung als Heilgehilfe hatte und gut Arbeit tat bei Heiltätigkeit, aber bei einer Einspritzung traf er einen schwierigen Nervenpunkt, so daß die Behandlung schlimme Folgen hatte. Darauf hin wurde ihm die Erlaubnis zu Einspritzungen entzogen. Das ist jedoch der einzige derartige Fall, der mir bekannt wurde. – Die Heiltätigkeit durch die Salvarsanspritze zeigte, daß wir das volle Vertrauen der Eingebornen hatten; es kamen alle Leidenden, sich helfen zu lassen auf den Missionsstationen, und waren sehr dankbar für die erfahrene Hilfe.

Den ersten eigentlichen Missionsarzt bekamen wir erst nach dem Weltkrieg, und zwar zu einer Zeit, da noch keine Reichsdeutschen zugelassen wurden. Unsere amerikanischen und australischen Glaubensgenossen hatten ja das Werk durch den Weltkrieg und darnach erhalten. Und von Amerika aus wurde uns der erste Missionsarzt zugeschickt, seiner Nationalität nach ein Slovake mit Namen Estock.¹³⁷ Er war etwas eigen. Unser Br. Ruppert machte über ihn einmal den Witz: „Wir haben nun einen Doktor, der heißt »Eßt doch!«, und er sagt immer: »Eßt nicht!«“ In Bezug auf die Ernährungsfrage hatte er nicht die gesunde Ansicht des deutschen Doktors Weinland, der den Grundsatz aufstellte: Die Hauptsache ist, daß man immer einiges mit einigem Appetit essen kann. Der Doktor Estock hingegen aß selber nicht regelmäßig. Er gab auch in der Hinsicht nicht die richtigen Ratschläge. Wenn man zu Tische saß, dann ging er meist draußen herum und suchte sich eine Papaia zu essen. Nun ist ja die Papaia eine vorzügliche Frucht, sehr gut zum Nachtisch bei regelmäßigen | Mahlzeiten. Es ist eine wunderbare Pflanze, dieser Baum, der aber kein Baum ist, sondern ein Kraut. Es gibt Riesenpapaia mit Früchten so groß wie ein Mannskopf,

59|60

135 Gemeint ist wohl der 1905 in Gelsenkirchen geborene Walter Stahl, der von 1930 bis 1939 zunächst für die Rheinische und dann für die Amerikanische Mission in Neuguinea arbeitete. Nach seiner Internierung während des Zweiten Weltkriegs blieb er als Pfarrer in Australien.

136 Der 1895 geborene Emil Hannemann arbeitete von 1924 bis 1956 in Neuguinea.

137 Der 1870 geborene Mediziner A. Estock, der keine tropenmedizinische Ausbildung hatte, arbeitete von 1923 bis 1926 für die Neuendettelsauer Mission.

und die gewöhnlichen wie ein Kindskopf, wohlschmeckend und gesund. Sie enthalten das Pepsin, das ja auch als Medizin rein hergestellt wird. Die weißliche Milch in den Blättern dient dazu, das zähste Fleisch mürbe zu machen, wenn man es in den Kochtopf wirft. Es gibt männliche Papaia mit doldenartigen Blüten und weibliche mit Kelchblüten, die sich zu Früchten entwickeln, wenn eine männliche Pflanze in der Nähe steht. Die unverständigen Schwarzen meinten öfters, man sollte diese alle umhacken, sie tragen ja doch nicht. Die Papaiapflanze ist sehr reichlich vorhanden bei allen unsern Stationen und wird viel benutzt. –

Bei der Wahl des Dr. Estock war ein Aufruf ergangen, und es hätten sich über 200 Anwärter gemeldet, da ist es eben dann schwierig, den richtigen herauszufinden. Dr. Estock hatte übrigens eine gute deutsche Frau, die es auch verdroß, daß ihr Mann nicht regelmäßig aß und dann öfters von Heißhunger getrieben sich alleine half am Speiseschrank. Nach 3 Jahren kehrte der ältliche Mann dann nach Amerika zurück.

Nun bekamen wir den zweiten Doktor von Amerika, einen jungen Mann namens Braun¹³⁸, Pastorensohn, der auf dem Feld wohl diente, ich glaube, bis zur Gegenwart.

Nun war ja auch allmählich die Zeit gekommen, daß wieder Reichsdeutsche nach N[eu] G[uinea] durften. Im Jahre 1926 kam die Pflegeschwester Helene Moll¹³⁹ aus dem Diakonissenhaus in Stuttgart, die nach Urlaub heute noch in N[eu] G[uinea] ist, und zwar am Krankenhaus in Finschhafen, welches nach 1930 da gebaut wurde. Ich sagte bei ihrer Ankunft: „die erste Schwalbe“, die ja nicht den Sommer macht, aber andeutet. Etwas später kam dann eine Pflegeschwester Sophie Bezler¹⁴⁰ aus dem Diakonissenmutterhaus Herrenbrecht¹⁴¹, auch in Württemberg. Dazwischen kamen noch verschiedene ausgebildete Pflegeschwestern aus Bayern.

Ausnahmsweise hatten bald nach dem Weltkrieg ein halbes Dutzend Bräute, die lange gewartet hatten, über Amerika auf unser Feld ausreisen dürfen. Die reichsdeutschen Missionare, die draußen waren, hatten ja bleiben dürfen.¹⁴² Meine beiden verbannten Söhne durften 1927 aus Amerika in ihr Geburtsland zurückkehren. Nach ihnen durften dann reichsdeutsche Missionare in unbeschränkter Zahl auf das Feld kommen.

Nach 1930, als ich schon in Australien im Ruhestand lebte, konnte denn auch die erste ärztliche Kraft aus Deutschland nach N[eu] G[uinea] ausgesandt werden, näm-

138 Der 1903 geborene Tropenmediziner Theodore Braun arbeitete von 1930 bis 1933 in Finschhafen, später dann für die Amerikanische Mission in Madang. Im Krieg geriet er in japanische Gefangenschaft. Anschließend konnte er weiter in Neuguinea tätig sein.

139 Die aus Stuttgart stammende Helene Moll, geboren 1897, war am 12. Mai 1927 die erste Deutsche, die nach dem Ersten Weltkrieg wieder in Neuguinea einreisen durfte.

140 Sophie Bezler, geboren 1898 in Vellberg, wurde 1929 nach Neuguinea ausgesandt. 1942 ließ sie sich in Australien nieder, um 1947 nach Deutschland zurückzukehren.

141 Gemeint ist die Schwesternanstalt von Herrenberg bei Tübingen.

142 Siehe dazu die ausführlichere Darstellungen unten, II 262.

lich Frl. Dr. Koller¹⁴³, welche Jahre lang an unserm Krankenhaus in Finschhafen gut gearbeitet hat. Vor ein paar Jahren durfte dann der erste deutsche Missionarsarzt, Dr. Alfred Stürzenhofecker¹⁴⁴, in N[eu] G[uinea] geboren als Sohn des gleichnamigen Missionars, mit Familie hinausziehen. Frl. Dr. Martha Koller erhielt darauf bald Heimaturlaub und konnte des jetzigen Krieges wegen nicht wieder hinausgehen. Man hatte sich schon gefreut, daß zwei ärztliche Kräfte auf unserm weiten Feld würden arbeiten können, aber es kam ganz anders. Die meisten Reichsdeutschen wurden diesmal nach Australien in die Kriegsgefangenschaft abgeführt und nach einigem Zaudern auch der junge Doktor Stürzenhofecker.

Doch die Heiltätigkeit auf unserm Missionsfeld hat damit noch nicht aufgehört. Es ist ein Glück, daß wir gute Nachbarn haben, nämlich unsere amerikanischen Glaubensgenossen in Madang und Umgegend, welche Schulter an Schulter mit uns an den Eingebornen in N[eu] G[uinea] arbeiten. Ihre Arbeitskräfte sind alle deutschstämmig, die natürlich die beiden Sprachen sprechen. |

60|61

Sie hatten zur Zeit auch zwei ärztliche Kräfte auf ihrem Feld bei Madang, nämlich den schon erwähnten Dr. Braun, der nach einem Urlaub in seiner Heimat schon seit längerer Zeit wieder auf dem Feld ist. Dazu Frl. Dr. Agnes Hoeger¹⁴⁵, auch eine amerikanische Pastorstochter. Weil nun unser Krankenhaus in Finschhafen nach der Wegführung des Dr. Stürzenhofecker keine ärztliche Kraft mehr hatte, so haben unsere guten amerikanischen Freunde Frl. Dr. Hoeger nach Finschhafen gesandt, so daß die Heiltätigkeit an Weißen und Eingebornen weiter fortgeht. Ein Heilgehilfe, der Br. Kirsch¹⁴⁶ mit Familie, durfte am Platz bleiben, und auch mehrere Pflegeschwestern. Es ist eine ganz ideale Hilfe, die unsere amerikanischen Nachbarn unserem Feld in und um Finschhafen erweisen. Die Frauen und Kinder alle[r] weggeführten Missionsarbeiter sind ja im Lande belassen worden und haben nun die hocherwünschte weibliche ärztliche Hilfe. Wenn ich nicht irre und recht gehört habe, sind an 50 weiße Kinder auf dem Missionsfeld. Die sind natürlich nicht alle in Finschhafen, sondern

143 Martha Koller, die 1895 in Schornweisach in Mittelfranken geboren war, traf 1933 in Finschhafen ein, wo sich schon wenige Tage später 60 Patienten einfanden. Sie nahm 1938 Heimaturlaub und konnte wegen des Kriegsausbruchs nicht nach Neuguinea zurückkehren. Sie arbeitete in der Folgezeit als Ärztin in Erlangen.

144 Der 1908 in Finschhafen geborene Alfred Stürzenhofecker kam 1937 als Missionar in seinen Geburtsort zurück, wo er bis zu seiner Internierung im Jahr 1940 tätig war. Nach dem Krieg ließ er sich als Arzt in Deutschland nieder.

145 Die 1910 geborene Agnes Hoeger studierte in North Dakota und wurde 1935 in Minnesota promoviert. Noch im selben Jahr kam sie nach Neuguinea, wo sie vor allem als Frauen- und Kinderärztin jahrzehntelang tätig war.

146 Karl Kirsch, geboren 1906 in Sausenhofen in Mittelfranken, wurde 1931 nach Neuguinea ausgesandt. 1959 gründete er in Hube ein Krankenhaus für die Einheimischen.

auch auf anderen Stationen. So ist die Frau Wacke¹⁴⁷ auf Kalasa geblieben, die ihr Leben lang viel getan hat an den Eingebornen durch Heiltätigkeit. Auf dem gesunden Sattelberg sind eine ganze Anzahl von Frauen und Kindern und ein einziger junger Missionar, der, obwohl reichsdeutsch, doch bleiben durfte. Wir erfahren ja zur Zeit sehr wenig über Arbeit, Leben und Ergehen auf unserm Missionsfeld, denn wir dürfen nicht hinschreiben, und die dort sind, dürfen nicht herschreiben. Nur über das Gefangenenlager Tatura, wohin wir schreiben dürfen und von wo auch die Gefangenen uns schreiben dürfen, erfahren wir immer wieder die Hauptsachen. Die Gefangenen im Lager dürfen ja mit ihren Familien in N[eu] G[uinea] durch Luftpost häufig verkehren. Da erfuhren wir auch, daß unsere amerikanischen Nachbarn außer der Abgabe der Ärztin noch andere Personenhilfe für unser Arbeitsfeld um Finschhafen leisten. Der erfahrene Missionar Pietz¹⁴⁸, der bald nach dem Weltkrieg auf unser Feld kam und lange Jahre im Finschhafen-Bezirk arbeitete, ist als Leiter unserer so sehr verstümmelten Mission abgegeben mit einem Mithelfer, Missionar Ackermann¹⁴⁹. Er ist in Lae stationiert nahe dem Flugplatz und dem Regierungssitz unsers Distriktes. Die großen Gemeinden in der Ecke des Huongolfes und im großen Markhamtal sind seiner Obhut anvertraut. Außerdem hat Madang auch noch Hilfskräfte abgegeben für unser Missionslager am Finschhafen.

Neben den wenigen Reichsdeutschen von unsern Missionaren, dem über 60 Jahre alten Missionar Lehner, Decker über 74 Jahre, sind ja merkwürdigerweise ein paar jüngere Missionare auf dem Feld gelassen worden und ein paar Laienbrüder, Kirsch und Hertle¹⁵⁰, im Ganzen wohl sechs, [und es] sind ja auch eine Anzahl australischer Mitarbeiter auf dem Feld, und dazu die Hilfe der Amerikaner, so daß doch zur Not Missionsarbeit und auch Heiltätigkeit fortgeführt werden kann. Freilich sind die Mit-

147 Magdalene Wacke, geborene Döhler aus Südastralien (1888–1966), hatte 1910 den Missionar Karl Wacke geheiratet. In Kalasa gründete sie 1926 eine Schule für einheimische Mädchen. Magdalene Wacke wurde im Dezember 1941 zusammen mit 164 anderen Missionarsfrauen und -kindern nach Australien evakuiert. Von 1947 bis 1959 war sie, mittlerweile verwitwet, nochmals in Neuguinea tätig und arbeitete als Hausmutter im Krankenhaus von Finschhafen. Da ihr einziger Sohn im Krieg gefallen war, verbrachte sie ihren Lebensabend bei ihren Geschwistern in Australien und zuletzt in einem kirchlichen Altersheim.

148 Der im Jahr 1896 geborene Eduard Pietz kam 1922, als keine deutschen Missionare einreisen durften, als erster ordinerter Missionar von Amerika nach Neuguinea. Fünf Jahre später wurde er von der Amerikanischen Mission in Madang übernommen. 1940 kam er zur Unterstützung der Neuendettelsauer nach Lae und betreute außerdem die Stationen Azera und Gabmazung. Nach zehn Jahren, die er nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland verlebte, kehrte er 1950 nach Neuguinea zurück, wo er fortan in Malalo tätig war.

149 Der 1916 geborene Martin Ackermann arbeitete von 1940 bis 1942 auf der Station Malalo.

150 Der Schlosser und Zimmermeister Johann Hertle (1880–1942) aus Schwörshem im Ries wurde von der Neuendettelsauer Mission 1907 als Baumeister ausgesandt. Im Sägewerk von Butaweng bildete er junge Männer als Zimmerleute und Schreiner aus. Er wurde 1942 zur Internierung nach Australien gebracht und starb im Lager Tatura an Herzversagen.

tel knapp. Ob die jetzige Militärverwaltung etwas mithilft bei der Heiltätigkeit, wissen wir nicht. Die Kopra¹⁵¹ ist fast unverkäuflich, doch hat [man] kürzlich in Finschhafen 900 Sack absetzen können, wenn auch natürlich zu billigem Preis. In etwas helfen die Freunde in Australien und Amerika, und daneben wird nach Möglichkeit ausgenützt, was im fruchtbaren Tropenlande erzeugt werden kann, so daß mit Gottes Hilfe Missionstätigkeit und Heiltätigkeit in dieser Notzeit nach besten Kräften ausgeübt wird. Das Kapitel ist zu Ende! |

61|62

151 Kopra ist die Bezeichnung für die getrockneten Stücke des Kokosnußkerns, aus denen Palmöl gewonnen wird.

URLAUBSREISE MIT FAMILIE NACH SÜD-AUSTRALIEN

Nach Vollendung eines guten geräumigen Wohnhauses, östlich von der Notwohnung, die noch weiter als Küche verwendet wurde und als Vorratsraum, wurde nördlich davon noch ein größerer Kuhstall errichtet. Nahe bei der Station, auf kleiner Anhöhe im Westen, stand das kleine Schulgebäude und nahebei ein Buschhaus für die Kostschüler. Damit war die Berg- und Gesundheits-Station vorläufig ausgebaut, und ich konnte mit Familie einen Urlaub nach Australien antreten. Der alte Vater Zwiebler, der zum neuen Missionar sich nicht ganz gut stellen konnte, ging zu allseitiger Zufriedenheit auch mit. Er hatte immerhin in drei Jahren bei seinem großen Fleiß gute Dienste auf unserer Bergstation geleistet, und die Kate achteten den alten, etwas rauhen Mann seiner großen Arbeitsamkeit wegen.

So konnte nun Bruder Decker den neuen Platz halten, indem die drei Brüder in Simbang bereit waren, abwechselnd ihm Gesellschaft und auch Hilfe zu leisten, auch sollten bald weitere Brüder von Neuendettelsau ausgesandt werden.

Gegen Jahresende 1897 begaben wir uns nach Simbang, um dort den Lloyd-Dampfer Stettin zu erwarten. Ein schwarzer Schuljunge, Biwa, kam uns vom Sattelberg nachgelaufen, mit uns nach Australien zu gehen, und wir ließen ihn mit, da in damaliger Zeit in beiden Ländern dafür Freiheit bestand.

Auf der Stettin kam der Bruder Hoh neuvermählt von der Astrolabe Bai und Madang zurück und in [seiner] Begleitung die Rheinische Missionarsfamilie Bergmann, die zur Sommerfrische auf unsern hohen Sattelberg wollte. An Bord des Dampfers Stettin auf der Langemack-Bucht, im Angesicht unserer Station Ober-Simbang, begrüßte ich nun das junge Ehepaar mit dem Vers:

Ihr ziehet ein, wir zogen aus:
Das Leben ist ein Wandern,
Da geht es stets von Haus zu Haus,
Von einem Ort zum Andern.

Ihre Hochzeit feierten die Geschwister Hoh auf der Rheinischen Missions-Station Bogadjim bei der Missionarsfamilie Hoffmann¹⁵². Für ihren Ehrentag übersandten wir ihnen nachstehende Glückwünsche:

152 Der Missionar Albert Hoffmann (1865–1942) wurde 1892 von Barmen nach Deutsch-Neuguinea ausgesandt. Zwei Jahre später heiratete er seine Frau Henriette, geborene Dielmann (1870–1937). Wegen schwerer Malaria vor allem der Kinder reiste die Familie 1898 aus, war dann von 1900 bis 1904 wieder in Bogadjim und kehrte schließlich krankheitsbedingt nach Deutschland zurück.

Wir bringen Euch aus weiter Ferne
Den Glückwunsch zu der Hochzeit dar
Und hätten selber auch ganz gerne
Gesehen Euch am Trau-Altar.

Doch sind wir ja im Herrn verbunden,
Ob auch getrennt durch Meer und Land,
Begeh'n im Geist die Feierstunden,
Die weihen Eurer Herzen Band.

Gott mache Euer Eh'lich Lieben
So frisch und rein wie Bergesluft,
Helf Euch in dem Gehorsam üben
Der Stimme sein, die freundlich ruft.

Führt Euer Pfad durch dunkle Tiefen,
So blicket nur nach oben auf! |
Wir alle in der Irre liefen,
Ging uns nicht Gottes Leitstern auf.

Brennt Euch einmal die Trübsalshitze
So schwül und heiß wie Tropensonn',
Dann Gottes Hand Euch kühlend schütze
Und Euer gnädiglich verschon'.

Wenn dann mal dicke Nebel liegen
Um Euer Haus, es hüllen ein,
Mög' bald die güldne Sonne siegen
Mit ihrem hellen Gnadenschein.

Und steigen schlimme Fieberdüfte
Aus ird'schen üpp'gen Talen auf:
Laß wehen um Euch Himmelslüfte
Der Herr, und führe Euch hinauf.

Er lasse Euer Glück ergrünen
Wie Tropenlandschaft immerdar.
Er mach' Euch fleißig wie die Bienen
In Eurem Werk und am Altar.

Ein Segen werdet für die Heiden,
Die traurig in der Irre geh'n.
Auch sie dereinst doch möge weiden
Der gute Hirt in Himmelshöhn.

Und hört Ihr einst die Palmen rauschen
Am fernen Strand der Ewigkeit,
Laß unser Heiland Euch umtauschen
Für Erdenmüh' die Seligkeit. –

Glückwunsch zur Hochzeit des Br. A. Hoh. mit Frl. Elsa Fritz
von Familie Flierl auf Sattelberg.

Bruder Hoh mit junger Frau löste dann bald den ledigen Br. Bamler auf den Tami-Inseln ab, von wo Bamler nach Taimi zog und die Station Deinzerhöhe gründete. Die Geschwister Hoh haben die Christianisierung der Tami-Inseln vollendet, von wo Br. Tremel andauernd siech nach Australien gehen mußte, wo er um 1900 starb.

Für die Kate um Sattelberg ist Bruder Hoh der »Missionary«. Da in Kai das Wort »Hoh«, welches sie in ihrer Sprache haben, eine unschöne Bedeutung hat,¹⁵³ so stellte ich den guten Bruder bei seinen häufigen Aushilfen auf Sattelberg stets nur als »Missionary« vor und sagte ihnen seinen Namen nicht.

In früheren Abschnitten habe ich schon erzählt, daß nach Aufgabe von Finschhafen durch die N[eu] G[uinea] Co. wir nur sehr selten gelegentlich Verbindung hatten durch Anwerbeschiffe der Co[mpagnie]. Das wurde anders, als nach etlichen Jahren gegen Ende des Jahrhunderts eine Lloyd-Linie nach Deutsch Neu Guinea eröffnet wurde. Auf Ansuchen unserer Gesellschaft wurde dann auch Simbang angelaufen, jedoch in der so tiefen Langemackbucht konnten die Dampfer nicht ankern, sondern mußten unter Dampf bleiben. Dazu hatte unsere Station auch kein europäisches Boot und mußten die Ladungen auf das Stationskanu übernommen werden, die mit Ausleger und überstehender Plattform sehr unbequem zum Anlegen sind. Da schimpfte der Ladeoffizier nicht schlecht, daß die Mission nicht besser eingerichtet sei. So beschloßen die Brüder, dem Kapitän eine Bestellung mitzugeben, daß er ihnen ein geeignetes Ruderboot | im Wert von ungefähr tausend Mark mitbringen möchte. Es geschah, und das Ausladen ging damit fein, aber die Freude dauerte nicht lang. Nur einmal hatten sie das Glück. Sie hatten das Boot gut aufgezogen an unserm sicheren Landungsplatz Malalentang neben dem Stationskanu. Mit einer Kette schlossen sie es sicher an einen Pfosten an. Von einem fernen Seebeben jedoch kam in einer Nacht eine ungewöhnliche Flutwelle die Langemackbucht und Bubuimündung herauf, riß das neue gute Boot los, und verschwunden war es auf nimmerwiedersehen. So ging das Laden auf die alte armselige Weise weiter. Zur Aushilfe errichtete unsere Station in der Südwestecke der Langemackbucht eine Strandhütte, in der an nächster Stelle die kommenden wenigen Waren niedergelegt wurden. Erst im neuen Jahrhundert trat eine Hilfe ein, als die N[eu] G[uinea] Co. wieder einen Mann in den verlassenen Finschhafen setzte, um dort Kokospalmen anzupflanzen. In Finschhafen konnten ja

63|64

153 Das Kâte-Wort *ho* bedeutet Kot oder Mist.

die Dampfer ankern, und [es] wurden da auch unsere Missionsgüter an Land gegeben. Später legte dann Missionar Pfalzer auf einem von der Compagnie erworbenen Grundstück unsere erste kleine Lagerstation an, und die Not des Ausladens bei Simbang hörte damit auf.

Also führen wir nun auf der Stettin hinüber auf den Archipel. Eine Mitreisende war die Rote-Kreuz-Schwester Auguste Hertzner¹⁵⁴, welche schon in Deutsch Ostafrika längere Jahre gedient hatte. Mit ihr wurden wir gut bekannt und blieben es bis zu ihrem Ende. Über ein Vierteljahrhundert diente sie als gute Pflegerin in Deutsch N[eu] G[uinea], war auch mit dem bekannten Doktor Dempwolff¹⁵⁵ befreundet und hatte sich so in den Tropen eingelebt, daß sie auch in ihrem Ruhestand dort blieb in einem eigenen Häuslein nahe der Station Raluana von der Methodistenmission, wo einige befreundete Eingeborne sie bedienten.

Wir kamen nun in Herbertshöhe an, damals der Hauptanlegeplatz der vorübergehenden Dampfer. Von da fuhr die Stettin über Madang wieder zurück nach Europa. Für [uns] war nun „Holland in Not“: wie sollten wir nach Australien kommen? Einen regelmäßigen Anschluß gab es da nicht, nur so ganz gelegentlich kam ein Traderschiff, an den verschiedenen Stationen Kopra einzuhandeln. Die Stettin lag ein paar Tage an dem Ort, und für mich galt es, Quartier zu suchen für mich und Familie. Am ersten Tage ging ich gleich aus mit Wilhelm und wanderte nach dem nahen Raluana. Dort hauste damals der deutsche Methodistenmissionar Fellmann¹⁵⁶, Vater des hiesigen Direktors Dr. Fellmann. Ich machte dort Besuch und wurde mit Wilhelm zum Mittagessen eingeladen. Die Fellmanns waren damals noch junge Leute wie wir. Beim Mittagessen gab es auch Ananas, und als Wilhelm sagte: „Die Ananas ist sauer“, machte die junge Frau Missionar¹⁵⁷ ein saueres Gesicht. Ich erkundigte mich, wann wohl ein Schiff kommen würde zur Weiterreise nach Sydney. Ich fragte weiter, wo wir wohl Quartier würden finden können? Der Missionar bemerkte, die Beamten in Herbertshöhe wären recht gastfreundlich. Nun wanderte ich mit Wilhelm wieder zurück. Es

154 Auguste Hertzner (1855–1934) war von 1887 bis 1890 Krankenschwester in Deutsch-Ostafrika, von 1891 bis 1899 in Neuguinea. Hertzner gab dann ihre Tätigkeit beim Roten Kreuz auf und lebte als Plantagenbesitzerin auf der Gazelle-Halbinsel.

155 Der Tropenarzt und Sprachforscher Otto Dempwolff (1871–1938) arbeitete von 1895 bis 1897 für die Neuguinea-Compagnie. 1901 kam er zur Erforschung der Malaria erneut für zwei Jahre nach Neuguinea, diesmal im Auftrag des Auswärtigen Amts. Als Privatmann bereiste er Neuguinea 1914 noch einmal für seine Sprachstudien, wurde aber nach der Kapitulation der Deutschen sofort ausgewiesen.

156 Der gelernte Sattler Heinrich Fellmann (1871–1946) war Pfarrer, ehe er 1897 als Missionar nach Raluana kam. Er wurde 1902 Präses der Methodistischen Kirche im Bismarckarchipel. 1912 ging Fellmann nach Sydney, wo er zahlreiche Übersetzungen in melanesische Sprachen erarbeitete, bis er 1920 als Deutscher ausgewiesen wurde.

157 Johanna Fellmann, geborene Claß (1876–1962), hatte ihren Mann 1896 geheiratet und war dann mit ihm nach Neuguinea gegangen. Sie kehrte 1907 mit ihren fünf Kindern nach Deutschland zurück, damit diese eine Schulbildung nach europäischen Maßstäben erhalten konnten.

überfiel uns ein schwerer Regenguß. Der kleine Wilhelm wurde müde, und ich trug ihn eine Strecke auf dem Rücken. Wir kehrten in dem Haus eines Skandinaviens ein, der eine samoanische Frau hatte, die nach Art dieser Leute uns recht gastfreundlich Erfrischungen anbot. Ich bemerkte nachher, sie hätte kein gutes Gesicht gehabt, aber ein gutes Herz. Gegen Abend traf ich wieder auf der Stettin ein und konnte den Meinen keinen guten Trost mitbringen. Am nächsten Tag, der uns noch zur Verfügung stand, wollte ich mein Heil in Herbertshöhe versuchen. | Herbertshöhe war damals ein großer Platz, wo weiterstreut Angestellte der N[eu] G[uinea] Co. mit verschiedenen Aufgaben in einer großen Pflanzung wohnten. Da der Weg nicht so weit war wie am vorigen Tag, schlug meine Frau vor, die Dora mit auf den Ausflug mitzunehmen. Es wohnte damals an dem Ort auch Dr. Hahl, natürlich noch nicht Gouverneur, aber doch Kaiserlicher Beamter als Richter und Kanzler. Bei dem hatte ich Glück. Er erinnerte sich vielleicht auch, daß wir vor einiger Zeit den Kanzler Schmiele auf Sattelberg beherbergt hatten. Er stellte für mich und Familie ein geräumiges Ataphaus¹⁵⁸ zur Verfügung mit Dach von Sagolaub und glattem festem Zementboden. Auch Bettstellen standen zur Verfügung. Der alte Vater Zwiebler und der schwarze Junge Biwa fanden Unterkunft in einem Eingebornenhaus von Dr. Hahl. Für unser Essen wurde gesorgt durch den Koch des Dr. Hahl in seiner eigenen Residenz. Er selber, nämlich Dr. Hahl, war während der Zeit unsers Aufenthalts dort meist auf Reisen. Nun war also für unsere Unterkunft und Verpflegung gesorgt, bis ein Schiff von Australien ankommen würde. Als kurz vor uns Missionar Tremel und Frau nach Australien reisten und in Herbertshöhe in gleicher Verlegenheit waren, fanden sie Zuflucht bei der katholischen Mission in dem nahen Vuna Pope. Es wäre mir doch etwas peinlich gewesen, die gleiche Herberge zu suchen.

64|65

Unsere Wartezeit im Januar 1898 dauerte mehrere Wochen. Da kam endlich der kleine Kopra-Dampfer Titus, der auf Umwegen nach Sydney ging und im Notfall auch einige Passagiere mitnahm. Er gehörte der Firma Burns Philp & Co., die damals noch klein war und erst im Weltkrieg groß und reich wurde. Der freundliche Kapitän Williams empfing mich freundlich und war bereit, uns mitzunehmen, auch die Offiziere waren freundliche Leute. Während unsers Aufenthalts hatte Hänsing einmal schweres Fieber bekommen, und wir mußten den deutschen Doktor rufen, der Medizin gab und kalte Bäder verordnete, um die Temperatur herunterzubringen. Der Junge wurde wieder gesund, und wir konnten fröhlich uns einschiffen. Ein Mitpassagier war Pater Merk, ein Elsässer, Prokurator der kathol[ischen] Missionsgesellschaft in Sydney. Die Reise ging nicht geradewegs nach Sydney, sondern auf einem weiten Umweg über die Salomo-Inseln. Da fuhren wir zwischen mehreren herrlichen Berginseln durch. In Guadalakanal hielt unser Dampfer an und lud Kopra ein. Es war Zeit, an Land zu gehen und Leute eines nahen Dorfes zu sehen, auch ein großes Kriegskanu

158 Ein Haus, dessen Dach mit Atap, dem Laub der Nipapalme, gedeckt ist.

in der Form eines europäischen Bootes, welches am Strande lag. Ich fragte die Leute in Pidgin, ob sie etwa auch einen Missionar haben wollten. Sie sagten: „No.“ Der Vater Merk war auch von der Partie und sagte, daß die Leute der Gegend noch Kanibalen wären, denen der Vater Merk nicht in die Hände fallen möchte, und ich sagte: „Auch der Vater Flierl nicht!“ Im Hafen von Guadalakanal lag noch ein Fahrzeug, das gekentert, aber nicht wieder aufgerichtet war. Es hielten sich dabei einige Seeleute auf, auch ein Skandinavier, von dem erzählt wurde, daß seine Kameraden Händel mit ihm gehabt hätten und dabei ihn getheert und gefeathered hätten.

Von den Salomo-Inseln ging es dann direkt nach Australien hinüber. Da hatten wir zeitweise recht schlechtes Wetter. Die Dora war schwer seekrank, und auf Deck rutschte alles hin und her. Es wurde gefährlich, denn als Deckgeländer waren nur einige Eisenstangen vorhanden. Ich schaffte die Kinder schleunigst in die Kajüte. Wilhelm warf ich so quasi die Treppe hinunter und brachte dann uns alle in Sicherheit. In der Kajüte war es auch nicht gemütlich, da der Koprakunst alle Räume erfüllte.

65|66 Die Verpflegung auf dem Schiff war gut, und es war für uns | dadurch besonders gemütlich, daß wir als Familie nachessen durften, da für alle zusammen nicht Platz genug am Tisch war. Dem Hänsing wurde ja manchmal die Zeit lang während der ersten Tage, und er rief manchmal zum *skylight*¹⁵⁹ hinunter: „Onkel kaikai finish?“¹⁶⁰ Der freundliche Kapitän Williams antwortete: „No, Hänsing, by and by.“ Er brachte ihm auch zuweilen ein paar Haselnüsse oder andere Leckerbissen mit herauf, und wir konnten als zweite Tafel gemütlich speisen. Für einige Tage hatten wir sehr schlimmes Wetter, da weder Sonne noch Gestirn erschienen und die Seeleute die Position nicht nehmen konnten. Sie wußten nur, daß wir der Küste von Queensland nahe waren an gefährlicher Stelle. Richtig wurde eines Abends bei besserer Sicht Point Dangerous gesichtet, und nun wußten unsere Offiziere, wo wir waren. Als wir uns Sydney näherten, saß ich eines Abends bei einem Steuermann auf der Kommandobrücke, und er erzählte mir, daß vor längerer Zeit einmal ein größerer Dampfer in der Gegend gescheitert sei an einem verborgenen Felsen, der nicht aufgefunden werden konnte. Der Kapitän war auch deshalb besonders freundlich zu uns, weil er, wie er uns erzählte, auch eine Tochter Dora hatte im Alter der unseren, die wir mit Familie bei Ankunft im Hafen auch sahen. Da es noch zeitig am Tage war und wir hatten Bescheid geben können an unsern Agenten, Herrn Bauer, Firma Rabone, Feez & Co., gab er uns gleich einen Mann mit, der uns vom Hafen zur Eisenbahnstation führte, die Fahrkarten für uns besorgte, so daß wir am Abend gleich mit dem Expresß weiterfahren konnten nach Melbourne und von da in der nächsten Nacht nach Adelaide in Südastralien. An der Eisenbahnstation Gawler empfing uns der Bruder Gottlieb und brachte uns mit ganzer Familie heim nach Tanunda. Er hatte inzwischen [eine]

159 Luke.

160 „Onkel Essen fertig?“ Der zweijährige Hans mischt in seinem Satz Deutsch, Tok Pisin und Englisch.

eigene Druckerei eingerichtet, und in der alten Druckerei bei Auricht's Pastorhaus waren für uns zwei Räume als Familienwohnung gerichtet, da wohnten wir nun über ein Jahr. Urlaubswohnungen gab es damals noch nicht, auch noch nicht eigentliche Urlaubergehälter, aber wir waren bei Großmutter wohl versorgt.

Der Biwa war also auch mit uns glücklich nach Tanunda gekommen und fand sein Quartier in der Waschküche. Er interessierte sich auch, wenn Besuche kamen, etwa Pastor Löhe von Steinfeld, und half dessen Pferd besorgen, welches Pussie hieß. Er war unvorsichtig und wurde vom Pferd getreten. Da klagte er über Schmerz. Ich sagte aber: „Es kann doch nicht weh tun, wenn eine *pussie* einen tritt.“ Meine Frau hatte ihm schleunigst einen Jungenanzug genäht, da er von Haus aus fast nur [sein] Lententuch hatte. Er machte eifrige Besuche in Tanunda und erzählte oft recht drollig über seine Beobachtungen und Erlebnisse. Er hatte auch bald soviel Deutsch sich aufgeschnappt, daß er sich zur Not verständlich machen konnte, und erhielt auch das und jenes geschenkt von Freunden, die er fand. Einmal war er mit zu Besuch in Nain, da kam ein Reisender, der Essen haben wollte. Er erhielt Butterbrot. Als er weg war, sagte Biwa: „Schlechter Kerl, hat Butter gegessen, Brot versteckt“, und zog das abgekratzte Stück Brot unter dem Wellblech hervor, das auf dem Tank lag.

Einmal machte ich mit Biwa eine längere Fußreise über Lobetal, Hahndorf, Strathalbin zu dem großen Lake Alexandrina. Auf einem Dampfboot fuhren wir hinüber, um die dortige Missionsstation zu besuchen. Auf dem Boot wurde uns gesagt, wenn man ein Zeichen geben läßt mit der Dampfpeife, so wird man vom Landungsplatz nach der Missionsstation abgeholt. Die Gefälligkeiten wurden uns erwiesen, und wir blieben über Nacht auf der Missionsstation, wo der englische Missionar seine | Pflegebefohlenen in der Stationskirche [versammelte], eine ziemlich geräumige Kreuzkirche, und stellte ihnen die Gäste vor aus dem fernen Neu Guinea, wo auch Missionsarbeit getan würde unter den dortigen vielen braunen Leuten. Er sprach Englisch zu seiner eingebornen Gemeinde und ich mußte auch einige Worte der Begrüßung in meinem dürftigen Englisch zu den Leuten reden.

66|67

Der Knabe Biwa wollte diese Australneger nicht anerkennen als entfernte Landsleute von ihm. Er meinte, das seien doch wohl *monkies* – Affen. Wir waren einige Zeit vorher in Adelaide im dortigen Tiergarten gewesen, wo den Biwa vor allem die Affenkäfige interessierten. Als dort ein weißes Mädchen die Affen neckte und ihr Taschentuch hinhielt, entriß ein Affe es ihr, und sie konnte es nicht wieder erhalten, trotz hingehaltner Lockspeisen. Mit der einen Hand ergriff der Affe die Leckerbissen und in der andern Hand hielt er das Taschentuch weit weg. Da mußte Biwa sich wälzen vor Lachen.

Auf diesen meinen weiten Fußtouren mit Biwa, der in einem Neu-Guinea-Netz sack meine Reiseeffekten trug, erregten wir natürlich einiges Aufsehen. – Es ging damals gerade die Nachricht durch die Zeitungen, wie ein Weltreisender zu Fuß um den

Erdball walzte und auch Australien durchqueren wollte. Da fragte ein Engländer, der uns begegnete: „Are you that Gentleman travelling round the World?“ Das war ich natürlich nicht.

Während unseres mehr als einjährigen Urlaubs damals in Australien hielt ich natürlich auch Missionsvorträge in den Gemeinden unserer Synode, habe aber darüber alles vergessen. Nur von einer Rundreise mit Familie inclusive Biwa weiß ich noch, über Pointpass, Steinfeld, Sedan. In Sedan übernachteten wir bei dem guten Missionsfreund Johannes Käsler. Allda war am nächsten Morgen Hänsing spurlos von seinem Lager auf der ebenen Erde verschwunden. Wir suchten und suchten, fanden ihn endlich unter unserer Bettstelle, wo er auf dem nackten Zementboden sanft schlief.

Der braune, drollige Biwa mit seinem gebrochenen Deutsch interessierte überall. In Hahndorf schenkte ihm ein deutscher Doktor Lemang verschiedene Kleidungsstücke. Auch der Pastor Harms in Lobetal, bei dem wir einkehrten, fand den munteren Jungen aus Neu Guinea interessant. – Während der Ruhetage in Tanunda gab ich ihm etwas Unterricht auch im Lesen. Da entwarf ich auch die erste, natürlich etwas mangelhafte Katefibel und ließ bei Onkel Gottery drucken. In der Druckerei hielt sich Biwa viel auf, und das Personal hatte seinen Spaß mit ihm. Als er sich einmal auf eine Latte des einrissigen Stringebark-Holzes setzte und ihm ein Splitter in den Sitz drang, befreite ihn der Druckerlehrling Beni Wallent mit seiner Pinzette von seinem Schmerz.

Um das gleich voranzunehmen: Biwa war später im ersten Kurs von Zwölfen der Kate-Gehilfenschule unter Pilhofer und wurde ein ganz guter Missionslehrer und Gehilfe, war verheiratet, aber kinderlos. Als Gehilfen sah ich ihn später bei einer Versammlung in Simbang mit einer Dienstmütze von der Hand seiner Frau: „Mitile Momoli!“, d. h. ein Kämpfer fürs *Miti*, das Evangelium oder frohe Botschaft.¹⁶¹ Er war eine etwas polterige Natur, meinte es aber gut. Er starb verhältnismäßig jung. Ein Gehilfe wollte später seine Witwe heiraten. Sie wies ihn ab. Es war ihr nämlich zu Ohren gekommen, daß man sie »einen unfruchtbaren Bananenstock!« genannt hätte. So wollte sie lieber ledige Witwe bleiben. Also auch die Eingebornen und auch ihre Frauen haben einen Begriff von Ehre.

67|68 Unser anderer Begleiter Zwiebler nahm nach Rückkehr wieder Arbeit bei der Mutter Hanisch in Langmeil und kehrte später in die Heimat zurück, um von seinem Missionsdienst | seinen Freunden zu erzählen.

Zwiebler war extrem sparsam. Sonntag flickte er sein ältestes Zeug zusammen und hob alles Bessere auf. Bei Abreise von den Gestaden Neu Guineas warf er seine uralte Arbeitshose in den Busch am Strand. Aus Mitleid wurde ihm auch besseres Zeug geschenkt, aber er legte alles zurück. Auf [der] Titus, wo er im Mannschaftsraum reisen mußte, wurde ihm Einiges gestohlen. – Im Expresß fiel unsere Gesellschaft aus

161 Zur Bedeutung des Ausdrucks *Miti* siehe auch die Einleitung in Teil 1, S. XLII.

der Südsee auf: mit besser aussehender Familie der ärmliche Alte, den die Kinder Onkel nannten. Da wir Deutsch sprachen, unterhielt man sich ungeniert über uns. Auch über mein etwas defektes Schuhwerk hielt man sich auf. „At least, it should be mended.“ Zwiebler schlug sich ja überall durch auch ohne Sprachkenntnis. Schon bei Ausreise wollte er in Genua den berühmten Campo Santo sehen. Er ging ins nächste Haus und legte sich wie tot hin. Man verstand. Er erhielt einen Führer nach jenem berühmten Friedhof.

Etwas geschriftstellert habe ich wohl auch während dieses meines längeren australischen Urlaubs. Ich weiß nicht mehr genau, wann, wie und wo – aber es entstand wohl um jener Zeit meine erste, in Deutschland gedruckte Missionsschrift: „*Führungen Gottes* und wie ich über Australien nach Neu Guinea kam.“¹⁶²

Besondere Erlebnisse kürzten mir noch die Zeit des Urlaubs. – Der Pastor Caselmann von Amerika, mit dem ich noch im Missionshaus länger zusammengelebt, machte eine Weltreise, da er unbeweibt war. Er wollte auch seine ehemaligen Studienossen in Australien sehen. Dazu gehörten Koschade, Kaibel, Matschoß, Döhler und meine Wenigkeit.

So kam er denn auch nach Tanunda zu mir bei dem guten Pastor Auricht. Er spielte recht vergnügt um die neue Dankeskirche mit unsern Kindern. Sie wurde ja 1888 schon gebaut, als ich meine Frau nach Neu Guinea nachholte.

Caselmann wollte auch die Missions-Station Bethesda besuchen, und ich begleitete ihn. So kam ich zum zweiten und letzten Male hinauf, seit meinem Weggang nach Neu Guinea. Im kurzen Urlaub, um meine Frau zu holen, ging ich schon hinauf. Da war mein Vetter Johann Flierl der Verwalter. Damals war ich noch so bekannt in der Umgegend, daß mich unser Kaufmann in Herrgott Springs beim ersten Anblick erkannte und unbedenklich eine kleine Summe vorstreckte, als mir der *cash* gerade ausgegangen war.

Bei der zweiten Reise nach Bethesda mit Pastor Caselmann kam ich ja nicht in solche Ungelegenheit. Ich war ja nun mehr erfahren im Reisen. Caselmann wurde von Mitreisenden als Amerikaner erkannt an seinem Gepäck. Auf der langen Bahnfahrt unterhielten sich Mitreisende mit ihm, als sie hörten, daß er zur Mission wollte. Sie erzählten von zwei *missionaries* dort, die vor längerer Zeit zwei Schwestern geheiratet hätten, der ältere die Junge und der jüngere die Alte. Das stimmte ja so einigermaßen. Es waren das die beiden guten und bewährten Laienbrüder, Vogelsang und Jakob.

An unserer Endbahnstation, Herrgott Springs, war ja der *buggy* für uns bereit, geführt von einem älteren Schwarzen namens Mose. An einer Stelle gingen wir einmal eine Strecke zu Fuß, da begegnete [uns] eine riesige Ochsenherde aus Queensland

162 Johann Flierl: *Führungen Gottes*. Ein Rückblick auf meinen Lebensgang und auf meine 20jährige Thätigkeit in der Mission. Zwei Teile in einem Band (Neuendettelsauer Missionsschriften 6), Neuendettelsau 1899.

und bedeckte unsern Weg. Caselmann meinte: „Wir werden doch den dummen Ochsen nicht ausweichen!“¹⁶³, als ich Miene machte, einen Umweg einzuschlagen. So wollten wir mutig auf dem Wege bleiben. Zum Glück kam ein berittener weißer *drover*¹⁶³ auf uns zu und bemerkte: „Better you keep | outside!“ Und es war auch besser, daß wir um die große Heerde in respektvollem Abstand herumgingen, die von reitenden Treibern bewacht und getrieben wurde. – Ich habe mir sagen lassen, daß diese wilden Weiderinder [mit Fußgängern] häufig nicht sehr freundlich umgehen, sie niederstoßen und zertrampeln. Selbst zu Pferde sei man nicht ganz sicher, indem es schon vorkam, daß ein Pferd mit Reiter von wilden Ochsen angefallen und ihm von den mächtigen Hörnern der Leib aufgeschlitzt wurde.

Wir gingen noch einmal eine Strecke zu Fuß und zwar in Titnakudanina, wo mächtige Dampf Wolken von einem artesischen Brunnen in der Windrichtung wegflogen. Dies Wunder mußten wir natürlich genau ansehen. Aus seinem Eisenrohr, etwa 6 Zoll im Durchmesser, bricht mit Gewalt der heiße Quell heraus, so daß die Balken zittern, auf denen das Rohr liegt. Das Wasser kommt aus einer Tiefe von etwa 1 000 Meter und ist so heiß, daß man Tee [da]mit brühen kann. Es fließt ein richtiges Bächlein von der Stelle weg, in dem das Wasser natürlich dann allmählich erkaltet. Man kann das Vieh damit tränken und es auch selber trinken, aber für Bodenbewässerung ist es nicht gut. Es führt ein Mineral, welches dem Wachstum schädlich ist. Es sondert auch steinige Krusten ab. Ein ähnlicher *bore*, wie die Engländer es nennen, findet sich auch nahe bei Kopperamana. Von dort wird die Hälfte des Wassers 45 Meilen weit nach der Viehstation Menawalkunina geleitet, die andere Hälfte hat die Mission gepachtet. – Bald kamen wir nun zur Coopers Creek, wo wir in dem schönen Parkgelände zu Fuß gingen. Als wir im Norden heraustraten, wurden wir durch das Läuten des Kirchenglöckleins begrüßt und auf der Station auch freudig von den weißen und braunen Einwohnern. Auf dem Wege hatten wir auch einmal einen heftigen Sandsturm erlebt, und durch ungutes Wetter hatte ich Leibweh und Durchfall bekommen. Da fanden wir im *buggy* eine Schnapsflasche, und ich half mir etwas daraus. Als wir an der Station uns beim Missionar bedankten für die Fürsorge, erfuhren wir, daß die Flasche dem Mose gehört hatte.

Die Station war damals gut besetzt, außer Missionar Reuther¹⁶⁴ waren noch die Missionare Siebert¹⁶⁵ und Wettengel¹⁶⁶ dort und ein englischer Lehrer Hunt. Er war

163 Ein Viehtreiber.

164 Georg Reuther (1861–1914) kam aus Roßtal in Mittelfranken. Er wurde 1888 nach Südastralien ausgesandt.

165 Der Hesse Otto Siebert (1871 in Oedelsheim geboren) kam 1893 nach Bethesda. Er trat später aus dem Missionsdienst aus und arbeitete als Pfarrer in Deutschland.

166 Nikolaus Wettengel (1869–1923) stammte aus Fahrenbühl in Oberfranken. Er wurde 1896 nach Südastralien ausgesandt und ging später als Pfarrer nach Nordamerika.

bei Wettengel in Kost, und sie beklagten sich, daß er das Fleisch roh essen wolle. Ich sagte, das wäre kein Wunder, er hieße ja »Hund«. Wir verlebten einen schönen Abend in dem großen neuen Haus des Missionar Reuther bei Hausbier, in dem ich noch Hopfenblätter entdeckte. Wettengel war ganz gesprächig und erzählte, wie er seine Rosa gefunden hätte, als sie ihm eine Fußwunde verband. Da fiel mir ein Verslein ein in unserm Sulzbacher Sechskreuzer-Kalender, in dem es heißt: „Zu Schleswig in dem Hohlen-Stein schoß mir ein Dän' in' Strumpf herein, doch 'ne schöne Hand mir die Wund verband, so daß ich recht bald wieder gesund wurde.“¹⁶⁷ Der Br. Siebert fühlte sich an dem Tage nicht sehr wohl, er war fiebrig. Er wurde trotz aller Kränklichkeit doch alt und lebt heute noch droben in Holstein, wo er mich bei Ankunft 1937 begrüßte.

Missionar Reuther war also damals der Verwalter der Mission. Mein Vetter gleichen Namens mit mir war schon in Amerika. Der Br. Vogelsang hatte sein Haus drüben in Kopperamana, wo bei der großen letzten Flut eine Fähre den Verkehr von Queensland her vermittelte. In trockenen Zeiten hatte er beim artesischen Brunnen die Gebühren einzukassieren für das Tränken des Viehes, das durchging.

Nach einer kürzlichen Flut waren wieder gute Zeiten für die Mission angebrochen, aber sie konnte sich doch nicht wieder erholen zu dem Wohlstand im Anfang der [18]20er Jahre, wo rund | 30 000 Schafe bei ihren Wollerträgen gute Einnahme für die Missionskasse brachten. Als in jener Zeit der Präses des Missionskomitee's, Pastor Rechner, die Stationen bei Cooktown besuchte, und bei der Gelegenheit den neugekommenen Missionar Poland ordinierte, konnte er auch die Schulden von Elim in Cooktown bezahlen.

69|70

Auf der Rückreise von der Missionsstation besuchten wir in Appila den Pastor Ortenburger und waren dort einige Tage. Pastor Caselmann amtierte damals einmal in dem entfernten Willowie, wobei ihm die dortigen Leute noch erzählten, wie ich bei meiner ersten Ausreise nach Bethesda bei ihnen eine Missionsstunde gehalten und dabei über das Wort gesprochen hätte: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht usw.¹⁶⁸

So kamen wir also wieder glücklich heim nach Tanunda, und Pastor Caselmann predigte auch einmal in der Langmeil-Kirche an einem Sonntag.

Vom Missionshaus her wurde mir durch den Missionsinspektor Martin Deinzer, den Nachfolger seines kürzlich verstorbenen Bruders Johannes, ein besonderer Auftrag erteilt. Ich sollte einen ausgiebigen Besuch nach Elim Hope Valley machen, von wo immer viele Mittel verlangt wurden und wenig Nachrichten einliefen. Während der australischen Wintermonate machte ich dann diese Reise, welche etwa ein Vierteljahr in Anspruch nahm.

167 Siehe auch schon I 81.

168 Röm 1,16.

In Melbourne nahm ich kurzen Aufenthalt, besuchte Pastor Herlitz und ließ mir Adressen geben von Pastoren in Brisbane. Auch den Brüdermissionar Hagenauer¹⁶⁹, Protektor der Eingebornen in Victoria, besuchte ich und ließ mir von ihm auch Ratschläge geben. Dann war zu der Zeit auch gerade mein jüngerer Schwager Theodor Auricht als Student der Medizin in Melbourne und wohnte in dem *college* oder Studienhaus der Anglikaner auf dem Universitätsgrundstück. Diese Einrichtung des australischen Staates interessierte mich. Außerhalb der Stadt befand sich das große Grundstück der Universität, und mehrere Teile desselben waren verschiedenen Kirchen zugewiesen. Sie konnten darauf *colleges* oder Studienhäuser bauen mit eigenen theologischen Lehrern, und zugleich konnten die Studenten der Kirche philosophische Fächer an der Universität hören. Mir erschien das als eine sehr gute und wohlwollende Einrichtung des Staates auch für die verschiedenen Kirchen.

In Brisbane machte ich wieder für mehrere Tage Station und wohnte bei einem Pastor Becker. Schon in Sydney hatte ich den mir schon bekannten Missionar Thanks besucht, der mir auch die Adresse gab eines führenden Pastors der Methodistenkirche in Brisbane. Mit Thanks und dem Methodistenpastor Paton beriet ich dann über meine Mission in Nord-Queensland. Von der Regierung waren unserer Station die Subsidien entzogen worden, und die örtlichen Behörden in Cooktown schienen nicht mehr freundlich zu unserer Arbeit zu stehen. Die beiden genannten Herren rieten mir nun, droben alles zu untersuchen und bei Rückkehr in Brisbane mit Bericht dem Kolonialminister meine Aufwartung zu machen.

70|71

In Brisbane bei Pastor Becker machte ich auch eine sehr merkwürdige Bekanntschaft mit einem gewissen Pastor oder Missionar Mohr.¹⁷⁰ Er war ein engerer Landsmann von unserm Br. Hoh aus Unterfranken, war mit einer Kousine verheiratet worden und trat dann ins Missionshaus zu Hermannsburg ein. Seiner Frau war alles recht, nur wollte sie daheim bleiben. Von Hermannsburg aus sandte man ihn nach Australien, und zwar ohne seine Frau. Bald war er Missionar in Mackey, bald auch wieder Pastor und reiste wohl ein halbes Dutzend mal zwischen Australien und Deutschland hin und her, immer in Zwischendeck, von dem Geschleck in besserer | Klasse wollte er nichts wissen. Wegen dem häufigen Hinundherreisen erhielt er auch einige Ermäßigung, aber umsonst gingen die Fahrten eben doch nicht. War er daheim, so sagte er sich: Ich sollte doch draußen in meinem Beruf sein, und wenn er draußen war, dachte

169 Friedrich Hagenauer (1829–1909), ein Sachse, war 1851 in das Herrnhuter Missionsseminar eingetreten. Von 1858 an wirkte er sehr erfolgreich unter den Aborigines in Victoria, wo er die Station Ramahyuck gründete.

170 Andreas Mohr (1851–1916) kam gebürtig aus Michelrieth. Nach der Ausbildung in Hermannsburg von 1885 bis 1890 ging er nach Australien, wo er als Missionar, Missionslehrer und Pfarrer an vielen Orten arbeitete. Angeblich soll er in dieser Zeit zehn Mal nach Deutschland gereist sein, wo er schließlich auch starb.

er, er solle bei seiner Frau sein. Der Bedauernswerte sagte auch zu mir: „Wenn ich nur wüßte, was ich tun sollte!“

Ich reiste nun von Brisbane nach Cooktown mit Retourfahrkarte, kam glücklich dort an und lebte nun für viele Wochen draußen in Elim, und zwar in dem Gasthaus der Station, welches von Strandgut gebaut war, welches ich selber zum Teil gesammelt hatte, ehe ich nach N[eu] G[uinea] ging.

Das waren nun schwierige Verhältnisse auf unserer Missionsstation. Die beiden Brüder Schwarz und Poland kamen ja ganz gut mit einander aus, so verschieden sie auch waren. Das schlimmste war, daß Schwarz von Poland nichts annahm. Poland schrieb fleißig und freundlich an die Missionsleitung. Schwarz schrieb fast gar nicht, nicht einmal an seine damals noch lebende Mutter, die mußte sich bei Poland erkundigen nach ihrem Sohn, und der schrieb dann der Mutter seines Mitarbeiters. Schwarz war ja ein ganz tüchtiger Arbeiter, aber eben ein eigenartiger Hesse. Er meinte, was solle man denn von einer so kleinen Sache schreiben und berichten, die Mittel müßten so kommen, wie bei dem Georg Müller in Bristol.¹⁷¹ Darauf sagte ich ihm, da müßte er eben auch so beten können wie der Müller. Er war eine sehr selbständige Natur, und man konnte wenig mit ihm anfangen. Er hatte damals schon den Außenplatz Hope Valley angelegt am Kap für wirtschaftliche Verbesserung der Mission, aber die Besserung war eben nicht wesentlich und anhaltend. Die Station blieb immer kostspielig für die Mission und hatte doch einigen Erfolg in Schule und Kirche, so daß ein kleines wachsendes Christengemeindlein da entstand.

In Elim sah ich auch, daß meine angepflanzten Kokospalmen gut gediehen waren und reichlich Frucht trugen. Es waren aber nur kleine Bestände, die man auf der Reserve anpflanzen konnte und [die] durch Orkane zuweilen wieder vernichtet wurden.

Ich besuchte von Elim aus über Cooktown auch Bloomfield und reiste zu Pferd mit dem Postmann. In Bloomfield war[en] damals Missionar Hörlein und Mack. Vorher hatte Missionar Meyer mit verschiedenen Laienhelfern den Platz unterhalten. Mit Schwarz machte ich einmal dort Besuch, als ich mit Frau nach N[eu]G[uinea] reiste und wir uns ein paar Wochen in Elim aufhielten. Diese Reise machten wir auf dem Missionsboot Fairy Queen, die ein westindischer schwarzer Seemann führte. Von Cooktown aus hatten wir eine Nachtfahrt noch etwa 45 Meilen nach Süden. Es war eine ängstliche Fahrt, stockfinster, heftiger Gegenwind und schwere See. Wir beteten zu Gott dem Herrn um Schutz. Der Westindier tat ja sein bestes am Steuer und hielt absichtlich so hart gegen den Wind, daß wir sehr wenig vorwärts kamen, damit er das Licht von Cooktown nicht verlor, und harte Örter in der Nähe vermeiden konnte. Erst als der Tag graute, konnte er rascher vorwärts fahren. Bald waren wir an der

171 Der Judenmissionar Georg Müller (1805–1898) hatte in Bristol mehrere Waisenhäuser gegründet. Die Mittel dafür soll er durch Spenden erhalten haben, ohne jemals einen Spendenaufruf zu veröffentlichen. Müller sah das als Beweis dafür, daß Gott hartnäckige Gebete erhört.

Mündung des Bloomfield-River und fuhren mit unserm Boot flußaufwärts bis in die Nähe der Station. In Bloomfield war ganz anderes Gelände als bei Elim, ringsum bewaldete Berge und dazwischen kleine Talebenen, welche die Fruchtbarkeit selber zu sein schienen. Mais, Bananen und anderes wuchs zunächst recht gut. Es war ja gute Nahrung für die Eingebornen, aber brachte kein Geld. Bei Versendung von Bananen nach dem Süden war die Fracht beinahe größer als der Erlös. Die Station war sehr gut eingerichtet mit schönem Wohnhaus am Fuß des Berges und anscheinend [guten] | Gärten und Feldern in der Umgebung. Ein Laienmissionar unter Missionar Meyer war ein gewisser verheirateter Jesnowsky¹⁷² aus Südastralien und der Hermannsburger Bruder Koch¹⁷³, der von Finke weggegangen war, auch mit Frau und Kindern, und noch andere, also ein großer Arbeiterstab. Ebenso waren zahlreiche Eingeborne auf der Station.

Da machte eine tragische Geschichte den Bruder Meyer unmöglich. Ein Weißer suchte Arbeiter aus den Schwarzen, er fragte auch Missionar Meyer, ob wohl etliche junge Männer von der Station willig sein würden, bei ihm zu arbeiten. Es fanden sich auch etliche, und Br. Meyer hinderte sie nicht. Der betreffende Weiße überreichte dem Missionar einen *cheque* von etlichen Pfund, den dieser als Missionsgabe ansah und in die Missionskasse legte. Es ist ja nicht bekannt, ob der Weiße etwa irgendwo geäußert hatte, daß er dem Missionar schwarze Jungen abgekauft hätte; aber eine Schriftstellerin ging über den Weg bei Cooktown und schrieb in Zeitungen: Da wäre ein richtiger *model missionary* in Bloomfield, der verkauft seine schwarzen jungen Männer an andere Weiße um so und so viel Pfund per Stück.¹⁷⁴ Das gab natürlich weithin großes Ärgernis, und es blieb der Missionsleitung nichts anderes übrig, als den Br. Meyer von der Station abzubrufen. Er fand dann in den nächsten Jahren Unterkunft als Lehrer in Steinfeld.

Sein Nachfolger wurde Missionar Hörlein und dessen Nebenmann, der Missionar Mack. Diese besuchte ich nun im Jahre 1898, wie schon oben angegeben, zu Pferd. Die Reise zu Schiff hatte ich mit Br. Schwarz im Jahre 1888 gemacht. Bei der zweiten Reise im Jahre 1898 sah ich das Missionsland in Bloomfield genauer. Mit dem Missionar Mack machte ich eines Tages eine Tour durch die Reserve. Der Fluß Bloomfield kommt nahe oberhalb der Station in Wasserfällen über hohe Felsen herunter und füllt da ein großes Bassin, welches von Krokodilen wimmeln soll. Ein schwarzer Begleiter, der darin ein erfrischendes Bad nehmen wollte, schaute erst sehr scharf aus und ging dann nicht weit in das schöne stille Wasser hinein. Oberhalb dieser Wasserfälle befindet sich noch innerhalb der Missionsreserve ein schönes Hochland, mit herrlichen

172 Ernst Jesnowsky arbeitete von 1887 bis 1890 in Bloomfield.

173 Ein J. H. Koch war von 1888 bis 1892 auf der Station tätig.

174 Der Anwerber, dem Meyer drei Arbeiter vermittelt hatte, zahlte insgesamt 15 Pfund, das entsprach etwa 300 Goldmark.

Bäumen bestanden in der Weise eines lichten Waldes, den die Engländer *forest* nennen. Da wächst dann zwischen den Bäumen auch noch schönes Gras zur Viehweide. Wir kamen an einen Platz, wo Hörlein eine große schöne Vieh-*yard* hatte errichten lassen. Die Station hatte auch einen guten Viehbestand. Das frühere Wohnhaus stand nicht mehr, Hörlein hatte einen guten Neubau an besserem Platz errichtet, auch mit großem Untergrundtank. Die ganz Station schien in gutem Zustand zu sein, und man hoffte auf Gedeihen.

Die beiden Missionare Hörlein und Mack waren aber kein ganz gutes Gespann und verstanden sich nicht so recht. Auch entstanden noch andere Schwierigkeiten. Die Frau von Miss[ionar] Hörlein,¹⁷⁵ eine geborene Heinrich von der Yorkes Peninsula, bekam anhaltende Fieber und starb in der Folge auch daran. In Cooktown und Umgegend sind ja die Malariafieber nicht häufig, aber wenn sie auftreten, um so bösartiger. Die beiden, Hörlein und Mack, verließen nachher bald die Station. Es ist mir nicht genau bekannt, unter welchen Umständen. Die Station ging ein,¹⁷⁶ Hörlein wurde Pastor in Queensland, und Mack ging nach Amerika. Eingeborne von der Station Bloomfield, die bei der Mission bleiben wollten, wurden nach Elim überführt, ebenso wurde mit Einwilligung der Regierung alles bewegliche Eigentum von Bloomfield nach Elim gebracht.

Während meines Aufenthaltes in Elim Hope Valley besah ich mir diese Reserve in allen ihren Teilen und war auch einmal mit dem Missionar Schwarz zu Pferde am McIvor-Fluß, wo auf Land, das zur Missions-Reserve gehörte, eine wissenschaftliche Hilfs-Station angelegt wurde. Ich hatte mit den Brüdern alle Möglichkeiten für ihre Arbeit durchgesprochen und dem Bruder Schwarz ans Herz gelegt, daß es unerlässlich sei, die Heimatleitung auf dem Laufenden zu halten auch über alle Schwierigkeit im Werk. Dadurch allein könne das notwendige Vertrauen mit der Missionsgemeinde daheim und der heimatlichen Leitung aufrecht erhalten werden und die Hoffnung bestehen bleiben, für das so weit entlegene Feld die notwendigen Mittel dauernd zu erhalten. Ich hatte so alles getan, was in meinen Kräften stand, und nach einer Schlußkonferenz mit den beiden Brüdern mußte ich wieder nach dem Süden abreisen, ohne die Gewißheit erlangt zu haben, daß zwischen Missionar Schwarz und der heimatli-

72|73

175 Anna Hörlein, geborene Heinrich, heiratete ihren Mann 1896. Sie starb 1900 im Krankenhaus von Cooktown und hinterließ einen dreijährigen Sohn, der in eine Pflegefamilie gegeben wurde.

176 Schon zu Meyers Zeit war das Missionspersonal vollkommen zerstritten gewesen. Man beschuldigte sich gegenseitig, Alkoholiker zu sein und mißbräuchliche Beziehungen zu den indigenen Mädchen zu unterhalten. Auch Meyer war im Zusammenhang mit der Anwerberaffäre der Trunkenheit beschuldigt worden. Hörlein und Mack hatten sich ihrerseits so überworfen, daß sie zeitweilig nur noch schriftlich miteinander kommunizierten. Nach dem Tod seiner Frau verließ Hörlein die Mission als gebrochener Mann. Die erfolglose Missionsstation Bloomfield wurde 1901 endgültig aufgegeben. Siehe dazu im Einzelnen die Darstellung von Regina Ganter und Emily Creswick auf <www.missionaries.griffith.edu.au/qld-mission/bloomfield-wujal-wujal>.

chen Leitung das richtige Verhältnis würde je zu Stande kommen. Im Protokoll tat ich mein Möglichstes, beiden Teilen gerecht zu werden, und hoffte immerhin das Beste.

In guter Zeit ging ich nach Cooktown zur Abreise auf einem Dampfer nach dem Süden. Ich hatte ja Retourfahrkarte und konnte sie bei Einschiffung vorzeigen, aber als ich sie am nächsten Tag wieder zeigen sollte, hatte ich sie unauffindbar verlegt. Ich mußte zum Kapitän, und er eröffnete mir, die *rule* für den Kapitän wäre in solchem Fall, die Zahlung für die Fahrt einzufordern. Dazu hätte ich nicht die Mittel an Hand gehabt, und so machte ich schriftlich den Antrag, da doch ein Offizier meine Karte schon gesehen hätte, sollte *a fair exemption* in diesem Fall gemacht werden. So ließ man mich bis Brisbane hinabfahren. Der Pastor Becker war am Platz, mich abzuholen, aber ehe ich den Ort verlassen durfte, wurde ich durch einen Offizier *in office* eskortiert. Dort stellte ich den gleichen Antrag wie vorher an den Kapitän, und der Zahlmeister trat in bester Weise für mich ein. Er sagte: „This gentleman lost his ticket, he had one, I saw it“, und der Entscheid war ja dann, daß man in diesem Fall eine feine Ausnahme mit mir machen wolle. Um das gleich hier vorwegzunehmen: Als ich, in Tanunda angekommen, meine Sachen und Papiere durchsah, fand sich die verlorne Fahrkarte. Für diesen Fall war schon mit Pastor Becker abgeredet, ihm die Fahrkarte einzusenden, und er bekam darauf hin auch Geld heraus, das er mir zusandte.

In Brisbane hatte ich mich nun einige Tage aufzuhalten. Da schrieb ich meinen englischen Bericht über unsere Mission bei Cooktown. Diesen Bericht ließ ich mit Schreibmaschine abschreiben, um ihn der Regierung abzugeben, als ich mit Pastor Becker und dem Methodistenpastor als Deputation bei dem Kolonialminister unsere Aufwartung machte. Von der Regierung hatten wir ja früher die Versicherung, eine bestimmte Subsidie zu erhalten, solange in der Arbeitsweise in der Mission keine Änderung erfolgte. Dazu hatte ich in dem Bericht den Passus: „there was no change at all in our work, but after a change in the local authorities, the subsidy was withdrawn“. – Die Unterstützung wurde ja dann weiterhin gewährt.

73|74 Missionar Poland ging später in den Kirchendienst über in der Luth[erischen] Synode in Queensland. Schwarz heiratete die englische Lehrerin an der Missionsstation und wurde während des Weltkrieges nicht angefochten. Elim Hope Valley wurde während des Weltkrieges und darnach von der Neuen Welt unterhalten. Später wurde diese Mission von der Australisch-Luther[ischen] Kirche übernommen, was schließlich die einzig mögliche Lösung war. Während des Weltkrieges schrieb mir Missionar Schwarz auch einmal einen Brief, den einzigen, den ich von seiner Hand habe. |

Als ich nun in Brisbane meine Aufgabe vollendet hatte, fuhr ich mit einem Dampfer in Zwischendeck hinab nach Sydney, und zwar in demselben, in dem ich erster Klasse hinaufgefahren war. Ich wollte eben meinen Verlust einsparen. In Sydney ließ ich meinen englischen Missionsbericht in der Christian World veröffentlichen. Ich

ging auch zu unserm Agenten und ließ mir von ihm 5 Pfund geben, um auf dem Expreß nach Adelaide fahren zu können. Am Bahnhof kam ein Mitreisender vom Schiff auf mich zu und fragte, ob ich im Norden gut gemacht hätte.¹⁷⁷ Als der weg war, trat ein Polizist an mich heran und fragte, ob ich den Mann kenne. Ich gab Bescheid, ich wäre nur von Brisbane mit ihm heruntergefahren. Da ermahnte mich der Schutzmann: „Be careful!“ und brachte mich zu meinem Zug und in das Abteil. Offenbar war das ein *expert* gewesen, der da glaubte, etwas erhalten zu können, was ich im Norden gemacht hätte.

Auf dem Expreß kam ich dann glücklich nach Adelaide und von da wieder heim nach Tanunda zu meiner Familie. Wir waren nun zusammen noch einige Monate im Urlaub, hatten auch den Dentisten in Adelaide in Anspruch zu nehmen, und meine Frau hatte eine gründliche Erholung notwendig gehabt.

Gegen Mitte des Jahres 1899 bemühte ich mich um eine Passage von Sydney aus nach N[eu] G[uinea]. Das hatte immerhin seine Schwierigkeit. Unser Missionsagent, Herr Bauer, besorgte ja alles aufs beste. Er teilte mir mit, daß wieder ein Dampfer der Firma Burns Philp & Co. nach Deutsch N[eu] G[uinea] fahren würde, ziemlich direkt nach Madang. Der Dampfer würde sehr überfüllt sein. Wir könnten nur Passage bekommen, wenn wir mit ganzer Familie mit einer Kabine uns begnügten. So reisten wir denn ab von Tanunda und Süd-Australien. Am Abend vor unserer Abreise hatte ich noch ein Malheur. Die beiden Töchter waren von ihrer Mutter zur Schneiderin geschickt worden. Da sie etwas spät kamen, sollte ich nachsehen. Als ich hinkam, waren sie auf einem andern Weg heim, und die Schneiderin leuchtete mir mit ihrer Lampe zur Thür naus. In der Finsternis rannte ich gegen die Bretterwand und merkte gleich, daß ein warmer Blutstrom auf die Nase kam. Ich wußte nicht, sollte ich erst zum Doktor oder gleich heim? Ich ging heim und merkte nach dem Waschen, daß die Nase doch nicht gebrochen war, aber arg geschwollen. Das war nun etwas unangenehm zur Abreise am nächsten Morgen. In Adelaide gingen wir in dem Expreß in eine Abteilung für Raucher, vier Kinder, ein schwarzer Junge und das Haupt der Familie mit geschwollener Nase: da waren wir in unserm Rauchercoupee sicher, und es kam niemand zu uns hinein bis Melbourne. Dort besuchten wir kurz den noch in Melbourne studierenden Theodor Auricht, der meine Nase sachgemäß behandelte, und bei der Fahrt nach Sydney sah ich wieder ganz menschlich aus. Englische Mitreisende unterhielten sich munter, und ein alter Herr erzählte von der neuen Erfindung des Separators für Molkerei. Als wir recht schläfrig wurden und dicht an einander lehnten, meinte ein anderer Mitreisender, wir schliefen *like bricks*¹⁷⁸.

In Sydney hatte unser Agent Quartier für uns besorgt, bis wir einschiffen konnten. Es war diesmal nicht die Titus, mit der wir gekommen waren, sondern ein größerer

177 Der Verfasser bezieht sich anscheinend sehr wörtlich auf eine Frage wie „Did you do well?“

178 Wie Steine, also sehr tief.

Dampfer, die Moresby, aber geführt von dem uns bekannten Kapitän Williams. Beim Ausfahren aus einem Nebenhafen von Sydney blieben wir gleich hängen im seichten Wasser, und es gab einige Verzögerung. Da hatten wir Zeit, unsere Mitreisenden anzusehen. Die Moresby war besser für Passagiere eingerichtet als die Titus und hatte eine Menge Passagiere: es war ein richtiges Missionsschiff. Zwei kathol[ische] Bischöfe waren darauf, der eine für die | Salomo-Inseln, der andere für Samoa. Auch der Doktor Brown fuhr mit, das Haupt der Methodistenmission, und ein Missionar Fletcher¹⁷⁹ von seiner Gesellschaft, auch Laienkräfte, ein anglikanischer Geistlicher mit einer Diakonisse derselben Kirche. Die übrigen Passagiere, eine ganze Anzahl, waren lauter Missionsfreunde, die Missionsstationen der Südsee sehen wollten. Ein Herr von Adelaide mit Frau war sehr eifrig mit seiner Kamera. Sogar bis von London war ein Tourist dabei. Ein *lawyer* von Australien hatte etwas sehr sonderbare Anschauungen über seine britische Nation. Er führte eine Stelle der Bergpredigt an: „Blessed are the meek, they shall inherit the earth.“¹⁸⁰ Das träfe auf die Briten zu, bemerkte er. Auf Deutschland und den deutschen Kaiser war man nicht gut zu sprechen. Laut äußerte das der Zahlmeister, der sagte: „The Kaiser thinks he is a God.“ Auch Bismarck wurde noch beschuldigt, daß er den 70er Krieg verursacht hätte mit den Franzosen. Sonst war man ja sehr freundlich zu uns, und eine englische Lehrerin gab unsern Kindern etwas englischen Unterricht. Die Fahrt ging hinauf immer in der Nähe der Küste bis über Cooktown und Cape Bedford, und wir sahen in der Ferne die Station Elim liegen. Der erste Haltepunkt für unsere Morresby war das bekannte Thursday Island, eine recht trockene Insel, weshalb ich sie Thursty Island nannte. Von da ging es hinüber nach Englisch N[eu] G[uinea]. Eine Nacht lagen wir zwischen den Riffen der Torres Street, bei starkem Wind verankert. Unser nächster Halteplatz war dann der Port Morresby, also der Pate unsers Dampfers. Wir hielten da etwas länger, und der freundliche Kapitän Williams meinte, wir könnten da etwas am Strande spazieren gehen mit den Kindern und unsere Beine strecken. Nach der Enge auf dem Schiff war das ganz erwünscht. Ich fand auch Gelegenheit, mit einer Anzahl der Passagiere die nahe Station der Londoner Mission dort zu besuchen. Da befand sich ein großes Pfahldorf in den Hafen hineingebaut, und auf einem Uferhügel ein schönes großes Missionshaus auf hohen Pfosten. Wir erhielten auch Thee vorgesetzt als Erfrischung. Von Port Morresby aus fuhr unsere Morresby noch weiter westlich nach Yule Island, wo sich eine große kathol[ische] Missionsstation mit einem kathol[ischen] französischen Bischof befand, mit dem sich Dr. Brown eifrig unterhielt. Von da ging es dann

179 Gemeint ist wohl der gebürtige Neuseeländer Ambrose Fletcher (1864–1957), der von 1893 bis 1903 in Britisch-Neuguinea tätig war. Mit Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau ging Fletcher zwischenzeitlich als Pfarrer nach Australien, ehe er von 1922 bis 1927 als Missionar nach Neuguinea zurückkehrte.

180 Mt 5,5.

zurück nach Osten um die äußerste Südostspitze von N[eu] G[uinea] herum, und wir hielten dann bei der Insel Dobou, wo die Methodisten eine Station hatten, bei welcher Baumaterial ausgeladen wurde. Da war Zeit, mit einer Anzahl Passagieren einen ruhenden Vulkan zu besuchen. Von da ging es dann weiter der Südostküste von N[eu] G[uinea] entlang in der Richtung nach Finschhafen. Glück muß man haben. Es lag die Gefahr nahe, daß ich mit Familie nach Madang gebracht würde, wo wir hätten 2 Monate warten müssen, bis der Lloyd-Dampfer Stettin uns dann hätte nach Finschhafen-Simbang zurückbringen können. Da versuchte ichs mit einer schriftlichen Eingabe an den freundlichen Kapitän Williams, uns womöglich bei Simbang mit Schiffsboot auszusetzen. Er lehnte nicht ab. Es kam eben alles auf Wetter und Tageszeit an. Wir sahen die bekannten Berge auf beiden Seiten des Huon-Golfs. Der Südwind war mäßig, das Wetter fein. Ein Steuermann sagte: „We are slipping away nicely.“ Richtig waren wir von Nachteinbruch am Ausgang der Langemack-Bucht. Der Kapitän meinte ja: Das Wasser, das da heraus käme, hätte eine *peculiar colour*. Ich sagte ihm, das wäre eben unser Fluß, der Bubui. Riffe wären vor der Langemack-Bucht weit und breit nicht. Das Schiff hielt still und trieb natürlich unter Dampf. Ein Schiffsboot wurde zu Wasser gelassen, unser Passagiergut eingeladen nebst einer großen Hühnerkiste. | Schnell nahmen wir Abschied und begaben uns ins Boot, ein Steuermann stieg mit ein mit etlichen weißen Matrosen, und wir wurden hineingerudert zu unserm Landungsplatz von Simbang-Malalentang. Von unserer Höhenstation aus hatte man natürlich den Dampfer gesehen und das Boot hereinfahren, so wurden wir gleich von unsern Leuten begrüßt, und der erste war Missionar Hansche¹⁸¹, der kürzlich mit der zweiten Frau Vetter von Deutschland angekommen war.

75|76

Wir hatten zur rechten Zeit den Dampfer Morresby verlassen können, und man war natürlich auch froh, auf dem überfüllten Schiff unsere Kabine leer zu bekommen. Bis dahin war alles gesund gewesen auf der Morresby. Bald nach unserm Weggang brach eine Malariaseuche aus, und in Madang starb daran der Herr von London.

Am nächsten Tag lief wirklich die Stettin in der Langemack-Bucht ein und brachte den Bruder Keyßer mit. Das Wetter hatte umgeschlagen, wäre es am Tage vorher so schlecht gewesen, so wären wir nicht gelandet worden. Ich ging mit Vetter und Pfalzer an den Strand jenseits der Mündung des Bubui-Flusses. Wir begrüßten den ankommenden Br. Keyßer, sein Passagiergut und Waren für die Mission wurden an Land gebracht, und die Stettin fuhr ab nach Osten. Es war nun pechschwarze Nacht, und der Regen strömte vom Himmel. Ein fremder Gast war noch angekommen mit einem Ruderboot. Pfalzer ging mit dem Eigentümer des Bootes und Keyßer hinein ins Boot und sagte: „Ihr beide, Du und Vetter, seid verheiratet, geht hin ans Flußufer,

181 Der Kaufmann Ernst Hansche, geboren 1863 in Dresden, absolvierte bis 1894 das Studium in Neudettelsau. Er war erst in Australien, von 1899 bis 1907 dann in Neuguinea tätig. Hansche ging danach als Pfarrer in die USA.

wir fahren durch die Brandung und nehmen Euch dort auf.“ Die Wasser rauschten, wir konnten nur den Schatten vom Boot sehen, wateten in den Fluß und schwangen uns hinein. So kamen wir denn glücklich an die Station. Als an einem der nächsten Tage Keyßer's Bücher in Netzsäcken auf die Station geschleppt wurden und in einem Zimmer ausgeschüttet, da sagte er: „Ach, ach! Ach, ach!“

Damit das Haus noch voller wurde, kam vom Sattelberg herunter ein ungarischer Sammler. Er war nicht zu freundlich zu den Deutschen und redete zuweilen von den germanischen Schweinehunden. Uns gegenüber war er natürlich höflich. Der erzählte von dem schauerlich schlechten Inlandweg, wo er unter dem vom Regen niedergesackten Bambus hätte durchkriechen müssen, oben kam er hinein wie ein Hund und unten heraus wie ein Schwein. Das war nun schlechte Aussicht, auf den Sattelberg zu kommen mit Familie, der Inlandweg schlecht und die See nach Katika hinauf rauh. Und das Haus war so voll: Wir hatten kaum Platz am Tisch. Da tippte Keyßer [sich?] ¹⁸² an und sagte: Den schicken wir hinten hinauf. Ich sagte: Dann gehen wir auch mit. Das war freilich leichter gesagt als getan. Wir waren über einen Sonntag da. Die Kinder fielen hin in den Schmutz, und es fehlte bald an Kleidern zum Wechseln. Da hatte meine Frau auch große Sehnsucht heimzukommen. Da kam ein leidlich schöner Tag. So wurde die Fahrt nach Katika gewagt. Es wurde freilich eine gefährliche Fahrt auf dem nicht sehr starken Kanu der Station. All unser Gepäck für unsere Familie und auch Keyßer konnte natürlich nicht mitgenommen werden. Das mußte später hinaufgebracht werden. Als wir unten am Simbang-Strand auf das Kanu stiegen, da merkte ich, daß die Auslegerstäbe ¹⁸³ locker waren. Da sagte ich zu Br. Vetter, wir möchten doch auf die Station hinaufschicken, Stricke holen und die Auslegerstangen extra festbinden. Der Br. Vetter klopfte mit einem Stein die Stäbe etwas in den Ausleger hinein und sagte dann: Strick nicht nötig, *ngaiagna amboa ki*; d. h.: fest wie Eisen. ¹⁸⁴ Ich bereute es nachher bitter, nicht darauf bestanden zu haben, Stricke zum Festbinden zu holen. | Noch in der Langemack-Bucht, als unser Kanu über die mächtigen Dünungen zu fahren hatte, knackten die Stäbe am Ausleger und brachen zum Teil, und der wichtige Ausleger wurde locker, und erst, als wir in die offene See hinaus kamen mit rauhem Wellengang, da wurde die Fahrt äußerst gefahrvoll. Würde der Ausleger, der *sap*, an den Stangen hängen bleiben? – Daran hing unser Leben.

76|77

Wir waren auf der Plattform unseres nicht sehr großen Kanus sieben weiße Personen, meine liebe Frau mit den vier Kindern zwischen vier und neun Jahren, der

182 Hier fehlt das Objekt.

183 Die Auslegerstäbe sind die Querstreben, die das Kanu mit einem externen Schwimmkörper (Ausleger) verbinden. Die sehr schmalen traditionellen Kanus im pazifischen Raum können ohne den Ausleger nicht sicher bewegt werden.

184 Jabêm (heutige Schreibweise: *ŋajaŋa amboac ki*).

Bruder Keyßer und meine Wenigkeit mit etwas leichtem Gepäck. Im Bootstrog vor und hinter uns saßen vier brave Schuljungen von Simbang auf ihren Rudersitzen. Rudern brauchten wie unter sotanen Umständen nicht. Dafür war das große viereckige Mattensegel am einzigen Mast aufgezogen und der Wind von hinten blies hinein, soviel das Segel nur vertragen konnte. Der beste Junge zu hinterst hatte gut aufzupassen, um mit seinem etwas größeren Paddel-Ruder das Fahrzeug im geraden Lauf vor dem Winde her zu erhalten durch die brausenden Wogen.

Nachdem wir einmal auf freier See und in voller Fahrt waren, galt es ausharren, nach der Regel: „Sieh dich nicht um, nicht rechts, nicht links; geradezu, so hast du Ruh!“¹⁸⁵

Wir hatten bis Katika eine Strecke von 5–6 Stunden weit zu fahren. Zur Linken hatten wir das Land, nicht etwa Sandstrand – kein rettendes Ufer, nach dem hin wir uns hätten treiben lassen können beim drohenden Schiffbruch. Auf der ganzen Strecke von [der] Langemack-Bucht bis Katika waren rauhe zackige haushohe Korallen-Uferfelsen, denen man respektvoll ferne bleiben mußte. Nach Rechts hinaus wogte die unendliche vom starken Wind aufgeregte See.

Nach dem ersten Drittel des Weges hatten wir den Eingang zum Finschhafen zu passieren, der von der Korallenhalbinsel Bredow gebildet wurde. Ich fragte die schwarzen Jungen, ob wir etwa um die Bredow-Spitze in den Finschhafen einbiegen könnten, um dort am ruhigen Strand unsern Ausleger zu festigen? Die Antwort war: „Biegen wir ein, dann bricht der Ausleger ab, und wir sind verloren.“ Also in Gottes Namen geradeaus vorwärts. Die Fahrt wurde immer ängstlicher. Die 9jährige Dora, welche die Gefahr erkannte, weinte. Wilhelm blickte starr in die Fluten. Die beiden Kleinen waren mäuschenstill, Keyßer und meine Frau waren auch ängstlich still, und ich betete laut zu Gott um Hilfe. Die Fahrt ging ja schnell, wir kamen in angemessener Entfernung vom Lande an Busum, dem jetzigen Heldsbach, vorbei, und auf einmal konnten wir in die kleine Katika-Bucht einbiegen, wo ein kleiner sandiger Strand sich befindet, an dem das Kanu aufgezogen wurde. Wir alle waren von Herzen dankbar für die Errettung aus der Gefahr.

Wir waren wohl nicht zu früh von Simbang aufgebrochen, und es war an dem Tag zu spät, noch auf den Sattelberg zu steigen, die 1 000 Meter hoch mit einer Wegstrecke von 10 Kilometern, die man in reichlich drei Stunden machen kann. Zake und seine Leute waren ja am Strand von Katika und luden uns ein, in ihrem nahen Dorf zu übernachten. Ich sandte an dem Abend noch einen Boten mit einem Brief an den deutsch sprechenden schwarzen Jungen in Bonga, dem nördlichsten Jabimdorf, eine Stunde von Katika, und forderte ihn auf, mit einigen Kameraden am nächsten Morgen zu kommen und uns zu helfen beim Aufstieg auf den Sattelberg. Der fragliche

185 Zitat aus dem Märchen „Das Nußweiglein“, das Ludwig Bechstein 1845 in seinem Deutschen Märchenbuch veröffentlichte.

Junge, Fritz Soli¹⁸⁶, der kurz vorher von dem Reichskommissar Rose¹⁸⁷ mit nach Berlin genommen worden war, hatte dort ein paar Jahre die Schule besucht und konnte ganz gut deutsch lesen, schreiben und sprechen. Er war auch in Berlin getauft worden. Er tat später der Mission gute Dienste in der Missionsdruckerei auf dem Logaweng. Er war also der erste getaufte | Jabim. Fritz Soli kam am nächsten Morgen mit einigen Kameraden pünktlich an, auch einige junge Leute von Zake's Dorf waren bereit, uns zu helfen, und so konnte der Aufstieg auf den Berg gemacht werden. Der Tag war regnerisch, und die Kinder mußten zum Teil getragen werden, meine Frau machte den größten Teil des Weges zu Fuß. Halbwegs kam auch vom Berg Ngasamu Zwanzger¹⁸⁸ uns entgegen. Er hatte nur ein paar Jungen bei sich. Er sagte, Decker wäre am Tag zuvor mit den übrigen Jungen auf dem Inlandweg nach Simbang gegangen, um uns auf den Berg zu helfen, da sie der Meinung waren, daß wir bei solcher See nicht mit dem Kanu kommen würden. Aber wir waren nun glücklich da und langten wohlbehalten in unserm schönen Wohnhaus auf Sattelberg an.

Der Biwa war gleich von Simbang an in sein Heimatdorf gegangen. Bei dem guten Essen in Tanunda hatte er so zugenommen, daß ich für ihn als Erwachsenen zu bezahlen hatte auf der Bahnfahrt nach Sydney. Auf dem Dampfer Morresby freundete er sich an mit einem braunen Gehilfen der kathol[ischen] Bischöfe, der ihm sagte: „Lutherans and Catholics, all the same.“ Der mit uns reisende schon öfter erwähnte Dr. Brown war eine bedeutende Persönlichkeit, wie man aus seiner Autobiographie¹⁸⁹ lernen kann, und war ein Autodidakt. Als unreifer Bursche war er nach Canada ausgewandert, hatte dort verschieden Jugendstreiche gemacht und ging dann von Canada nach Neuseeland zu Verwandten. In Neuseeland kam er in der Sonntagsschule zum Christentum und meldete sich für die Südseemission und wurde dann später der Pionier der Methodistenmission im Archipel. Auf Dobou hörte ich einen Vortrag von ihm mit an, den er hielt vor der zahlreichen Gesellschaft der Schiffsbesatzung, Mitreisenden und den Missionsleuten der Station, da er in trefflicher Weise das Wort

186 Fritz Soli lebte von 1892 bis 1894 in Berlin, wo Friedrich Rose ihn die Volksschule besuchen ließ. Er wurde dort auch getauft und reiste dann mit dem Neuendettelsauer Missionar Andreas Ruppert nach Neuguinea zurück. Für Georg Pilhofer war Fritz Soli ein „Schulbeispiel für die unmögliche Lage einzelner Christen unter ihrem heidnischen Anhang“: Er zerbrach an seiner Situation, weigerte sich, europäische Kleidung oder auch nur ein Lententuch zu tragen, benutzte seine Bücher nicht mehr und beteiligte sich 1902 sogar an einem Rachezug seiner Dorfgenossen, bei dem er den ersten Speer auf das ausersehene Opfer warf (Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 12).

187 Der Jurist Friedrich Rose (1855–1922) war ab 1889 zunächst stellvertretender Kaiserlicher Kommissar, von 1890 bis 1892 dann Kaiserlicher Kommissar in Finschhafen und Stephansort. Rose war später auch in Kamerun und Samoa tätig.

188 Zur Erklärung des Namens Ngasamu für Andreas Zwanzger siehe I 119 mit Anmerkung 153.

189 George Brown: *Pioneer-Missionary and Explorer. An Autobiography*, London 1908, Nachdruck New York 1978.

Gottes der Bibel pries als das wahre Licht der Menschen. Die auch schon erwähnte Missionslehrerin Miss Wells schrieb später unsern Töchtern nach Sattelberg, daß sie nicht mehr nach China ging, sondern in Melbourne den *lawyer* geheiratet hatte, der mit uns gereist war. Außer den schon erwähnten zahlreichen Missionsleuten war noch ein junger Londoner Missionar nach Port Morresby gereist, den die Franzosen von Madagaskar vertrieben hatten. Ich erfuhr später, daß er Jahrzehnte lang in Englisch N[eu] G[uinea] arbeitete.

So waren wir also nun glücklich zurück aus unserm langen australischen Urlaub. Es war nun Ende des Jahrhunderts geworden. In Simbang wurden in diesem Jahre die beiden Erstlinge getauft, ältere Schuljungen, der eine aus dem Huon-Golf, Kamungsanga¹⁹⁰, der Jahrzehnte lang in der Filialgemeinde von Deinerhöhe, Bukauasip, als Christ lebte, der andere war aus dem näheren Gingala, sein Name ist mir entfallen.¹⁹¹ Er hatte sich nach seiner Taufe sehr gut bewährt und übte einen guten Einfluß aus auf seine Umgebung. Er wurde aber schwer krank und starb früh.

Die sog[enannten] Simbang-Jungen, ältere Schüler unserer ersten Station aus dem Huon-Golf, waren schon vor ihrer Taufe sozusagen Missionsgehilfen bis nach der Astrolabe-Bai hinauf, wo sie auf Pflanzungen der N[eu] G[uinea] Co. als angeworbene Arbeiter kleine Kirchen bauten und Gottesdienste hielten und also das *Miti* verkündigten, wie sie es auf unserer Missionsstation gelernt hatten. Auch die Umwohner der Rheinischen Stationen in der Astrolabe-Bai wurden durch sie für das *Miti* beeinflusst.

|

78|79

190 Kamungsanga erhielt den Taufnamen Silas. Als er 1899 getauft wurde, war er 18 Jahre alt.

191 Der zweite Getaufte hieß Kaboing; er erhielt den Taufnamen Tobias. Er starb 1902 mit 21 Jahren.

MISSION SOLL GEWISSEN SEIN FÜR KOLONIALREGIERUNG UND ANSIEDLER NACH WARNECK

Das sagt also der alte D[r]. Gustav Warneck in seiner Missionslehre: Die christliche Mission sei Gewissen jeder Kolonialregierung im Lande ihrer Arbeit!¹⁹²

Das ist freilich ein rotes Tuch für unsere Zeit, aber nichtsdestoweniger soll es so sein, schon nach dem Wort unsers Herrn an seine Jünger: „Ihr seid das Salz der Erde! Ihr seid das Licht der Welt!“¹⁹³ Dabei sollen und wollen wir Missionsleute uns nicht überheben, daß wir besser wären als andere Leute. Wir sind alle fehlsame Menschen und haben mit dem Apostel zu bekennen: „Ich weiß, daß in mir, d. i. in meinem Fleisch, wohnt nichts Gutes usw.“¹⁹⁴ Aber wir müssen Kämpfer sein, Kämpfer gegen das Böse bei uns und bei den Menschen unserer Umgebung. Wir werden ja im Leben es häufig gewahr, daß viele Weltmenschen Fronknechte des Bösen sind. Wir sollen ohne Wort und wenn nötig auch mit Wort zeugen gegen das Böse.

Was uns selber betrifft, so wurde mir einmal gesagt, daß Missionsdirektor Martin Deinzer geäußert habe, es gelte bei uns das Böse zu bekämpfen bis in die Gruben.

Wenn man Jahre lang in einem neuen Kolonialland wie Deutsch N[eu] G[uinea] lebt und arbeitet, so beobachtet man ja Vieles. Daß ein Missionar sozusagen Gewissen ist für eine solche Kolonialumgebung, geht schon daraus hervor, daß die meisten Menschen in einer solchen Kolonie nicht gern einen Missionar in ihrer Mitte haben. Das bekam ich ja auch reichlich zu hören bei meinem ersehnten Übergang nach N[eu] G[uinea]. Die vielen ledigen Leute dorten sahen es aus gleichen Ursachen nicht gern, daß alsbald Familien in ihre Mitte kamen, wie der Speisewirt Götz und der Landeshauptmann Freiherr von Schleinitz.

Es waren ungute Verhältnisse bei den vielen ledigen Herren in der neuen Kolonie. Die Südseesitten sowie auch die Sitten in Westafrika, von denen man las, waren Unsitten. So war es eine Gepflogenheit in der Südsee, daß im Archipel und auf anderen Inseln in den Dörfern Mädchen angeworben wurden als Hausmädchen für ledige Herren. Und die leitenden Stellen in Europa schienen daran nichts besonderes zu

192 Es ist der Herausgeberin nicht gelungen, dieses Zitat nachzuweisen. Flierl bezieht sich auf Gustav Warneck: *Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch*, 5 Bände, Gotha u. a. 1892–1903.

193 Zusammenfassend zitiert aus Mt 5,13f.

194 Röm 7,18.

finden. Außer braunen Mädchen von den Südseeinseln wurden neben männlichen Malajen auch Malajinnen aus Holländisch Indien angeworben, so war auf der Insel Madang in den Anfangszeiten besonders eine kleine feine Japanerin namens Tasmia bekannt. Unter den Angestellten und Beamten der Kompagnie befand sich auch ein Berliner Jude mit dem schönere Namen Elias¹⁹⁵. Diese Herren hatten also fast alle braune oder gelbe Hausmädchen auf Zeit. Auf Zeit, das ist das Anstößige, und das ganze Unwesen konnte nur bewirken, daß die tiefstehenden Eingebornen nur desto mehr verderbt wurden.

79|80 Wie ich bei späterer Gelegenheit ausführte,¹⁹⁶ ist es nicht so verwerflich, wenn ein Weißer unter besonderen Umständen eine Farbige wirklich zu seinem Weibe nimmt. Ein solches Beispiel erlebten wir bald im Anfang in Simbang. Ein junger deutscher Seemann aus Hamburg namens Lausen¹⁹⁷ war auf einem Schiff der Firma Godfroy nach der Südsee gekommen und hatte sich als Händler auf einer Insel von der Südostspitze von N[eu] G[uinea] niedergelassen. Dort nahm er nach der Weise der Weißen ein schwarzes Mädchen, die Tochter eines Häuptlings, und verheiratete sich sozusagen mit ihr nach der Weise der Eingebornen. Er kam dann nach Finschhafen und fand Anstellung am Lager der N[eu] G[uinea] Co. Er wohnte mit seiner quasi schwarzen Frau in einem kleinen Haus. An Sonntagen besuchte uns dieser Lausen häufig auf unserer Station Simbang und brachte auch seine braune Gefährtin mit, die guten Eindruck machte als ein ruhiges bescheidenes Wesen.

Nach einiger Zeit brachte er dann das Anliegen vor, daß er mit seiner schwarzen Frau getraut werden möchte. Darauf fragte ich ihn, ob er denn rechtmäßig mit ihr verheiratet sei?, worauf er sagte: Das eben nicht, aber er möchte es. Nun gehört ja zur rechtmäßigen Verheiratung der standesamtliche Akt; das hatte seinen Haken. Er war noch nicht volljährig und konnte also nur heiraten mit Zustimmung seines Vormundes. Weiter sagte er mir, daß seine Angehörigen gesagt hätten, sie hätten nichts dagegen, wenn er die Schwarze heiraten wolle. Das war natürlich für mich nicht genügend, und da er weiter drängte, so gab ich ihm anheim, ein gerichtlich beglaubigtes Eheversprechen beizubringen. Das Gericht hat ja seinen Sitz in Finschhafen, und er brachte mir das Dokument. Jedenfalls ein Beweis, daß es ihm Ernst war mit seiner Heirat der Schwarzen. Man konnte ihm ja auch gar nicht raten, sie von sich zu lassen, denn wie sollte das arme Wesen nach ihrer fernen Insel heimkommen? Dann sagte ich ihm weiter, zum Taufen gehöre auch vorher Unterricht. Auch darin war er zu allem

195 Der kaufmännische Angestellte Siegfried Elias arbeitete von 1886 bis 1889 für die Neuguinea-Compagnie. Er lebte später als Fabrikbesitzer in Berlin.

196 Siehe dazu unten, II 160.

197 Der Seemann Carl Lausen war als selbständiger Händler in Deutsch-Neuguinea. 1890 trat er in die Neuguinea-Compagnie ein, war später auch zeitweilig Postverwalter in Simpsonhafen. Lausen ist bis 1916 im Bismarckarchipel nachgewiesen.

bereit, und er gab seine farbige Frau für einige Monate zu uns nach Simbang, wo ja meine Frau schon da war, und die Schwarze wohnte in unserem Küchengebäude. Mit dem Unterricht hatte es freilich seine Schwierigkeit wegen der Schranke der Sprache. Das Mädchen kannte einige deutsche Worte und daneben auch Pidjin-Englisch. Einige Worte ihrer Sprache sagte mir Lausen auch. Da galt es nun aus der Not eine Tugend machen, und ich tat das mögliche, ihr die allernötigste christliche Erkenntnis beizubringen mit Zeichen und Worten im Stückwerk der verschiedenen Sprachen. Ihr Betragen bei uns war sehr gut, und allsonntäglich kam Lausen, sie zu besuchen. So wurde sie schließlich getauft, und wenn ich nicht irre, wurde meine Frau ihre Patin, und sie nahm den Taufnamen Luise an.

Nun kommt hiezu ein Nachspiel. Lausen wanderte mit seiner Frau hinüber nach dem Archipel und trat dort in Arbeit. Nach längerer Zeit kam ihm die Sehnsucht, seine Heimat nochmal zu sehen, und er hielt es für das sicherste und bequemste, seine Frau bei der kathol[ischen] Mission in Verwahrung zu geben. Er erhielt die Zusage, daß ihr Glaube nicht angetastet würde. Jedoch der Einfluß der Nonnen machte die Frau katholisch, und der Bischof hat sie nochmal getauft. Mit der Zeit kam Lausen von Deutschland zurück, und als er seine Frau sonst wohlbehalten, aber katholisch vorfand, wurde er mit der Zeit eben auch katholisch. Es hatte jedenfalls Vorteile für ihn. Bei einer Durchreise später traf ich ihn in Rabaul, und er meinte zu der Sache, es müsse eben ein jeder sehen, wie er durchs Leben komme.

Durch die verschiedenen Perioden unserer Arbeit und alle Regierungsformen blieb es mein Bestreben, Gewissen zu sein und zu bleiben für Regierungen und Ansiedler nach der goldenen Regel des alten Missionsvaters D[r]. Gustav Warneck. |

80|81

DIE JAHRHUNDERTWENDE UND DIE WENDE UNSERER NEUENDETTLSAUER MISSION VON DER INNEREN AUCH ZUR ÄUSSEREN MISSION

Rund 14 Jahre arbeiteten wir in der jungen deutschen Kolonie unter dem Regiment der Neu-Guinea-Companie, die eben für das Schutzgebiet von Deutsch Neu Guinea den Kaiserlichen Schutzbrief hatte. Das war von 1886 bis über 1900.

Wir hatten wirklich alle tunliche Förderung durch die Direktion der N[eu] G[ui-nea] Co. in Berlin und entsprechend ihrer Anweisung auch durch ihre Beamten und Angestellten in der Kolonie erfahren. Im Schutz und Schatten der großen Verwaltungs-Station zu Finschhafen konnte unser schwaches Reislein der Mission in [den] Boden gelegt werden und langsam im Lande weiter wachsen.

Als Finschhafen von der Co[mpanie] aufgegeben wurde, hatten wir doch noch durch Gefälligkeit der Co[mpanie] die allernotwendigste Verbindung mit der Außenwelt, bis gegen Ende der Neunziger Jahre die Lloyd-Dampfer auch vor Simbang hielten.

In dieser Zeitperiode erfolgte die erste bescheidene Ausdehnung unsers Werkes. Wir konnten auf die Tami-Inseln gehen und auf dem hohen Sattelberge unsere Gesundheitsstation anlegen und die erste Station im Huongolf bei Tami Nugidu gründen, nach dem Inspektor Johannes Deinzer, dem Begründer der Neu-Guinea-Mission, »Deinzerhöhe« nennen, und unsere Ausgangsstation Simbang verbesserten wir bald durch Verlegung auf die nächste luftige Grashöhe. Es war bald im ersten Anfang der Mannigfaltigkeit in unserer Arbeit, daß sie auf dem Hauptland und auf Inseln an der Küste und im Gebirge geschehen konnte, unter den beiden Hauptvölkern des großen Insellandes, den Melanesiern und den Papua. Auch war es durchaus normal, daß auf einem Neubruch der Missionsarbeit erst nach über 13 Jahren die Erstlinge getauft werden konnten.

Zehn Jahre nach uns, im Jahre 1896, kamen auch die Römischen Katholiken ins Land, und es war eine weise Maßnahme der Direktion der N[eu] G[ui-nea] Co., daß sie entschied, die beiden so verschiedenen Konfessionen sollen nicht dicht nebeneinander arbeiten. So mußten die Katholiken bei Madang, wo schon seit Jahren die Rheinischen Missionare saßen, wieder einpacken und ihre Arbeit im weiten Nordwesten beginnen, bei Berlin Hafen, im Eitape-Distrikt. Erst als im neuen Jahrhundert das Reich die Kolonie übernahm, wurde auf Drängen der Römischen, im Mittelpunkt der Kolonie zu sein, auf die Centrumspartei Rücksicht nehmend, die volle Parität

gewährt, und die Katholiken durften sich am Alexishafen niederlassen in nächster Nachbarschaft von Rheinischen Missions-Stationen.

81|82 Beinahe hätten wir uns getäuscht über die Schwelle des Jahrhunderts, und dachten schon, mit 1900 beginne das neue Jahrhundert, aber es wurde uns doch klar, daß es mit 1901 beginnt. Um diese Zeit übernahm nun das Reich die ganze Regierung, und die N[eu] G[uinea] Co. wurde ein rein wirtschaftliches Unternehmen. Ihre großen Ausgaben wurden ihr vom Reich vergütet zur Verwendung in wirtschaftlichen Unternehmungen, und sie war nun reine Handels- und Plantagengesellschaft. Landeshauptmann hatte es nur Einen gegeben; später hieß der oberste Kompaniebeamte Administrator oder Generaldirektor. Neben ihm gab es damals schon einen Reichskommissar. |

Bei der Reichsregierung wurde nun alles neu organisiert. Der oberste Beamte war der Kaiserliche Gouverneur, unter ihm gab es in den verschiedenen Distrikten Bezirksamtänner, außerdem Richter und auch Standesbeamte. Richter und Standesbeamte waren auch unter der Regierung der N[eu] G[uinea] Co., und zwar war ein solches Standesamt am Hauptort in Finschhafen, wo die Geburt unsers ersten Kindes angemeldet werden konnte. Als Finschhafen aufgelöst war, waren wir in Verlegenheit. Ich meldete die Geburt von Wilhelm nach Madang, und zwar brieflich. Da erhielt ich amtliches Schreiben: Die Meldung müßte persönlich geschehen, und die Meldefrist sei 10 Tage. Die Sache war so unmöglich, daß ich gar nicht in Verlegenheit kam, sondern legte nur kurz dar, daß wir von Simbang aus diese Bedingung unmöglich erfüllen könnten. Darauf kam der Bescheid, Meldung könne durch Stellvertreter geschehen und die Frist nach Notwendigkeit verlängert werden. Darnach ging ja alles, da die Rheinischen Missionare bereit waren, nach schriftlicher Angabe die Stellvertretung auszuführen. Unter der Reichsregierung wurde dann diesen Nöten abgeholfen, Br. Pfalzer wurde z. B. stellvertretender Kaiserlicher Postbeamter in Finschhafen, und sein Assistent, der Laienbruder Laur¹⁹⁸, unser Standesbeamter. Unsere Postverhältnisse wurden ganz ideal, ein Brief nach Deutschland kostete nur 10 Pf[ennig], auch die Paketpost war ähnlich billig, und wir konnten durch Nachnahme unsere notwendigen Bedürfnisse von dem Versandgeschäft Mey & Edlich in Leipzig beziehen. Auch mit der Dampfverbindung wurde es immer günstiger, indem unsere Lloydsschiffe über N[eu] G[uinea] auch nach Sydney gingen und wir so nach beiden Richtungen, nach Europa wie nach Australien, regelmäßig Postverbindung hatten, auch für Passagiere.

Um diese Zeit mußte auch unsere Neuendettelsauer Missionsgesellschaft sich umstellen auf die Heidenmission. Das ging langsam und schwierig. Unsere leitenden

198 Der deutsche Kaufmann Friedrich Laur (1883–1951) arbeitete von 1907 bis 1924 und nach einem Erholungsurlaub von 1926 bis 1928 für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea. Anschließend mußte er krankheitsbedingt das Land verlassen und ließ sich mit seiner Frau Agnes in ihrem Geburtsland Australien nieder.

Männer im Missionshaus waren ja gewöhnt, wenn Sendlinge nach Amerika abgesandt wurden, daß sie damit durchaus nichts mehr zu tun hatten. Sie gingen als Weiße zu den Weißen in ein im ganzen gesundes Land. Es hielt auch schwer für unsere leitenden Männer, etwa von andern Heidenmissions-Gesellschaften zu lernen hinsichtlich Urlaubersache, Versorgung von Missionskindern usw. – Da kam es vor, daß einem ausgehenden Missionar gesagt wurde: „Sie werden ja hoffentlich nicht wieder nach Europa zurückkommen.“ Eine Hilfe für unser Missionsfeld auf N[eu] G[uinea] war ja die Nachbarschaft von Australien, wohin wir am Anfang öfter auf Urlaub gingen, allwo auch verschiedene unserer Missionare sich Frauen suchten, aber alles konnte ja doch nicht auf Australien abgewälzt werden. Als z. B. der Br. Decker nach über 10jähri- gem Dienst zu notwendigem Urlaub ins Vaterland zurück wollte, wurde in meiner Gegenwart eingewendet: Er könnte doch auch in Australien Urlaub suchen, oder seine Frau und Kinder in Australien bleiben, während er nach Deutschland käme. Ich wendete ein: Das geht doch nicht, das kleine Australien ist durch Missionare, die dort Verwandtschaft haben, dermaßen abgegrast, daß wir ihm nicht mehr zumuten dürfen, und hier in unserm bayerischen Vaterland sind Urlaubsmissionare aller möglichen Gesellschaften, nur nicht solche von N[eu] G[uinea]. Darauf hin erhielt Br. Decker mit Familie die Urlaubsgenehmigung nach Deutschland. Diese Schwierigkeiten dauerten bis zum Weltkrieg. Im Weltkrieg und viele Jahre darnach war ja dann überhaupt die Verbindung zwischen dem Missionsfeld auf N[eu] G[uinea] und dem Mutterland gesperrt, und die Neue Welt hatte für alles und jedes auf unserm Missionsfeld in N[eu] G[uinea] zu sorgen. |

82|83

Sonst war [die Missionsleitung] in dieser Periode große[r] Ausbreitung unsers Werkes auf N[eu] G[uinea] ja sehr bereit, Verstärkungen auszusenden, junge Missionare, allmählich auch Pflegeschwestern, Stützen, sogar eine Lehrerin, damit wir möglichst selbständig da draußen werden konnten. Von den ausgesandten weiblichen Missionskräften wurden ja verschiedene passende Missionarsfrauen. Das ist ja auch wichtig, damit es nicht geht, wie einem Herrnhuter Missionar auf der Missionsstation Ramahyuk in Victoria. Der hatte eine hochgebildete Engländerin geheiratet. Als ein besuchender Pastor ihr gegenüber bemerkte, sie könne wohl manches tun zur Förderung auf der Station an den Eingebornen, da antwortete sie schnippisch: „Do you think I came out to waste my talents and time with the blacks?!“ Solche Missionarsfrauen gab es ja zum Glück bei uns nicht. Es gab aber auch Fälle, wo eingearbeitete Brüder auf eigener Station Gehilfinnen haben sollten, und wußten nicht, woher solche nehmen. Da gabs dann auch Heiratsvermittlung durch Freunde oder auch durch die Leitung. So kam es vor, daß öfters Bräute hinaus kamen, die ihren Bräutigam vorher nicht gesehen hatten. Es ging ja in all diesen Fällen gut mit einer einzigen Ausnahme, die in einem späteren Kapitel klargelegt werden muß.¹⁹⁹

199 Darauf kommt der Verfasser nicht mehr zurück.

Andere Gesellschaften, z. B. Basel, hatten für solche Verlegenheiten die allgemeine Einrichtung, daß jüngere Brüder schon nach 5 Jahren den ersten Urlaub nehmen konnten, auch behufs Verheiratung. Doch alle diese Felder lagen bedeutend näher zu Europa als N[eu] G[uinea], so Westafrika, Indien, wobei nur ein Drittel der Reisekosten und Reisezeit erforderlich ist, als wenn man von der andern Seite der Erde heimgeht.

Der in unserm Haus ursprünglich strenge Verlobungsparagraph²⁰⁰ war ja am Platz bei Sendlingen in der Inneren Mission, die wie wir in der alten Zeit auch meist sehr jung ausgesandt wurden und nach Ländern kamen, wo unsere „Leutsart“ zahlreich vorhanden ist, wie mir ein Freund vor meiner Aussendung sagte: „Wenn Sie nach Australien gehen, dann müssen Sie doch gleich eine Frau mitnehmen, denn dort ist doch eine andere Leutsart.“

Bei den Aussendungen von neuen Arbeitskräften in unser tropisches N[eu] G[uinea] war es unter Umständen gut, daß wir nicht in allen Fällen strenge ärztliche Beratung hatten. Ich selber und auch meine liebe Frau wurden nie auf Tropentauglichkeit untersucht und wurden dennoch dauerhafte Tropenleute. Ein junger Missionar, von Neuendettelsau ausgehend, hatte schon daheim etwas an seinem Herzen gespürt. Dem sagte der Missionsdirektor: „Na, wenn Sie nur sonst das Herz auf dem rechten Fleck haben!“ Das hatte er und hat eine lange Arbeitsperiode in N[eu] G[uinea] ausgehalten trotz andauernder Herzbeschwerden. Und unsere gute Schwester Keppler²⁰¹, geborne Hochuli aus der Schweiz und adoptierte Keppler in Australien, welche große Liebe zur Mission hatte, sich für N[eu] G[uinea] meldete und in dem frühen Angas-College in Nord-Adelaide sich etwas vorbereiten ließ, wo man nur aß, wenn es etwas zu essen gab, der sagte der Arzt vor ihrer Abreise nach N[eu] G[uinea], sie wäre zu brustschwach. Aber sie sagte: „Ich gehe sifu [*sic*], kann ichs nicht aushalten drüben, so gehen ich auf eigene Kosten wieder zurück.“ Und sie hat es gut ausgehalten. Sie kam Anfangs des neuen Jahrhunderts hinüber und ist jetzt noch drüben, über 70 Jahre alt. Sie hat sehr viel Gutes auf unserm Felde geleistet.

Das sei genug zur Überleitung zu unserer zweiten Arbeitsperiode von Anfang des Jahrhunderts bis zum Weltkrieg. |

200 Dieser Paragraph der Hausordnung besagte, daß Zöglinge des Seminars, die Beziehungen zu Mädchen unterhielten, sofort entlassen wurden (siehe dazu die Episode I 99f. mit Anmerkung I 25). Auch nach der Aussendung wurde eine baldige Verlobung der Missionare nicht gerne gesehen; aus diesem Grund hielt Flierl seine Verbindung mit seiner späteren Frau Luise Auricht jahrelang geheim (siehe I 207).

201 Rosette Keppler (1868–1957), die Schwester des Laienbruders Gottlieb Keppler, war wie dieser in der Schweiz geboren und 1876 mit den Eltern nach Australien ausgewandert, wo die Geschwister nach dem frühen Tod der Mutter von Familie Keppler adoptiert wurden. Rosette Keppler arbeitete von 1904 bis 1942 als Krankenschwester für die Neuendettelsauer Mission. Den Ruhestand verbrachte sie in Tanunda in Südastralien.

4

**UNTER DER REICHSREGIERUNG
(1900–1914)**

EIN VERLOCKENDER VORSCHLAG

Der erste Kaiserliche Gouverneur war der Herr von Bennigsen¹ von Hannover. Er besuchte uns bald auf unserm hohen Sattelberg, unterhielt sich recht leutselig mit Br. Keyßer und mir. Seine Dienstzeit war scheinbar nicht lange. Bald folgte ihm der Dr. Hahl aus Niederbayern, der schon vielfach Erfahrung in den tropischen Gebieten von Deutsch N[eu] G[uinea] gesammelt hatte. Er wußte von der Gründung des Sattelberges von Anfang an, die ihm sehr imponierte, und besuchte uns wiederholt, später auch mit Frau und Kind.

Eines Tages erhielt ich von ihm ein großes amtliches Schreiben. Es war darin ausgesprochen, daß wir etliche zehntausende von Reichsmark für Ausbau des Sattelberges als große Gesundheitsstation für die ganze Kolonie erhalten sollten und darnach noch jährliche Hilfsgelder für Instandhaltung. In dem Schreiben waren auch alle Bedingungen genau dargelegt über Kostgeld der Gäste und Pfropfgeld bei Ausgabe von geistigen Getränken.

Kurz, das Anerbieten war ganz verlockend. Ich überlegte mir mehrere Tage und Nächte, ohne Rat bei meinen Mitarbeitern zu suchen über Annahme und Absage. Ich hatte so geheime Besorgnis, sie könnten mir zureden, das verlockende Anerbieten anzunehmen. Nach reiflicher Überlegung beschloß ich, eine gut begründete Ablehnung an den Herrn Gouverneur zu senden. Ich wollte meine missionarische Freiheit nicht verlieren und nicht Speisewirt oder gar noch Trinkwirt werden mit Einnahme von Pfropfgeld. Ich hatte schon in den ersten Wochen in Finschhafen meine Beobachtungen gemacht, was für Verdruß der Speisewirt Herr Götz hatte. Es gab gar anspruchsvolle Gäste aus Berlin. Ich dachte auch an die großen Transportschwierigkeiten, an die oft anhaltenden dicken Nebel auf dem Sattelberg, die nicht allein die Landschaft, sondern auch das Gemüt verdüstern. Freilich gab es dazwischen herrliche sonnige Tage mit weiten Aussichten über Land und Meer und entfernte Inseln.

So schrieb ich denn in meinem ablehnenden Schreiben an den Gouverneur Dank für das Anerbieten, aber die Schwierigkeiten seien zu groß, und ich gab auch einige an. Bemerkte auch, daß die bewilligten Mittel vielleicht an einem andern Ort besser könnten angewendet werden als in unserm Nebelreich. Das geschah dann auch später, als drüben auf der Gazelle-Halbinsel auf einem schönen freien Hochland die Gesundheitsstation Toma angelegt wurde. Ich erhielt auf meine Absage vom Gouverneur

1 Der Jurist Rudolf von Bennigsen (1859–1912) war Kolonialbeamter in Deutsch-Ostafrika, dann von 1899 bis 1902 Gouverneur von Deutsch-Neuguinea in Herbertshöhe. Er verließ die Kolonie aber schon 1901.

keine Antwort und dachte, er könnte vielleicht meine Ablehnung übelgenommen haben. Bei einem späteren Besuch sprach ich mündlich mit ihm über diese Sache, und er antwortete mir darauf mit Emphase: „Ich habe die höchste Hochachtung darüber, daß Sie namens Ihrer Mission das Angebot der Regierung abgelehnt haben.“ – Ich hatte in meiner Ablehnung auch nebenbei erwähnt, daß wir jederzeit auf Sattelberg auch fremde Gäste aufnehmen würden und zwar zu denselben Bedingungen, wie in dem Regierungsprogramm vorgesehen war, nämlich zu dem Satz von fünf Mark pro Tag. |

So blieben wir denn frei und unabhängig auf unserer eigenen Gesundheitsstation Sattelberg. Wir nahmen auch auswärtige Gäste auf, besonders aus der Rheinischen Mission, doch auch Fremde, die um Aufnahme baten, und sie kamen nicht in unmöglichen Zahlen, wie es wohl geschehen sein würde, wenn wir mit Staatsunterstützung eine öffentliche Erholungsstätte geworden wären. Wir waren zu nichts verpflichtet, was über unsere Kräfte würde gegangen sein, auch nicht gebunden, etwa geistige Getränke auf den hohen Sattelberg zu schaffen. Niemand konnte von uns verlangen, etwas zu leisten, das dem Sinn und Geist der Christlichen Mission entgegen gewesen wäre. So konnte sich unsere Erholungsstation in gesunder Weise und den Umständen gemäß entwickeln, und wir konnten aus fortgehenden Erfahrungen lernen.

So schrieb ich einmal für unser Neuendettelsauer Missionsblatt einen Bericht: „Ein Krankentransport mit Hindernissen.“ Es handelte sich um die schwer und chronisch leidende gute Frau Missionar Hansche. Ihr Mann hatte sie auf Kanu von Deinzerhöhe nach Simbang gebracht und mir Bescheid zugeschickt, daß sie sobald nur möglich auf den Berg gebracht werden möchte. Ich ging mit Jungen nach Simbang. Am nächsten Tag, einem sehr schönen Tag, traten wir die Reise an, sie dauerte drei Tage. Die kranke Frau mußte in [einer] Hängematte getragen werden. Am ersten Tag kamen wir nur bis Kamlau, nördlich von Finschhafen. Über Nacht setzte schwerer Regen ein. Die Küstenebene war auf weiten Strecken überschwemmt, der starke Quaia-Bach hoch angeschwollen. Wir setzten glücklich über und gingen talaufwärts dem Wasa-Dorf zu. Meine Hängemattenträger wurden marode. Zur Anfeuerung derselben ging ich selber unter die Hängematte. Da gelobte ich mir bald, so was nie wieder zu tun. Wie froh war ich, als ich wieder abgelöst wurde. Nun verstand ich die Abscheu meiner zum Teil nicht allzukräftigen Schuljungen vor dem Tragen von Hängematten, noch dazu auf unsern heillosen Bergpfaden. – Wir erreichten mit Mühe und Not das Dorf Wasa und übernachteten da zum zweiten Male. Am nächsten Morgen konnte ich einige kräftige Dorf Männer gewinnen, uns um Geld und gute Worte bei diesem Krankentransport zu helfen, und so kamen wir am dritten Tage glücklich auf den Berg. Das kleine Töchterlein Clara Hansche wurde in einem Netzsack getragen. Die Mutter kam nicht mehr auf und wurde auf dem Berge begraben. Das kleine Mädchen kam später mit

dem verwitweten Vater nach Amerika und lebt dort noch als Farmersfrau, Mutter einer großen Familie. Sie schrieb noch an uns bis in die jüngste Zeit. –

Eines Tages hatte ich auf dem Berg zwei Hängematten zu bemannen für zwei Frauen, die zur Küste zurückwollten. Das war eine schwierige Sache. Wer wollte sich bei solch mühevoller Aufgabe nicht drücken? Die Reisenden erkannten solche Nöte und Mühen. Doch fiel einmal auch die Äußerung: „Um die Bergeleute tut es einem auch nicht so leid!“ Mir aber tat es wehe und Leid. Es konnte auch verhängnisvoll werden, wenn man sich das Mitgefühl zu sehr merken ließ und die Mühe mittragen wollte.

Als Frl. Heumann von Deutschland zum Sattelberg kam über Simbang, hatte sie in riesiger Kiste ihre meisten Sachen. Die Kiste sollte am Bestimmungsort als Schrank verwendet werden. Bis Busum kam er auf Kanu der Eigentümerin voraus. Ich ging mit Trägern hinunter, mit einer Säge und vielen leeren sauberen Mehldosen, zersägte die Kiste, daß sie auf Sattelberg wieder zusammengesetzt werden konnte. Den schönen Inhalt verstaute ich in die Mehldosen und zog mit den Trägern der Mehldosen und Stücke der Kiste zum Berg. Viele Träger blieben marode zurück. Oben angekommen, bat ich den Bruder Keyßer, den Nachzüglern entgegenzugehen und darauf zu sehen, daß von | dem Eigentum unserer Hauslehrerin und Stütze nicht[s] verloren gehen möchte wie vor über 10 Jahren vom Eigentum meiner lieben Frau. Er kam mit den letzten zwei Lasten selber richtig an, die er zwei Marodeuren unten am Berg hatte abgenommen. Nun selber ziemlich marode, warf er die zwei Lasten ziemlich unwirrsch auf den Zimmerboden. Er hatte noch keine Ahnung davon, daß ihm die doppelte Last hätte süß sein müssen, stammte sie doch aus der *glory-box* seiner Zukünftigen! –

85|86

Das sind nur einige Beispiele aus vielen, wie schwierig der Transport zum Berge war, was ich nun über 10 Jahre gekostet hatte. Da war es kein Wunder, daß ich auf Abhilfe sann, unsern Schuljungen die Mühen zu erleichtern durch tierische Hilfskräfte. Es war ja zu befürchten, daß wir immer weniger Schüler bekommen würden, wenn die Schinderei zu groß würde. So brachte ich schon im Jahre 1899 von Australien einen Ochsensattel mit, den der alte Meister Graue in Tanunda farbriziert hatte. Das sollte ein Geschenk sein für unsern kleinen Ochsen Stern, den unser Wilhelm begrüßte bald nach unserer Ankunft, indem er ihm eine kleine Hühnerfeder hinhielt, welche das Öchslein höflich aufnahm und verschlang. Wir fürchteten schon, er könnte davon krank werden, aber nein, er wurde ein richtiger brauchbarer Ochs und tat uns viele Dienste unterm Sattel, am Pflug und Karren. Doch einmel wurde er wirklich schwer krank, er fraß kein grünes Hälmchen mehr und kein Blättlein von Süßkartoffelkraut. Ich wollte das gute Tier doch nicht krepieren lassen. So nahm ich den geladenen Karabiner und wollte ihn erschießen, aber nein, es tat mir zu leid, drückte nicht ab, sondern sagte nur der Frau, die auch bekümmert dabei stand, sie sollte eine Flasche homöopathische Medizin zurecht machen gegen Appetitlosigkeit.

Der gutmütige Ochse ließ sich traktieren und schluckte die ganz Flasche voll Arznei. Bald darauf fraß er wieder das erste Batatenblatt², wohl zunächst aus Höflichkeit, und bald nahm er wieder ganz normal Nahrung zu sich und tat uns weiter Jahre lang gute Dienste. Man kann ja verstehen, daß die Homöopathie bei ihm wirkte, war er doch weder Alkoholiker, noch frönte er dem Mißbrauch von Nikotin.

Der Stern bekam ja noch viele gehörnte Arbeitsgenossen, den Roten, den Simbang, den Bukaua, den Tami, usw. Stirnjoche, Zugketten, Zügelketten usw. bezog ich von Alfeld, ebenso einen Ökonomiewagen, einen Pflug aus Ulm. Im Sulzbacher Wochenblatt fand sich ein lustiger Bericht: Alfeld werde noch berühmt werden wegen seines Exportes nach N[eu] G[uinea]. Die Brüder mußten mir auch helfen beim Einbrechen der Ochsen, welches oft sehr mühevoll war, so daß Zwanzger einmal sagte, wenn dieser Ochse einmal zahm sein würde, sollte er so alt werden wie Methusala³. Dem Keyßer riß einmal ein Ochse die Zügelkette durch die Hand, daß er sie lange vor großem Schmerz schlenkerte.

Der Stern brauchte nicht eingebrochen zu werden, er war von Anfang an zahm, und die Beobachtungen waren sehr interessant über die Gemütsart solcher Rindsviecher. Stern tat aufs Wort sein äußerstes und mißbrauchte niemals seine mächtigen weit ausholenden Hörner. Dagegen der Rote mit seinen krummen einwärts gebogenen Hörnern war tückisch, und die Jungen, auch die weißen, mußten sich in Acht nehmen, ihm zu nahe zu kommen.

86|87 Zake in Dobeo hatte durch unsere Vermittlung auch Rindvieh bekommen, und sein Ochse Monkolong hatte einmal ein Duell mit unserm Roten. Er verfang sich mit seinem Hals in seinen krummen Hörnern. So hingen die beiden kämpferischen Tiere an einander, die Kriegsmuschel wurde geblasen, alle Dorfbewohner strömten zusammen; einer sollte nach Sattelberg laufen, Br. Keppler zu holen mit der Säge, um dem Roten die krummen Hörner abzusägen. | Endlich kamen die Tiere von selbst wieder auseinander, und die Dorfleute beruhigten sich.

Das Hängemattentragen hatte nun ein Ende, teils im Ochsensattel, teils in der Ambulanzkarre konnten die Patienten zum Berg und vom Berg kommen. Unsere Waren brauchten auch nicht mehr von Simbang geholt zu werden. Im neuen Jahrhundert hatte die Kompagnie Finschhafen wieder besetzt und ließ ihre Ländereien dort mit Kokospalmen anpflanzen. Da hielten nun die Lloydampfer in Finschhafen, und auch unsere Güter wurden dort an Land gebracht. Br. Pfalzer hielt dort Station und ein Missionslager. Von Finschhafen nach Busum ist es für Kanus viel sicherer und näher als von Simbang aus. Bis Busum hatten wir bald vom Sattelberg aus einen Fahrweg. Da hatte ich Monate lang im Busch zugebracht, um diese Strecke fahr-

2 Das Blatt einer Süßkartoffelpflanze.

3 Methusalem wurde Gen 5,27 zufolge 969 Jahre alt.

bar zu machen. Hier kann gleich vorausgenommen werden, daß der Br. Helbig⁴ als Hausvater auf dem Sattelberg noch einen viel besseren Weg nach Heldsbach und Busum bahnte, der hinten herum führte erst nach Westen und die größten Steigungen umging, so daß dieser Weg sogar später mit Autos befahren werden konnte.

In meiner Jugend hatte ich daheim sehr wenig den Pflug berühren dürfen. Mein Vater wollte nicht durch einen Anfänger seine Äckerlein verderben lassen. In N[eu] G[uinea] hingegen habe ich sowohl auf dem Rücken des Sattelbergs als auch unten in Heldsbach große Flächen mit dem Pfluge umgebrochen und regelrecht geackert, was ich von meinem Vater mir ja abgesehen hatte. Damit war also unsern jungen Kostschülern viel Arbeit abgenommen für ihre Ernährung und den Unterhalt der Station. Mühe und Gefahren gab es dabei auch. Einmal fuhr ich mit dem mäßig beladenen Ökonomiewagen zum Berg. Beim letzten Anstieg streikte das Vorspann und stürzte sich den Abhang hinab. Zum Glück war am rechten Ort ein kleiner Baumstumpfen, an dem sich die Wage des Vorspanns fing, sonst wäre das Ganze, die hinteren Ochsen, der Wagen und ich selber, in die Tiefe gerissen worden. Mit dem Beil hackte ich die Wage des Vorspanns auseinander, so daß das Vorspann allein in die Tiefe kollerte, lud den Wagen ab und brachte ihn leer zur Station hinauf, und die Sachen wurden getragen. Der Ökonomiewagen war ja nicht geeignet für Transporte. Dafür hatten wir die Transportkarre, die auch von vier Ochsen gezogen wurde.

Neben all diesen äußeren Arbeiten bemühte ich mich natürlich auch, am inneren Werk zu arbeiten, und all das Äußere sollte ja dem Inneren dienen. Ich arbeitete weiter in der Sprache, soweit es möglich war, hielt abwechselnd mit Keyßer und Zwanzger Schule. Taufunterricht gab es damals ja noch nicht. Über den Beginn desselben wird der nächste Abschnitt berichten. Es war auch trotz des großen Wohnhauses an der Station noch Weiteres zu bauen. Bei dem vermehrten Personal und häufigen Gästen von der Küste wurde der Platz knapp. So baute sich Zwanzger ein eigenes mehrräumiges Haus auf der nächsten Anhöhe im Westen, in welchem Zwanzger, Keyßer und Keppler wohnten. Auch ein Kirchlein für Sonntagsgottesdienste wurde gebaut aus lauter Eichenplanken. Diese Gebäude standen nicht auf Pfosten, sondern wurden auf die Erde gebaut und hatten darum keine lange Lebensdauer. |

87|88

4 Der australische Ökonom Paul Helbig (1884–1958) arbeitete von 1906 bis 1942 als Laienhelfer für die Mission in Neuguinea. Er verwaltete 14 Jahre lang die Kokospflanzung Salangkaua, beaufsichtigte den Bau der Werftanlagen in Finschhafen sowie den Bau der Straße zum Sattelberg und war kurzzeitig auch Kapitän des Missionsschiffs. Aus gesundheitlichen Gründen zog er 1922 auf den Sattelberg. Nach der japanischen Invasion mußte er das Land verlassen. Von Johannes Julius Stolz zum Missionar ordiniert, konnte Helbig nach Kriegsende bis 1951 erneut in Neuguinea tätig sein. Seinen Lebensabend verbrachte er in Tanunda in Südastralien.

ERSTLINGSTAUFEN AUF SATTELBERG UND GRÜNDUNG VON HELDSBACH UND WAREO

In Simbang waren die Erstlinge der Melanesier getauft worden. Es waren zwei ältere Jabimschüler, und die Taufe konnte erfolgen, nachdem die Station 13 Jahre bestanden hatte. Eine ähnlich lange Zeit dauerte es auch auf Sattelberg, bis die Erstlinge aus der Bergbevölkerung, ebenfalls zwei ältere Schüler, getauft werden konnten. Es waren Ajang, der Häuptlingssohn, und Guba, beide von Laokupe.

Ich hatte in den letzten Jahren aus biblischen Geschichten auch eine erste Übersetzung des Markusevangeliums niedergeschrieben. Biblische Geschichte trieben wir ja bald von Anfang an in der Schule. Bei dem Taufunterricht, den ich mit den beiden Jungen hielt, legte ich das einfache Evangelium nach Markus zugrunde, und da die beiden Jungen gut lesen und schreiben konnten, ließ ich sie das Markusevangelium auch abschreiben. Es waren beide begabte Jungen, nicht mehr gar zu jung, und sie wünschten also, nach dem Beispiel der beiden ersten Christen in Jabim auch die Taufe zu erhalten.

Ein Kapitän hatte einmal zu Missionar Pfalzer gesagt, er könne doch wohl an jedem Morgen vor [dem] Frühstück ein paar Schwarze bekehren. Und kürzlich sagten Parteileute⁵ zu Missionsinspektor Langholf⁶, die Bekehrung von Eingebornen würde doch wohl dadurch bewerkstelligt, daß ihnen Geschenke verabfolgt würden. Die Praxis der Katholiken ist ja derart, daß solche Vermutungen gehegt werden können, wenn sie z. B. Verwundete in Kämpfen als in Todesgefahr sich befindend schnell taufen, die dann zuweilen wieder gesund werden und keine Ahnung haben von dem, was Christentum sei. Auch Jesuiten in Parauaj gaben einst die Losung aus, durch allerlei Kunstgriffein einer sinnreichen Lieb müßten die Eingebornen gewonnen werden.⁷ Dazu gehört dann natürlich auch, daß man durch Geschenke dieselben sich geneigt macht. Die Geschenkpraxis war bei uns von Anfang an verpönt, und unser Grundsatz war: für nichts gibt es nichts. Die Anschauungen und Meinungen der Weltleute, auch solcher, die längere Zeit unter Eingebornen leben, sind ja gar sehr oberflächlich. Der eine sagt, die Eingebornen können doch die erhabenen Lehren des Christentums nicht fassen, ein anderer in Finschhafen sagte mir einmal, nun, Menschen können diese Schwarzen doch nicht sein. Doch wir Missionare wissen es besser, daß die einfachen

5 Gemeint sind Mitglieder der NSDAP.

6 Johann Langholf, ein Wolhynien-Deutscher aus der Ukraine, begann seine Arbeit am Neuendettelsauer Missionsseminar 1933.

7 Siehe dazu II 365.

Naturmenschen die Wahrheiten des Christentums fassen können, wenn sie ihnen lange genug vorgelebt werden und auch in Werten bezeugt und verkündigt werden. In unserer Neuendettelsauer Mission auf N[eu] G[uinea] wurde nicht voreilig getauft, und die beiden Erstlinge in Jabim wie in Kai waren nicht etwa die ganze Frucht 13jähriger Arbeit, sondern nur die sichtbare Blüte, und daneben waren die Anschauungen des Heidentums ins Wanken gekommen, und das Verständnis des Evangeliums dämmerte gar vielen Dorfleuten auf, wie die weitere Entwicklung des Werkes zeigen wird. Auch ist es nicht an dem, daß sozusagen keine Erstlinge getauft werden dürften, ehe nicht der ganze Stamm taufwillig ist. Einige müssen vorausgehen, und bei normalen Verhältnissen folgen dann die übrigen nach. Das war der Gang der Dinge in unserer Neuendettelsauer Mission auf N[eu] G[uinea]. Da hatten ja in den ersten Anfängen die Eingebornen absolut keine Anschauung von dem, was die Heidenboten bringen.

88|89 Anders ist es jetzt, wo Eingebornenkirchen entstanden sind und die | Nachbarstämme an diesen heidenchristlichen Kirchen die Anschauung haben. Da ist dann eher zu erhoffen, daß Familien, Sippen, Stämme sich geschlossen entschließen, das *Miti* anzunehmen. Es wird da immer darauf ankommen, daß führende und maßgebende Leute sich für das Christentum entscheiden, und man würde niemals es abwarten können, bis jeder widersprechende Querkopf sich dafür entscheidet.

Also 1892 wurde die Arbeit unter den Kai auf Sattelberg begonnen, und an Epiphaniën 1904 konnten die beiden Erstlinge getauft werden, die vorhin genannten älteren Schüler.

Am nächsten Tag ging es dann hinunter nach Heldsbach zur Gründung einer Hilfsstation für Sattelberg. Ich hatte für diese Sache ein Referat ausgearbeitet und führte aus, inwiefern Heldsbach Hilfsstation für Sattelberg werden sollte, einmal zur Erleichterung der Transporte zum Berg, dann auch, um Arbeitsgelegenheit für junge Leute zu bieten, daß sie nicht soviel genötigt werden sollten, in die Ferne zu ziehen. Ich hatte vorsorglich beim Kaiserlichen Gouverneur angefragt, ob wir die kleine Ebene bei Heldsbach würden zu Eigentum erhalten können für Anpflanzungen und womöglich gratis, und er sagte zu. Es ging bei Gründung von Heldsbach ähnlich wie bei Gründung von Sattelberg, weil ich selber zu der Aufgabe bereit war, stimmten meine Mitarbeiter zu.

Kurz vor Heldsbach wurde die Station Wareo gegründet. Ngasamu⁸ strebte nach einem eigenen Platz. Wir waren drei Mann auf Sattelberg, und an dem einen Ort war nicht missionarische Arbeit genug für drei. Nun streifte Ngasamu in die Umgebung. Erst meinte er, auf einem Bergzug zwischen Sattelberg und Simbang wollte er eine Station gründen. Wir sagten: das ist doch zu nahe. Dann ging er nach Westen, einige Stunden hinter Sattelberg, auf der Nantuwaneng, wollte er eine Station

8 Zur Erklärung dieses Namens, mit dem die Einheimischen den Missionar Andreas Zwanzger anredeten, siehe I 119 mit Anmerkung 153.

gründen, und dann ging er nach Australien, sich eine Frau zu suchen. Bei näherer Überlegung meinten Keyßer und ich und auch Decker, der nun in Deinzerhöhe war, es wäre doch ungeschickt, so nahebei Sattelberg vom Hinterland abzuschließen, und die Transportschwierigkeiten für diese nahe Hinterland-Station würden zum guten Teil auf Sattelberg fallen. Während nun Ngasamu in Australien war, machten Keyßer und ich uns auf die Strümpfe zu einer weiteren Missionsreise nach Westen und Norden. Es war ein regnerischer Tag, und ich hatte den wichtigsten Teil meines Gepäckes auf der Station vergessen, aber meine Frau schickte mirs nach zur nächsten Nachtstation. Wir gingen eine gute Strecke über die Nantuwaneng weiter nach Westen, aber noch nicht bis nach Hube. Über die Quellen des Busim-Flusses gingen wir hinüber nach dem Wareo-Gebirgszug und denselben hinaus bis zur See. Ein tiefes Tal scheidet den Wamuro-Gebirgszug von Sattelberg, und es sind viele Dörfer drüben, in einigen derselben wird derselbe Dialekt gesprochen wie auf Sattelberg. Damit konnte dort der Anfang gemacht werden, und diese zweite Station in Kate hatte ihr eigenes Hinterland nach Nordwesten, und dem Sattelberg verblieb sein Hinterland nach Westen. Dazu hatte Wareo dann seinen eigenen Weg nach Finschhafen, ohne Sattelberg beschweren zu müssen. So stand es für uns gleich fest: der gute Platz Wareo auf dem Wamuro-Gebirgszug ist der richtige Platz für die zweite Kai-Station. Etwa 2 000 Fuß hoch mit schönem ebenem Land, herrlichen Waldbeständen, Wasser in der Nähe, ist er der richtige Platz, von dem man erwarten konnte, daß er auch gesund sein würde, was auch wichtig war für Zwanzger, der bald im Anfang an schweren Schwarzwasserfiebern gelitten hatte. Auf der nächsten fälligen Konferenz stellten wir beide, | Keyßer und ich, den Antrag, daß Wareo die zweite Kai-Station werden sollte. Der Beschluß wurde einstimmig gefaßt, und Br. Zwanzger ging nach Rückkehr mit Frau auch willig darauf ein.

89|90

Inzwischen war nun auch noch eine Veränderung in Simbang geschehen. Der Br. Vetter faßte mit unserer Zustimmung den Entschluß, auf der Obaseka, d. h. „große Grasfläche“, zwischen den wichtigsten Jabimdörfern Ginggala, Ngasegalatu und Qualansam eine Station anzulegen, da in jenen Dörfern die Bewegung zum Christentum entstand, und er so diesen Leuten näher sein würde, solche gute Gelegenheit auszunützen.

Der Br. Pfalzer ging als unser Geschäftsführer und Missionar nach Finschhafen und war damit auch da für die Dörfer um Finschhafen. Unser Ober-Simbang wurde nun zur dritten Kai-Station, indem die Hinterländer aus dem Westen und ihre Jungen nach Simbang kamen, erst unter Hansche und dann unter Schnabel. Immerhin hat dabei Ober-Simbang an die 17 Jahre als Missionsstation gedient, erst für Jabim, dann für Kai. Der Br. Schnabel zog sich dann langsam nach dem Westen zurück, erst auf den kleinen Berg Mosam mit schöner kleiner Gipfelebene, dann nach etlichen Jahren mehrere Stunden weiter nach Westen auf den noch höheren Berg Quem-

bung. Also Simbang-Mosam und Simbang-Quembung waren nach einander unsere südliche Kai-Station. Wahrzeichen von Quembung sind eine herrliche Gruppe von Araukarier-Fichten, die über den Hochwald weit hinausragen. Das Quembung liegt auch ungefähr 2 000 Fuß hoch, ähnlich wie Wareo. Somit hatten wir eine gleiche Front gegen das Inland, drei Kai-Stationen, in denen die gleiche Sprache kultiviert wurde. Sattelberg war da in der Mitte, und nach Süd und Nord lagen diese beiden Stationen. Betrug im Anfang die Kate sprechende Seelenzahl nur etwa 1 000, so wurden durch diese drei Stationen die verwandten Dialekte aufgesogen, und es begann eine segensreiche Sprachausbreitung.

Um das gleich vorauszunehmen: Es konnten nicht für alle Zeiten weiße Missionare auf diesen drei Stationen, oder mit Heldsbach vier, stationiert bleiben. Mit Entstehung einer eingebornen Kate-Kirche und der Heranbildung eingeborner Gehilfen mußte eine Zusammenlegung dieser Stationen stattfinden. Sattelberg ist und bleibt der Hauptort. Der Kirchenbezirk von Sattelberg mit Einschluß von Wareo, Quembung und Heldsbach hat ungefähr 18 000 Einwohner, wovon zur Zeit 12 000⁹ getauft sind und die übrigen 6 000 sich in die christliche und kirchliche Ordnung finden.

Neben der missionarischen Arbeit auf Sattelberg zu Anfang des neuen Jahrhunderts ging natürlich die wirtschaftliche Arbeit immer nebenher, und einen sehr guten Mann dafür hatten wir an dem Br. Keppler, also auch ein geborner Hochuli aus der Schweiz. Die Familie war nach Australien ausgewandert. Dort starb bald die Mutter, und die noch kleinen Kinder kamen ins Staatswaisenhaus und wurden an gute Familien ausgegeben, unsere beiden, Br. und Schwester Keppler, an die fromme Familie Keppler bei Yorketown, und fanden von da den Weg in die N[eu-]G[uinea-]Mission. Die Schwester Keppler hat bei ihrem Europa-Urlaub auch ihre Schweizerheimat besucht, und ihre Freunde dort haben in der Folge auch unsere N[eu-]G[uinea-]Mission unterstützt. Br. Keppler mußte vorm Weltkrieg mit krankem Kind nach Australien und konnte aus gleichem Grund nicht wieder nach N[eu] G[uinea] zurückkehren, was wir alle von Herzen bedauern.

Also, wie gesagt, die wirtschaftlichen Arbeiten auf Sattelberg gingen weiter. Es gab allerlei Not und Mühe. Auf dem Rücken des Sattelberges fanden sich unzählige Schweinegruben, und | beim Waldfällen und Aufräumen hatten wir versäumt, dieselben zuzufüllen. Nun war Weidegras darüber gewachsen, und es verunglückten mehrere Stücke unseres wertvollen Rindviehes. So arbeitete ich einmal mehrere Wochen mit einer Anzahl Jungen daran, die verborgenen Gruben in der Umgebung unseres Kulturlandes aufzusuchen und einzuebnen.

Unsere ausgedehnten Batatenfelder¹⁰ zu Ernährung der Kostschüler und Stationsjungen wurden häufig durch Waldschweine verwüstet. Ich selber wollte bei der Über-

9 Im Original steht versehentlich 12 999.

10 Süßkartoffelfelder.

wachung helfen, ließ mir an eine gefährdete Stelle eine alte Brettertür tragen, und den geladenen Karabiner in der Hand wollte ich selbst Nachtwache halten. In meinem Mantel gehüllt, schlief ich in der frischen Luft fest ein und fand am nächsten Morgen das Fruchtfeld um mich herum zerwühlt und ausgefressen, nur ich mit meiner Waffe war verschont geblieben.

An einer Stelle machten wir selbst Fallgruben. In einer Regennacht fing sich ein alter Eber, dem ein Hinterbein fehlte und eine Bleikugel vor der Brust eingewachsen war, der also mit unsern Kugelbüchsen schon Bekanntschaft gemacht hatte in früheren Zeiten. In einer anderen Grube waren mehrere Frischlinge eroffen zu willkommener Mahlzeit für unsere Jungen.

Nach unserem nächsten Wasserplatz am Südabhang des Berges hatten wir immer wieder guten Weg zu bahnen für unser Vieh, damit es zur Tränke getrieben werden konnte.

Damit genug vom Sattelberg. Nun Näheres über Ausbau und Entwicklung von Heldsbach, der Hilfsstation für Sattelberg. Wie schon früher bemerkt, ging ich am nächsten Tag, da am Epiphaniensfest 1904 unsere beiden Erstlinge getauft worden waren, nach Heldsbach hinab und mit mir ein Teil unserer zahlreichen Schuljungen. Die beiden Neugetauften ließ ich bei Br. Keyßer. Der eine davon, Aiang, wurde mit der Zeit sein tüchtiger Gehilfe und Lehrer am Platz, der andere, Guba, wurde einer der führenden Gehilfen bei Eröffnung der Hube-Landschaft.

Den Br. Keppler ließ ich auch auf Sattelberg bei Keyßer zur Führung der äußeren Wirtschaft, dabei konnte er gelegentlich auch in Heldsbach aushelfen. Meine Familie blieb in unserer Wohnung. Die erste Nacht in Heldsbach brachte ich mit meinen Jungen in einer *boze* oder Schutzhütte¹¹ zu. Und nun ging es an den Aufbau von Heldsbach. Erst errichteten wir unten am Fahrweg auf mäßiger Anhöhe ein Lagerhaus mit Jauengwänden und Blechdach, daran ein Schuppen für Fuhrwerk. Dann erbauten wir auf dem ersten Hügel der Grasfläche ein einräumiges Nothaus für mich mit Jaueng und Blechdach, daneben [ein] kleines Kochhaus und [den] Hühnerstall, sowie auch ein Jungenhaus. In einer leichten Einsenkung daneben erbauten wir unsere erste Kirche mit Dach von Sagolaub, in der auch Schule gehalten wurde. Auf der zweiten höheren Terrasse wurde später ein geräumiges Wohnhaus errichtet. Beim Bau desselben half noch der junge Br. Helbig, der neu ins Land gekommen war. Dazwischen wurde mit Anpflanzungen begonnen, auf der luftigen Grashöhe wurden Zitronen-, Mandarinen- und Orangenbäumchen angepflanzt, vor allem aber die herrlichen Mangobäume, die später reichliche Früchte trugen.

Einen großen Vorzug hatte Heldsbach an dem Bach, der an der Stelle aus den Bergen heraustritt mit Wasserfällen und schönen Badebassins. In der kleinen Küstenebene unten fingen wir an, Kokospalmen zu pflanzen und dazwischen Bataten zu bauen

11 Käte (Schreibweise heute unverändert).

zur Ernährung der Jungen. Den Namen Heldsbach gaben wir dem Ort zu Ehren unsers guten Br. Held, der in Simbang zu Ende des Jahrhunderts gestorben war nach sehr kurzem Aufenthalt im Lande. Mit dem neuen Wohnhaus auf Heldsbach wurde das halbe | Dutzend von Häusern voll, die ich in meiner bisherigen Missionslaufbahn errichtet hatte, das in Bethesda eingeschlossen. Wenn ich aber meiner lieben Frau gegenüber renommierten wollte, was für einen guten Mann sie hätte, der ihr schon sechs Häuser gebaut, da bemerkte sie, sie wäre mit einem einzigen an einem guten Ort auch zufrieden gewesen. Dies einzige wurde uns dann noch für den Ruhestand in Tanunda gebaut, worin sie dann doch noch über drei Jahre leben konnte.

Alle 14 Tage ging ich für einige Tage auf den Sattelberg, wenn das Wetter es erlaubte; immer mit einem Fuhrwerk mit Vorräten beladen. Damit war also auch Heldsbach Hilfsstation für Sattelberg. Jeden zweiten Sonntag und ein paar Werkstage war ich dann immer oben, hielt deutschen Sonntagsgottesdienst, gab den beiden älteren Kindern Konfirmandenunterricht und Wilhelm auch Stunden zur Fortbildung. Im übrigen arbeitete er mit Br. Keppler in der Wirtschaft. Keyßer war vollständig frei und unabhängig für die Arbeit auf Sattelberg und auch zur Eröffnung des Hinterlandes nach Bub[u]i hinein.

In Heldsbach hatte ich immer ganz gute Jungen, die in den Tagen meiner Abwesenheit die nötigen Stationsarbeiten laufend erhielten. Der neue Platz wurde bald sehr arbeitsreich, und [dort] erhielt ich in dem Br. Wacke¹², der neben Hansche in Simbang sich in die Katesprache eingearbeitet hatte, einen tüchtigen Assistenten. Nun war auch die Zeit gekommen, das Poumland aufzuschließen. Mit Wacke und Wagner von Wareo machten wir die erste Untersuchungsreise und lernten die Dörfer der Küste entlang kennen. Hinter Hardenberg-Huk stellten sich uns eine Anzahl Bogenschützen in den Weg und klapperten mit ihren Pfeilen. Ich sagte zu meinen Begleitern nach einer Reminiszenz aus einer Lektüre: „Wer flieht, geht wieder ins Gefecht, wer bleibt und fällt, der kann das nicht!¹³ – Die kriegen wir schon noch.“

In Heldsbach waren inzwischen auch schon Taufen erfolgt. Die unteren Kaidörfer gehörten ja zu Heldsbach. Die Bewegung zum Christentum hin hatte nach den Erstlingstauen auf der ganzen Linie begonnen, in Sattelberg, Heldsbach, Simbang und auch in Jabim unten. In den früheren Zeiten hatte ich an den Sonntagnachmittagen immer irgend welche benachbarten Dörfer besucht. Nun war die Zeit der Gegenbesuche der Dorfleute gekommen zu den Missionsstationen. Oft schon am Sonnabend

12 Der Altlutheraner Karl Wacke (1880–1942) stammte aus Pirnig in Schlesien. Er reiste 1903 nach Neuguinea, wo er 1907 die Missionsstation Sialum gründete. Dort wirkte er jahrzehntelang unter den Ono. 1939 wurde Wacke in Australien interniert. Im Gefangenenlager erlitt er einen Schlaganfall, an dessen Folgen er starb.

13 Flierl bezieht sich auf den Vers III 3,243f. in Samuel Butlers Epos Hudibras (1663–1670). Die zitierte Übersetzung stammt von Dietrich Wilhelm Soltau (dort III 3,245f.).

kamen die Ferneren und Sonntag in der Frühe die näher Wohnenden. Schon im Jahre 1905 konnten wir aus der Zahl unserer Getauften in Heldsbach einen Evangelisten nach Poum setzen mit Namen Anu, er konnte weder lesen noch schreiben, aber gut erzählen und reden, seine Frau und Tochter konnten auch lesen, und die Frau half dem Mann in den Versammlungen bei den Eingebornen. Anu hatte seine Residenz in Blücherhuk, und er befriedete die Bogenschützen, die weiter nördlich wohnten, so daß wir bei weiteren Reisen bis zu dem volkreichen Sialum vordringen konnten, wo dann später Wacke seine hoffnungsvolle Station anlegen konnte, für die ihm dann noch Saueracker und Stolz¹⁴ zur Verstärkung zugeschickt wurden. Während des Weltkrieges wurde die Station Sialum auf die schöne Hochebene Kalasa verlegt am Fuße des mächtigen Cromwell-Gebirges, eines Teils des Finisterre, allwo der zahlreiche Stamm der Ono wohnte: es sind das keine Melanesier, sondern gehören alle zu dem großen Volk der Papua des Inlandes. Als dann die Station Sialum gegründet war, konnten wir eine Missionsreise machen nach dem berühmten Sio, wo auf einer kleinen Insel tausend Menschen dicht zusammen wohnten. Das sind aber Melanesier. Beim ersten Besuch schon redeten sie uns in Pidgin an, da viele ihrer jungen Leute schon auswärts gewesen waren als Arbeiter. |

92|93

Bei Sio erhielt dann Br. Stolz seine Station, und er konnte in langjähriger Arbeit die Sio-Leute christianisieren. Auf der kleinen Insel haben sie nur ihre Häuser, eine kleine Stadt der Südsee, auf dem nahen Festland sind ihre Palmenbestände und ihre Ländereien für Felder und Gärten. Einige Dörfer des gleichen Stammes finden sich am Festland und der Raiküste entlang nach dem Nordwesten.

An Pfingsten 1905 wurden unsere beiden älteren Kinder auf dem Sattelberg von mir konfirmiert, und um es gleich vorweg zu nehmen, an Pfingsten 1908 die beiden jüngeren Kindern in Heldsbach. An diesem Festtag nachmittags hatten wir dann unsern Kaffee unter einem schönen Baum der sog[enannten] indischen Rosenäpfel, der in der Nähe der Station steht, wo dann der Hain von etwa 100 Mangobäumen entstand.

Besondere Erlebnisse führten zu der Gründung unserer Gehilfenschulen. Es war uns ja klar geworden, daß wir solche in nicht zu ferner Zeit haben müßten. Im Jahre 1904 kam Missionar Bamler aus Heimaturlaub zurück, verheiratet mit einer Großnichte von Pfarrer Löhe.¹⁵ Sie bekam auf der Station ihres Mannes in Deinzerhöhe bald schwere Schwarzwasserfieber und mußte darnach lange Zeit auf den Bergstatio-

14 Der ausgebildete Maurer Michael Stolz (1884–1931) aus Geslau in Mittelfranken war von 1907 an in Neuguinea tätig. Nachdem er zunächst Wacke in Sialum unterstützt hatte, gründete er 1910 weiter nördlich die Station Sio. Stolz starb auf der Heimreise nach der Landung in Genua auf dem Schiff.

15 Frieda Bamler, geborene Löhe, verheiratete sich 1904 und reiste dann mit ihrem Mann nach Neuguinea aus. Als dieser 1928 auf den Siasi-Inseln von einem fallenden Baum erschlagen wurde, war sie auf der entlegenen Station mit den einheimischen Christen zunächst allein.

nen leben, während ihr Mann seine Arbeit an der Küste hatte. Als ich da einmal von Heldsbach auf den Sattelberg ging und im Süden die schöne Berglinie des Logaweng sah, von der ich wußte, daß eine feine Hochebene sich darauf befand, über die ich öfters gekommen war bei Besuchen der Jabim-Station, da durchblitzte mich der Gedanke, dieser Logaweng möchte der gegebene Platz sein für die Jabim-Gehilfenschule, durch Br. Bamler zu gründen, wo seine Frau würde bei ihm wohnen können. Ich schrieb Referat über Gründung von Gehilfenschulen und stellte Antrag, daß Br. Bamler auf dem Logaweng die Jabim-Gehilfenschule gründe. Er war sofort Feuer und Flamme dafür, und es geschah dann auch bald darnach. Der Logaweng wurde eine große Station mit großer Wirtschaft. Es gab darauf reichlich gutes Bauholz und schönes Land für Felder und Weiden. Br. Bamler fing an dem Ort die Jabim-Schule an und auch die Missionsdruckerei, und seine Frau konnte auch auf der Station es gesundheitlich aushalten. An einem Gebirgsbächlein in der Nähe machte Br. Hertle auch den Versuch, eine Sägemühle einzurichten, die aber zu wenig Wasser hatte. Eine solche wurde dann erbaut an dem starken Butaweng-Bach, der vom Logaweng aus in den Bubui fließt und ein Vierteljahrhundert unserer Mission viel Baumaterial geliefert hat. Ein Zimmermann aus Schlesien names Göhl¹⁶ arbeitete auch eine Zeit lang mit Bamler auf dem Logaweng, der wurde durch Malaria förmlich geistesgestört, so daß wir froh waren, ihn wohlbehalten nachhause senden zu können, wo er dann wieder ganz normal wurde. – Nach dem Vorgang von Br. Bamler eröffnete dann Br. Pilhofer die Kate-Gehilfenschule in Simbang-Mosam, die später nach Heldsbach verlegt wurde, wo sie jetzt noch besteht. Die Anpflanzung durch Kokospalmen in der Küstenebene entwickelte sich zu unserer besten Palmenanpflanzung. Es sind fast 120 ha. bepflanzt und [es] stehen in der Regel auf dem ha. 100 Palmen. Sie erhielt mit der Zeit ihren eigenen Verwalter in dem Br. Döbler¹⁷. So war dann eine Zeit lang Heldsbach eine sehr große Station mit 5 Hausverwaltungen: Seniorat, Gehilfenlehrer, Missionar und Pflanzungsverwalter. |

93|94

16 Der Zimmermann Gottfried Göhl, der 1877 in Schwirz in Schlesien geboren war, arbeitete 1907 nur neun Monate lang für die Mission, ehe er krankheitsbedingt das Land verlassen mußte.

17 Der Landwirt Kaspar Döbler (1888–1971) aus Schöttlehof bei Donauwörth hatte sich bei der Neuen-dettelsauer Mission als Verwalter beworben. Von 1913 bis 1939 machte er die Pflanzung in Heldsbach zu einem gewinnträchtigen Unternehmen, das in den Jahren des Zweiten Weltkriegs half, die Mission zu erhalten. Er war während des Kriegs interniert und kehrte dann nach Deutschland zurück.

GROSSES ERDBEBEN UND SCHWERE KRANKHEIT

Es gibt ja in N[eu] G[uinea] häufig kleinere Erdbeben. Das schwerste aber erlebten wir im September 1906. Wir wollten am nächsten Tag eine kleinere Konferenz da¹⁸ abhalten. Es waren neue Brüder eingetroffen aus der Heimat, nämlich Böttger¹⁹ und Raum²⁰, und wir waren so eine ziemliche Versammlung auf der neuen Station. Da in der Nacht wurden wir aufgeschreckt durch ein ganz furchtbares Erdbeben. Gefüllte Mehldosen in Kubusgestalt und ziemlich schwer stürzten um, und alles, was nicht niet- und nagelfest war am Hause, wurde zu Boden geschleudert. Das neue Haus jedoch hielt stand; es war nicht auf Pfosten gebaut und festgenagelt, sondern der Rost des Hauses von Hartholz lag auf harten Böcken von Eisenholz und diese auf harten flachen Steinen aus dem Bach. Alles wurde aus dem Schlaf aufgeschreckt und sprang hinaus in den offenen Hof, und da immer wieder neue Stöße kamen, so blieben wir den Rest der Nacht im Freien, obwohl das neuerbaute Haus ja nicht einfallen konnte. Wir fanden es am nächsten Morgen nur um wenige Zoll verrückt, doch war alles in der Waage geblieben. Von allen Dörfern her kamen Schreckensnachrichten. An der Poum-Küste hatte sich ein Uferfelsen losgerissen, und ein darunter schlafender Schwarzer war erdrückt worden. An manchen Stellen hatte die Erde Risse bekommen. An steilen Berghängen waren Bergrutsche eingetreten, und der weiße Untergrund der Kreide war zutage getreten, nachdem Wald und Erdboden darunter in die Tiefe gegangen war. Manche Häuser am Rand steiler Hänge waren abgestürzt. Es ging ein Erschrecken durch die ganze Bevölkerung des Landes. Bald kam auch die Hiobspost vom Berge, wo ja meine Familie noch lebte, daß unser großes Wohnhaus von den Pfosten herunter gebrochen war. Das Haus war ja noch kein Jahrzehnt alt. Aber in dem feuchten Boden des Berges faulen die Pfosten im Erdboden eben gar schnell. Die mehr unverwüsthlichen Eisenholzpfosten gibt es ja auf der Höhe des Sattelberges nicht. Wir hatten schon nach früheren leichteren Erdbeben gemerkt, daß viele Hauspfosten

18 Gemeint ist in Heldsbach.

19 Der ausgebildete Schreiner Hermann Böttger (1876–1956) wurde 1906 nach Neuguinea ausgesandt. 1907 gründete er zusammen mit Karl Mailänder die Station Malalo. Böttger eignete sich die Buchdruckerkunst an und war von 1914 bis 1942 in der Missionsdruckerei tätig. Er erstellte unter schwierigsten Bedingungen Gesangbücher, Fibeln, Lehrbücher und andere Publikationen in den verschiedenen Sprachen. Nach seiner Internierung während des Zweiten Weltkriegs blieb er in Australien.

20 Der Hütejunge und Kleinknecht Hans Raum (1884–1960), in Eschenbach in der Oberpfalz geboren, trat 1902 in das Neuendettelsauer Missionsseminar ein. Von 1906 bis 1915 arbeitete er in Neuguinea. Raum wurde im Ersten Weltkrieg vier Jahre lang in Australien interniert, da er beschuldigt wurde, deutsche Beamte beherbergt zu haben. 1921 kehrte er nach Deutschland zurück und ging 1923 als Pfarrer in die USA.

nicht mehr gut waren, darum hatten wir das ganze Haus etwa einen Meter hoch unterschüttet mit Kreideerde. Da mußten unsere Jungen Tag für Tag von der nächsten Anhöhe her Erdreich zutragen, und wenn es dabei manchmal schwer regnete, so sagte der Br. Keyßer nur: „Ach, ach! Ach, ach!“

Nun war also die Nachricht gekommen. Einige noch feste Pfosten hatten den Fußboden des Mädchenzimmers durchstoßen, ein umfallender Schrank war auf mein Bett gefallen, in welchem ich zum Glück nicht lag, Treppe und Veranden waren niedergebrosen und manches am Haus schwer beschädigt. Beim Sturm des Erdbebens waren Thüren und Fenster verklemmt, so daß man zunächst nicht hinauskonnte. So fiel nun die Konferenz aus, und ich machte mich auf, nach Sattelberg zu gehen und den Schaden zu beschauen. Keyßer's Haus zu ebener Erde hatte weniger gelitten, auch das kleine Erholungshaus mit drei Zimmern, das Br. Keppler vor einiger Zeit erbaut hatte, war ziemlich intakt geblieben, und meine Familie war in eines dieser Zimmer umgezogen. Der Weg den Berg hinauf wurde mir sehr schwer, und ich fühlte das Herannahen einer ernsten Krankheit. Ich hatte wohl auch den Fehler begangen, nachdem ich auf Sattelberg fieberfrei geworden, dann auch in Heldsbach kein Chinin mehr zu nehmen, so hatten sich wohl die Krankheitsstoffe der Malaria im Körper angesammelt, und die Schrecken des Erdbebens bewirkten dann den Ausbruch der Krankheit. Bis nach Hembongo kam mir Hänsing entgegen und hatte in einem Netzsäcklein gute reife Bananen bei sich, | die mir eine große Erquickung und Erfrischung waren.

Ich schleppte mich nun gar auf den Berg hinauf. Ich hatte nicht Zeit noch Lust, den durchs Erdbeben angerichteten Schaden an unserm großen Wohnhaus näher zu beschauen. Ich war nur froh und dankbar darüber, daß meine Familie und alle Geschwister keinen Schaden genommen auf dem hohen Berg, wo solch schlimme Erderschütterungen sich immer ärger auswirken als in der Ebene. Am Wege bei Nugo, nicht mehr ferne vom Gipfel, sah ich tiefe Erdrisse, als hätte der Berg auseinander reißen wollen. Von oben sah man in der Ferne weiße Kreideflächen an Stellen, wo früher dunkler Wald gestanden hatte.

Ich begrüßte meine Lieben und ließ mich in das Zimmer führen im Erholungs- haus. Die Kinder waren in einem Zimmer einquartiert, und ich legte mich in unserm Zimmer zu Bette und lag für mehrere Wochen schwer krank darnieder.

Es war das schwerste Fieber, welches ich je in Neu Guinea durchzumachen hatte. Es hielt Wochen lang an mit sehr hohen Temperaturen und den wildesten Fieberträumen und Phantasien, es [war] wenig Unterschied zu erkennen zwischen wachen und Traumzuständen. Alles, was im Unterbewußtsein ruhte, kam zu Tage. In den Jahren vorher hatte man gelesen von der Revolution in Rußland und den verübten Grausamkeiten, da träumte mir im halbawachen Zustand, die wilden Inländer wären herausgekommen, unsere Kinder zu erschlagen. Ich erhob mich von meinem Krankenlager und bestand darauf, mich zu dem Kämmerlein hinauszuführen, wo unsere

Kinder wohlbehalten im Schläfe lagen. – Diese Angstvorstellungen mochten zum Teil daher kommen, daß Bruder Hansche nicht lange vorher inland auf Sattelberg heraufgekommen war und behauptete, im Dorfe, da er übernachtet, hätte er die Leute reden hören über Pläne, Sattelberg zu überfallen, die Männer zu erschlagen, Frauen und Kinder gefangen fortzuführen. Im gesunden Zustande und wachend wies ich damals solche törichten Mißverständnisse entschieden ab. Sie erinnerten an Mißverständnisse der Weißen in Finschhafen kurz vor meiner Ankunft im Lande, da man auch [einen] Überfall der Umwohner fürchtete und Wachen aufstellte. Ein wachender Malaje mit Glocke in der Hand wurde dabei vom großen Bernhardinerhund des Speisewirts Götz auf den Boden gelegt, das Sturmglocklein ertönte, die Herren liefen zusammen und fanden nichts weiter. So war es auch mit meinen ängstlichen Wahnvorstellungen im schweren Fieber auf Sattelberg. Zu meiner Frau sagte ich öfters, wenn sie mir Erfrischungen brachte, sie käme wohl als Marketenderin aus dem dreißigjährigen Krieg. Figuren in den gestickten Fenstervorhängen erschienen mir als schreckliche Ungeheuer. Ich glaubte mein Bett von Geistern umgeben und fragte einen solchen, ob ich wieder gesund würde, und erhielt die Antwort: „Du wirst noch 15 Jahre leben!“ – Wohl eine Reminiszenz an Hiskia.²¹ – Da erwachte auch noch im Fieberwahn das Gewissen: Man dürfe doch Geister nicht fragen um die Zukunft. Ich bestand darauf, daß Br. Keyßer im Talar käme, meine Beichte darüber höre und mich absolviere.

Ich mußte viel Chinin schlucken, Ströme von Fieberschweiß vergießen, so daß meine liebe Frau von Keyßer trockenes Unterzeug für mich leihen mußte, und allmählich wurde es wieder besser mit meiner schweren Krankheit.

Ich stand wieder auf und erstarkte allmählich. Derweilen reparierte der geschickte Bruder Keppler unser niedergebrochenes Wohnhaus, das auf den Trümmern der umgebrochenen Pfosten lag, aber aus meist gutem Buschholz so gut gefügt und genagelt war, daß es seine gute Form beibehielt. Keppler holte mit dem Wagen Kreidesteine aus einem nahem Steinbruch am Anhang des hinteren Gipfels. Diese Steine wurden mit | Beil viereckig behauen – wir hatten aus diesem Material auch schon schöne Taufsteine angefertigt, aus unserm Neu-Guinea-Marmor –, Keppler mit den wackeren Kai-Jungen zog unterm Haus die Trümmer hervor. Hie und da wurde der Rost mit [einer] Winde gehoben und die Kreidesteine als feste Unterlagen untergeschoben und alle Schäden ausgebessert. Das Haus war nun wieder gut bewohnbar, wenn auch einige Fuß niedriger stehend, doch immer noch luftig über dem Erdboden, nur konnte man nicht mehr darunter gehen und stehen. Es hat noch über zwanzig Jahre gute Dienste getan.

95|96

21 Flierl denkt an eine biblische Geschichte: Dem todkranken König Hiskia läßt Gott sagen, daß er sterben wird. Als Hiskia aber betet und weint, verheißt ihm Gott, daß er weitere 15 Jahre leben wird (2Kön 20,1–6).

Auch meine Gesundheit war wieder repariert, ich wurde allmählich wieder aktions- und reisefähig. Nun war ich durch Schaden klug geworden. Ich nahm von nun an wieder regelmäßig prophylaktisch Chinin, so lange ich im tropisch[en] Neu Guinea lebte und arbeitete, immer in fünf Tagen 1 Gramm in zwei Dosen an zwei Abenden, und blieb hinfort dauernd fieberfrei.

Der Bruder Wacke hatte während meiner Krankheit in Heldsbach wohl eingehütet und die Arbeit gut fortgesetzt. Nun war es Zeit, daß er die Gründung von Sialum begann. Vorher machte ich noch mit Bruder Zwanzger von Wareo eine Reise nach Sialum, um den genauen Stationsplatz auszusuchen. Bei schönem Wetter im Oktober fuhren wir mit Kanu hinauf. In Poum und besonders bei Sialum findet sich das wunderbare Terracenenland. In Perioden scheint das Land sich gehoben zu haben von Stufe zu Stufe. Immer neue Korallenwände entstanden und darauf ebene Landstriche mit ganz gutem Boden. Eine solche Terrace in ziemlicher Erhebung über dem dichtbevölkerten Inselchen Sialum mit etlichen Hundert Einwohnern erschien uns der beste Platz für die neue Station des Bruder Wacke, der schon vorher mit mir den Platz eingesehen hatte. Er gefiel auch Zwanzger. Zwischen Insel und Festland findet sich ein guter Hafen mit gutem, wenn auch engem Eingang. Auf der Insel von Sialum und einer benachbarten, der Insel Quambu, finden sich nur die Wohnhäuser der Leute. Ihre Felder und Gärten befinden sich auf dem Festland. Das stille Hafengewässer hinter den Inseln wimmelt von kleinen Fahrzeugen, den sogenannten *samasam*, ohne ausgehöhlte Bootströge,²² auf denen besonders die Frauen täglich zu Felde fahren. Vom stillen Hafen zum Stationsplatz war es höchstens 10 Minuten. Die Terrace der Station ist etwa 100 Meter tief und eine ganze Stunde lang, vollkommen eben, etwas nach vorne geneigt zwischen zwei munteren Wasserlein, die vom höheren Gelände herabrauschen und recht frisch und rein sind. Das war ein ganz idealer Stationsplatz.

Befriedigt kehrten ich und Zwanzger auf unserm Kanu in stiller kühler Nacht heim nach Süden. Munter ruderten unsere Jungen. Da – um Festungshuk merkte ich, daß sie gegen die starke Strömung nicht mehr vorwärts kamen. Schnell stieg ich in den Kanu-Trog hinab und strengte meine neugewonnenen Kräfte redlich an mit Rudern, auch zur Anfeuerung der Jungen. So schafften wir es denn und kamen morgens in der Frühe wieder glücklich heim.

Also Wacke zog nun aus zur Stationsgründung nach Sialum. Ihn löste mein Nefte ab, Missionar Leonhard Flierl, der eben frisch von Deutschland gekommen war. Heldsbach blieb seine Residenz die über zwanzig Jahre, die er in Neu Guinea wirken durfte, und er konnte eine reiche und gesegnete Tätigkeit entwickeln, erst in Helds-

22 Jabêm (heutige Schreibweise: samasama): Kanu aus nicht ausgehöhlten Baumstämmen. Das Wort stammt vermutlich ursprünglich aus einer der Sprachen aus der Gegend von Sialum und Sio, wo diese Boote benutzt wurden, und ging mit der Missionierung durch indigene Jabêm-Missionare auch in deren Sprache über. Für die freundliche Auskunft danke ich Dr. Günther Renck.

bach, und, nachdem er sich eingelebt, noch im weiten Umkreis über Poum, Sattelberg mit Hube bis zu dem fernen Krätkegebirg als Leiter und Berater von Missionsgehilfen aus unsern Eingebornen.

Für mich war nun die Zeit gekommen, auch meine ganze Familie ins neue fertige Haus in Heldsbach einzuführen und dem Bruder Keyßer unsere Wohnung auf dem Sattelberg zu überlassen. |

96|97

Es war das ein denkwürdiger Tag, da wir auf Sattelberg unsern Hausrat auf den Ökonomiewagen luden und damit als mit dem Kammerwagen meiner lieben Frau nach Heldsbach fuhren.

Wir wohnten da ja enger als auf Sattelberg. Für die vier Kinder hatten wir gleichsam zwei Cabinen mit je zwei Kojen für die beiden Mädchen und zwei Jungen. Eine Studierstube hatte ich da nicht, meinen Schreibtisch mußte ich ins Schlafzimmer stellen. Viel Zeit zum Studieren hatte ich ja auf Neu-Guinea niemals. Es galt da: Mancherlei Gaben, ein Geist!²³ Ich war durchwegs der Pionier, der Wegbahner, und hatte zum Glück auch Mitarbeiter als Sprachleute, Schulmänner und Gemeindeführer. –

Bald durfte meine Familie von Heldsbach aus eine Ferienreise machen in den Huongolf, und zwar nicht mehr auf seligen Kanu der Eingebornen, sondern auf einem Segelschiff, der Simbang, einem gedeckten Segelkutter mit etwa 15 Tonnengehalt, und der Führer war der Vollmatrose des Lloyd, Ruhwolt²⁴ aus Rostock, ein biederer Mecklenburger oder Pommer. Mit Zustimmung der heimischen Leitung hatten wir dies Fahrzeug bei unserm Kapitän bestellt, es kam aus Holländisch Indien als großes Frachtstück nach Madang, und von dort holte es der Br. Bamler mit seinen Tami-Leuten, bei denen er die Navigation genügend erlernt hatte, herunter nach Finschhafen. Also wieder: Mancherlei Gaben – ein Geist! Ich hätte solch Unternehmen nicht wagen können.

Bald kam auch der Führer unserer Simbang, der alte Ruhwolt, von Deutschland an. Er freute sich, endlich eine eigene Planke unter den Füßen zu haben und sein eigener Kapitän zu sein mit schwarzer Mannschaft aus unserer Mission. Er war ein großer Schweiger. Als er in späterer Zeit auch zuweilen auf die neue Station des Bruder Stolz in Sio kam [...].²⁵ Beide rauchten am Abend im Zimmer sitzend um die Wette und waren im tiefsten Schweigen versunken. Endlich sagte Stolz kurz und bündig: „Nun schweigen wir einmal von etwas Anderem!“

Aber unsere Fahrt in den Huon-Golf auf eigenem Schiffelein und [mit] unserm eignen Kapitän Ruhwolt war wirklich schön. Ob meine ganze Familie dabei war, das weiß ich nicht mehr genau, aber ich erinnere mich sicher an die liebe Mutter, an

23 1Kor 12,4.

24 Der 1859 in Rostock geborene Obermatrose Georg Ruhwolt arbeitete von 1907 bis 1912 für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea. Er kehrte anschließend nach Deutschland zurück.

25 Der Satz ist im Original unvollständig.

das immer noch kleine Hänsing und an die Elise, die in ihrer Kinderzeit auf Sattelberg vom Kate-Sprachgeist angesteckt war und einmal zu Fräulein Götz sagte: „Tonto Strimpang Bindang!“²⁶ Zu mir sagte sie in damaliger Zeit „Papaleo“²⁷ und zur Mutter „Mamoale“²⁸.

Es werden wohl auch die beiden älteren bei der Fahrt nach dem Golf dabei gewesen sein. Weiter waren von der Partie der kleine spaßige Späth²⁹ aus Lauf, der markierte mit der Mundharmonika die Schiffskapelle. In richtiger Selbsterkenntnis blieb er nicht lange in der Mission draußen. Er hatte nicht gedacht, daß man da so arbeiten müsse. Doch blieb er auch daheim uns freundlich gesinnt. Ich traf ihn vor mehr als dreißig Jahren in seiner Heimat, da schenkte er den Gästen der kleinen Wirtschaft Bier ein, und seine Mutter meinte: „Zu so etwas kann man ihn brauchen.“ –

97|98 Auch der sanfte Heinrich Zahn machte jene Reise mit gutem und ernstem Bedacht mit. Meine Familie blieb in Bukaua, wo der Bruder Lehner mit seiner Tine³⁰ eben vor kurzem seine Station angelegt hatte. Wir Mannsleute hingegen stießen wieder vom Lande und stachen in See. Unser Kurs ging hinüber nach Malalo, wo eben Böttger und Mailänder³¹ dabei waren, diese Station jenseits des Golfes anzulegen. Ein großer Haufen Baumaterial lag schon da bereit auf der feinen Höhe, und wir hatten jedenfalls Weiteres mitgebracht. Wir schliefen unter einigen Wellblechtafeln des künftigen Hausdaches. | Diese Fahrt mit unserem neuen Segler Simbang verlief außerordentlich günstig. Bei Anfahrt nach Malalo wollte Windstille eintreten. Ein aufkommendes Gewitter im Rücken brachte uns günstigen Wind für Einfahrt in den kleinen, sicheren Hafen von Malalo. Auch auf der Rückreise hatten wir Glück, konnten meine

26 Die genaue Bedeutung des Ausdrucks ist unklar, da Elise hier verschiedene Sprachen vermischt. Tonto könnte eine Verballhornung des deutschen Worts Tante sein, mit dem Elise Fräulein Götz anredete. Die Lautsequenz »str«, mit der das zweite Wort beginnt, ist weder in Kâte noch in Jabêm möglich. Vielleicht spricht Elise den Namen des Schiffs, Simbang, falsch aus? Das dritte Wort ist eine Zusammensetzung von bij (Jabêm) und dâj (Kâte), die beide dieselbe Bedeutung haben, nämlich Wort, Sprache oder Rede.

27 „Mein Papalein“: Elise verbindet die Anrede „Papa“ mit der in Süddeutschland gebräuchlichen Koseform »le« und dem Possessivsuffix der Jabêm-Sprache, »oc«.

28 „Mein Mamalein“: Hier fügt Elise, anstatt nach obigem Schema „Mamaleo“ zu bilden, das Suffix »os« als Infix ins deutsche Wort „Mama“ ein. Dr. Günther Renck, der die beiden Formen für die vorliegende Edition analysiert hat, bemerkt dazu: „Kein Wunder, wenn sie durcheinander geraten ist, denn das Kâte-Wort *mamac* bedeutet ausgerechnet Vater.“

29 Der Landwirt Lorenz Späth, 1882 in Lauf in Mittelfranken geboren, wurde 1907 als Laiengehilfe nach Deutsch-Neuguinea ausgesandt. Zwei Jahre später kehrte er nach Deutschland zurück.

30 Klementine Lehner, geborene Döhler, war eine Tochter des in Neuendettelsau ausgebildeten Pfarrers Albin Döhler in Südastralien. 1905 heiratete sie Stephan Lehner und war von da an 25 Jahre lang als Missionarsfrau in Neuguinea tätig. Sie starb 1931 in Finschhafen.

31 Der gelernte Bäcker Karl Mailänder (1880–1961) kam aus Harburg. Von 1904 bis 1929 lebte er als Missionar in Neuguinea. Er gründete die Stationen Malalo und Zaka. Wegen schwerer Krankheit mußte Mailänder nach Deutschland zurückkehren, wo er als Pfarrer tätig war.

Familienmitglieder in Bukaua oder Kap-Arkona aufnehmen [und] glücklich heimfahren. Dora war damals schon, gegen Ende des Jahres 1906, mit Frl. Keppler nach Australien gereist.

Nicht immer hatte unser guter alter Ruhwolt mit der Simbang solches Glück. Häufig kam der Wind von der verkehrten Richtung. Als später mein Neffe³² mit in den Golf fahren wollte, kreuzte die Simbang zwischen Finschhafen und Tami an die drei Tage lang. Da stieg mein Neffe schleunigst aus, als [die] Simbang wieder im Finschhafen einkehrte, und gab die Reise auf.

Trotzdem hat Ruhwolt im Lauf einiger Jahre mit der Simbang viel geleistet und bei Stationsgründungen in Süd und Nord Materialien zugefahren.

Hier sei nach der Fahrt in den Golf noch kurz ein Geländeritt erwähnt, den meine Frau auf dem Roten machte bei einem Besuch der neuen Station Wareo, bei der auch Dora war. Es war kurz vor dem Erdbeben, im August 1906. Noch etwas früher war ich mit Elise und dem Frl. Schlenk, der nachmaligen Frau Missionar Decker, zu Besuch in Wareo, mehr im Anfang der dortigen Stationsgründung. Dabei hatten wir keine besonderen Erlebnisse. Nur freute sich Frl. Schlenk sehr auf dem Rückweg, am Bach Kalueng, sich mit dem schwarzen Knaben Fritz Soli von Bonga deutsch unterhalten zu können, und im Gastzimmer des Freundes Zake in Dobeo hatten wir noch zu übernachten, ehe wir heimkamen nach Sattelberg.

Ein Abenteuer besonderer Art erlebten wir bei der Reise mit dem roten Reitochsen nach Wareo. Meine Frau saß nicht rittlings darauf, sondern wie auf einem Stuhl. Das Tier ging so langsam und ruhig, daß die Reiterin ihren Sitz nicht verlor. Als im Wald ein Baumstamm kam, meinte ich, sie sollte absteigen, aber der Rote ließ nicht Zeit dafür. Er sprang elegant über den Stamm, und die Reiterin blieb im Sattel.

Jedoch der Weg über den Kalueng war weit – ein näherer Reitweg wurde erst später gebahnt. – Das Tier ging schön langsam, und im Bergwald auf dem Wamuro-Rücken überfiel uns die Nacht, und der Regen rieselte vom dunklen Himmel herab.

Wir krochen mit dem Reittier und unsern Jungen weiter. Einer hatte vorne mit seinen bloßen Füßen den Pfad zu ertasten, einer führte das Reittier, einer hielt den Ochschwanz als Leitseil, und so folgten wir hintereinander her. Schließlich verlor der Führer den Pfad und fand ihn nicht wieder. Ich wußte, es war nahe dem Abgrund, an dem der Pfad vorbeiführte. Da war ein Weitergehen nicht ratsam. Laterne hatten wir keine mit, und mit Zündhölzern war im Regenwald keine Fackel zu entzünden. So machten wir Halt. Der Reitochse wurde an einen Baum gebunden mit der Zügelkette, und der Sattel abgenommen. Wir drei setzten uns dicht zusammen auf einen morschen Baum. Unsere Jungen stülpten ihre Mattenschilde über sich und hockten sich in der Kniebeuge auf den Boden wie Pilze. Also verbrachten wir eine finstere lange bange Regennacht. Blutegel krochen uns an, und übertriebene Berichte

32 Leonhard Flierl.

wurden nachher verbreitet, daß an der Stelle, wo wir saßen, Blutlachen entstanden wären. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Einmal meinte die Dora: „Ich kanns nimmer aushalten!“ Ich antwortete: „Wir könnens auch nicht aushalten, aber | wir müssens aushalten!“ Welche Freude, als wir über uns wieder Zweige und Blätter erkennen konnten und der Tag graute! Schnell waren wir reisefertig, und sobald der Pfad zu erkennen war, ging es vorwärts, nun sicher am gefährlichen Abgrund vorbei. Zur Station hatten wir nur noch einen Kilometer. Als wir im Morgengrauen aus dem Hochwald hervorbrachen, da staunten die Bewohner der neuen Station. Unser Schicksal in dieser Nacht war schnell erzählt. Sobald als möglich erhielten wir warmen Kaffee und legten uns den Vormittag über schlafen. Dann beschauten wir uns die Fortschritte auf der neuen Station, wo Zwanzger und Wagner in bester Weise zusammen arbeiteten. Unsere Heimkehr verlief ohne Zwischenfälle.

Die Nachwirkungen des großen Erdbebens wie meiner schweren Krankheit darnach waren nur gute und fördersame für die Evangeliumsausbreitung. Ich konnte wieder arbeiten und reisen, und es war eine Freude, wie nun weithin das Evangelium lief und gepriesen wurde. Die Eingebornen auf N[eu] G[uinea] wußten früher von einem Erdbebengeist zu reden, sie dachten sich ihn wohl wie einen gewaltigen Riesen, der unter der Erdoberfläche schlief, und wenn er sich umdrehte, dann erbebt die Erde. Nun aber waren neue und bessere Anschauungen erweckt worden durch die Erzählungen der sog[enannten] „Simbang-Jungen“, unserer älteren Schüler. In ihren Dörfern im Huongolf sowohl als auch in der Astrolabebai als angeworbene Arbeiter der Co[mpanie] erzählten sie die biblischen Geschichten von dem allmächtigen Gott [des] Himmels und der Erde, der alles geschaffen hat und regiert. Und nun war das gewaltige Erdbeben gekommen und hatte die Leute noch mehr aufgeweckt. Sie sahen darin einen Tatbeweis, daß der allmächtige Anutu lebe und wirke, und wenn der die Erde anrührt, so erbebt sie in ihren Grundfesten. Da entstanden ganz wunderbare Legenden von dem Himmelsmann und dem himmlischen Kinde – wohl eine Reminiszenz der Weihnachtsgeschichte –: Dieser Himmelsmann sei hier und da den Leuten erschienen, wurde erzählt, und hätte das himmlische Kind niedergelegt. Er hätte den Leuten gesagt, das Wort der Missionare sei gut und wahr, das sollten sie annehmen. Die ganze lange Rai-Küste bis nach der Astrolabebai hinauf, wo bei dem großen Dorf Bogadjim die erste Rheinische Station liegt, wurden diese Legenden erzählt und bewirkten auch die erste Bewegung zum Christentum hin bei den Rheinischen Stationen.

Das [brachte] nun einen frischen und fröhlichen Zug in der Ausbreitung der Mission. In kurzer Zeit entstanden in unserm Finschhafenbezirk drei neue Stationen, im Huongolf, Bukaua diesseits und Malalo jenseits des Golfs. Die Bukaua- und Kelaleute hatten ausdrücklich um Missionare gebeten. Ebenso waren die Onoleute bei Sialum willig, den Br. Wacke als ihren Missionar aufzunehmen. In diesen ziemlich entfernten

Gegenden dauerte es dann nicht mehr so lange wie bei unsern ersten und alten Stationen, bis Taufbewerber sich meldeten, und mit Schultätigkeit konnte sofort begonnen werden. |

99|100

ANKAUF VON FINSCHHAFEN

Um jene Zeit wurde in der Kolonie gemunkelt, daß die N[eu] G[uinea] Co. ihre Besitzungen in und um Finschhafen veräußern wollte, und die kathol[ische] Mission dieselben gerne erwerben wolle. Wir sagten uns, daß das ein Unglück sein würde für unsere aufblühende Mission, wenn sich da die Römischen mitten hineinsetzen würden. Die Compagnie besaß ja alles Land um den Finschhafen, etwa 300 ha., und ebensoviel Land jenseits der Langemack-Bucht. Nun bestand ja ein Gesetz, daß Landbesitz die Benutzung eines Hafens durch Andere nicht hindern dürfte. Immerhin würde es für uns eine schwere Behinderung gegeben haben, wenn die Katholiken solch großen Landbesitz in und um Finschhafen an sich hätten bringen können. Sie setzen ja besonders an Häfen mit großem Personal ein, um zu scheinen vor Schwarzen und Weißen. Sie wissen auch mit allerlei „Kunstgrifflein einer sinnreichen Lieb“³³ die Eingebornen an sich zu ziehen. So erschien es uns sehr wichtig, wenn wir sie von unserm Arbeitsfeld möglichst fern halten konnten.

Die Kompagnie hatte ja im neuen Jahrhundert wieder einen Mann nach Finschhafen gesetzt und Kokospalmen anpflanzen lassen. Sie hatte aber an andern Orten bessere Ländereien, so war es verständlich, daß sie Finschhafen lossein wollte. Wir korrespondierten über diese Angelegenheit mit der Heimatleitung, und die stimmte zu, daß es für alle Fälle gut sein würde, Finschhafen zu erwerben. So verhandelte Neuendettelsau mit Berlin, und der Kauf von dem Lande der Co[m]pagnie in und um Finschhafen wurde perfekt. Die Ausführung hatte in der Kolonie zu geschehen. Ich war eben zu Besuch in Sialum, als Missionar Saueracker eingetroffen war und der Kapitän ein Papier bei sich hatte wegen des Ankaufes von Finschhafen, welches ich unterzeichnen sollte. Ich tat es am Hafen von Sialum auf einer Reisekiste von Br. Saueracker. Darauf hatte noch die Überschreibung des Eigentums in Finschhafen zu geschehen. Dazu kam der Administrator der N[eu] G[uinea] Co. von Madang herunter mit einer Gerichtsperson, und auch der Stationarius der Co[m]pagnie von Finschhafen nahm an diesem Akte teil. Neben mir war noch der Br. Pfalzer dabei anwesend.

In dem Kaufvertrag fand sich eine Klausel, daß der Kompagnie ein Hektar Land am Finschhafen verbleiben sollte. Sie erwählte die kleine Insel Madang. Ich konnte es glücklich durchsetzen, daß sie diese Insel nicht als unbedingtes Eigentum behalten könnte und etwa an dritte verkaufen, sondern nur zu eigener Benutzung. Bei Durchreisen mit ihren Schiffen konnten sie von den 100 Palmen beliebig Trinknüsse entnehmen. Die Co[m]pagnie konnte auch auf der Insel einen eigenen Handelsplatz

33 Zu diesem Zitat siehe II 365.

einrichten mit den nötigen Gebäuden. Abfallende reife Nüsse konnte unsere Mission jederzeit auflesen, und im Fall die Co[mpagnie] keinen Gebrauch von der Insel machen würde, sollte sie Eigentum der Mission werden. Der Herr Möbus, der damals die Station der Co[mpagnie] versah, sagte zu mir, es sei gut gewesen, daß ich diese Bedingungen hätte erlangen können.

100|101

So war nun Finschhafen und das Land an der Langemack-Bucht unser, und es galt, die Pflanzenstation Finschhafen zu besetzen. Der junge Br. Helbig war bereit, die Aufgabe zu übernehmen, meinte aber, zur eigenen Station möchte er dann auch bald seine Braut³⁴ kommen lassen, und wir stimmten ihm zu. Ich gab von Heldsbach aus für unsere neue Pflanzung [...] ³⁵ | und zwar in Gestalt von einigen Arbeitsochsen, darunter auch unsern guten Stern, der in Finschhafen bald ein trauriges Ende fand durch die dort vorhandenen infizierten Zecken. Später fanden wir aus, daß eine Mischrasse von indischem und europäischem Rindvieh immun ist gegen die Zeckengefahr, und [es] wurde in der Folge auch indisches Vieh eingeführt. Zugleich wurde eine Einrichtung eröffnet, das Vieh durch ein Bassin zu treiben mit Zeckenwasser gefüllt. So gab es da allerlei neue Aufgaben.

Mit der Pflanzung Finschhafen wurde uns auch der Stock der dortigen Pflanzungsarbeiter übergeben, die zumeist aus dem Archipel stammten. Später warben wir ja dann die nötigen Arbeiter in der Umgegend an. Da Herr Möbus alsobald abzog und Br. Helbig verhindert war, gleich anzutreten, übernahm ich für einige Tage die Aufsicht der Pflanzungsarbeiter.

In der Langemackbucht hatte die Co[mpagnie] eine kleine Kaffee-Pflanzung, die unserer Station Simbang überlassen wurde zu Nutznießung für Instandhaltung. Dort hat dann Br. Pfalzer eine Zeit lang mit Schuljungen von Simbang diese Pflanzung reinigen lassen. Zwischen den Kaffeebäumchen standen verschiedene Sträucher von spanischem Pfeffer, deren rote Beeren ungemein scharf sind. Zum Zeitvertreib zerrieb Br. Pfalzer solche Beeren zwischen den Fingern und strich sich dann über sein kahles Haupt: da brannte es ihn wie Feuer, und er lief zum nahen Wasserfall, um den brennenden Schmerz wieder loszuwerden.

Um die Zeit, da wir die Pflanzung Finschhafen übernahmen und die Pflanzung Heldsbach von der dortigen Station aus mehr und mehr erweiterten, konnten wir auch ein gutes Verkehrsmittel zwischen unsern Stationen einführen, nämlich Reitpferde. Mit Reitochsen hatten wir den Anfang gemacht, und es war ein Fortschritt, daß wir nun zu Reitpferden übergehen konnten. Ein Br. ließ sich erst durch den Ka-

34 Ernestine Niemz aus Australien heiratete den Pflanzungsverwalter Paul Helbig 1909. Von 1922 an war sie Hausmutter auf dem Sattelberg. Nach ihrer gemeinsamen Heimkehr im Jahr 1951 starb Ernestine Helbig 1953 in Australien.

35 Durch das Seitenende ist das Ende des Satzes nicht mehr lesbar. Bereits die letzten fünf Wörter sind nur unsicher zu lesen.

pitän einen Makassarhengst von Holländisch Indien mitbringen. Da dieses leichte Reitpferd sich bei den Verhältnissen unsers Landes bewährte, so wurden von Missions wegen noch mehrere solche Pferde eingeführt. Dazu wurden für N[eu] G[uinea] von der Finke-Mission eine Anzahl leichte Pferde geschenkt, die Br. Keppler bei einem Urlaubsbesuch mitbrachte. Die Mischung von diesen beiden Pferderassen ergab sehr gute Reitpferde für unsere Mission. In den Pflanzungen wurden diese Tiere gezüchtet und nach Bedarf an die Stationen ausgegeben. Auf diese Weise wurde unsere Mission eine berittene Mission, und die Verkehrsverhältnisse auch in den Bergen immer besser. Als später auch im tiefen Inland Gehilfenstationen angelegt wurden, da lag den Eingebornen daran, ihren Missionar häufig zu Besuch zu haben, und [sie] taten alles, ihm solches zu erleichtern durch gute Reitwege, die sie in Serpentinaen auch über steile Berghänge führten. Das *beasi* oder „Reitschwein“ wurde eine Berühmtheit für diese Leute. Da kamen ganz ergötzliche Sachen vor. Vordere Hube-Leute ließen sich einen Büschel lange Schwanzhaare des Pferdes von ihrem Missionar geben und trugen diese von Dorf zu Dorf, indem sie den Leuten sagten: Seht, das sind die Haare von dem wunderbaren *beasi*, welches den Missionar zu uns hereinträgt; wenn ihr gute Wege macht, dann kann er auch zu euch kommen. An einer Stelle wurde eine Knüppelbrücke über eine tiefe Schlucht gemacht, um für Menschen den Weg abzukürzen; zu Pferd war der Reitweg zu benutzen. Da schickte einmal der Missionar sein Pferd mit dem schwarzen Jungen zurück. Das Pferd wollte auch den kurzen Weg nehmen und setzte seinen Willen durch. Der Junge band sich den Strick um den Arm und sagte: „Wenn das Pferd abstürzt, will ich auch mit umkommen.“ Sie kamen beide hinüber, denn diese Pferde sind gute Kletterer. |

101|102

Unsere Pflanzungen bildeten das Reservoir zu Viehhaltung für die ganze Mission. Die Vieh-Kommission sorgte für gute Verteilung, denn etwas Vieh und Feldwirtschaft hatten wir ja auf jeder Station. Auch konnten die benachbarten Stationen von den Pflanzungen frisches Fleisch bekommen, wenn Rindvieh oder Schweine geschlachtet wurden. Da Finschhafen sich später weitläufig entwickelte, neben der Pflanzungsstation gab es da die Gäste-Station Pola, die Lagerstation Matatakum, später noch die Krankenstation auf der Höhe, so konnten diese Plätze alle aus der Pflanzung mit Milch und Butter versorgt werden.

Für Reit Gelegenheit wurde später noch die Maultierzucht eingeführt, indem ein Eselhengst eingeführt wurde.

Eine sehr gute Einrichtung in unserer Mission ist eine Art Kommunismus, aber von der guten Art, in etwas ähnlich dem Kommunismus der ersten Christenheit. Wir bezogen mäßige Gehälter zu Anschaffung von Kleidern, Büchern und anderen ganz privaten Sachen. Die Lebensmittel dagegen lieferte die Mission frei, sei es vom Viehbestand oder Gärten auf dem Felde. Was sonst noch nötig war, wie Mehl u[nd] d[er]gl[eichen], wurde auf Missionskosten eingeführt und vom Lager aus die

Stationen damit versorgt. Um diesen Kommunismus beneideten uns seinerzeit die Rhein[ischen] Missionare. Die hatten volles Gehalt, und wenn sie Milchkühe haben wollten, mußten sie diese privat halten. Bei dem häufigen Personenwechsel in den Tropen führte das häufig zu Unzuträglichkeiten, und auch der zweite Missionar fühlte sich nicht verpflichtet, auf das Vieh des ersten gut aufzupassen. In der Hinsicht waren wir nun in unserer Neuendettelsauer Mission glücklich dran: das Vieh gehörte der Mission, und jeder hatte gleiches Anrecht an dasselbe und auch Pflicht für dasselbe. Da die Lebensmittel von der Mission waren, so war man auf jeder Station daheim und brauchte bei Besuchen und auch längerem Aufenthalt kein Kostgeld zu zahlen. Das war besonders praktisch bei unserer Gesundheits- und Erholungsstation Sattelberg.

MISSION – GEWISSEN DER KOLONIALREGIERUNG

Ein Beispiel. Ein deutscher Polizeimeister mit etlichen schwarzen Polizeisoldaten patrouillierten in der Umgegend von Sattelberg. Es wurden durch sie Frauen und Mädchen belästigt. Die Eingebornen brachten darüber Klage an mich. Ich erstattete Anzeige bei dem Bezirksamtman Berghausen³⁶ in Madang. Derselbe kam nach einiger Zeit herunter nach Finschhafen, um den Fall zu untersuchen. Er schlug auf der kleinen Insel Madang sein Zelt auf, und Keyßer und ich und Zeugen wurden vorgeladen. Der Hauptzeuge war ein intelligenter junger Mann von Sahang. Berghausen benützte einen seiner schwarzen Soldaten als Dolmetscher, der auch Kate verstand. Er fragte also in Pidgin, der Dolmetscher dann in Kate. Der Zeuge gab Antwort. Nach einigen Fragen und Antworten sagte der temperamentvolle Bezirksamtman: „Wart, Kerl, du kriegst fünf Hiebe.“ Nach einigen weiteren Fragen und Antworten: „zehn Hiebe“, und ich glaube auch noch „zwanzig“. Ich dachte: Das kann schön werden, wenn der ehrliche Zeuge vor uns noch geprügelt wird. Schließlich wollte der Bezirksamtman den Fallstrick zuziehen und sagte: „Kerl, wie kannst du das aussagen, da du noch nicht Pidgin [verstehst?“]³⁷ | „Herr Bezirksamtman, der Mann versteht Pidgin, fragen Sie ihn nur in Pidgin!“ – Und als der Herr Bezirksamtman Berghausen solches tat, erhielt er genau die gleichen Antworten wie vorher durch den Dolmetscher. So war unser guter Zeuge als zuverlässig erwiesen. Er erhielt keine Stockhiebe. Der Bezirksamtman wurde kleinlaut, entschuldigte sich fast und sagte, der Polizeimeister würde gebührenden Verweis erhalten. Es sei ja menschlich, was er verübt, aber es soll nicht sein.

102|103

Jedenfalls wurden daraufhin Patrouillengänger in unserm Arbeitsgebiet verwarnt und gemahnt, auch ihre eingebornen Polizeisoldaten entsprechend zu informieren. Es wurden keine Klagen unserer Eingebornen mehr an uns gebracht. –

Ein zweites Beispiel. Ich war schon im Vaterland im großen Urlaub, da fand ich in unserem Kolonialblatt die Frage der Mischehen eifrig diskutiert; nicht zwischen den verschiedenen Konfessionen, sondern zwischen den weißen und farbigen Menschen, und dafür plaidiert, daß derartige Ehen gesetzlich sollten strengstens verboten werden. Sogar eine offenbar gutgebildete halbweiße Frau in West-Afrika, wohl aus rechtmäßiger Ehe stammend, griff in einem Artikel in die Debatte ein.

36 Ernst Berghausen (um 1876–1917) war seit 1909 Bezirksamtman und -richter in verschiedenen Orten Deutsch-Neuguineas. 1914 wurde er nach Australien deportiert. Berghausen kam 1915 zurück nach Deutschland, wo er zum Kriegsdienst eingezogen wurde.

37 Die letzten beiden Wörter sind schwer zu erkennen, das Ende des Satzes ist durch das Seitenende nicht mehr lesbar.

Auch ich fühlte mich gedrungen, zu der Sache Stellung zu nehmen, und tat es in einem Artikel an die „Koloniale Rundschau“ zur Mischehenfrage.³⁸ Der Artikel wurde mir erst von der Schriftleitung wieder zurückgeschickt als zu scharf. Dann schrieb mir die Schriftleitung nochmal: Ich möchte den Artikel wieder einsenden, seine Veröffentlichung könnte doch heilsam sein. Ich sandte ihn wieder ein, und er wurde veröffentlicht, von keiner Stelle und Niemand beanstandet.

Ich schrieb: Ein Gesetz, in dem verboten würde, daß ein Weißer, d[as] h[eißt] ein Deutscher, eine Farbige, Braune oder Schwarze heirate, sei doch wohl unnötig. Es geschähe das doch wunderselten. Das Gesetz hätte auch nicht das göttliche Sittengesetz für sich, denn Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden wohnen. Demnach sind alle Rassen menschlicher Art und dürfen einander heiraten. Freilich sei abzuraten, daß die verschiedenen Rassen Ehen miteinander eingehen, wie auch abzuraten, daß die Glieder gleicher Rasse bei zu großer Verschiedenheit des Standes einander heiraten.

Immerhin, wenn ein Weißer eine Braune oder Schwarze heirate unter besonderen Umständen, diese ehrlich hält und unterhält als sein Weib und für seine Kinder sorgt und sie wohl erzieht, so sei er ein Ehrenmann.

Ehrlose Gesellen hingegen seien, die Schwarze Frauen und Mädchen brauchen oder vielmehr mißbrauchen in Ehen auf Zeit; in der Einrichtung der Hausmädchen für ledige Männer, wobei die weiblichen Wesen der sogenannten niederen Rassen von Hand zu Hand gehen, entgegen auch allen guten Sitten bei den Eingebornen selbst, wodurch tiefstehende Rassen noch mehr erniedrigt und verderbt werden. Die aus solchen Verbindungen hervorgehenden Kinder hätten keine Familienheimat, seien ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Weißen wie auch der Stammesgemeinschaft der Eingebornen.

Gegen solches Unwesen seien gesetzliche Maßnahmen wohl am Platz. Das sei gar viel häufiger und verderblicher als die so überaus seltenen rechtmäßigen Ehen zwischen Leuten der verschiedenen Rassen. |

103|104

38 Johann Flierl: Zur Mischehenfrage, Koloniale Rundschau, Monatschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner 2 (1910), S. 470–473. Siehe dazu auch die Einleitung der Herausgeberin in Teil 1 der vorliegenden Edition, S. XXXII.

UNSER GROSSER URLAUB NACH DREI ERDTEILEN

An ein Jahrzehnt hatten wir wieder im Lande gearbeitet, und es war nun Zeit, wieder einen Urlaub anzutreten. Es wurde diesmal der große Urlaub nach den drei Erdteilen. Ich hatte damals ein Schriftchen drucken lassen bei Brügel in Ansbach: „Vortragsreise durch drei Erdteile“.³⁹ Dieses Schriftchen wollen wir hier nicht abschreiben, sondern nur Bemerkenswertes von diesen großen Reisen bringen.

Die Dora war uns schon im Jahr vorher vorausgegangen. Sie wollte weiter lernen im College zu Point Pass unter Pastor Leidig. Ein besonderes Erlebnis ihrer Reise soll nachher noch gebracht werden.

Unsere Kinder waren im Tropenlande aufgewachsen, mehr als die Kinder meiner Mitarbeiter in der späteren Zeit. Als A.B.C.-Schützen wurden sie von mir und Keyßer abwechselnd unterrichtet. Ihre Volksschulbildung empfangen sie durch die Lehrerin Frä. Heumann, nachher Frau Keyßer. Neben ihrer Schulung hatten sie sich auch in der Wirtschaft zu betätigen. So erwarb sich der Kleinste den Ehrentitel „Hühnervogt vom Sattelberg“, später „Bohnenbauer in Heldsbach“. Als Hühnervogt nahm er sich tapfer des Federviehs an. Eine Henne erfaßte eine kleine Schlange, diese wand sich der Henne um den Hals, und sie fiel ohnmächtig zu Boden. Hänsing nahm sein Taschenmesser, schnitt die Schlange vom Hals der Henne los, und sie wurde wieder lebendig und fraß die Teile der Schlange. In einem andern Fall hatten zwei Hühner eine kleine Schlange gefaßt und zertritten daran, Hänsing schnitt die Schlange in der Mitte entzwei, und beide Hennen hatten ihren Anteil. Eine Henne hatte sich angewöhnt, ihre Eier von der Stange herabzulegen, Hänsing legte einen weichen Sack unter, damit sie fernerhin nicht zerbrachen. Natürlich hat er auch die Hühner gut gefüttert, und die Elise half dabei. Als sie dabei herumhüpfte, trat sie ein Küchlein tot und mußte sich darauf den Nicknamen gefallen lassen „Zibele Quantong“, d. h. Zibele-Mörder.⁴⁰ Der Wilhelm hatte einen guten Lehrmeister an Br. Keppler bei wirtschaftlichen Arbeiten und auch Körperübungen. Er half auch nachher noch in Heldsbach wacker. Die beiden Mädchen mußten außer der Schulzeit natürlich auch der Mutter fleißig helfen in Haus und Küche. – Wir konnten nur dankbar sein, daß wir nach dem langen Tropenleben und ich nach so schwerer Krankheit nun verhältnismäßig gesund in den Urlaub ziehen konnten.

39 Johann Flierl: Missions-Vortrags-Reise durch drei Erdteile, im Selbstverlag, Neuendettelsau 1911.

40 Ziebele ist eine im Nürnberger und Oberpfälzer Raum verbreitete Kosebezeichnung für ein Küken. Das Wort Quantong könnte eine Bildung zum Kâte-Verbstamm »qa-« (schlagen, erschlagen, töten) sein.

Der Herr hat einmal seine Jünger gefragt: „Habt ihr je Mangel gehabt?“, und sie antworten: „Herr, nie keinen!“,⁴¹ und wir konnten ebenso sagen, wenn wir auch einmal während der Pockenzeit ein paar Monate ohne Brot sein mußten. Es gab ja anderes zu essen. Der Transport war eben damals schwierig, und eine Dose Mehl wurde uns in Busum gestohlen. Als dann wieder Mehl auf dem Berg ankam, jubelten die Kinder: „Es gibt wieder Brot!“

104|105 War auch auf Sattelberg der Platz moskitofrei und wehte gesunde Luft, so gab es eben auch viele feuchte kühle Nebel, die nicht ganz gesund waren, und Wilhelm bekam sehr früh einmal Lungenentzündung, gerade während des Brotmangels. Die Mutter aber hatte noch ein kleines Restchen Mehl und buk für ihn extra kleine Brötchen. Als er schon größer war, bekam er nochmals Lungenentzündung. – Eingeborne sterben sehr viele an Lungenentzündung, und Wiederholungen sind immer bedenklich. – | Er ging etwas zu früh ins Freie und bekam einen Rückfall, dazu noch Rippenfellentzündung. Da war er längere Zeit schwer krank und magerte sehr ab, so daß ich öfter sagte: „Das arme dürre Krakele!“ Die Mutter machte Umschläge von saurerer Milch um die Brust, die Infiltration wurde aufgesogen, und er wurde allmählich wieder gesund und ein kräftiger Bursche und starker junger Mann. So durften wir immer wieder die Durchhilfen Gottes erfahren.

Nun ein Weniges über die Vorausreise der Dora nach Australien! Sie hatte den besten Anschluß, indem Br. Keppler und seine Schwester in australischen Urlaub gingen. Br. Keppler hatte dabei noch einen anderen Schutzbefohlenen, den schon erwähnten Br. Göhl, ein tüchtiger Zimmermann aus Schwirz in Schlesien aus einer Gemeinde der Altlutheraner. Göhl hatte auf Logaweng bei Br. Bamler gearbeitet und bekam Gehirnmalaria. Als das Fieber vorbei war, zeigten sich sehr bedenkliche Erscheinungen in den sonderbarsten Delirien ohne Temperatur. Er fiel vor der Frau Bamler auf die Knie und sagte, sie sei die Braut des Lammes. Er fabulierte von dem Erzengel Gabriel usw. Der Architekt Hans Meier⁴², der gerade auf Logaweng das Land vermaß, berichtete uns darüber. Es war ratsam, Göhl von dem Lande wegzubringen. So wurde er nach Finschhafen geschickt, und ich ging hinein, ihn zu sehen und zu sprechen. Er war meist normal, und dann fing er auf einmal an, von den Engeln zu fabulieren. Man konnte nur hoffen, daß ihm geholfen werden könne, wenn er vom tropischen Lande wegkam. Die Siar war im Hafen, mit der auch Geschwister Keppler und Dora wegfuhr. Als ich dem Br. Göhl sagte, daß er auch mitreisen müßte, sagte er: „Ich bin vom Stamm Juda, und Sie sind ein Edomiter.“ Kapitän Rasch war an der Station

41 Lk 22,35.

42 Hans Meier, geboren 1876 in Hohenstadt in Mittelfranken, arbeitete von 1904 bis 1911 als Techniker, Landmesser und Architekt für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea. 1911 unternahm er zusammen mit den Missionaren Georg Pilhofer und Leonhard Flierl eine Expedition ins Hinterland von Finschhafen. Er kehrte im selben Jahr nach Franken zurück.

und sagte ihm freundlich und bestimmt : „Nun Herr Göhl, Sie gehen mit mir.“ Und wider unser Erwarten ging er dann doch willig. Die Reise ging auf [der] Siar nach Madang und von dort mit einem Lloydampfer nach Sydney. Unter der Obhut von Br. Keppler kam auch Göhl glücklich mit dorthin. In Sydney sprach Br. Keppler mit dem deutschen Konsul, daß wir einen deutschen Mann von Adelaide aus auf [einem] Lloydampfer nach Deutschland senden müßten, da er nach Fieber in N[eu] G[uinea] etwas irre sei. Der Konsul sagte: „Einen Geistesgestörten nimmt die Schiffsgesellschaft nicht mit.“ Dann bemerkte er wohlwollend: „Merkt mans dem Manne ohne weiteres an? Wenn nicht, dann bringen Sie ihn in Adelaide an Bord, und er wird dann wohl heimkommen.“

Daß die Schiffsgesellschaften vorsichtig sind bei Mitnahme von Geistesgestörten, kann man ermessen, wenn man daran denkt, was kurz vorher auf einem Schiff von N[eu] G[uinea] nach Sydney passiert war. Da sollte ein Mann, durch Fieberkrankheit gestört, nach Australien gebracht werden. Ein Heilgehilfe begleitete ihn als Pfleger und Wärter. Der Leidende lag ruhig in seiner Koje, und der Wärter wollte sich auf Deck etwas erfrischen. Er schloß die Kabine zu, und als er nach einiger Zeit zurückkam und aufschloß, war der Kranke verschwunden, offenbar durch das große Bullauge auf Deck und von da über Bord gegangen. Er wurde nicht mehr gefunden.

Unsere Reisegesellschaft – Geschw[ister] Keppler mit Göhl und Dora und einem Heilgehilfen aus dem Spital in Madang – hatte nun auf dem Expreß über Melbourne nach Adelaide zu fahren. In Albury an der Grenze gingen Br. Keppler und seine Schwester, um Essen zu holen, und der Heilgehilfe spazierte draußen auf dem Bahnsteig herum, da ging der erste Zug mit Dora und Göhl ab weiter nach Melbourne. Dora hatte die Tasche mit allen Fahrkarten. Für die Zurückbleibenden wurde eben ein weiterer Zug zusammengestellt. Es waren noch mehr Leute, denen Fahrkarten fehlten, da | wollte der *guard* der Dora die übrigen abnehmen, sie konnte ja noch wenig englisch, aber jedenfalls „no“, und wehrte sich tapfer, so daß der *guard* verstand, es wären auch von ihr Freunde zurückgeblieben. Diese Gefahr war also überstanden, aber beim Weiterfahren kam eine andere Not. Göhl bekam einen heftigen Fieberanfall mit Schüttelfrost. Er wurde sehr unruhig und wollte hinaus an jeder Station, wo der Zug hielt und die Tür geöffnet wurde, und mit Mühe konnten Dora und einige Freunde verhindern, daß Göhl entwich, indem die Tür möglichst geschlossen gehalten wurde. Die Nacht verging, und gegen Mittag andern Tags langte dieser erste Expreßzug in Melbourne an, wohin schon telegraphiert worden war, so daß ein Bahnbeamter Dora und Göhl zum Stationsvorsteher brachte, wo sie sitzen und warten konnten. Sie waren sehr hungrig, da sie seit dem Abend vorher nichts mehr gegessen hatten. Es dauerte nicht lange, da kamen Keppler, seine Schwester und der Heilgehilfe an, und die Freude des Wiedersehens war groß. Das beste an der Sache war, daß auch bei Göhl der Fieberanfall völlig vorüber war, und es scheint, daß mit diesem Anfall die

105|106

Krankheit bei ihm gebrochen war. Die Fahrt nach Adelaide ging glücklich vonstatten. Br. Keppler brachte Göhl an Bord des Dampfers, der im *port* von Adelaide lag, und er konnte ihn da als ganz vernünftigen Mann abliefern. Natürlich sagte er nichts, daß er etwa geistesgestört wäre. Er hatte den Wink des Konsuls in Sydney richtig verstanden.

In Deutschland hatte die Sache ein kleines Nachspiel. Die Verwandten von Göhl waren verständigt worden, warum Göhl heimgesandt wurde. Ein Mann aus Schlesien kam zu Dampferankunft nach Bremen, um Göhl in Empfang zu nehmen. Als der zu einem Angestellten des Lloyd etwas äußerte, daß er einen geistesgestörten Fahrgast erwarte, da sagte dieser entrüstet: „Der Lloyd befördert keine Geistesgestörten!“

Während meines Urlaubs kam ich selber nach Schwirz. Göhl stellte sich mir gesund und munter vor, küßte mir die Hand, was in jener Gegend Mode ist, und bedauerte, daß er das Missionsfeld habe verlassen müssen. Die Herren von der Kirchenleitung in Breslau sagten zu mir, wir hätten doch wohl den Br. Göhl unnötig nachhause geschickt. Ich sagte ihnen: „Seien wir nur froh, daß er gesund heimgekommen“, und erzählte, wie sein Zustand draußen war, und daß es eben doch sehr zweifelhaft ist, ob er im Tropenland wieder genesen wäre.

Also, wir reisten Ende 1908 noch im Oktober auch von Finschhafen nach Madang auf der *Siar* und kamen von da auf einem Lloyd-Dampfer nach Sydney und auf dem Expreß nach Adelaide. Bei diesen Reisen haben wir nichts Bemerkenswertes erlebt. In Tanunda war nun das Pastorhaus nicht mehr unser Elternhaus. Die Mutter Auricht war um 1900 gestorben und der Vater vor unserer Ankunft.

Wir fanden damals eine Urlauberwohnung in Tanunda. Tanunda war damals ja die Missionsstadt. Missionar Bogner⁴³ wohnte in eigenem Haus, und der Missionspräses Kaibel im Haus seines Schwiegervaters, welches die Mission erworben hatte.

Nachdem um 1900 Pastor Rechner gestorben war, erhielt ich einen Brief von Pastor Kaibel, er hörte, ich sollte oder wollte Missionspräses werden, und bemerkte dazu: „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ Ich schrieb ihm: Ne[in], Missionspräses werde ich nicht, ich bleibe Missionsssenior in N[eu] G[uinea], zum Präses hätte ich zu wenig englische Sprachkenntnis und auch zu wenig Geschäftssinn.

106|107 Dafür erhielt ich nun eine Urlauberwohnung, ein kleines, aber genügend geräumiges Häuslein, an dessen Stelle jetzt ein Prachtbau der Savings-Bank steht. In unserem Urlauberhäuslein wohnten wir etliche Monate. In den großen Ferien kam auch die Dora von Point Pass zu uns, und die ganze Familie war auf einige Zeit vereinigt. Ich war damals nahe der 50 und merkte beim Schriftstellern, daß ich eine Brille haben müßte. Der Schwager, Doktor Theodor Auricht, wies mich an einen Augenarzt Sawtell in Adelaide, und der verhalf mir zu einer passenden Brille. Um den

43 Johannes M. Bogner (1860–1930) kam aus Gutzenmühle bei Gunzenhausen. Er wurde 1891 als Missionar nach Australien gesandt, wo er zunächst in Neuhermannsburg tätig war. Später ließ er sich in Tanunda nieder.

deutschen Winter zu vermeiden, blieben wir den südlichen Sommer in Australien. Ich machte auch einige Reisen und hielt etliche Vorträge, die längste Zeit aber saß ich in unserm Urlauberhaus. Vor allem besuchte ich Point Pass mit seiner Lehranstalt und kam auch bis nach Appila hinauf zu Pastor Ortenburger mit Frau und Sohn Wilhelm, während Elise und Hänschen bei ihrer älteren Schwester auf der gehobenen Schule waren. Ich schrieb zunächst ein kleines Büchlein „Gedenkblatt der N[eu-]G[uinea-]Mission“ für das nahe 25jährige Jubiläum unserer N[eu-]G[uinea-]Mission.⁴⁴ Der Br. Lehner hatte dafür eine Zeichnung des Titelblattes gemacht. Durch Vermittlung des früheren Methodistenmissionars Thanks in Sydney wurde diese Zeichnung künstlerisch ausgeführt und ein Bildstock angefertigt. In unserm Urlauberhäuslein schrieb ich möglichst schnell den Text, es wurden etwa 100 Druckseiten. Es bekam auch einen Bilderanhang, der war aber der Natur der Sache nach nicht gerade gut geworden. Der alte Vater Gustav Warneck meinte dazu: Lieber keine Bilder, als schlechte! Immerhin fand das Büchlein Anklang in drei Erdteilen. In Dettelsau erschien eine zweite Auflage. Es war eben damals unsere Neuendettelsauer Mission auf N[eu] G[uinea] neu. Selbst der Missionsvater Warneck söhnte sich mit uns aus. Ihm war es ja nicht ganz recht, daß solche neuen Missiönchen entstanden. Er hätte lieber gesehen, daß die neuen Unternehmungen in den deutschen Kolonien bei den großen alten Gesellschaften geblieben wären. So nannte er unsere Mission in N[eu] G[uinea] anfänglich die Flierl'sche Mission, aber er söhnte sich dann mit unserm Unternehmen aus, wie auch einmal Missionsinspektor Johannes Deinzer schrieb. Dieses „Gedenkblatt“ wurde in der Auricht'schen Druckerei gedruckt in einer ziemlich großen Auflage, wovon ich einen Teil dann mit nach Deutschland nahm. Das Büchlein hat seinen Weg bis nach Schweden gefunden, wie wir später noch sehen werden. – Ich schrieb in Tanunda noch ein zweites Manuskript, welches vom Missionshaus verlegt wurde, mit dem Titel „Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen“.⁴⁵

Zehn Jahre vorher hatte ich auch in Tanunda das Manuskript geschrieben für mein erstes Büchlein „Führungen Gottes“.⁴⁶

Nun allmählich hatten wir an die Weiterreise nach Deutschland zu denken. Wilhelm hatte ich schon angemeldet für das Missionshaus, und ich gedachte auch, daß meine liebe Frau mit uns ins Vaterland kommen sollte. Zuhause hatte man allerdings gemeint, sie könnte ja in Australien bleiben. Ich schrieb dagegen, um die Reise billig zu machen, würden wir Zwischendeck reisen. Das sah man allerdings nicht gern, aber

44 Johann Flierl: 1885–1910. Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission in Queensland und Neu-Guinea, im Selbstverlag, Tanunda ¹1909, und in den Neuendettelsauer Missionsschriften 12, Neuendettelsau ²1910.

45 Johann Flierl: Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen (Neuendettelsauer Missionsschriften 16), Neuendettelsau 1910.

46 Siehe oben, II 105.

ich bemerkte, wenn wir Ursache zum Sparen haben, dann brauchte uns niemand zu tadeln, wenn wir billig reisen. Es bedeutete für uns übrigens auch keine Selbstverleugnung. Auch die Frau Pastor Löhe mit ihrer Ingeborg waren früher in der gleichen Klasse gereist und hatten es für gut befunden. Dazu hatten wir eine Leibgarde mit uns, die auch Zwischendeck reisen wollte, nämlich Ludw[ig] Döhler⁴⁷, drei Söhne Reuther⁴⁸ und mit ihnen unser Wilhelm.⁴⁹ |

Die Bremen war ja ganz gut eingerichtet, wir waren nicht in einem großen Stall untergebracht, sondern ein Teil der im Zwischendeck Reisenden, darunter auch wir, hatten eigne gute Kabinen. – In Adelaide stießen unsere Reisegefährten zu uns, vier junge Männer von Pastor Leidigs höherer Lehranstalt in Pointpass. So hatten wir auf der Europa-Reise eine gute Leibwache, und das ist unter Umständen gut. Als ich zehn Jahre früher von Queensland zurückkehrte, warnte mich in Sydney ein Polizist vor einem Gauner und führte mich sicher zum Zug. So auch, als wir Ende des Jahres mit dem Expreß in Adelaide eintrafen, machte sich ein solcher *expert* an unseren Wilhelm. Es schien ihm wohl, daß der gut gekleidete schmucke junge Bursche zum ersten Male in die weite Welt und große Stadt gereist [war], wohl mit gut gefüllter Börse. Der Fremde machte sich an ihn und sagte, er könnte ihn in ein gutes Quartier führen – dort wollte man wohl dem jungen Hühnchen die Federn ausrupfen. – Wilhelm wurde aus dem Menschen nicht klug, verstand ja noch wenig Englisch. Ich ging hinzu und sagte scharf: „You leave him alone!“ „Allright, thank you!“ sagte betroffen der Gauner und machte sich schnell dünne.

Hier ist von unserem Aufenthalt in Australien noch nach zu holen, daß ich auch mit Wilhelm eine weitere Fußtour machte, wie 10 Jahre früher mit dem schwarzen Jungen Biwa. Am ersten Tag gingen wir von Tanunda nur bis zu dem Farmer Hahn bei Angaston, einem guten Gemeindeglied von Langmeil, einem Wohltäter der Lehranstalt zu Pointpass und einem warmen Missionsfreund, und hatten bei ihm angenehmes Nachtquartier. Der Vater Hahn hatte den Bau seines eigenen Wohnhauses zurückgestellt, als es galt, im Jahre 1888 die schöne Dankeskirche in Langmeil zu erbauen. Von Hahns marschierten wir weiter zu einem andern guten Missionsfreund, Bartholomäus in Edenvally, wo wir eingeladen waren. Bartholomäus gebrauchte den sogenannten Lebenswecker, eine Schröpfmaschine mit heilsamem Öl für die Wunden, und gebrauchte beides bei Wilhelm, der eine alte große Narbe am Bein hatte durch

47 Der 1890 in Yorktown in Südastralien geborene Ludwig Döhler kehrte nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1913 als Pfarrer nach Australien zurück.

48 Martin, Arthur und Albert Reuther (geboren in den Jahren 1890, 1891 und 1892 in Bethesda in Südastralien) wurden ebenfalls 1913 von Neuendettelsau als Pfarrer nach Australien entsandt.

49 Hier folgt im Original noch folgende Passage, die auf S. 108 teils wörtlich wiederholt wird: „Die Bremen war ja ganz gut eingerichtet, wir brauchten nicht in einen großen Stall, sondern die Bremen hatte auch in“.

Verletzung an einem Baumstamm, den er mit Ochsen auf Sattelberg aus dem Walde schleppte. Der Lebenswecker bekam ihm gut. Andern Tages wanderten wir von Bartholomäus im schönen Edenvally weiter übers Gebirge hinab in die Murray Flat zum Murray-Strom, dem australischen Vater der Ströme, allwo der Vater Kuß seinen Pfarrsitz hatte in einer fruchtbaren Talecke am Strom mit feinen Gartenanlagen.

Weiter ist nachzuholen, daß wir bei Ankunft in Tanunda vor Ende 1908 auf dem dortigen Friedhof, nahe der Dankeskirche, zwei Missionarsgräber fanden. Das eine ist das von Missionar Tremel, der gegen Ende des letzten Jahrzehnts des abgelaufenen Jahrhunderts wegen anhaltenden Siechtums mit seinem jungen Weibe nach Süd-Australien mußte, wo er im schönen und gesunden Lobetal wohnte, gut gepflegt von seiner Lebensgefährtin. Im Auftrag der heimischen Missionsleitung besuchte ich ihn dort 1898 und mußte heim berichten, daß Bruder Tremel nicht mehr aufs Feld würde zurückkehren können. Er starb dann um 1900, und seine Leiche wurde nach Tanunda überführt, wo seine Schwiegereltern, Lehrer Geysers, wohnten und seine Witwe heute noch lebt. – Nahe der Grabstätte Tremels ist unser Missionar Vetter beerdigt, der im Mai 1906 auf dem Dampfer dicht vor Adelaide starb. Der greise Pastor Auricht mit seinem Sohne Gottlieb, dem Drucker, eilten der tiefgebeugten Witwe mit ihren drei unmündigen Kindern im Port Adelaide zu hilfe. Mit der Leiche des Familienvaters wurde die Familie nach Langmeil-Tanunda gebracht, wo Frau Vetter mit ihren Kindern bei Pastor Auricht und Tochter Bertha [unterkam] – die Mutter war schon seit einigen | Jahren tot. – Die Witwe Vetter mit ihren Kinderlein waren die letzten Gäste von unserm Missionsfeld auf Neu Guinea, die im gastfreien Hause des Pastor Auricht herbergten. Es war kurz vor seinem eigenen Hinscheiden. Das Missionshaus übersandte ihm noch ein schönes Album Biblischer Bilder als Zeichen des Dankes, woran er sich noch kurze Zeit erfreuen durfte.

108|109

Ehe wir im März 1908 in Port Adelaide auf unserer Bremen uns einschifften, erhielten wir noch zwei Trauernachrichten, die eine über den Heimgang des alten Missionsfreundes Vater Rudolf Graetz auf North-Rhine, die andere über das rasche Hinscheiden unserer jungen Schwägerin Lucie, der Frau unseres Bruders Doktor Theodor Auricht in Hahndorf, eine geborne von Bertouch in Tanunda. Dabei ging es wieder nach der Weise: Schnell tritt der Tod den Menschen an!⁵⁰ Sie starb über der ersten Geburt. –

Und nun gingen wir zu Schiff. Meine Frau und ich hatten eine schöne Außenkabine mit zwei Betten, und die fünf jungen Männer unserer Begleitung hatten auch gute eigene Kabinen. Was aber das Beste war, wir hatten [einen] eigenen kleinen Salon mit Tisch für Zehn. Daran waren wir Sieben Herren der Lage, die drei Fremden, unter ihnen eine Weißenburgerin aus Bayern, schlossen sich uns in bester Weise an. Wir hielten unser Tischgebet, tägliche Andachten und Sonntagsgottesdienste.

50 „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ ist ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

Als Zwischendeckler hatten wir unser Deck auf dem Vorschiff und somit die frische Seeluft aus erster Hand. Die vornehmen Fahrgäste kamen hinter uns her und mußten zufrieden sein mit der Luft, die wir ihnen übrig ließen.

In der ersten Klasse fuhren von Indien aus auch Leipziger Missionsleute. Da meldete uns eines Tages Martin Reuther: In der 1. Klasse sei auch eine Schwester mit ihrem Mann. Ich sagte zu ihm, das gäbe es nicht. Es war die Missionsschwester von Soden und der schwedische Missionsbischof in der Leipziger Mission, Herr Bexel, die als Missionsleute einer Gesellschaft oft zusammen waren. Sie besuchten uns auch eines Tages auf dem Bordeck. Sie waren in Colombo, auf der Insel Ceilon, zu uns aufs Schiff gekommen. Da in diesem Hafen das Schiff lange genug hielt, gingen wir da an Land, die Sehenswürdigkeiten dieser Hafenstadt zu besehen, unter anderem einen Buddhistischen Tempel mit dem bausbäckigen Bild des Buddah. Da die Stadt ziemlich weitläufig war, so ließen wir uns von einem Führer auf einem Ochsenwägelein herumfahren, und die kleinen Zugtiere trabten recht munter.

Von Ceilon-Colombo ging es dann weiter durch den indischen Ocean dem roten Meere zu. Unsere Verpflegung war gut, aber da es überall in der Welt unzufriedene Menschen gibt, so beschwerten sich auch [auf] unserm Schiff Mitreisende über das Essen. Ich wurde von den zuständigen Beamten um mein Gutachten aufgefordert über das Essen, auch im Namen meiner Begleitung, und ich gab das Zeugnis ab, daß das Essen gut sei.

Im Roten Meer litten wir auf dem Vordeck und auch in unsern Kabinen nicht durch Hitze, während die Schwester von Soden auf dem Hinterschiff sehr klagte. Wir sahen das gewaltige, kahle und schroffe Sinai-Gebirge, und bald fuhren wir langsam durch den Suez-Kanal. Am andern Ufer wandelten große Gestalten mit langen Gewändern. So ähnlich sahen wohl auch die Söhne Jakobs aus, als sie nach Ägypten zogen.

109|110 Im mittelländischen Meer wehten herbe Winde. Es war das „Mailüfter!“ von Europa her. | Für den kurzen Aufenthalt in Genua waren wir in einer Herberge, in der auch Deutsch gesprochen wurde. Wir hatten Zeit, den Campo Santo zu sehen, und bewunderten die herrlichen Kunstwerke der Bildhauerei der Grabmäler. Das war ein feiner Eintritt ins alte Europa für unsere australischen jungen Männer. In der Herberge hatte man die »Australier« nicht aufnehmen [wollen], der Meinung, es seien Wilde, und war dann erstaunt, in ihnen so feine »Studenten« zu sehen, die sich von Europäern gar nicht unterschieden.

Ein deutschsprechender Angestellter unserer Herberge in Genua brachte uns zum Bahnhof und erwarb für uns die Fahrkarten nach Zürich via Mailand. In Mailand hatten wir eiligst den Zug zu wechseln. Es hieß „Other Traino“ [*sic*]. Wir standen zu Siebent vorm Haufen unseres Gepäcks auf dem Bahnsteig, da kam der Kapitano der Station eiligst heran und fragte in gebrochenem Deutsch, ob wir die »Sieben« seien,

eben von Genua gekommen. Es sei eben Telegramm von dort gekommen, daß aus Irrtum am Abfahrtsort nicht voll bezahlt sei. Ich ging mit Lu. Döhler als Adjutanten mit ins Amtszimmer, und der Kapitano rechnete uns vor, daß und warum nicht voll bezahlt sei, und ich zahlte den nicht sehr großen Betrag nach. Nun gings ungehindert im neuen Zug aus der Po-Ebene und vom schönene Mailand weg über die Alpen. Den wunderbaren Dom in Mailand besahen wir nur aus der Ferne. – Ich fürchtete die Kälte auf dem St. Gotthard und hatte mich besonders warm angezogen. Der Zug aber war fein geheizt, und ehe wir es uns versahen, waren wir über den Alpen und erreichten nächsten Tages Zürich, wo der liebe Pastor Wagner uns am Zug empfing und meiner lieben Frau einen Strauß Maiglöckchen überreichte, ihre Lieblingsblumen, war sie doch selber ein Maiblümchen, im Mai geboren. Pastor Wagner führte uns in ein christliches Hospiz. Einmal waren wir bei ihm zu Tisch. Wir blieben einen Tag in der wunderschönen Stadt im Wonnemonat Mai. Ich benachrichtigte das Missionshaus über unsere nahe Ankunft. Pfarrer Wagner machte mit uns einen Ausflug an den wunderschönen See, und in einem Kaffeehaus tranken wir den besten Kaffee im Leben.

Nächsten Tages ging es ins Vaterland hinein bis Memmingen. In Lindau hatten wir kurz Aufenthalt, und Pfarrer Fronmüller begrüßte uns am Bahnhof und lud mich gleich ein, später Vortrag zu halten in seiner höheren Töchterschule. Hier gleich die Bemerkung, daß ich dieser Einladung später folgte. In dieser Schulanstalt fand ich die wunderliche Einrichtung, daß die Treppengeländer mit Zapfen versehen waren. Auf die Frage, wozu? war die Antwort, die höheren Töchter hätten die üble Gewohnheit gehabt, auf dem Geländer hinunter zu reiten, was auf diese Weise verhindert wurde. Im Lehrsaa von den Töchtern hatte ich den Anfang zu meinem Vortrag verloren und forderte sie auf, zum Eingang ein schönes Lied zu singen. Das geschah, und der Vortrag konnte gehalten werden.

In Memmingen empfing uns der Vater Pfalzer. Er hatte für uns Quartier gemacht in der Bayerischen Krone. Einige Geistliche von Memmingen besuchten uns an dem Abend. Ich schlief mit Frau bei elektrischem Licht, da ich die Technik des Auslöschens nicht voll gefaßt hatte. Am nächsten lichten Morgen erwachend war es uns doch genierlich, daß das Licht noch brannte. Ich drehte noch einmal, und das Licht war aus.

Gegen Abend kamen wir an diesem Tage in Neuendettelsau an. Herr Inspektor Deinzer begrüßte uns am Bahnhof, und nachher erfuhren wir, daß er an dem Tage siebenmal zum Bahnhof gegangen sei, da ich nicht hatte angeben können, mit welchem Zuge wir kämen. Wilhelm wurde gleich ins Missionshaus aufgenommen, der neue Kursus hatte ja schon begonnen. Ich mit Frau erhielt | Quartier im neuen Kost-

110|111

haus über der Wohnung des Herrn Konrektor Steck⁵¹. Wir hatten gebeten, Mittags mit den Zöglingen essen zu dürfen, da auch unser Wilhelm dabei war. Frühstück und Abendbrot wurde uns aufs Zimmer gebracht. Wenn ich auf Reisen war, aß meine Frau zusammen mit der Hausmutter Frau Bartel. So hatte meine Frau keinen eigenen Haushalt zu führen. Ich war häufig auf Reisen abwesend, und sie besorgte mir immer die Wäsche. In den Herbstferien machten wir selbdrift eine Reise mit Wilhelm. Wir waren in Waldheim, in der alten Heimat, auch in Gefrees, bei Pfarrer Seeberger, einem guten Freund der Missionare, und auch in Regensburg. In diesem ersten Sommer 1909 besuchte ich auch in Dresden die Versammlung der Kolonialgesellschaft, wobei ich ein Referat über die Kolonialsache übernommen hatte. Da stellte sich mir ein alter Bekannter aus N[eu] G[uinea] vor, der Geologe Dr. Schneider mit Frau, und bekannte, daß sie Missionsfreunde seien, Missionsblätter läsen und auch auf dem Laufenden wären über den Gang unserer Arbeit auf N[eu] G[uinea]. Die Reise nach Dresden zu dieser Versammlung wurde vergütet, wohl nur für solche, welche Arbeiten dabei hatten. Ich wohnte im dortigen Diakonissenhaus. Nach Schluß der Versammlung wurde ein Ausflug gemacht nach der Sächsischen Schweiz. Ein Pfarrer aus der Nähe von Dresden führte mich. Die Sachsen sangen lustige Lieder und neckten die Preußen, z. B. „Da selbst die Schifffahrt schnöderweis besteuern läßt der böse Preuß“, „Gleich hinter Meissen beginnt das verflixte Preußen, daher die Elbe in Sachsen ist so gelbe.“ Die Heimfahrt geschah auf einem Flußdampfer. Es war ein herrlicher Abend, und es genierte mich etwas, daß die Sachsen so unfreundlich redeten von den nebenan sitzenden Preußen. Es war mir schon früher gesagt worden, daß die Sachsen gehässiger waren auf die Preußen als die Bayern. Die Preußen hatten eben die schöne Provinz Sachsen weggenommen.

Einmal hatte ich auch einer Pastorenkonferenz in Sachsen beizuwohnen. Ich war dazu eingeladen durch den missionsfreundlichen Pfarrer Hempel in Plauen, in dessen Haus ich logierte. Bei der Konferenz hatte ich einen Vortrag zu halten, und ich führte dabei das Wort aus dem Alten Testament an: „Die Fremdlinge sollst du nicht schinden.“⁵² Ich wäre auch nicht fremd an⁵³ den Sachsen, in Australien hätten wir einen Pastor aus Sachsen, sogar aus Plauen, und auch in N[eu] G[uinea] hätten wir einen Sachsen. Der sagte, wenn etwas Gutes von Sachsen geredet wurde, er sei ein Sachse, wenn Ungutes, dann war er Altenburger, und dann erzählte ich eben aus unserer Mission. Einmal hatte ich auch den Pfarrer Paul⁵⁴ in Lorenzkirch zu besuchen, der

51 Karl Steck war von 1908 bis 1912 Konrektor, anschließend bis 1928 Inspektor der Neuendertelsauer Missionsanstalt.

52 Ex 22,20.

53 Im Original „au“.

54 Der Pfarrer und Missionswissenschaftler Carl Paul (1857–1927) war von 1911 bis 1923 Missionsdirektor in Leipzig. An der dortigen Universität hatte er eine Honorarprofessur inne.

später D[r]. Paul und Missionsdirektor und Missionsprofessor in Leipzig wurde. Ich brachte schöne Tage in seinem Hause zu in Lorenzkirch, und er beredete mich, eine Missionschrift – eine Art Missionsinstruktion – zu schreiben. Ich sagte zu, wenn er das Vorwort dazu schreiben würde und es würde verlegen lassen. Das geschah dann bei Wallmann in Leipzig. Der Titel war „In den Missionsdienst“. Es waren Reisebriefe eines alten Missionars an seinen Sohn im Missionshaus, die ich später bei der Ausreise an Wilhelm schrieb und in Australien als Manuskript bearbeitete.⁵⁵

Die schönste Reise war doch zu der Missionskonferenz in Herrnhut, da war auch Konrektor Steck mit, Pfarrer Ruf, ein Pfarrer Jergius und andere aus Bayern. Ich hatte dabei auch Vortrag zu halten. Der Missionsdirektor Schreiber⁵⁶ aus Bremen rempelte uns Neuendettelsauer gelinde an, indem er bemerkte, daß wir doch auch gekommen wären trotz unseres konfessionellen Standpunktes. Ich hatte in der Sitzung das Schlußwort zu | sprechen. Konrektor Steck flüsterte mir zu: „Zur Bemerkung von Schreiber sagen wir nichts.“ Ich antwortete: „Nein, dazu sagen wir nichts“, sagte dann aber in meinem Schlußwort: „Zu der einen Bemerkung des Herrn D[r]. Schreiber sagen wir nichts, denn konfessionelle Fragen sollen auf dieser Konferenz nicht erörtert werden.“ Das gefiel dann unsern Pfarrern von der luther[ischen] Seite, wie mir nachher gesagt wurde.

111|112

Man war in Herrnhut in Privatquartieren untergebracht, ich in einem Hause, wo ein Missionar daheim war, der im Himalaja stationiert war. Die Hauptmahlzeiten hatte man im Gemeindehaus und hatte dafür Zutrittskarten. Ich besuchte auch mit anderen den Gottesacker am Hutberg mit den liegenden Grabsteinen. Vieles in Herrnhut erinnerte noch an die alten Zeiten unter dem Grafen Zinzendorf, und man merkte an allem, daß man in einer Missionsgemeinde sich befand. Die vielen Vorträge der verschiedenen Missionare von den verschiedenen Feldern waren hochinteressant.

Das interessanteste Erlebnis aber hatte ich in Herrnhut mit einem alten schwedischen Missionsfreund, Godsecare Möller⁵⁷. Der fragte mich nach meinem Quartier, da er am nächsten Morgen mich besuchen wollte. Er kam. Ich hatte mein eigenes Zimmer, und er sagte mir, er hätte mein Schriftchen gelesen „Gedenkblatt der Neuendettelsauer Mission in N[eu] G[uinea]“⁵⁸, da wäre auch um Unterstützung gebeten

55 Johann Flierl: In den Missionsdienst! Reisebriefe eines alten Missionars an seinen Sohn im Missionshaus, bevorwortet von Professor D[r]. Paul, Leipzig 1913. Nachdruck in: Traugott Farnbacher und Gernot Fugmann [Hg.]: Johann Flierl (1858 bis 1947). Ein Leben für die Mission, Mission für das Leben, Neuendettelsau 2008, S. 25–139.

56 Der Theologe August Wilhelm Schreiber (1867–1945) übernahm die Leitung der Norddeutschen Missions-Gesellschaft in Bremen 1901. Als Ruheständler wurde er 1933 und 1938 erneut kommissarischer Direktor.

57 Godsecare ist nicht der Vorname des Manns, sondern eine Wiedergabe des schwedischen *godsägare*, das einen Gutsbesitzer bezeichnet. Es ist unklar, auf welche Person sich Flierl hier bezieht.

58 Gemeint ist das „Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission“. Siehe dazu II 165.

durch luther[ische] Missionsfreunde in aller Welt. So wolle er auch sein Scherflein dazu geben, und nun zählte er auf meinen Tisch 50 deutsche Goldstücke hin à 20 Mark, macht rund 1 000 Mark. Das war der größte Haufen Gold, den ich im Leben bei einander gesehen habe. In Australien hat auch einmal ein Farmer Schütz in Point Pass einen Cheque von 50 Pfund⁵⁹ für N[eu] G[uinea] überreicht zum Bau des Missionsschiffes. Der schwedische Missionsfreund Godsecare Möller hat noch öfters größere Beträge für unsere Mission nach Neuendettelsau übersandt. In seinem letzten Brief an mich schrieb er mir, daß er in der Schweiz sich einer Operation unterziehen müsse. Er war reichlich alt, und wird wohl bald nach jener Zeit gestorben sein.

Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, daß nach dem Weltkrieg in allen Ländern das Gold aus dem Umlauf verschwunden ist. Früher konnte man jede beliebige Kollekte in den Banken umwechseln lassen und Gold dafür nehmen. Auch in den Vereinigten Staaten war das Gold alltäglich.

Da ich von Herrnhut nicht direkt heimreiste, sondern erst Br. Schnabels Heimat besuchte, so übergab ich meinen Goldschatz dem Konrektor Steck, der es richtig in Dettelsau abliefern ließ.

Auch in Berlin war ich ein paarmal. Einmal hatte ich einen Vortrag zu halten in einer Konferenz der Gemeinschaftsleute⁶⁰, wobei auch D[r]. Paul sprach über das Thema: „Die deutschen Missionen unter der Ägide der Kolonialverwaltung durch Lindequist⁶¹“. Zu der Zeit war auch Missionar Strehlow⁶² in Berlin und nahm mich mit in seine Heimat, wo ein Superintendent der Altlutheraner residierte und ich einen Vortrag zu halten hatte.

Bei einem andern Besuch in Berlin, wo ich im Christlichen Hospiz am Gensdarmen-Markt wohnte, besuchte ich das Kolonialamt, wo ein früherer Bezirksamtman aus N[eu] G[uinea] mich empfing mit Namen Karlowa⁶³, der unterredete sich mit mir über die Missionsangelegenheiten in der Kolonie und bemerkte, es träfe sich gut,

59 Das entsprach einer Summe von etwas mehr als 1 000 Goldmark.

60 Gemeint sind die Anhänger der pietistischen Gemeinschaftsbewegung, die im Deutschen Evangelischen Verband für Gemeinschaftspflege und Evangelisation organisiert waren (heute Evangelischer Gnadauer Gemeinschaftsverband).

61 Der Kolonialbeamte Friedrich von Lindequist (1862–1945) war von 1905 bis 1908 als Nachfolger Lothar von Trothas Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika. 1910 wurde er Leiter des Reichskolonialamts.

62 Der aus Fredersdorf in der Uckermark stammende Carl Friedrich Theodor Strehlow (1871–1922) wurde 1892 von Neuendettelsau nach Südastralien ausgesandt, wo er als Missionar in Bethesda und Neuhermannsburg tätig war. Er starb auf einer Reise nach Adelaide, wo er einen Arzt konsultieren wollte, in Horseshoe Bend.

63 Der Jurist Rudolf Karlowa (1876–1945) war von 1905 bis 1909 als Kolonialbeamter in Deutsch-Neuguinea tätig, später in Deutsch-Südwestafrika und Ostindien, wo er es bis zum Generalkonsul brachte. In der NS-Zeit machte er sich einen Namen als Experte für Kolonialfragen und trat als Verfasser einschlägiger Schriften hervor.

daß an dem Tage gerade eine Kolonialberatung im Reichstag stattfände, die ich mit anhören sollte, und er gab mir dafür eine Eintrittskarte. Ich war natürlich auf der Gallerie und konnte das ganze Haus überschauen. In etwas genierten mich die Pflugeräder auf [. . . , welche die]⁶⁴ | Aussicht sehr behinderten. Es ging in den Beratungen ganz interessant zu. Ich lernte dabei verschiedene Persönlichkeiten kennen, die nach dem Weltkrieg mehr bekannt wurden. So den dicken Noske⁶⁵, der eine Zeitlang Kriegsminister wurde. Sehr lebhaft beteiligte sich an den Beratungen der ultramontane Schulmeister Erzberger⁶⁶. Er sagte, es sei gerade der Missionsbischof von Samoa in Berlin, von dem die Reichsregierung manches erfahren könne. Der Kolonialminister Lindequist sagte darauf: „Wenn der Herr Bischof der Regierung etwas zu sagen hat, so kann er ja zur Reichsregierung kommen, die Regierung wird ihm nicht nachlaufen.“ Am giftigsten war der Abgeordnete Ledebour⁶⁷. Er tadelte sehr, daß man mit den Hereros in Südwest so hart verfare nach Niederwerfung des Aufstandes, daß sie keine Rinder mehr halten dürften, sondern nur noch Ziegen.⁶⁸ Weiter sprach er sehr scharf zur Mischlingsfrage. Dabei bemerkte er wörtlich: „Besonders die Herren vom Militär sind in der Sache sehr tätig gewesen.“ Neben an standen Offiziere, und ich fürchtete schon, sie würden ihre Degen ziehen und den Ledebour niederhauen, aber im Reichstag herrschte ja vollkommene Redefreiheit, und er mochte auch recht haben.

Auch beim Generalpostmeister war ich bei diesem Aufenthalt in Berlin. Das war damals der Geheime Oberpostrat Kraetke⁶⁹, der in den ersten Jahren auch in Finschhafen gewesen war. Er begrüßte mich als alten Bekannten freundlich. Er war ein scharfer Preuße. Auf dem Weg nach Simbang war er mir einmal begegnet, da beschwerte er sich über das lange nasse Gras am Weg und sagte: „Warum machen sie das lange Gras nicht hinweg, diese faulen Kerle!“ An der letzten Bemerkung erkannte ich, daß er die Schwarzen meinte und nicht etwa uns Missionare. In Berlin war er

64 Im Original ist ein Teil des Satzes durch das Seitenende unlesbar.

65 Der SPD-Politiker Gustav Noske (1868–1946) war seit 1906 Abgeordneter im Deutschen Reichstag. Als Reichswehrminister gehörte er 1919/20 der Weimarer Nationalversammlung an.

66 Matthias Erzberger (1875–1921) war als Abgeordneter der Zentrumsparterie seit 1903 Reichstagsmitglied. Er galt als scharfer Kritiker der deutschen Kolonialkriege. 1919 wurde Erzberger Finanzminister. Er fiel einem politischen Attentat zum Opfer.

67 Der sozialistische Politiker Georg Ledebour (1850–1947) war von 1900 bis 1918 Reichstagsabgeordneter der SPD. 1919 beteiligte er sich am Spartakusaufstand. Ledebour saß von 1920 bis 1924 für die USPD erneut im Reichstag. Er emigrierte 1933 in die Schweiz.

68 Der Krieg der deutschen Kolonialmacht gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika (1904 bis 1908) und die hier kritisierte anschließende Vernichtungspolitik gegen die Überlebenden werden heute als Völkermord eingeordnet.

69 Reinhold Kraetke (1845–1934) war von 1888 bis 1889 für die Neuguinea-Compagnie tätig gewesen, unter anderem als kommissarischer Landeshauptmann von Deutsch-Neuguinea. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er Staatssekretär für das Reichspostamt.

nun ganz gemütlich, obwohl ich eine heikle Sache mit ihm besprach, nämlich bessere Dampfverbindung mit unserer Station Finschhafen. Da waren in letzter Zeit die Lloyd-Dampfer nicht mehr angefahren, und wir mußten immer mit kleinen N[eu]-G[uinea]-Dampfern wie d[er] Siar erst nach Madang fahren, was auch nicht regelmäßig geschah. Er sagte: „Wir haben schon selber daran gedacht und mit der Direktion des Norddeutschen Lloyd darüber verhandelt, aber diese Direktion berichtete uns, ihre Kapitäne hätten mitgeteilt, daß die Missionare in Finschhafen, so ein Herr Pfalzer, da nicht so häufig Dampfverbindung haben wollten.“ Da sagte ich: „Das kann unser Missionar Pfalzer nur im Fieberwahn gesagt haben.“ Das schlug durch, und wir bekamen alsbald direkte Verbindung mit Lloyd-Dampfern, die bei Ankunft und Abfahrt im Schutzgebiet in Finschhafen anlegten, und wir konnten so umgehend unsere Post nach der Heimat beantworten, ebenso hatten wir mit den Lloyd-Dampfern regelmäßige Verbindung mit Sydney in Australien.

Bei meinem ersten Aufenthalt in Berlin wohnte ich in einem Privatquartier durch Vermittlung jener Missionskonferenz der Gemeinschaftsleute. Damals hatte D[r]. Paul mich an einem Abend zu sich eingeladen. In Berlin besuchte ich auch den Prof. Neuhaus⁷⁰, und er gab mir Gelegenheit, seinem Lichtbildervortrag über N[eu]G[uinea] im völkerkundlichen Museum beizuwohnen. Prof. Neuhaus war durch seinen Aufenthalt in N[eu]G[uinea] aus einem Missionfeind ein Missionsfreund geworden.

113|114

Von Berlin aus reiste ich das einermal nach Breslau und durfte in Kirchen und Sälen der Altlutheraner Missionsvorträge halten. In Breslau lernte ich Prof. Ziemer⁷¹ und Kirchenrat Froböß⁷² kennen und die schöne und eigenartige Christuskirche der Altlutheraner, auch Prof. Nagel⁷³. In Liegnitz wurde mir das Haus | gezeigt, von dessen Altane aus der Alte Fritz eine Schüssel voll Bratkartoffeln gegessen hatte, seinen Untertanen zu zeigen, daß Kartoffeln ein königliches Essen seien und dessen Anbau befördert werden sollte, was dazu hülfe, daß Hungersnöte seltener eintreten konnten.

Im engeren Vaterland Bayern war ich im Sommer 1909 besonders auch auf dem Nürnberger Missionsfest, wo die Nachversammlung immer im Rathaussaal gehalten wurde. Da war auch der Senior Raum⁷⁴ aus Ostafrika anwesend. Er sprach vor

70 Der Arzt und Anthropologe Richard Neuhaus (1855–1915) forschte in den Jahren 1908 bis 1910 in Deutsch-Neuguinea. Gemeinsam mit den Neuendettelsauer Missionaren Keyßer, Mailänder und Lehner unternahm er 1909 eine Erkundungsfahrt auf dem Markham. Neuhaus beschäftigte sich intensiv mit den Möglichkeiten der wissenschaftlichen Photographie.

71 Gemeint ist vermutlich der Theologe Ernst Ziemer (1872–1949), der in Breslau Kirchenrat war.

72 Der Pfarrer Georg Froböß (1854–1917) war ab 1896 Kirchenrat in Breslau. 1906 wurde er Direktor des Oberkirchenkollegiums der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Preußen.

73 Der Pfarrer Ernst Nagel (1846–1929) war von 1892 bis 1910 Superintendent der Diözese Breslau.

74 Der Missionar Johannes Raum (1875–1936) war bereits im Alter von 12 Jahren ins Leipziger Missionsseminar aufgenommen worden. Ab 1895 war er in Deutsch-Ostafrika tätig.

mir und sagte, daß er etwas müde sei vom vielen Vortraghalten. In meinem Vortrag sagte ich, daß wir aus Liebe für unser Werk nicht müde noch matt werden dürften. In Ostafrika hatte man damals schon einen Missionsarzt, und ich sagte in meinem Vortrag: „Hat denn das Vaterland nur Einen Segen?“ Auch für N[eu] G[uinea] würde ein Arzt nötig sein.

Einmal hatte ich in Nürnberg auch im Rathaussaal einen Vortrag zu halten vor den versammelten Kindergottesdiensten aus verschiedenen Gemeinden. Ein Vorstand der Kindergottesdienste, Scherer, und Hauptprediger Geyer⁷⁵ leiteten die Versammlung. Mir war das Thema aufgegeben worden: „Im Kampf bei den Wilden“. Das gab natürlich eine Sensation. Ich weiß natürlich nicht mehr, was ich dazu gesprochen hatte, aber der Saal war so überfüllt, daß er polizeilich geschlossen werden mußte, und die dichte Versammlung der Kinder brandete gleichsam an den Wänden hinauf. Es fielen Töpfe herunter. Hauptprediger Geyer ordnete an, daß zwischen den verschiedenen Teilen des Vortrags immer ein Tusch mit Posaunen geblasen werden mußte. So ging ja die Versammlung glücklich zu Ende.

Hier in Neuendettelsau war damals das Missionsfest draußen im Heilsbronner Wald, wo jetzt die Krankenhäuser stehen. Einmal war ich auch in Stuttgart, wo der Pfarrer John, ein Freund unserer Neuendettelsauer Mission, am Feuersee wohnend, mich zum Vortrag eingeladen hatte. Auch in Augsburg war ich bei einem Pfarrer Anthes⁷⁶, aus Hessen stammend. Er hatte mich zum Vortrag in Augsburg bestellt. Ein paarmal war ich auch in München, zuletzt noch, als schon D[r]. Bezzel⁷⁷ Kirchenpräsident war. Da nahm ich von ihm Abschied. Ich redete damals in der Lukaskirche. Natürlich war ich auch in meiner engeren Heimat, Sulzbach und Fürnried und Alfeld und anderen Orten des Kapitels, wo ich Missionsvorträge halten durfte. In Sulzbach lernte ich den damals jungen Spitalpfarrer Lippert kennen, der das Buch geschrieben hat: *Reformation und Gegenreformation in der Oberpfalz*,⁷⁸ wovon er mir ein Exemplar nach N[eu] G[uinea] schickte. Das heißt, ich lernte ihn kennen, ehe ich 1878 nach Australien ging, und er war dann vor 30 Jahren Dekan in Kirchenlamitz, wohin er mich alsobald einlud, in seinem Kapitel Vorträge zu halten. Er lebt jetzt noch emeritiert in Bayreuth und hat mit 90 Jahren noch eine Geschichte der Hermunduren⁷⁹

75 Der Pfarrer Christian Geyer (1862–1925) war von 1902 an Hauptprediger von St. Sebald in Nürnberg.

76 Hermann Anthes war bis 1934 der Pfarrer von St. Ulrich und Afra in Augsburg.

77 Der lutherische Theologe Hermann Bezzel (1861–1917) war von 1891 bis 1909 Rektor der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt gewesen, ehe er die Leitung des Königlichen Oberkonsistoriums in München, also der Verwaltung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, übernahm.

78 Zu dieser Publikation siehe I 82.

79 Friedrich Lippert: *Geschichte der Südhermunduren in Ostfranken, unserer Vorfahren in zwei Jahrtausenden*, hier vom Jahre 1 bis 741, Bayreuth 1935.

geschrieben. Er ist jetzt wohl 94 Jahre alt, und ich konnte ihn vor ein paar Jahren noch sehen bei einem Besuch in Bayreuth, noch rüstig, aber schwerhörig.

Einmal besuchte uns in unserer Wohnung im Kosthaus die Frau Oberin Stählin⁸⁰. In einem feingestrickten Netzsäcklein brachte sie 25 neue silberne Markstücke als Jubiläumsgabe für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. Sie war bei jeder Begegnung sehr freundlich zu uns und sagte bei einer solchen Gelegenheit zu Wilhelm, wenn seine Eltern wieder fortgehen nach N[eu] G[uinea], so könne er auch sie besuchen. Einmal war ich mit meiner Frau auch in Burgbernheim bei dem Herrn Pfarrer von Zetzschwitz, um Vortrag zu halten.

114|115 In Bayern waren damals drei Pfarrer, die mit mir im Missionshaus gewesen waren, zwei als regelrechte Zöglinge, wie wir damals hießen, und einer, Dorn, den ich in Bischofsgrün besuchte, der nur ein Semester bei uns hospitiert hatte. Er war damals im Wintersemester | von 1877 auf 78 bei uns Abgehenden, Liedtke und mir, um seine Noten zu verbessern, und studierte dann regelmäßig weiter auf den höheren Schulen der Heimat. Sein Sohn, als Militärarzt im Weltkrieg, verpflichtete unsern Hänsing zum Dank.

Pöschel⁸¹ machte im Missionshaus fertig und fand über Rußland seinen Weg ins bayerische Pfarramt und stand 1909 an der Michaelskirche in Fürth, wohin er mich zu einer Missionspredigt einlud. Meinen eingesandten Text hatte ich vergessen. Er war so freundlich, auf Anfrage ihn mir wieder zu nennen. Es war mir eine Freude, in Fürth sprechen zu dürfen, wo ich als Missionszögling gleichsam eine zweite Heimat gefunden.

Fritz Hebart, Onkel unseres Pastors Hebart in Tanunda, machte auch in Dettelsau fertig und fand über Thüringen den Weg ins Bayrische Pfarramt. Von Bayreuth aus besuchte ich ihn in Benk und durfte bei ihm an Epiphaniien eine Missionspredigt halten. Das waren damals drei bayrische Pfarrer als Dutzbrüder zu mir.

Einmal hatte ich in Marienberg, einem protestantischen Kloster im Lande Braunschweig, zu reden, mit einer adeligen Oberin und Töchtereschule, auch verbunden mit dem hiesigen Diakonissenhaus. Ein sehr ehrwürdiger Pfarrer Wandersleb⁸² stand dem Stift vor, der zu meiner Zeit simpler Candidat und Hilfslehrer im Missionshaus gewesen. Sieben seiner Söhne wurden Pfarrer. Ich bemerkte, da möchte er doch einen auf den Missionsteller legen.

80 Therese Stählin (1839–1928) stammte aus Westheim in Mittelfranken. Bereits 1855 wurde sie Lehrerin an der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt, und zwei Jahre später, im Alter von 17 Jahren, wurde sie selbst als Diakonisse eingeseget. Von 1883 bis 1921 stand sie der Anstalt als Oberin vor.

81 Adolf Pöschel, 1856 in Löpfigen geboren, beendete seine Ausbildung in Neuendettelsau 1876. Er wurde Stadtmissionar in Sankt Petersburg. 1901 bekam er eine Pfarrstelle in Fürth, 1914 wechselte er nach Donauwörth.

82 Albert Wandersleb hatte 1875 ein gutes Jahr lang am Neuendettelsauer Seminar Unterricht erteilt. Von 1888 bis 1925 war er Pfarrer in Marienberg.

Auch in Ansbach, dem Ort des Konsistoriums, durfte ich amtieren, wo damals Br. Wenderlein⁸³ im Ruhestand lebte. Rat Braun räumte mir seinen Platz auf der Kanzel ein. Als Beispiel erzählte ich einen guten Schwabenstreich aus Lindau, wo ein Missionsfreund seinen Pfarrer überraschte durch ganz große Gaben. – Kirchenrat Langheinrich⁸⁴ sagte dann zu mir: „Solche Schwabenstreiche könnten wir auch brauchen zu Renovation unserer Kirche.“ Bald nachher hatte ich in Bamberg zu reden bei Kirchenrat Seeberger, einem strengen Kirchenrechtler, der nicht wollte, daß ein Nichtakademiker auch mal einen Chorrock anziehe. Sein Vikar Förtsch holte mich ab und fragte mich allerlei aus. Auf einmal kam Seeberger aus einem Seitengäßlein, und der Vikar sagte zu ihm: „Herr Kirchenrat, der Missions-Senior hat kürzlich in Ansbach vor den Konsistorialräten im Chorrock gepredigt!“ „Na, dann sind Sie legitimiert!“ sagte der Herr Kirchenrat Seeberger zu mir.

Der Bruder des Herrn Kirchenrat, Pfarrer Seeberger von Fünried, Gefrees, Eysölden mit seiner gütigen Pfarrfrau, war ein Wohltäter unserer Söhne und auch des Neffen. Mit Wilhelm machte er später »Du«. In seinem Pfarrhaus zu Gefrees verlebten wir schöne Tage. Meine früheren Lehrer zu Vorbereitung zum Eintritt ins Missionshaus, Pfarrer Kohl nahe Gräfenberg, Pfarrer Rahm in Oberzenn und Kirchenrat Gottfried Müller konnte ich bei guter Gelegenheit auch wieder sehen.

In Hiltspoltstein und Großengsee war ich bei den Missionspfarrern und Mitgliedern unserer Gesellschaft Knappe und Hacker. Bei Großengsee sahen wir einen mächtigen Zeppelin über die Berge der Fränkischen Schweiz schweben.

Mit dem Herrn von Pappenheim machte ich einmal eine Teilkapitelreise bei Altdorf. Von Feucht aus fuhr mich der General Täther vom Weiherhaus nach Altdorf, wo ich auch zu reden hatte. In einem engen Gäßlein eines Dorfes stießen wir auf ein Ochsenfuhrwerk. Der General sagte zu dem Bauernburschen: „Du mußt ausweichen, der Klügste gibt nach.“ „I kann net ausweichen“, sagte der Junge. So war eben der General der Klügere, fuhr über einen Misthaufen und hätte beinahe umgeworfen. Am Ziel angekommen, brauchte ich natürlich keinen Fuhrlohn zu zahlen, aber der General gab mir ein 20-Markstück⁸⁵ für unsere | Mission und wünschte bestes Gedeihen des Werkes.

115|116

Das sind ja nicht alle Vortragsreisen, die ich im Vaterland machte, aber doch die meisten und wichtigsten. Ich sollte ja auch noch nach der Neuen Welt gehen und dort sprechen.

83 Leonhard August Wenderlein (1860–1910) kam aus Bechhofen in Mittelfranken. 1888 wurde er als Neuendettelsauer Missionar nach Deutsch-Ostafrika ausgesandt, 1900 wechselte er nach Elim (Hope Vale) in Queensland. Seinen Ruhestand verlebte er in Ansbach.

84 Der aus Hof stammende Pfarrer Friedrich Langheinrich (1851–1910) wurde 1895 Dekan in Pegnitz und 1908 Kirchenrat in Ansbach.

85 Im Original ist die Zahlenangabe nicht sicher zu lesen.

Als Missions senior durfte ich ja auch den Sitzungen des Missionsdirektoriums beiwohnen. Da ist mir eine wichtige Sitzung lebhaft im Gedächtnis hängen geblieben. Es wurde verhandelt über Verlängerung der Studienzzeit der Zöglinge. Kirchenrat und Missionsdirektor Martin Deinzer ging schwer ab von der bisherigen Weise. Er sagte u[nter] a[nderem]: „Wenn ich meine Leute, die drei Jahre hier gewesen, antreten lasse, so stehen sie immerhin ihren Mann.“ Die Mitglieder des Direktoriums aber und auch ich waren für Verlängerung der Studienzzeit. Ich sagte, es wäre immerhin etwas unangenehm, wenn in Australien darüber geredet wurde, in einem andern Missionshaus studieren die Leute 6 Jahre, in Dettelsau nur 3, in 6 Jahren kann man doch mehr lernen als in dreien. Da alles für die Veränderung war, so ging der Direktor Martin Deinzer endlich darauf ein, Verlängerung der Studienzzeit anzustreben.

Nun noch, wie es dazu kam, daß Inspektor M. Deinzer zum Direktor wurde. In Berlin sprach der D[r]. Paul mit mir darüber, daß nun die Neuendettelsauer Mission ziemlich gewachsen wäre, so sollte der Missionsinspektor doch auch Missionsdirektor werden, wie bei allen größeren Missionsgesellschaften. Ich sagte, Inspektor Deinzer und wohl unsere ganze Gesellschaft ginge eben etwas schwer daran, Veränderungen zu treffen.

Aber so aufs Geratewohl schrieb ich frisch und fröhlich von Berlin aus an Inspektor M. Deinzer, daß er doch auch Missionsdirektor werden sollte. Ich weiß nun natürlich nicht, ob mein Schreiben den Anstoß gegeben hat, oder es im Lauf der Dinge dazu kam. Als ich einmal wieder nach Dettelsau zurückkam, war aus dem Inspektor ein Direktor geworden.

Also nun hieß es „Auf nach Amerika!“ Es war im Frühjahr 1910, als die Ausreise geschehen sollte. Da meine Frau eigentlich nach Deutschland nicht hätte mitkommen sollen, so dachten wir gar nicht daran, daß sie mit nach Amerika gehen würde. Jedoch noch zur rechten Zeit sagte die Frau Kirchenrat Deinzer zu ihr: „Sie gehen natürlich mit nach Amerika, ich bin auch mit drüben gewesen.“ Also reisten wir selbender ab. In Bremen hatten wir einen Missionsagenten, den Kaufmann Henke, der ein Kommissionsgeschäft hatte. Ich hatte von N[eu] G[uinea] aus geschrieben, daß es gut sein würde, in Bremen einen Missionsagenten zu haben, keinen Groschenkrämer und auch keinen Millionenkaufmann. In Bremen war ja auch immer eine kontinentale Missionskonferenz, und unsere Leitung wurde beraten, den Herrn Henke zu unserm Agenten zu machen. Er war in Indien gewesen, hatte Tropenerfahrungen gesammelt und auch Missionsinteresse. In seiner Familie brachten wir ein paar Tage zu vor der Abfahrt nach Amerika. Ich war während meines Aufenthaltes in Deutschland immer gesund gewesen, aber nun gerade in Bremen wurde ich etwas unpaß an Fieber, und Henke schrieb ans Missionshaus, es wäre jedenfalls gut, daß der Missions senior mit Frau reiste. Wir konnten uns einschiffen, und die Fahrt ging frisch und fröhlich vonstatten. Die Ruhe auf dem Meere tat mir gut. Wir hatten auch eine Schutzbefohlene

bei uns, die Braut eines Dettelsauer Sendlings reiste mit uns hinüber, und noch eine zweite Braut schloß sich ihr an. Die eine Braut erwartete ihren Verlobten | im Emigrantenhaus zu New-York, wo die Trauung gleich stattfinden sollte. Die Braut des Dettelsauer Sendlings sollte allein in den mittleren Westen reisen, wo wir nicht gleich mitgehen konnten. Ein unbekannter Mitreisender auf dem Schiff machte sich an sie heran, der sagte, er könnte sie begleiten. Als sie mir davon sagte, warnte ich sie strikte, sich einem Fremden anzuvertrauen. Sie müsse doch mit uns ins Emigrantenhaus, und da sollte sie sich von dem Auswanderermissionar beraten lassen, der ihr einen guten Plan machen würde. So geschah es auch, und sie kam glücklich ans Ziel.

Die Formalitäten bei der Einreise waren damals lange nicht so schwierig wie nach dem Weltkrieg. Es wurde uns ja sehr grell elektrisch in die Augen geleuchtet, und es gab natürlich Zollrevision. In einer großen Halle wurden alle Kisten nach den Namensbuchstaben gelagert und nachgesehen. Die Einwanderermission wußte von unserer Ankunft, und es kam ein Herr vom Emigrantenhaus und half uns durch, daß alles glatt und schnell ging.

Vom Emigrantenhaus aus besuchten wir zunächst den Waisenhausdirektor D[r]. Berkemeyer in M[oun]t Vernon, der mit mir ausgesegnet worden war im Jahre 1878. Er war nun der Leiter einer großen Waisenanstalt der Luther[ischen] Kirche im Osten. Viele Gebäude fanden sich da auf herrlichem Gelände, Schule und Kirche. Mit dem Waisenhaus war ein Altenheim und Säuglingsheim verbunden, der Direktor hatte einen Stab von Mitarbeitern: Lehrer, Diakonissinnen vom Mary J. Drexel-Home in Philadelphia, auch Handwerkermeister. Es waren über 300 Waisenkinder in den Anstalten, und der Unterricht geschah in bester Weise deutsch und englisch.

Bei Anreise und Ausreise von Amerika waren wir immer einige Tage an dem schönen Platz bei unsern Freunden. Auch die Frau Berkemeyer, Susanna, geborne Kräling aus Hessen, hatte sich sehr fein in das Werk ihres Mannes hineingearbeitet. Einmal waren wir auch über Sonntag dort, an dem Berkemeyer seinen Schwager Kräling in Hoboken zu besuchen hatte, der dort krank lag, und ich hatte für Berkemeyer den Gottesdienst in der Anstaltskirche zu halten. Einmal nahm er mich mit hinein nach Newyork, wo in einem großen Saal eine Versammlung der Freunde der Waisen statt hatte und Berkemeyer einen Vortrag hielt und auch ich etwas zu sprechen hatte. Er stellte mich vor als einen guten Mann aus den Urwäldern Neu Guineas, wo es keine Friseure gebe. Auch die Waisenknaben hatten sich in der Versammlung zu produzieren. Man hatte den Eindruck, daß D[r]. Berkemeyer es sehr gut verstand, sich als Waisenvater zu geben. Sie saßen in Haufen um ihn herum und ließen sich erzählen, und er schien auch manchmal recht unterhaltend zu fabulieren. So hörte ich bei einer Gelegenheit eine Geschichte von ihm an seine Waisen, wie eine Großmutter sich dem Haifisch opferte. Es war in der alten Zeit, da die Seeleute noch sehr abergläubisch waren, wenn sie die Meere durchsegelten. Ein Haifisch verfolgte das Schiff. Ihn zufrie-

denzustellen, warf man allerlei hinab, eine Kiste mit Hutseln⁸⁶, einen Wiegestuhl – er verschlang alles und kam immer wieder. Da dachte man, er wolle ein Menschenopfer. Das Los wurde geworfen: der Schiffsjunge sollte über Bord. Da kam die Großmutter aus der Kombüse und rief: „Nein, der Junge darf nicht geopfert werden! Werft mich alte Frau hinüber.“ Es geschah, der Haifisch verschlang sie und war noch nicht zufrieden. Er kam wieder. Da sagte ein Kluger: „Wir müssen den Haifisch fangen.“ Sie taten so, zogen den Haifisch ans Land, öffneten ihn, da saß die Großmutter im Wiegestuhl und aß Hutseln.

117|118 Von M[oun]t Vernon und Neuyork reisten wir weiter das Hudsonal hinauf mit der Bahn und erreichten eine schöne Stadt, wo Freund Schmidtkonz Pastor war, ein Schwager von Berke[meyer und] | mit uns ausgesegnet im Jahre 1878. Bei Pastor Schmidtkonz in Rondout waren wir über Sonntag. Ich hatte in einer vollen Kirche Missionsgottesdienst zu halten, und die Kollekte von 100 Dollar⁸⁷ war für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. Es waren angenehme Tage in der Gemeinschaft mit dem alten Freund.

Von Rondout brachte uns der Zug nach Buffalo, der schönen Stadt am großen Erie-See. Es ist die Heimat der amerikanischen Flierl. Eine Anzahl Geschwister von meinem Vater waren dahin in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgewandert, fanden Arbeit, ihr gutes Auskommen und haben sich in dem neuen Lande vermehrt. Ein Christian Flierl, Sohn eines Bruders meines Vaters, war im Sommer 1909 mit Frau und Sohn hier in Deutschland gewesen und hatte die Heimat der Väter besucht. Wir lernten diese Verwandten hier kennen und hatten sogleich im neuen Lande Anschluß. Bei Ein- und Ausreise weilten wir bei diesem Christian Flierl für eine Anzahl Tage und lernten auch andere Verwandte am Ort kennen. Auch meine Söhne mit Familien konnten später in Buffalo einkehren. Christian Flierl hatte eine sogen[annte] *plaining-mill*, Baumaterialienfabrik, und benutzte darin Dampf und elektrische Kraft von den Niagara-Fällen. Es waren herrliche Tage in Buffalo. Christ. Flierl hatte auch ein Auto, die damals noch seltener waren, und fuhr uns damit aus. Auch nach den wunderbaren Niagarafällen reiste er mit uns. Unter den Fällen tummelt sich ein kleiner Dampfer; auf den gingen wir aber nicht. Oberhalb der Fälle ist eine liebliche Insel, auf die eine Brücke hinüberführt, und der große Strom ist oberhalb der Insel breit und ruhig. Es darf aber kein Fahrzeug den Fällen zu nahe kommen. Er machte mit uns auch eine Eisenbahnfahrt über den Lorenzstrom nach Canada hinein und wieder zurück nach Buffalo.

Noch im Mai ging es dann weiter in den mittleren Westen. Christ. Flierl brachte uns mit seinem Auto zum Dampfer. Wir stiegen nachmittags ein auf einem großen herrlichen Seedampfer und dampften die ganze Nacht über den langgestreckten brei-

86 Dörrbirnen.

87 Dieser Betrag entsprach etwa 420 Goldmark.

ten See weiter nach Westen. Am andern Tag vormittags landeten wir in Detroit, wo Pastor Otto uns begrüßte und in sein Haus führte in der Stadt. Pastor Otto war ja auch mit mir im Missionshaus gewesen. Nun befanden wir uns im Bereich der Iowa-Synode. In der Nähe wohnte auch der Pastor Bauer, Sohn des Missionsinspektors, in dessen Haus wir auch kamen. In den Staaten Michikan, Ohio und Illinois hatte ich an verschiedenen Orten Vorträge zu halten. Es war das alles noch in der schönsten Jahreszeit, im Mai. Bald ging es weiter in den mittleren Westen über Chikago am Michigansee nach Iowa. Dort war der Mittelpunkt Waverly, wo in dem Waisenhaus, dem der Pastor Emil Knappe⁸⁸ vorstand, für längere Zeit der Aufenthaltsort für meine liebe Frau war, die natürlich nicht alle Reisen mit mir mitmachen sollte, denn da ging es kreuz und quer durch die verschiedenen Staaten. Der Pastor Caselmann, auch in Australien bekannt, hatte als Sekretär der Synode für mich die Reisepläne entworfen, denen ich blindlings folgte. Es war ausgemacht, daß an jedem Ort, wo ich bei einem Pastor Vortrag hielt, mir derselbe Bescheid sagte über die Route meiner Weiterreise. Und das jeweilige Reisegeld erhielt ich ja immer aus den Kollekten, die für [die] N[eu-]G[uinea-]Mission bestimmt waren. Einmal hätte ich mich doch beinahe verloren. Da hatte ein Pastor den Termin vergessen, an dem ich bei ihm sein sollte, und war bei meiner Ankunft nicht zu Haus. Nun war Holland in Not. Es fanden sich aber gute Leute, wo ich zunächst Unterkunft fand, und schließlich erschien auch der Pastor noch; aber die Situation wegen der Weiterreise war nun doch schwierig geworden. Da selten ein Unglück allein kommt, so wurde mir auch noch mein Gepäck gepfändet,⁸⁹ | weil ich einen bleiernen Dollar abgegeben hatte, der mir gegeben worden war. Ich nahm ihn wieder zurück und erhielt mein Gepäck. Den Dollar ließ ich nachher auf einer Bank prüfen, und der Bescheid war: Falsch, ungültig!

118|119

Ich wußte nun zur Not meinen nächsten Platz zum Vortrag und konnte mich telephonisch in Verbindung setzen und anfragen, ob man mich abholen könnte, oder ich ein Fuhrwerk aufzunehmen hätte. Ich hatte das letztere zu tun und wurde glücklich an meinen Bestimmungsort gebracht, wo ich allerdings einen Vortrag schon versäumt hatte. Nun war ich ja wieder im Geleise und konnte meine Weiterreise sicher bewerkstelligen. Es ging durch Iowa bis nach Nebraska. Es gab Nachtfahrt im Schlafwagen, wo sich sehr gemütlich reist. Mir fielen die amerikanischen Lokomotiven auf, die nicht so hell tuten wie die deutschen, sondern ein dumpfes Gebrüll ausstoßen, ähnlich wie Dampfer. Es gab damals in Amerika keine Staatsbahnen, sondern nur Gesellschaftslinien, die einander Konkurrenz zu machen suchten und dabei bestrebt waren, es den Fahrgästen recht bequem zu machen. Ich fand die amerikanischen Wagen sehr bequem eingerichtet. Da sind nicht die vielen Abteile, sondern jeder große Wagen ist

88 Emil Knappe, geboren in Hilpoltstein in Mittelfranken, war 1874 als Neuendettelsauer Sendling nach Amerika gegangen.

89 Im Original wird auf S. 119 die letzte Zeile noch einmal wiederholt.

ein Saal. Häufig ist die Einrichtung so, daß lauter Einzelsitze vorhanden sind, immer zwei und zwei, und in der Mitte der Durchgang durch den ganzen Wagen. Da kann niemals eins das andere drängen, jede Person hat ihren eigenen Stuhl, in welchem man sitzen kann oder auch liegen. Ist man müde, so gibt man sich einen Ruck, die Lehne geht zurück und der Fußschemel hoch. Bei dieser Einrichtung, daß jeder Wagen ein großer Saal ist, ist auch die Gefahr vermindert, daß man durch Diebe oder Räuber gefährdet werden könnte; es ist dabei allgemeine Aufsicht aller über alle.

Einmal kam ich in einem solchen Wagen doch in Gefahr, gemäßregelt zu werden. Ich hatte nach dem anderen Ende zu gehen, und bei dem Schwanken des Wagens war natürlich mein Gang unsicher und mußte ich mich gelegentlich an den Sitzen anhalten. Es scheint, daß dabei Mitreisende Verdacht hatten, ich wäre unter dem Einfluß von Alkohol. Auf meinen Sitz glücklich zurückgekehrt, kam der *guard* und stellte mir eine diesbezügliche Frage. Ich sah ihn scharf an und fragte nur: „What do you say?“, und er ging seiner Wege und ließ mich zufrieden.

Einmal auf einer Reise von Waverly nach dem Nachbarstaat Süd-Dakota kam ich mit dem Zug an eine Stelle, wo eine Brücke niedergebrochen war, und zertrümmerte Eisenbahnwagen lagen umher. Da gab es einigen Aufenthalt, man mußte sein Gepäck nehmen und eine Fußreise machen. Über den Fluß waren als Notbrücke einige Bohlen gelegt, man ging hinüber und hatte auf einen Zug zu warten, der von der andern Seite kam. Es lief alles gut ab, nur erreichte ich mit bedeutender Verspätung meinen Bestimmungsort. Die Freunde hatten ja Bescheid erhalten über das Eisenbahnunglück, und so waren ja Leute da, die mich aufnahmen und in mein Quartier führten.

Ich kam immer wieder nach Waverly zurück, wo ich neue Ausstattung erhalten konnte. Zur Abwechslung konnte meine Frau auch einmal ihr Standquartier verändern. Sie kam zu mir nach Minneapolis, und wir reisten über einige Stationen zu dem guten Pastor Hörig, der von Neuendettelsau abgegangen war bei meinem Eintritt ins Missionshaus. Somit waren wir auch noch persönliche Freunde, und meiner Frau gefiel es dort sehr gut, sie meinte öfters, der Pastor Hörig erinnerte sie an ihren Vater. In jener Gegend war auch ein Pastor Lanzer, der als Präparand im Missionshaus war, als ich in meinem letzten Semester⁹⁰ | stand.

119|120

Zur Zeit der Missionsfeste im Hochsommer und Herbst war ich bei vielen solchen Feiern, bei denen verschiedene Redner in Tätigkeit traten, so einmal bei Pastor Sandrock⁹¹, einem Verwandten des hier kürzlich verstorbenen Lehrers. Diesem Fest bei

90 Das Wort ist durch das Seitenende nicht mehr sicher zu lesen, wird jedoch auf S. 120 wiederholt.

91 Georg Sandrock, der in Happurg in Mittelfranken geboren war, wurde nach seinem Studium in Neuendettelsau 1886 als Pfarrer nach Nordamerika entsandt.

Pastor Sandrock in Watertown, Wisconsin, wohnte auch Professor Reu⁹² bei. Wir schliefen zusammen in einem Doppelbett. Bei dieser Gelegenheit wurde ich vielleicht schon mit dem Doktor infiziert.⁹³ Reu war soeben zum Doktor der Theologie promoviert worden von der Erlanger Universität für sein großes katechetisches Werk⁹⁴, und es war natürlich in Watertown davon die Rede. Professor Reu's Missionsvortrag war natürlich sehr gut. Das gewöhnliche Volk war allerdings nicht so ganz damit zufrieden, dieweil er so ruhig sprach. Die meinten eben, ein Professor müßte auf der Kanzel wüten und toben.

Auch bei einem Pastor Schalkhauser⁹⁵ irgendwo war ich zu Missionsfest und Pastoral-Konferenz. Es war im Staate Wisconsin. Ein Verwandter von dem Genannten, ein Pfarrer Dr. Schalkhauser, wohnt zur Zeit als Emeritus hier in Neuendettelsau. Beide, Sandrock und Schalkhauser, hatten ein Haus voll Söhne, von denen eine Anzahl auf den Lehranstalten der Synode waren. Ihre Mutter zu entlasten, kochten sie sich in den Herbstferien Mus, um solches als Zukost mit auf die Schule zu nehmen als Wintervorrat. – Pastorsfrauen – das ist in Amerika ein besonderes Kapitel. Die Eheherren erkannten es an, und ich hörte Äußerungen: Ihre Frauen müßten besonders guten Platz im Himmel bekommen, da sie es auf Erden so schwer hätten. Dienstmädchen gibt es in Amerika nicht. Die jungen Mädchen gehen lieber in städtische Geschäfte und in Büros als zu Dienst in Haus und Küche und bei Kindern. In der Regel sind die amerikanischen Pastorhäuser kinderreich. Die Einrichtungen in Haus und Küche sind nun freilich in Amerika bequem und gut, um den Hausfrauen Arbeit zu sparen.

Bei Pastor Schalkhauser wohnte ich der Konferenz in seinem Hause bei, an der auch der Direktor des Prediger-Seminars von Dubuque, D[r]. Max Fritschel⁹⁶, teilnahm, und sprach neben andern beim Missionsfest. – Zu einem Missionsfest bei einem Pastor Fuchs, Pfarrerssohn aus Roßtal, kam auch Pastor Sandrock mit Frau. Er schlief mit mir in einem Doppelbett, seine Frau auf anderer Etage mit einer Pastorsfrau zusammen. Sandrock sollte nächsten Tages predigen und wurde in der Nacht sehr

92 Der aus Diebach in Mittelfranken stammende Johann Michael Reu (1869–1943) war ebenfalls in Neuendettelsau ausgebildet worden. 1889 ging er zunächst als Pfarrer nach Amerika. 1899 wurde er Professor für Systematische Theologie am Wartburg-Seminar in Dubuque (Iowa).

93 Flierl spielt darauf an, daß er selbst 1930 durch das Seminar in Dubuque die Ehrendoktorwürde verliehen bekam (siehe dazu II 347).

94 Johann Michael Reu: Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600, 9 Teilbände, Gütersloh 1904–1935, Nachdruck Hildesheim 1976. Bis zu Reus Ehrenpromotion im Jahr 1910 waren zwei Bände des Werks publiziert worden.

95 Der 1865 geborene Nürnberger Friedrich Schalkhauser wurde 1887 von Neuendettelsau nach Amerika ausgesandt. Er war Pfarrer in Loganville (Wisconsin).

96 Max Fritschel, geboren 1868 in Dubuque, war der Sohn eines Neuendettelsauer Sendlings, Sigmund Fritschel (1854–1900). Er war 48 Jahre lang am Seminar von Dubuque tätig.

krank. Er jammerte furchtbar. Ich schlug Alarm im stillen Haus. So kam seine Frau und brachte ihm Medizin. Man merkte ihm nächsten Tages bei der Predigt nichts an.

In der großen schönen Stadt Peoria war und amtierte ich [bei] Pastor Beß⁹⁷, einem Hessen. Da war auch meine Frau mit, und wir besuchten in der Nähe unsern Vetter, den Pastor Konrad Flierl⁹⁸, der eine Zeit lang aus dem Amte getreten war und das Landgut seiner Frau, einer Friesin, verwaltete. Bald nachher nahm er wieder ein Amt an, starb aber frühzeitig während des Weltkrieges an Herzleiden. Wir waren mit diesen Verwandten an verschiedenen Orten zusammen gekommen.

Auch den Synodal-Präses, D[r]. Richter, konnte ich in seinem Hause zu Clinton am Mississippi besuchen und in der dortigen Mittelschule einen Vortrag halten. Bei allen Vorträgen in Schulen wie Gemeinden und bei Missionsfesten wurden Missionschriften und Ansichtskarten verkauft. Meine Schriften, wie „Gedenkblatt der N[eu-]G[uinea-]Mission“, „Dreißig Jahre Missionsarbeit in Wüsten und Wildnissen“ und „Führungen Gottes“,⁹⁹ waren von Neuendettelsau nach Chicago, an das Buchgeschäft der Synode, geschickt worden und wurden von dieser Stelle aus rechtzeitig an alle Orte gesandt, wo ich Vorträge zu halten hatte. –

120|121

In Dubuque am Mississippi in Iowa, wo das Prediger-Seminar | der Iowa-Synode sich befand und sie in der Stadt auch eine große Gemeinde unter Pastor Bergsträßer¹⁰⁰ hatte, hielt ich mich mit Frau etliche Tage auf zu Vorträgen und alles Sehenswerte zu sehen. So das Seminar auf schönem großen Grundstück nahe der Stadt. Der Direktor Max Fritschel führte mich bis auf das Türmchen des Hauptgebäudes und freute sich, daß ich die zum Trocknen aufgelegten Hutzeln¹⁰¹ versuchte. Ich durfte die versammelten Seminaristen anreden.

Ihre Hausmutter war eine Frau von Schwartz aus den russischen Ostsee-Provinzen. Während des Weltkrieges wurde ein prächtiges neues Seminargebäude vollendet im Style der Wartburg, da es ja auch Wartburg-Seminar heißt, mit einem mächtigen Turm. Ich sah das ganze nur im Bild, aber beide Söhne sahen den Neubau *in natura* nach dem Weltkrieg. Wir wurden auch bei Professor Reu eingeladen. –

97 Bodo Beß war von 1877 bis 1928 Pfarrer der Gemeinde von St. Paul in Peoria (Illinois).

98 Der aus Sulzbach stammende Konrad Flierl (1865–1916) wurde durch die Ausreise seines Veters Johann im Jahr 1878 dazu angeregt, im Jahr darauf als 14jähriger ebenfalls in das Neuendettelsauer Seminar einzutreten. 1885 ging er als Pfarrer nach Amerika. Zu der hier in Rede stehenden Zeit lebte Konrad Flierl in Jonesboro (Illinois).

99 Die genannten Schriften wurden bereits oben, II 105 und 165, nachgewiesen.

100 Der 1867 in Strauch bei Großenhain geborene Sachse Gerhard Bergsträßer wurde nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1887 als Pfarrer nach Nordamerika entsandt. Von 1905 bis 1909 war er Präses des Seminars in Dubuque und blieb danach als Gemeindepfarrer am Ort.

101 Dörrbirnen.

Das erste Seminar der Synode sah ich, als ich früher den Pastor Graf besucht hatte und den alten guten Pastor Führ¹⁰² zu St. Sebald am Quell. Nahebei auf einsamer Flur stand noch das alte, erste Seminar-Gebäude, wie eine große hölzerne zweistöckige Scheune, die nun gewöhnlichen Zwecken diente.¹⁰³

Die Distrikte der Synode haben alljährlich Synodalversammlung, der Hauptkörper nur alle zwei Jahre, und es traf sich gut, daß ich im Spätsommer 1910 der Versammlung der *Allgemeinen* Synode beiwohnen konnte, verbunden mit einem großen Missionsfest zu Waverly, wo wir wieder im Waisenhaus herbergten. Da sah ich nun in den Sitzungen der Synode eine große und auserwählte Schar der Pastoren und darunter viele Dettelsauer. Eine große Anzahl fertiggewordener Seminaristen wurde bei der Gelegenheit ordiniert. Präses D[r]. Richter leitete die Versammlungen in bester Weise, und Professor Reu sprach bei den Debatten so ruhig und vollendet, daß alles, was er sagte, druckfertig aus seinem Munde kam.

Das Missionsfest war im Freien, in den schönen Anlagen einer Mittelschule, welche die Synode auch an diesem Mittelpunkt besaß. – Nach Ende der Versammlungen zogen wir in großer Zahl zum Friedhof, zum Grabe des Präses Deindörfer¹⁰⁴ aus Roßtal.

Die Hitze war furchtbar. Die Vereinigten Staaten haben Continental-Klima, im Winter ist es viel kälter wie im Vaterland, im Sommer viel heißer. Nord-Amerika hat nur große Meridiangebirge, gewaltige Hochgebirge im Osten und besonders im Westen das gewaltige Felsengebirge. Die ungeheuren Ebenen der mittleren Staaten sind offen bis zum Nordpol hinauf und hinunter nach dem warmen Meer von Mittelamerika. – Schade, daß von den prächtigen Urwäldern der herrlichen Waldstaaten, besonders Michigan, die Regierung nicht ausgiebige Waldreserven sicher gestellt hatte, in der Prärie oder Steppenstaaten nichts anpflanzen ließ.

Der Herbst nahte, der Indianersommer stellte sich ein mit den wunderbar gefärbten Blättern des wilden Weins an den Zucker-Ahorn-Bäumen. Es wurde Zeit, sachte die Rückreise anzutreten. Wilde Rothäute hatte ich nirgends gesehen, nur einmal in der Bahn Haufen halbzivilisierter Indianer, desto mehr Neger an vielen Orten, auch stattliche schwarze Polizisten, besonders in Chicago. Gern hätte ich noch die große Neger-Erziehungsanstalt besucht zu Tuskegee in Alabama, welcher der berühm-

102 Heinrich Führ, geboren in Aufkirchen in Mittelfranken, wurde 1866 als Neuendettelsauer Pfarrer nach Nordamerika ausgesandt.

103 Das Wartburg-Seminar war von 1857 bis 1868 zunächst in St. Sebald (Iowa) angesiedelt gewesen, einer nach der berühmten Nürnberger Kirche benannten Siedlung nahe Dubuque.

104 Johann Deindörfer (1828–1907) wurde in Neuendettelsau ausgebildet und ging 1851 nach Nordamerika, wo er bis 1893 als Pfarrer in Iowa, Wisconsin und Ohio wirkte. Gemeinsam mit Georg Großmann hatte er 1854 in St. Sebald die Iowasynode gegründet.

121|122 te Neger-Pädagoge Booker T. Washington¹⁰⁵ vorstand, von dem ich schöne Bücher gelesen und meinen Söhnen gekauft hatte. Schon hatte ich mir einen Reiseplan niederschreiben lassen durch Pastor Fandrey¹⁰⁶, erfuhr aber, daß der genannte Direktor gerade | in Europa sich befand, und meine Zeit wurde auch schon kurz. So gingen wir weiter nach Osten zurück. In Crescent City besuchten wir den Pastor Helmreich, Pfarrerssohn aus Offenhausen, kamen nochmal nach Chicago zu dem tüchtigen Stadtpfarrer Fandrey und von da nach Detroit, wo ich die Brüder Otto und Bauer noch einmal sah, und in Toledo den Pastor Meyer aus dem Ries. Vorher war ich schon in Pittsburg gewesen, der großen Industriestadt am schönen Ohio, bei dem einsamen Pastor Größling. Wir fuhren diesmal nicht auf dem See nach Buffalo, sondern am Südufer mit der Bahn. In Cleveland besuchten wir noch den Pastor Bunge mit Familie. Der hätte Lust gehabt, auf 10 Jahre nach N[eu] G[ui]nea zu gehen und Frau und Kind zurückzulassen. Davon mußte ich ihm abraten.

Nun waren meine Reisen kreuz und quer über die Gemeinden der Iowa-Synode hinter mir. Gott hatte Glück zu unserer Reise gegeben, an hunderten Orten hatte ich Vorträge halten dürfen und hunderte Pastoren kennen gelernt, auch viele alte Bekannte wieder gesehen. Die Zukunft zeigte später, daß diese Reise providentiell war.¹⁰⁷

In Buffalo kehrten wir wieder bei Vetter Christian ein. In der Nähe lebte Pastor Johann Flierl, der in der australischen Mission mit mir zusammen war, den besuchten wir in Macedon für einige Tage. Es wurde gerade eine Tochter konfirmiert. Er hatte ein Haus voll kleiner und großer Kinder und ist dann während des Weltkrieges schon gestorben.

Und nun ging [es] von Buffalo nach Neuyork. Vetter Christian fuhr uns in seinem Auto zum *depot*, so heißt in den Vereinigten Staaten die Eisenbahnstation. Die Aussprache des Englischen ist in Amerika auch etwas anders als in Australien, und ich mußte mich erst daran gewöhnen: *office* heißt z. B. *affice*. In einem Schlafwagen kamen wir sanft träumend nach New-York, wo im Oktober schon etwas Schnee gefallen war. Von New-York machten wir einen Abstecher nach Philadelphia und waren einige

105 Booker T. Washington (1856–1915) war selbst noch auf einer Plantage als Sklave geboren. Seit 1881 leitete er das von Flierl erwähnte Lehrinstitut. Washington engagierte sich für die Rechte der Afroamerikaner und gründete die National Negro Business League.

106 Der aus Weißenhöhe in Posen stammende Gustav Fandrey (1866–1930) reiste 1884 als Neuendettelsauer Sendling nach Nordamerika aus. Er unterrichtete am Wartburg-Seminar, war Pfarrer in Iowa und von 1889 bis 1930 in Chicago. Von 1927 bis 1930 war Fandrey Präses der Iowasynode.

107 Flierl denkt an die große Unterstützung, die die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea im Ersten Weltkrieg und danach seitens der Amerikaner erfuhr. Nur dank ihrer Fürsprecher in Amerika und Australien konnten die deutschen Missionare in Neuguinea bleiben. Siehe dazu den Abschnitt unten, II 344f.

Tage bei dem Rektor des dortigen Diakonissenhauses zu Gast, welcher Bachmann¹⁰⁸ heißt. Dieses Diakonissenhaus wurde von einem Drexel gestiftet zum Andenken an seine Frau und heißt Mary J. Drexel-Home.¹⁰⁹ Es ist eine stattliche Anlage in der Millionenstadt, Mutterhaus, höhere Töchterschule und Krankenhaus. Da wohnte ich auch einer Konferenz der deutschen Pastoren von Philadelphia bei. Ich konnte auch das Predigerseminar der östlichen Lutheraner besuchen auf dem Mount Airy, eine feine Anstalt mit einem prächtigen Bibliothekgebäude und gewaltigem Turm an demselben.¹¹⁰ Diese Bibliothek ist so eingerichtet, daß, wenn im Lesezimmer Feuer ausbrechen würde, sich feuerfeste Thüren zum Bibliotheksraum von selbst schließen würden. Alle Bücher stehen auf Glasplatten. Der Direktor des Seminars sagte mir, daß ein ungenannt sein wollender Wohltäter diese Bibliothek gestiftet habe und jedes Jahr weitere Beiträge dafür leiste.

Von dem Turm des Diakonissenhauses aus konnte ich eine sehr merkwürdige Lehranstalt überschauen, das sog[enannte] Girat-College, eine ganze Stadt in der Stadt, zahlreiche ansehnliche Gebäude stehen darin, und der ganz Komplex ist mit einer Mauer umgeben. Durch das Tor darf kein ordinierter Geistlicher eintreten, das ist im Vermächtnis des Herrn Girat¹¹¹ festgelegt, der ein Katholik war, aber mit seiner Kirche zerfallen. So dürfen auch keine evangelischen Geistlichen hinein. Ein guter Grundsatz befindet sich aber doch in der Stiftungsurkunde des Girat-College, nämlich daß nur die besten Bücher in dieser Lehranstalt gebraucht werden dürften. Die Stadtväter von Philadelphia als *trustees* des Girat-College's haben nun festgestellt, daß die Bibel das allerbeste Buch sei, und so wird diese in der Lehranstalt gebraucht. |

122|123

Nach New-York zurückgekehrt in einem Tunnel unterm Hudson weg, kehrten wir in der Emigrantenmission ein, aber besuchten auch noch einmal unsern Freund Berkemeyer, der selber von Geburt Amerikaner war, auch ein großer Freund des alten Vaterlandes, und hat im Anfang des Weltkrieges nach Kräften auch dafür gekämpft, um Amerika aus dem Kriege rauszuhalten. Ich habe ein schönes Büchlein von ihm mit dem Titel „Zeitpredigten“, es sind aber Artikel, die er in deutsch-amerikanischen Zeitungen hatte erscheinen lassen und damit gegen den Eintritt Amerikas in den Krieg

108 Der Pfarrer Ernst Bachmann (1870–1954) leitete die Anstalt von 1906 bis 1945.

109 Drexel war nur der Mädchennamen der Frau, der Stifter selbst hieß John Lankester (1817–1901). 1836 aus seiner Heimatstadt Bremen ausgewandert, brachte er es als Geschäftsmann in Philadelphia zu Wohlstand. Seine Frau Mary Johanna, geborene Drexel, starb 1873, wenig später auch die beiden gemeinsamen Kinder.

110 Gemeint ist das *Lutheran Theological Seminary* in Philadelphia. Die beeindruckende Bibliothek war erst zwei Jahre zuvor eröffnet worden.

111 Der französische Seefahrer Stephen Girard (1750–1831) erwarb sich als Kaufmann in Philadelphia ein beträchtliches Vermögen. Die von ihm gestiftete Lehranstalt wurde 1833 gegründet.

gekämpft.¹¹² Als die Gefahr ihren Höhepunkt erreichte, schickte er eine englische Eingabe an den Präsidenten Wilson, um womöglich das Unheil abzuhalten, aber es ging über ihn hinweg. Während des Krieges starb Caselmann in dem alten Heim auf Mount Vernon an einem Krebsleiden. Auch Berkemeier starb bald nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges, und man sagt, am gebrochenen Herzen. Er hat auch schöne Bücher herausgegeben, eines davon heißt „Hirtenstab und Hirtenschalmel“, ein anderes „ABCdarium für junge Mädchen“.¹¹³

Nun mußte geschieden sein von Mount Vernon, dem Emigrantenhaus und der Weltstadt Neuyork. Als wir zu Schiff gebracht wurden, wurde mit unserm noch ein fremdes Gepäckstück auf den Lloyd-Dampfer geschafft. Ich hatte es gleich bemerkt und wollte es zurückschicken, aber das war nicht gestattet, obwohl ich gewiß wußte, daß es einem andern Gast im Emigrantenhaus gehörte. Was einmal auf dem Schiff war, mußte darauf bleiben und mit nach Bremen gehen. Erst von dort konnte ich es zurückschicken. An der Statue der Freiheit vorbei ging es vom Hafen von New-York ins offene Meer und glücklich nach Bremen. Wir kehrten bei Freund Henke wieder ein, und ich hatte eine Einladung, den Direktor Haccius in Hermannsburg zu besuchen. In seinem Haus weilten wir einige Tage. Er war ein gemüthlicher alter Herr und hatte gerade eine Geschichte der Hermannsburger Mission geschrieben, von der er mir ein Exemplar zum Andenken mitgab.¹¹⁴ Hermannsburg hatte damals zwei Direktoren. Der eine, Egmont Harms, residierte in Südafrika. Haccius gehörte zur Landeskirche, Egm. Harms zu der freien Gemeinde, und Haccius sagte, die Hermannsburger Missionsfreunde seien sehr darauf aus, daß auch ein Harms Direktor sei.

Von Hermannsburg reisten wir nach Halle und herbergten in einen Hospiz, dem ein Bruder von Pastor Otto vorstand. Dieses Hospiz hatte historische Bedeutung. Im dreißigjährigen Krieg wurde darin mit der Leiche des Schwedenkönigs Halt gemacht und auch mit Luthers Leiche früher, als er in Eisleben gestorben war. In Halle sahen wir auch Luthers Totenmaske.

112 Gottlieb Conrad Cleophas Berkemeier: Es wird noch alles recht. Zeitpredigten, New York 1916. Ders.: Recht muss doch Recht bleiben. Zeitpredigten, New York o. J. [1917].

113 Gottlieb Conrad Cleophas Berkemeier: Hirtenstab und Hirtenschalmel. Aus einem 25jährigen Arbeitsleben, Halle an der Saale 1903. Ders.: Ein Abecedarium christlichen Jungfrauen gewidmet, Bremen 1899.

114 Georg Haccius: Hannoversche Missionsgeschichte. Band 2: Insbesondere die Geschichte der Hermannsburger Mission von 1849 bis zum Tode von Louis Harms, Hermannsburg 1907. Band 3: Insbesondere die Geschichte der Hermannsburger Mission von 1865 bis zur Gegenwart, 1. Hälfte Hermannsburg 1914, 2. Hälfte Hermannsburg 1920. Den Publikationsdaten zufolge muß Flierl sich hier auf Band 2 beziehen.

Der neue Missionsprofessor Hausleiter lud uns zum Mittagessen ein und kam auch zu sprechen auf meinen scharfen Artikel über die Mischlingsfrage.¹¹⁵ – In Halle lebte damals auch noch der Altmeister der Mission, Gustav Warneck. Wir konnten ihn besuchen. Er war noch ziemlich wohlauf, eine Tochter betreute ihn. Er fragte auch, ob ich nicht etwas Wissenschaftliches über die Mission für sein Blatt schreiben möchte. Ich sagte, die Wissenschaft läge mir weniger, und ich hätte ja satzsaam über unsere Mission geschrieben. Da meinte er: „Also, Sie erzählen lieber.“ Nicht lange nach unserm Besuch ist dann der alte Vater Warneck gestorben.

Der Winter war eingetreten, als wir wieder in unserm engeren bayerischen Vaterlande eintrafen und in unserm gemüthlichen Quartier im Kosthaus. Gelegentliche Besucher meinten, daß wir | unsere Wohnung zu wenig geheizt hätten. Ich sagte darauf: „Wenn man solange in warmen Tropen gelebt hat, dann hat man ja etwas Vorrat an Wärme aufgesogen.“

123|124

Direktor Kirchenrat Deinzer hatte seiner Zeit zuviel zu tun auch mit der äußeren Verwaltung des Werkes, so daß er die üblichen Jahresberichte nicht mehr rechtzeitig herausbringen konnte und die Freunde darüber klagten. So war es gut und höchste Zeit, daß der Gottlieb Bauer als Missionskaufmann angestellt wurde.

Ich schrieb damals meine kleine Schrift: „Vortragsreise durch die drei Erdteile“.¹¹⁶ Als ich sie ihm überreichte, konnte er mir auch seinen neuen Jahresbericht übergeben, der, glaube ich, 2 Jahre umfaßte.

Schon ehe wir nach Amerika reisten, hatte ich eine kleine Schrift bei Brügel drucken lassen: „Das christliche Familienleben in der evangelischen Heidenmission“.¹¹⁷ Wilhelm schickte mir ein Paket nach Amerika nach an die Anschrift von Pastor Otto in Detroit, und ich konnte unsern Gastfreunden dann gelegentlich dieses Schriftchen übergeben.

So waren wir unsern zweiten Winter im Vaterland, und ich hielt noch hie und da Vorträge bis zum Frühling. Im Wonnemonat Mai reisten wir dann wieder nach Australien ab, von wo wir im gleichen Monat hier eingetroffen waren zwei Jahre vorher.

Bei der Ausreise hatten wir eine Schutzbefohlene, nämlich ein Fräulein Wolff, die Braut von Martin Kuß¹¹⁸.

Die Fahrt nach Australien ging diesmal erster Klasse auf einem Lloyd-Dampfer, dieselbe Route wie wir hereingekommen waren. Als Mitreisenden hatten wir auch einen Armenier bei uns, einen welterfahrenen Mann und offenbar auch geschickten

115 Auf diesen Artikel ist der Verfasser oben, II 159f., näher eingegangen.

116 Siehe dazu II 161.

117 Johann Flierl: Die Bedeutung des christlichen Familienlebens in der evangelischen Heidenmission, Ansbach 1910.

118 Martin Kuß, geboren 1887 in Mannum in Südastralien, war ein Sohn des Pfarrers Ludwig Kuß. Er wurde seinerseits in Neuendettelsau ausgebildet und ging 1910 als Pfarrer nach Laura in Queensland.

Kaufmann. Als uns in Ceylon Edelsteine angeboten wurden, ließen wir dieselben durch ihn untersuchen, und er gab uns den Bescheid, daß es nichts wäre. Auch ein Heilgehilfe reiste mit uns aus für N[eu] G[uinea], der u[nter] a[nderem] weibliche Handarbeiten verstand und daneben auch noch brotlose Künste. Er sagte, bei Krankenwachen müsse man durch allerlei sich die Zeit vertreiben. Beim Kreuzen der Linie¹¹⁹ wurde diesmal allerlei Hokuspokus gemacht. Uns ließ man ja ungeschoren. Der Kapitän gab einmal einen Maskenball, da mußten wir wenigstens am Essen teilnehmen. Ein paar Schweizer reisten auch mit uns! Der junge Mann von dort sagte, er sei Zwinglianer. Ein kleines Fräulein aus der freien Schweiz hieß Kaiser, und sie reiste zu einer Herrschaft in Neu-Kaledonien. Durch den Drahtlosen¹²⁰ konnte sie mit Neu-Kaledonien verkehren. Ein Österreicher war auch mit uns, der war nicht gut zu sprechen auf die Schwarzen – er meinte damit Priester –, die wie Wanzen überall sich einnisten. So gab es mannigfache Unterhaltung auf der Seereise, und eines Tages langten wir glücklich in Port Adelaide an. Da standen unsere Töchter am Ufer und schauten nach uns aus, und ich fragte die Mutter: „Was ist denn das für ein junger Mann, der bei ihnen steht?“ Sie sagte: „Das ist ja Hänsing, der nun ein großer Hans geworden.“ Die Hammelkeulen und Hafergrütze in Point Pass hatten ihm sehr gut getan.

Außer den Kindern begrüßte uns auch bald die Tante Bertha an Land, und wir herbergten zunächst in einem Hospiz, welches damals ein Ex-Lehrer von der Missouri-Synode unterhielt. Einige Monate hatten wir nun noch Aufenthalt in Australien, besonders in Point Pass. In der Kirche von Pastor Leidig wurde um den 12. Juli ein Jubiläums-Missionsfest für N[eu] G[uinea] gehalten. Es waren ja nun 25 Jahre, seit ich in Finschhafen gelandet war. Bei dieser Gelegenheit stiftete auch der Vater Schütz seine 50 Pfund für Erbauung des geplanten Missionsschiffes,¹²¹ und um das nachzutragen, | am Tage unserer Abreise von Neuendettelsau traf da eine Postanweisung von Amerika ein im Betrag von ein paar hundert Dollar vom Vetter Christian in Buffalo, ebenfalls fürs Missionsschiff. Missionsdirektor Martin Deinzer konnte mir das noch mitteilen bei einer schönen kleinen Abschiedsfeier im neuen Lehrsaal des Missionshauses. Am Sonntag vorher hatte mich Pfarrer Sabel aufgefordert, in der Dorfkirche ein kurzes Abschiedswort an die Gemeinde zu richten. Unsere Australier mit Wilhelm liefen nach dem Abschied am Bahnhof noch eine kleine Strecke mit dem Zug um die Wette.

Und nun hatten wir uns zum Abschied zu rüsten von Australien, um nach N[eu] G[uinea] zurückzukehren. Die beiden Töchter und Hänsing sollten mit uns nach Heldsbach heimkehren. Da gab es allerlei zuzurüsten in Point Pass. Dort stand ja die

119 Gemeint ist der Äquator.

120 Per Sprechfunk.

121 Siehe dazu II 172.

große Kommode meiner Frau, die sie von ihrer Mutter erhalten, und [die] nun auch nach N[eu] G[uinea] mitgehen sollte. Dora, die ein Jahr vor den andern in Point Pass eingetreten, war auch vorher ausgetreten, um in Kapunda bei einer Familie Jericho wohnend einen Kursus durchzumachen für weibliche Handarbeiten.

Das Schwergepäck wurde nach Sydney vorausgeschickt, und wir reisten mit dem Expreß hin. In Sydney konnten wir dann bald zu Schiff gehen auf einem Lloyd-Dampfer. Durch unsern Agenten vermittelt nahmen wir eine ganze Menagerie mit, ein Pferd, ein paar Rinder, etliche Ziegen und Hühner. Als Mitreisenden hatten wir einen jungen deutschen Methodistenmissionar, namens Wenzel¹²², der gemeinsam mit Hänsing eine Kabine hatte und diesem sehr viel zu erzählen wußte. Wir langten glücklich in Madang an, wo der Dampfer einige Zeit hielt zum Aus- und Einladen. Ein Offizier brachte unser großes Pferd an Land, damit es aus dem Wege war. Als er es um Mitternacht wieder auf Schiff brachte, beschwerten sich Passagiere über den Lärm, der Offizier bemerkte trocken: „Ach, die Menschen machen oft mehr Lärm als die Tiere!“ Und nun ging die Fahrt nach Finschhafen hinab. Unsere Ziegenherde hatte sich auf der Reise vermehrt. Ich wollte den Töchtern ein Zicklein durch das Bullauge in die Kabine stecken, aber hätte es beinahe in eine fremde Kabine gesteckt.

Im Oktober langten wir nun wieder in Finschhafen an nach dreijähriger Abwesenheit und konnten nun wieder in unsere Heimat Heldsbach zurückgehen, wo unser Neffe Leonhard gut eingehütet hatte und alles instand gehalten.

Es war ja Aussicht, daß in einiger Zeit ein Laienbruder als Ökonom nach Heldsbach kommen sollte, um die dortige Pflanzung zu übernehmen. Da war es zunächst eine Erleichterung für unsern Neffen, daß der 16jährige Hans zurück war und bei der äußeren Arbeit ihm Vieles abnehmen konnte, da er ja auch die Sprache der Eingebornen natürlich noch verstand.

Ich hatte auch viel Arbeit zur Einrichtung am alten Platz. Wir hatten ja sehr eng gewohnt. Das eine Zimmer war abgeteilt gewesen in 2 Kabinen mit je 2 Kojen für die beiden Mädchen und für die beiden Jungen. Aus diesem Zimmer sollte die Scheidewand heraus, damit ich ein ordentliches Studierzimmer bekam. In Amerika hatte ich auch gesehen und gelernt, wie man Mückenschutz einrichtet. Die Wände wurden innen ausgekleidet mit fein gerifftem Wellblech und eben solche Zimmerdecke angebracht, und die Fenster mit Drahtgaze versichert. Glas brauchte man ja an der Küste nicht. Doch ehe ich dies neue Studierzimmer einrichten und beziehen konnte, mußte ich am Nordende des Hauses zwei Zimmer anbauen mit gleicher Moskitosicherung. Das ergab je ein Schlafzimmer für die beiden Mädchen und für uns. |

125|126

122 Der 1869 geborene Sachse Paul Wenzel war von 1904 an als Missionar in Deutsch-Neuguinea.

AUF UND NIEDER IM HINTERLAND VOM SATTELBERG

Rund drei Jahre war ich nun von unserem Arbeitsfelde weg gewesen. In diesen drei Jahren war das Werk nicht still gestanden. Die Brüder hatten weiter gearbeitet, hatten auch neue Verstärkungen erhalten, und nach innen und außen war die Arbeit gewachsen, und die Zahl der Getauften hatte an verschiedenen Orten, auf alten und neuen Stationen zugenommen. Unsere Linien, die wir schon vor meinem Weggang zu Faden geschlagen hatten, wurden verlängert und verstärkt.

Bruder Keyßer hatte bald nach der Erstlingstaufe auf dem Sattelberg angefangen, das Hinterland nach Hube hinein aufzuschließen, und meine beiden Erstgetauften gingen ihm dabei wacker zur Hand, der eine wurde führender Gehilfe im Hinterland, der andere Schulgehilfe an der Station. Es waren Guba und Ajang.

Keyßer ging auf einem Verbindungsrücken vor vom Sattelberg bis zum reißenden Bulesom-Fluß. Dieser Fluß kommt von dem über 4 000 Meter hohen Saruwaked, dem höchsten Gipfel des Finisterre, und wendet sich hinter dem Cromwell-Massiv, das auch schon über 2 000 Meter hoch ist, nach Süden, und mündet bei Deinzerhöhe in den Hähnischhafen im Huon-Golf.

Vor unserer Abreise in den großen Urlaub hatte Keyßer mit seiner Inlandarbeit durch Christen vom Sattelberg eben begonnen.

Kurz vor unserer Wegreise ließ ich Wilhelm gleichsam zum Abschied noch eine Inlandreise machen, nicht auf Keyßers Pfad nordwestlich, sondern vom Sattelberg aus gerade nach Westen über hohe Berge und tiefe Tale. Ich hatte ihm schriftliche Instruktion für die Reise mitgegeben, und er hatte sehr gute und zuverlässige Reisebegleiter aus unserer Jungenschar in Heldsbach. – Die Reise ging sehr glücklich vonstatten. Die Reisegesellschaft nächtigte mehrmals in Bergdörfern, die zum Teil noch von keinem Weißen betreten worden waren. Sie erreichten die Ufer des großen Flusses Bulesom, wurden in allen Dörfern freundlich aufgenommen und bewirtet.

Auf einer langen Wegetour wurden unserer hungrigen Reisegesellschaft gute Eßbananen entgegengebracht. Sie kamen auch in das Dorf eines gefürchteten Zauberers, der noch nicht zum Meere gekommen war und mit Verwunderung gehört hatte, was für seltsame weiße Menschen übers Meer gekommen seien mit so wunderbarer Botschaft von Anutu, der über alle Geister der Herr sei. Und nun sah er einen solchen noch ganz jungen weißen Mann und nahm ihn freundlich auf.

Wilhelms eingeborne Begleiter von Heldsbach waren teils Christen, teils werden-de Christen, welche die heidnischen Vorurteile, Geisterfurcht usw. abgelegt hatten.

Ganz hinten, nahe dem Bulesom, kamen sie an ein Wässerlein und wurden von den Einheimischen gewarnt, das Bächlein ja nicht zu betreten, es sei ein Geisteswasser, das Unheil brächte. Sie antworteten: „Uns Anutu-Leuten können die Geister nichts anhaben!“

Das machte großen Eindruck auf die umwohnenden Eingebornen, und junge Burschen aus den Dörfern nahe dem Bulesom (oder Sopa in der Sprache der Inländer) schlossen sich unsern Leuten an als Schüler und Arbeiter in Heldsbach am Meere, um da die heilbringende Rede Anutus zu vernehmen.

126|127 Als Wilhelm von seiner Reise nach Westen zurückkam und im langen Zug über den Anger zur Einsatlung des Sattelberges herunterkam, war gerade der Kaiserliche Gouverneur Doktor Hahl zu Besuch auf dem Berg. – |

Während unserer dreijährigen Abwesenheit hatte nun der Bruder Keyßer mit seinen Gemeindeführern vom Sattelberg im Hube-Land gute Fortschritte gemacht, und [es] waren im Inlande schon mehrere Gehilfenstationen angelegt worden. Da hatte ich das begreifliche Verlangen, diese Inlandarbeit einzusehen. Mein jüngerer Sohn Hans durfte mich begleiten, und mit etlichen unserer Jungen von Heldsbach zogen wir los. In Heldsbach bei der Familie war der Neffe, Missionar Leonhard Flierl, der in den Jahren unserer Abwesenheit daselbst wacker weiter gearbeitet hatte.

Vom Sattelberg hatten wir noch zwei Tagesreisen nach Kulungtufu, der ersten Inlandstation in Hube. Hinter der Ngantuwaneng erreichten wir bald die Höhe von mehreren Tausend Fuß, also bedeutend höher als Sattelberg. Da gab es Bestände von Nadelholz. Es ist die Gegend, von der die Christbäume nach Sattelberg von Eingebornen gebracht werden. Im Dorfe Kuduko, halbwegs zum Bulesom, konnten wir übernachten. Am anderen Tag, bei guter Zeit, waren wir beim großen Fluß, über den eine sichere Knüppelbrücke führte, und jenseits ging es steil hinauf zur Stationshöhe von Kulungtufu.

An der Station begrüßten uns die Gehilfen. Der Leitende war Guba, einer der Erstgetauften, sein Nebenmann der brave Sipane, der Sohn des Häuptlings Sane von Wasa. Dem Alten war es schwer geworden, seinen Lieblingssohn für die Inlandmission abzugeben, aber für den Dienst des Anutu wollte er das Opfer bringen. Der Sipane war schon einer unserer besten Schüler auf Sattelberg gewesen, als er noch dort war. Er war auch sehr gefällig und dienstfertig. Sowie ich von einer Reise zurückkam, beeilte er sich sofort, mir die Schuhriemen aufzulösen. Früher hatte ich ja immer Schaftstiefel getragen, fand sie aber unpraktisch, und trug dann später immer derbe Schnürschuhe.

Die Station Kulungtufu war in etwas Abbild oder Nachbild unserer Missionsstationen. Es waren aber alle Gebäude mit Gras oder Blättern gedeckt. Die Gehilfen hatten auch Stationsjungen wie wir für Schulung und zur Arbeit. Sie hatten ganz schöne Felder um die Station Kulungtufu, besonders Süßkartoffeln oder Bataten, von den Eingebornen *pokoko* genannt. Sie sind in verschiedenen Arten im Lande ein-

heimisch. Da brauchte man also keinen Hunger zu leiden. Auch Dorfleute kamen bald und wollten uns Feldfrüchte verkaufen. Die Gehilfen sagten jedoch: Wir sollten nichts einkaufen, auch um die Preise nicht zu verderben. Sie würden uns mit allem versorgen.

Am Gehilfenhaus war ein Gaststüblein mit Bett, Tisch und Stuhl, alles roh gezimmert. Das war für den besuchenden Missionar bestimmt, und ich wurde mit Sohn auch darin untergebracht. Für den nächsten Tag hatten wir geplant und abgesprochen, weiter nach Westen zu marschieren, um eine zweite oder auch dritte Gehilfenstation zu sehen. Gehilfen von Kulungtufu waren bereit, uns zu begleiten. Aber o weh! Über Nacht bekam ich Hexenschuß! Kalte Bergregen hatte es wohl verursacht. Ich konnte mir selber nicht mehr die Strümpfe anziehen und die Schuhe. Da war an Weitemarsch nicht zu denken. Es konnte auch noch schlimmer werden, und je weiter wir fort waren, desto schlimmer wurde die Rückkehr. Erst hatte ich gedacht, Hans allein mit Gehilfen weitergehen zu lassen, aber da kam mir ein, daß mich die Ungeduld verzehren würde, wenn ich tagelang allein sitzen bleiben sollte. So hielt ich es für ratsam, daß wir von Kulungtufu aus wieder sachte umkehrten. Es ging langsam und mühsam, aber es ging zur Not, und wir kamen wieder glücklich nachhause. Da hörte ich Gerüchte, die mich auf den Gedanken brachten, es wäre vielleicht göttliche Fügung gewesen, daß wir nicht weitergehen | konnten und von Kulungtufu aus gleich heimkehren mußten. Das Gros der Hubeleute war damals noch nicht dem Evangelium geneigt, und viele hätten es gerne gehindert. Da wurde erzählt, daß die Hubeleute einen Anschlag gemacht hätten, den Weisel¹²³ der Mission zu beseitigen, und dafür galt der Senior von Heldsbach.

127|128

Um jene Zeit, es war im Jahr 1912, kamen Schreckensgerüchte von Ruk herüber. Während meines Abwesens war ja Missionar Bamler durch die Konferenz von Logaweng nach Siasi-Ruk versetzt worden, weil er mit den Leuten von dort, die auch einen Missionar wollten, am besten bekannt war. Zahn übernahm dann Bamler's Arbeiten auf dem Logaweng. Bamler hatte im Süden der großen Insel Ruk sich niedergelassen. Durch hohe Gebirge getrennt, ließ sich weiter im Norden ein rheinischer Ex-Missionar namens Weber¹²⁴ nieder. Er eröffnete an der Küste im Nordwesten eine Pflanzungsstation, unterstützt von einem Malaien. Der Ort der Niederlassung Weber's war nahe dem Dorfe Mbarim. Weber's Frau¹²⁵ hielt sich auf Bamler's Mis-

123 Weisel ist ein Fachausdruck für die Bienenkönigin; von Flierl hier scherzhaft im Sinn von Oberhaupt gebraucht.

124 Ernst Weber (1876–1912) arbeitete bis 1909 für die Rheinische Mission, die er im Streit verließ. Er kehrte 1912 zusammen mit seinem Bruder Ewald als Pflanze nach Deutsch-Neuguinea zurück. Beide wurden von Einwohnern der Ruk-Inseln erschlagen.

125 Die 1873 geborene Maria Weber, eine geborene Neuhaus, kam 1907 nach Deutsch-Neuguinea. Den Missionar Weber hatte sie auf der Anreise in Hongkong geheiratet. Nach seinem Tod im Jahr 1912 kehrte sie mit dem gemeinsamen Kind nach Deutschland zurück.

sionsstation auf. Die Inländer von Ruk, da wo später auf einer Missionsstation auch Missionar Methsieder¹²⁶ stand, waren zu jener Zeit noch ziemlich wild. Sie kamen herunter zu Weber und arbeiteten auch da, sahen aber viele schöne Dinge, und ihre wilde Begehrlichkeit erwachte. Eines Nachts, oder vielleicht auch am Tag, überfielen sie Weber's Lager, schlugen ihn und seine Malaien tot, nahmen alle Güter an sich und zogen sich in ihre Berge zurück.

Das Gerücht davon kam auch herüber auf das Hauptland und konnte keinen guten Einfluß haben auf Eingeborne, die etwa noch nicht fest zum Evangelium standen.

Zu jener Zeit erfolgte auch ein schlimmer Rückschlag im Hinterland von Sattelberg. Keyßer war mit einigen Begleitern wieder einmal auf Reisen im tieferen Inland. Da fiel es den jungen Männern auf Sattelberg ein, eigenmächtig eine Missionstour zu machen. Nördlich von Kuduko, am Cromwell, hauste der Stamm der Gaeng. Diesen Stamm wollten die Sattelberger gleichsam über Nacht fürs *Miti* gewinnen. Unbewaffnet, aber Bambusstöcke in der Hand, wanderte ein Haufe nach Gaeng, um die Gaeng-Leute auf ihre Seite zu bringen, um nicht einen Feind in der Flanke zu haben. Die Gaeng verstanden keinen Spaß, sie schossen mit Pfeilen und jagten die Sattelberger und schlugen etliche von ihnen tot. Der Streit dauerte einige Tage. Auf die Schreckenskunde von diesen Vorfällen gab ich Nachricht nach Mosam und auch Butaweng. Pilhofer, Br. Schulz¹²⁷ von der Säge und der Lehrer Krodel¹²⁸ von Sattelberg gingen ins Inland, einer benachrichtigte Keyßer, der hinten in Hube war, und die andern nahmen die fliehenden Sattelberger auf, auch Krodel hatte laufen müssen, und so kamen also die Flüchtigen auf Sattelberg zurück. Auch Keyßer kam zurück, und mit Mühe konnte er Frieden machen mit den Gaeng.¹²⁹

Die Sache hatte einen seltsamen Ausklang. Bald darauf hatten wir in Heldsbach ein Missionsfest, wozu auch die neubefriedeten Gaeng eingeladen waren, und etliche kamen mit ihrem Häuptling, ein verhutzetes Männchen. Er kletterte uneingeladen auf die Buschkanzel und sprudelte eine Festrede heraus, die uns übersetzt wurde. Der

126 Lorenz Methsieder (1898–1954), geboren in Rosenhof in Mittelfranken, wurde 1930 als Missionar nach Neuguinea entsandt, wo er 1931 eintraf. Im Jahr 1936 mußte er das Land wegen schwerer Krankheit seiner Frau Bertha zeitweilig verlassen. Beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde er in das australische Internierungslager Tatura deportiert. Nach seiner Gefangenschaft war er als Bibliothekar in Adelaide, später in Neuendettelsau tätig.

127 Der Laienmissionar Gottfried Schulz (1880–1944) stammte aus Greenock in Südastralien. Er war von 1908 bis 1920 in Neuguinea tätig.

128 Der in Geroldsgrün in Oberfranken geborene Wilhelm Krodel (1887–1914) war ein Stiefbruder Christian Keyßers. Von 1911 bis 1914 arbeitete er als Lehrer für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea. Zurückgekehrt nach Deutschland, fiel Krodel im Krieg.

129 Eine ausführliche Schilderung der Ereignisse bietet Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 191–194. Der mißglückte Missionsversuch des Jahres 1912 hätte fast den Zusammenbruch der Hube-Mission bedeutet: Die Gehilfenstationen im Inland mußten zeitweilig aufgegeben werden; erst Wochen später hatte sich die Lage etwas beruhigt.

kurze Sinn war: Ihr Sattelberger seid schuld an eurem Unglück, weil ihr mit Stöcken
zu uns kamt. |

128|129

WEITERE AUSDEHNUNG DES WERKES DER KÜSTE ENTLANG

Im Huongolf waren schon um 1907 die beiden Stationen Bukaua oder Kap Arkona durch Lehner, jenseits des Golfes wurde zur selben Zeit Malalo durch Mailänder und Böttger gegründet. Deinzerhöhe wurde ja schon Ende des Jahrhunderts durch Missionar Bamler angelegt. Im Norden wurde um 1907 Sialum durch Wacke und Saueracker angelegt, denen dann noch der Br. Stolz beigegeben wurde im Hinblick auf Anlage einer Station bei der Dorfinsel. Die Vorbereitung zur Gründung einer Station bei Dorfinsel oder Sio geschah schon vor meiner Abreise in den großen Urlaub.

Es war eine meiner letzten Reisen im Lande über Sialum nach Sio mit Stolz und Saueracker. Stolz meinte damals, er wäre eben noch jung und unerfahren und wollte sich in Sialum erst einleben vor Beginn der neuen Arbeit. Von Sialum bis Sio ist es eine starke Tagesreise. Man kommt erst über das Dorf Kelana, auch ein eingesprengtes Dorf der Melanesier, und dann ist eine lange Küstenstrecke unbewohnt. Im Hinterlande aber sind Waldleute. So kam während einer solchen Reise einer zu uns heraus, rußig und schmutzig. Zitternd bot er uns ein Schweinchen zum Kauf an, etwa so groß wie eine Katze.

Auf dem Wege ziemlich in der Mitte ist ein schwieriges Hindernis in Gestalt einer Felspartie, die wir Stolzenfels nannten. Diesseits Stolzenfels ist ein aufgestautes Gewässer, in welchem Krokodile sein mögen. Nahe der Ausmündung ins Meer kann man ja ziemlich leicht hinüberkommen. Dann geht es die Felsenwände hinauf, wo im besten Fall Leitern von Stangen und Querstücken angebracht sind, und man hat mühsam hinaufzuklettern, was nach Umständen gefährlich sein kann, wenn die Leitern im Wetter morsch geworden sind in ihren Verbindungen. Die Sio- und Sialum-Leute, welche Verkehr mit einander unterhalten, bessern ja die Leitern am Stolzenfels immer wieder aus. Ich wollte später einmal dieses Hindernis umgangen wissen und schickte Br. Keppler mit einigen Jungen und Reis zu der Stelle, den Weg weiter inland zu bahnen, jedoch die Felsenschlucht ging so tief ins Inland, daß ein Umgehen des Stolzenfels unmöglich war.

Auf dem Wege zwischen Sialum und Sio gibt es auch reißende Gewässer mit eiskaltem Wasser, die aufgedämmt sind und Krokodile herbergen. Am sichersten kann man sie durchwaten nahe der Mündung. Die Sio-Leute wurden ja durch öftere Besuche von Sialum aus warm gehalten. Sie waren intelligenter als die Inlandleute und auch schon welterfahren, da viele ihrer jungen Leute auswärts als Arbeiter gedient hatten. Sie verlangten nach einem Missionar. Bei der einen Besuchsreise, die ich mit Stolz

und Saueracker machte, fiel Stolz bei Kelana über totes Schwemmholz und tat sich weh. Wir hatten etwas Wein zur Stärkung mit und kamen nachts noch glücklich in Sialum an.

Als ich von Sialum aus nachhause kam, war ich nach Pola eingeladen, um dort den Alfred Stürzenhofecker zu taufen, unsern jetzigen Missionsarzt. Durch die weite Reise hatte ich mir damals eine schwere Sehnenentzündung über der Ferse zugezogen.

Die Station auf Ruk, durch Missionar Bamler gegründet während meines großen Urlaubs, habe ich erst später kennen gelernt, als wir ein größeres Missionsschiff hatten.

129|130 Auch die Station im Markham-Tal wurde 1910 gegründet, dahin kann man ja vom Zentrum aus zu Fuß wandern, und ich kam öfter dahin. Besonders [entsinne] ich mich einer Reise, auf der der Br. Lehner den Namen „Renner“ erhielt. Ohne Ruhepausen lief er unermüdlich, | so daß andere es nicht aushalten konnten. Bei dieser einen Reise war auch der Br. Wacke dabei, der beschwerte sich bitter über seinen Schwager, zumal wir ihn noch zurücklassen mußten als Heilgehilfen und Pfleger bei einem Marodeur. Das war Panzer¹³⁰, der mit uns auf die Station Gabmazung wollte zum Ausmessen des anzukaufenden Landes.

In der ersten Zeit unserer Arbeit auf N[eu] G[uinea] unter der Regierung der N[eu-]G[uinea-]Co. war die Landesregierung etwas geizig gewesen in Bezug auf Landerwerbung durch die Mission. Damals hatte man auf viele weiße Ansiedler gehofft, nachdem der Landeshauptmann von Schleinitz proklamiert hatte: das Land sei geöffnet, Einwanderer können kommen. Sie kamen aber nicht.

Die Reichsregierung war dann großzügig, und wir konnten für unsere Stationen auf dem Hauptlande je nach Lage hundert und mehr Hektar für eine Station haben. So wurden uns in Logaweng 200 ha. bewilligt, für Kap Arkona 100 ha., für [die] Station Lae 100 ha. und nahe dabei 500 ha. für die Pflanzung. Auch für Gabmazung wurden 100 ha. bewilligt, und so ähnlich für alle unsere Stationen. An einigen Plätzen war ja das Terrain schwierig, so auf dem Hügel Malalo, und besonders auf dem Zaka-Hügel am Wareo-Fluß, aber wir erhielten überall das wünschenswerte Land. – Die Erwerbsbedingungen waren ja auch recht annehmbar. Von den Eingebornen selber kaufen durften wir ja kein Land. Aber es lag uns natürlich ob, die Eingebornen willig zu machen, für die Mission das erwünschte Land abzugeben. Die Regierung

130 Der in Ansbach geborene Missionar Karl Panzer (1884–1951) war vom Gymnasium ins Neuendetsauer Missionsseminar übergetreten. Er arbeitete von 1907 bis 1923 in Neuguinea, zunächst auf dem Sattelberg und dann mit Friedrich Örtel zusammen in Gabmazung. Panzer mußte seinen Beruf wegen eines »Nervenleidens« aufgeben, wie es seinerzeit hieß. Hermann Mückler zufolge litt er unter psychischen Problemen und Wahnvorstellungen und war darüberhinaus ein Verhältnis mit einer einheimischen Frau eingegangen, mit der er sich in den Urwald des unteren Watut zurückzog. Von den Menschen in der Umgebung zunehmend als Bedrohung empfunden, habe er schließlich polizeilich außer Landes geschafft werden müssen (Hermann Mückler: Mission in Ozeanien (Kulturgeschichte Ozeaniens 2), Wien 2010, S. 227).

kaufte dann das Land. Es wurde meist in Tauschwaren bezahlt, und die Mission hatte den Wert derselben gutzubringen an die Regierung. Ferner hatte die Mission die Kosten der Vermessung des Landes zu tragen. Da die Regierungslandmesser meist nicht abkömmlich waren, so suchte unsere Mission einen eigenen Mann für diese Aufgabe und glaubte ihn in der Person des Architekten Hans Meier aus Nürnberg gefunden zu haben. Er ging hinaus aufs Feld und ließ Frau und Tochter daheim. Ein richtiger Architekt war er wohl kaum. Er konnte sehr schöne Karten zeichnen, aber sie wurden meist von der Regierung nicht anerkannt. Bald nach meiner Rückkehr aufs Feld ging er dann zum Glück wieder heim.

Den weitesten Schritt der Ausdehnung machten wir hinunter nach Morobe an der englischen Grenze, wo wir die Anlegung gleich von zwei Stationen planten. Die eine auf dem Zaka-Hügel am Warea-Fluß steht noch. Die andere am Morobe-Hafen, auf dem Onga-Berg, wurde während des Weltkrieges aufgegeben, und die ganze Gegend, Küste und Inland mit den verschiedenen Stämmen, von der einen Station aus bearbeitet, unter Zuhilfenahme von Kate-Gehilfen. Nach Morobe hinunter konnte man ja schon, ehe wir eigenes Schiff hatten, mit Kompagnieschiffen fahren, und ich war einmal auf der Siar unten. Der Morobe-Hafen ist ein sehr schöner und sicherer Hafen, und [es] findet sich in seinem hintern Teil eine merkwürdige Naturerscheinung. Zwischen einer engen Bergpforte geht ein Kanal in eine große Lagune. Da geht dann das Wasser je nach Ebbe und Flut abwechselnd rückwärts und vorwärts. Wir waren mit dem Schiffsboot drin, hatten aber erst warten müssen mit der Einfahrt, bis sich das Wasser ausgeglichen hatte.

Also um 1910 wurden kurz hintereinander diese verschiedenen weiter entfernten Stationen gegründet, Lae in der Ecke des Huongolfes, Gabmazung im großen Tal, Zaka und Ongga bei Morobe, Sio bei Dorfinsel und die Station auf der großen Insel Ruk für Ruk und Siasi. Das Evangelium lief und wurde gepriesen in immer weiteren Entfernungen, und zahlreiche Stämme der Eingebornen wurden dem *Miti* geneigt. |

130|131

UNSER MISSIONSSCHIFF BAVARIA

Für einige Jahre hatten wir also einen Segelkutter besessen, einen gedeckten Einmaster mit etwa 15 Tonnengehalt. Der Führer war ein Vollmatrose vom Norddeutschen Lloyd aus Rostock. Es war ein Mann in mittleren Jahren, hatte auch eine Zeitlang in Australien gelebt und war verheiratet gewesen. Er erzählte: „Der Pastor Matschoß in Mount Gambier hat mir getraut.“ Seine Frau war gestorben, und es lebten wohl noch Kinder von ihm in Australien.

Wie hat sich dieser gute Mann plagen müssen mit unsern eigensinnigen N[eu-]G[uinea-]Winden! Er kannte wohl auch das schöne Liedlein nicht, wie unser Westinder auf der Fairy Queen zwischen Elim und Cooktown, welcher piff und sang: Saint Antonio blow, Saint Antonio blow!

Immerhin hat er doch manches geschafft, nach Malalo hinüber, nach Sialum hinauf und bis nach Sio oder Dorfinsel mit einem kleinen schönen Hafen in der Nähe. Er kam auch verschiedenemale auf den Strand, so bei Bukaua, wohin ihm Brüder von Finschhafen zuhelfe eilten. Und droben bei Kelana sah ich einmal bei einer Nordreise die Simbang am Strand liegen, so daß man zu Fuß hinübergehen konnte. Schließlich brachte er sie dann doch wieder nach Finschhafen zurück.

Der Segelkutter Simbang war für uns der Übergang zum Kraftfahrzeug. Die Schulkinder in Bayern haben dafür mächtig gesammelt, und in der Neuen Welt erhielten wir große Gaben für den Bau dieses Schiffes. So wurde denn der Beschluß gefaßt, in Rabaul bei der japanischen Firma Komine einen Zweimastschoner mit Segel und Motorantrieb erbauen zu lassen.

Der gute Ruwold hatte sich leise Hoffnung gemacht, dieses neue Schiff zu bekommen. Es wäre ja dem guten Mann zu gönnen gewesen, aber man hielt ihn doch für etwas zu alt und schwerfällig für dieses neue Unternehmen. So beschlossen wir, daß der Br. Sam. Jericho Kapitän des erst zu erbauenden Schiffes werden sollte. Man schickte ihn in kurzen Urlaub nach Australien, da sollte er erst in den Golfen um Adelaide etwas auf kleinen Schiffen dienen. Dann kam er wieder zurück nach N[eu]G[uinea], und unter seiner Aufsicht sollte in Rabaul das Schiff gebaut werden. Er sollte genau aufpassen, und hat es wohl auch getan, wenn die schlauen Japaner eine schlechte Planke nehmen wollten, so wies er sie zurück. Auch der Br. Pfalzer reiste nach Rabaul als unser Rechnungsführer. Nach Vollendung des Schiffes hielt er bei Einweihung des Schiffes die Schiffspredigt, wobei auch Beamte und sogar der Kaiserliche Gouverneur¹³¹, dessen Sitz damals schon Rabaul war, zugegen waren. Die

131 Das war zu dieser Zeit Albert Hahl.

Bavaria hat etwa 60 oder 70 Tonnengehalt, war natürlich durchaus gedeckt, auf Deck befand sich eine Kabine mit vier Kojen. Der Raum für den Motor war im Hinterteil, und in der Mitte ein geräumiger Laderaum. Nach Vollendung des Baues mußte sie bei Rabaul auch eine kleine Probefahrt machen, wobei sie allerdings einem andern Fahrzeug etwas zu nahe kam, jedoch kein großes Unheil anrichtete. Und dann fuhr darauf der neugebackene Kapitän Sam Jericho die 2[00] bis 300 engl[ischen] Meilen von Rabaul nach Finschhafen, nördlich der Inseln Neu-Pommern und Ruk. An einem herrlichen Maientag im Jahre 1913 fuhr sie mit geblähten Segeln weit draußen an Heldsbach vorbei und lief in den Finschhafen ein. Der Br. Sam Jericho hat sich aufs beste bewährt als Führer unsers neuen Missionsschiffes, bis er im Jahre 1916 mitten im Weltkrieg im Hafen von Morobe eines plötzlichen Todes starb, augenscheinlich an Herzschlag. | Er war ein trefflicher Führer unsers Missionsschiffes gewesen, sowohl in Friedens- wie in Kriegszeiten. Ihm lag allzeit das Wohl des Werkes am Herzen, und ebenso suchte er das Beste eines jeden einzelnen Mitarbeiters und der verschiedenen Stationen. Auf dem Ongga-Berge, nahe der ehemaligen Station dortselbst, fand er sein einsames Grab. Seit Aufgabe jener Station, schon während des Weltkrieges, wird nun dieses Grab vom Busch eingehüllt sein.

Unsere Bavaria wurde ein recht langlebiges Schiff, und das war gut für unsere Gesellschaft und die Arbeiter auf dem Feld. Der Bau desselben erforderte große finanzielle Anstrengung, und wir hätten Verlust nicht so leicht ersetzen und verschmerzen können wie eine englische Gesellschaft in der Südsee, die ein viel größeres Schiff gleich auf der ersten Fahrt verloren hatte. – Für ein hölzernes Schiff rechnet man im Durchschnitt eine Lebensdauer von rund 25 Jahren, unsere Bavaria ist nun schon 28 Jahre alt. Ihre verschiedenen Führer haben aber auch Großes geleistet zu guter Instandhaltung. Sehr oft ist dies gute Schiff schon auf den Helgen¹³² gezogen worden und zwar immer in Finschhafen. Das geschah beinahe jährlich. Sowie die Kupferung beschädigt wurde und der Seewurm in eine Planke kam, wurde der Schaden immer bald ausgebessert. Dafür war auch unsere Schneidsäge mit Wasserkraft sehr nützlich, die um 1912 an dem nahem Butaweng-Bach errichtet worden war jenseits des Bubui, hinter der Langemack-Bucht. Da wurde unter anderem Eisenholz und Kallophyllum Inno-phyllum geschnitten, sehr gut für Schiffsbau. Die Bavaria hatte nacheinander viele Führer. An mindestens ein halbes Dutzend erinnere ich mich. Auch zwei deutsche Seeleute waren nacheinander daran, ein Kempe und ein Engel. Am besten bewährten sich die australischen Laienbrüder, ob auch keine eigentlichen Seeleute, aber vielseitig und geschickt, besonders bei Behandlung des Motor. Sam Jericho hatte die Reihe aufs

132 Einen einfachen Schiffsbauplatz unter freiem Himmel.

beste eröffnet. Ein Wilhelm Schulz¹³³ tat sein Bestes, Bruder Radtke¹³⁴ aus Queensland war ein trefflicher Führer, verstand die Eingebornen wohl zu behandeln in seiner wohltuenden Ruhe.

Viele Veränderungen und Verbesserungen wurde mit unserm Missionsschiff vorgenommen, besonders bei den Gelegenheiten, wenn es auf den Helgen gezogen werden mußte von Zugochsen und dem Waldteufel¹³⁵ mit vereinten Kräften. Beim Stapellauf fand man meist Verbesserungen vor,¹³⁶ kleinere oder auch größere.

Ursprünglich befand sich das Steuerrad zuhinterst, hinter [der] Kajüte beim Ausgang. Das ergab schlechte Sicht für den Steuerer und war für die Passagiere nicht angenehm. Es war eine Wohltat für alle Teile, als die Steuerung weiter nach vorne, vor die Kabine, verlegt worden war.

Das ganze Hinterdeck wurde später gut überdacht und eingefriedigt als guter Aufenthaltsort für die Passagiere, auch zu Schlafplätzen für männliche Passagiere. Der Reisenden in unserer Mission wurden es mit der Zeit immer mehr.

Die Quartiere für die schwarze Mannschaft waren im Vorderschiff, in einem Aufbau und auch unter Deck. In der Mitte des Schiffes befand sich der große Laderaum mit Ladelupe und darüber großes Sonnensegel zum Schutz gegen Sonne und Regen.

So war unsere Bavaria je länger desto mehr ein sehr bequemes Missionsschiff geworden zum Verkehr zwischen den zum Teil weit entfernten Küstenstationen und auch mit Madang, dem Sitz der Regierung und nahebei den Stationen unserer Nachbarmission, erst der Rheinischen, später der Lutherischen Brüder von Amerika, die während des Weltkrieges und darnach Schulter an Schulter mit uns arbeiteten. |

132|133

Gar sehr oft konnte ich auf [der] Bavaria kürzere und längere Fahrten machen nach unseren Küstenstationen und auch nach Madang und Morobe. Es war wie eine Prophezeiung auf zukünftige Zeiten, daß ich schon im Vaterland eine Fahrt auf dem Bayrischen Dampfer Bavaria von Lindau nach Konstanz machen durfte.¹³⁷ Doch davon hat unser Missionsschiff seinen wohlklingenden Namen nicht, den auch die Eingebornen auf Neu Guinea so gut aussprechen konnten. – Wir gaben dem Schiff

133 Wilhelm Schulz (1891–1945) arbeitete von 1913 bis 1926 als Laienmissionar für die Neuendettelsauer Mission. Er war von 1917 bis 1920 Kapitän der Bavaria, ehe er aus gesundheitlichen Gründen wieder an Land tätig wurde.

134 Theodor Radke (1898–1944) war schon 1906 als Kapitän in der Südsee unterwegs. Nach langjähriger Tätigkeit für die Neuendettelsauer Mission von 1922 bis 1931 reiste er zum Erholungsurlaub nach Australien und wurde anschließend von der amerikanischen Mission in Madang übernommen. Er starb am 6. Februar 1944 in japanischer Kriegsgefangenschaft an Bord des Schiffes Dorish Maru, das von den Amerikanern bombardiert wurde.

135 Dieser Begriff wird in II 255 erklärt.

136 Gemeint ist entweder „fand man meist fehlerhafte Stellen vor“ oder „nahm man meist Verbesserungen vor“.

137 Siehe zu dieser Fahrt I 112.

diesen Namen, weil die Kinder in Bayern so reichlich für dasselbe gesammelt hatten. Und sie haben beim Geben für das Schifflin wohl auch für dasselbe gebetet, und Gott hat die Gebete der Unmündigen erhört und seinen Segen gegeben, daß dieses Schiff unserm Werk so lange gute Dienste tun durfte und auch während des traurigen Weltkrieges uns das Schifflin nicht durfte genommen werden und es auch seinen Namen behalten durfte.

Wohl sagte einmal der Administrator, General Wisdom: „It would be a good tact to alter that name!“ Doch gab er zum Glück nicht den Befehl dazu, und so durfte unsere gute Bavaria diesen schönen Namen weiter führen.

Beim Gedanken an die Bavaria erwachen meine Erinnerungen an Fahrten darauf wie Schwärme von Bienen und Hummeln, diesen Frühlingsvögelein, und ich will in kunterbunter Reihe eine Anzahl dieser Erinnerungen hier erzählen.

Einmal fuhren wir unter Sam Jericho im Huon-Golf. Hans war mit auf dieser Fahrt, und als vierbeinigen Passagier hatten wir noch einen großen Schlacht- oder Arbeitsochsen an Bord, der wurde auf diesem schwankenden Stall unruhig. Hans meinte, er würde über Bord springen. Jericho glaubte es nicht. „Platsch“, lag er im Wasser, und Hans lachte hellauf. Das Tier hing noch am Schiff, mit seinen starken Hörnern an ein Seil gebunden. Da konnte man sehen, was so ein starknackiges Vieh aushält. Der Kapitän mit seinen Jungen zogen es am Seil auf Deck, und [sie] verwahrten es wohl, daß es bleiben und zu Schiff mitfahren mußte an das Ziel. –

Viel Großvieh, Rinder und Pferde, mußte [die] Bavaria nach Außenstationen befördern. Einmal wurde eine Milchkuh mitgenommen. Ein großer Haufen Süßkartoffellaub lag als Futter neben ihr. Ich fühlte ausnahmsweise eine Anwendung des bekannten Seeübels und legte mich auch Mitte des Schiffes auf das weiche, grüne Batatenlaub. Da war es auszuhalten.

Gar manche Reise machte ich mit Sam Jericho, bis zu dem Tag, da [die] Bavaria Flagge halbmast in den Finschhafen einlief. Jericho war in Morobe gestorben, und Mailänder mit Bayer¹³⁸ brachten die Bavaria heim. Der kleine Alfred Stürzenhofecker war dabei, um zur Schule auf den Sattelberg zurück zu kehren. Als dieser während der Fahrt gerade an einem heimlichen Orte saß, schrie Bayer nach seiner Art in großer Aufregung: „Wo ist denn das Kind?“ –

Im Anfang des Krieges fuhr ich mit Jericho nach Morobe, um unsere Gefangenen auf Ongga zu besuchen und ihretwegen mit dem australischen Offizier auf der Regierungsstation Morobe zu sprechen.

Später einmal fuhren wir von Morobe heim. In der Abenddämmerung wollten uns die Riffe zwischen Morobe [und den] Inseln gefährlich werden. Mailänder war mit

138 Der in Alfershäusen in Mittelfranken geborene Kaufmann Friedrich Bayer (1887–1932) wurde nach Beendigung seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1911 nach Neuguinea ausgesandt. Dort baute er die Gemeinde Malalo auf. Er starb während seines Heimaturlaubs in Deutschland.

uns. Er ging ins Schiffsboot und kundete die Fahrstraße aus, während die Bavaria langsam nachfuhr. –

Bei einer Fahrt in den Huon-Golf hatten wir einmal nachts ein furchtbares Gewitter. Es war pechfinster, und der Regen goß in Strömen. Es war eine der ersten Fahrten des Br. Wilhelm Schulz. Ich mahnte ihn, langsam zu fahren, damit wir nicht jenseits an harte Orte anstoßen möchten.

Bei der allerersten Fahrt des Br. Schulz war ich auch | dabei. Es ging in den Golf. Bei Deinzerhöhe wurde es Nacht. Auf einmal wurde entdeckt, daß der schwarze Junge falsch steuerte, und [es] wurde natürlich berichtet. Ein Chinese, der auch dabei war, bemerkte: Gut, daß der falsche Kurs wenigstens seewärts gehalten wurde, da war wenigstens Platz genug, ohne Gefahr anzustoßen.

133|134

Ein andermal, bei Heimfahrt aus dem Golf, waren sehr viele Passagiere an Bord, Männer, Frauen und Kinder, nicht nur die Kojen, auch der Fußboden der Kabine war belegt. Ich wollte mich auf dem Vorplatz aufhalten, da zwang mich der Regen, mich auch noch in die Kabine zu zwängen zu einem Hockeplatz auf dem Fußboden. Auf einmal meldete Schulz: Es sei nur noch eine Dose Petroleum an Betriebsstoff vorhanden. Ich sagte darauf: Gleich Motor abstellen, segeln, bis es genügend Licht würde, um die Berge bei Finschhafen zu sichten. Es geschah. Endlich konnten wir im Nebel die Berge um Finschhafen ausmachen und da erkennen, wo die Einfahrt sein würde. Wir waren weit draußen auf der hohen See. Mit der letzten Dose Petroleum konnten wir dann glücklich in den Finschhafen einlaufen. Bei der Landung goß der tropische [Regen] dermaßen in Strömen herab, daß man mit Mühe von Matatakum aus das Gästehaus zu Pola erreichen konnte. Auch Frau Missionar Örtel¹³⁹ mit ihren Kindern war bei dieser nassen und etwas gefährlichen Partie.

Wir fuhren wieder einmal auf unserer guten Bavaria nach dem fernen Madang hinauf. Es waren eine ganze Anzahl von Mitreisenden aus unserer Mission. Wir hatten herrliches Wetter, als wir morgens Land sichteten bei Madang. Da legten die Schiffsleute zwei Leinen aus von großer Länge und Stärke und hatten großes Glück. Bald konnten sie einen großen Kingfish herziehen zu feinem Frühstück für uns Weiße. Dann zuckte die andere Leine, da hing ein Haifisch daran von ansehnlicher Größe. Das war etwas für die Eingebornen. Er schlug auf Deck mächtig um sich. Weiß und Schwarz sprang hoch. Ein Schiffsjunge wurde in die Zehe gebissen. Mit einer schweren Axt wurde dem Ungetüm der Garaus gemacht und es ausgeschlachtet und zerstückt. An Land gekommen auf der Insel Ragetta bei Missionar Blum¹⁴⁰, brodelte

139 Christiane Örtel, geborene Wagner, hatte 1913 den Missionar Friedrich Örtel geheiratet. Sie starb 1955 in Neuendettelsau.

140 Der 1873 geborene Wilhelm Blum war von 1902 bis 1925 für die Rheinische Mission in Neuguinea tätig. Seine Kinder besuchten die Schule der Neuendettelsauer Mission auf dem Sattelberg, und Blum seinerseits besorgte für die Neuendettelsauer Missionare die Fracht- und Zollvermittlung in Madang.

am Strand bald eine Petroleum-Dose am flackernden Feuer. Der schwarze Koch von der Bavaria saß dabei unter einer Palme. Da fiel ihm eine reife Nuß herab auf seinen Wollkopf. Der Missionar Welsch¹⁴¹ näherte sich ihm besorgt, daß er könnte Schaden genommen haben. Doch der Junge zog aus seinem Säcklein seelenruhig eine kurze Pfeife und stopfte sie.

Einmal erreichte uns die Nachricht, daß [die] Bavaria im Huongolf die Schraube verloren hätte und mit Segeln nur noch nach Malalo hätte kommen können. Zum Glück kam gerade ein Segelkutter der Kompagnie, und wir konnten den Führer bewegen, unsere Bavaria heimzuschleppen. Br. Hertle und ich fuhren auf dem Fahrzeug nach Malalo. Br. Hertle half auf der Bavaria, und sie wurde dann durch den Mann der Kompagnie nach Finschhafen geschleppt, wo die Reserveschraube angesetzt wurde. Ich blieb derweil in Malalo und machte mit Bayer zur Abwechslung wieder große Kanureisen, hinab zu Besuch nach Morobe, zurück nach Malalo und von da nach Jabim hinüber, von wo ich dann heimkommen konnte.

Einmal fuhr die Bavaria auch nach dem fernen Rabaul, um Stoff zu holen für Uniform eines Helden, der die Menschenfresser nicht gesehen hatte. Morgens im Dunkel fuhr die Bavaria aus, und Br. Zahn wollte ihr zum Abschied ein Lied blasen. Er ging einen Schritt zurück, trat über die Brücke hinaus und fiel ins Meer, wo zum Glück kein Boot lag. Das Instrument unterm Arm als Schwimmblase konnte er ans Land schwimmen. Er verriet uns nie, was für ein schönes Lied er blasen wollte. |

134|135

141 Der Rheinische Missionar Jakob Welsch (1885–1944) war von 1913 an in Neuguinea tätig. Er kam als Kriegsgefangener auf dem japanischen Schiff Dorish Maru bei dem amerikanischen Luftangriff am 6. Februar 1944 ums Leben.

AUSBRUCH DES WELTKRIEGES

Durch gnädige Gottesfügungen waren wir in mancherlei Weise vorbereitet für solch ein Ereignis. Die Brüder Hoh und Pfalzer reisten im Jahre 1914 ins Vaterland zurück und kamen über Genua noch glücklich heim, während ihr Schwergepäck auf dem Lloyd-Dampfer in Lissabon verloren ging. Missionar Zwanzger mit Familie war schon ein Jahr vorher über Australien heimgekommen. – Auf der Ausreise war im gleichen Jahr Wilhelm mit der Braut¹⁴² von Missionar Schuster¹⁴³, die ausnahmsweise ihrem Bräutigam vorausgehen sollte, um eine Zeitlang Stütze zu sein für die Frau Keyßer auf Sattelberg; diese beiden kamen mit knapper Not noch vor Ausbruch des Krieges in N[eu] G[uinea] an. Beinahe wären sie in Holländisch Indien¹⁴⁴ hängen geblieben. Sie wollten in diesen neuen Gegenden so viel wie möglich sehen und waren am letzten Halteplatz des Dampfers an Land. Auch einen Vulkan hatten sie auf dieser Reise bestiegen. Sie kamen zu spät für die Dampferabfahrt, und der Kapitän Minssen wäre ohne sie abgefahren, wenn nicht eine gute alte Frau, welche mitreiste, auf die Brücke geeilt wäre und gebeten hätte: „Herr Kapitän, warten Sie doch noch ein wenig, die jungen Herrschaften sind noch nicht zurück.“ Er wartete noch ein wenig, aber dann wollte er unfehlbar abfahren, der Dampfer wurde auf sein Kommando losgemacht – da kamen sie gerade noch an, um mit Mühe aufs Schiff zu kommen, und der begleitende Chinese warf den *long-chair* hinüber. So kamen sie denn glücklich in Finschhafen an, wo ich mit der Mutter sie begrüßte. Kapitän Minssen fuhr weiter nach Sydney. Dort erreichte ihn die Nachricht vom Kriegsausbruch. Ohne das Tau vom Pfeiler lösen zu lassen, riß er sein Schiff los und entkam nach Holländisch Indien.

Mit der Ausreise von Wilhelm hatte es eine besondere Bewandtnis. Er war ja eigentlich militärpflichtig und bei der Musterung als tauglich erster Klasse befunden. Solche in die Kolonien reisende Leute waren nach damaliger Ordnung verpflichtet,

142 Babette Schmidt (1895–1974) war eine Schwester von Flierls nachmaliger Schwiegertochter Hanna. Als Verlobte des Missionars Adam Schuster reiste Babette Schmidt auf Bitten der Missionsleitung im April 1914 nach Neuguinea aus, wo sie bis 1920 auf dem Sattelberg die Missionarskinder betreute. Da der Krieg eine Ausreise ihres Bräutigams verhindert hatte, kehrte sie anschließend zu ihm nach Deutschland zurück. Sie heiratete und wurde Mutter von acht Kindern.

143 Der Bauernsohn Adam Schuster (1886–1968) hatte nach der Ausbildung in Neuendettelsau noch in Tübingen Tropenmedizin und Geburtshilfe studiert. Nach seinem Examen im Jahr 1914 wurde er als Sanitäter eingezogen. Da er nach Kriegsende nicht nach Neuguinea ausreisen konnte, arbeitete Schuster als Heimatmissionar in Neuendettelsau.

144 Holländisch-Indien bezeichnet die niederländische Kolonie, die sich über die indonesische Inselwelt erstreckte.

erst ein Jahr zu dienen. Ich hatte, da uns viel daran lag, daß er bald heimkäme, in einem Schreiben an den Präsidenten D[r]. Bezzel demselben anheimgestellt, sich an zuständiger Stelle zu verwenden, daß dieser junge Missionar Wilhelm Flierl alsbald aufs Feld kommen dürfte. Eine Antwort auf meinen Brief erhielt ich ja nicht, aber vielleicht war das die Antwort, daß er kam. Auf jeden Fall liegt darin ein Beweis, daß unser Vaterland selber an keinen Krieg dachte, sonst ließe man einen solchen Rekruten nicht unmittelbar vor Ausbruch des Krieges ausreisen.

Kurz vor Ankunft Wilhelms hatte ich mich von Missionar Stößel draußen in Immanuel operieren lassen wegen einer Balggeschwulst im Rücken. Durch die Anwendung von Kokain dabei traten so ernste Erscheinungen auf, daß mein Zustand für einen Tag ganz kritisch wurde. Doch ging alles glücklich vorüber, und ich konnte Wilhelm bei seiner Ankunft begrüßen.

In unserer ganzen Mission war damals alles wohl eingerichtet.

135|136 Nach dem Rate des Direktors M[artin] Deinzer war auf allen unsern Stationen gute wirtschaftliche Einrichtung getroffen, auch die Pflanzungen in gutem Stand. Am Butaweng war 1912 durch den Zimmermeister Wirth¹⁴⁵ aus Heilsbronn unter Mithilfe anderer Laienkräfte ein gutes Sägewerk mit Wasserkraft erbaut. Auf dem Logaweng war eine gute Missionsdruckerei, gestiftet durch bayerische Pfarrer, zur Not eingerichtet. Kurz vorher waren auch große Papiervorräte auf das Feld gekommen. So standen wir also nicht vor dem Nichts, auch wenn durch den Krieg die Verbindung | mit dem Vaterlande zeitweise unterbrochen wurde.

Unser jüngerer Sohn Hans war fürs Missionshaus angemeldet, und ich brachte ihn zu Neujahr 1914 auf dem Lloyd-Dampfer nach Madang, um dort den Inspektor Steck zu empfangen als Visitor des Feldes. Hans kam über Australien glücklich heim und traf da Wilhelm noch an vor seiner Ausreise. Er war ja dann nur kurze Zeit im Missionshaus wegen Ausbruch des Krieges im Sommer und hatte einige Jahre dem Vaterland zu dienen im Feld.

Um mich mit Steck abzuholen von Madang, kam die Bavaria hinauf, und wir kamen also einige Zeit vor Ausbruch des Krieges nach Finschhafen, von wo aus Inspektor Steck die verschiedenen Stationen besuchte.

Den Ausbruch des Krieges erfuhren wir sehr bald. Ich war mit Wilhelm auf die Station Wareo geritten, da erhielten wir von Finschhafen aus ein Rundschreiben für alle Stationen, in welchem bekannt gegeben wurde, daß in der Nacht zuvor der Regierungsdampfer Seestern am Finschhafen gehalten hatte und ein Schreiben von der Regierung abgegeben, demzufolge seit 4. Aug[ust] unser Vaterland sich im Kriegszustande befinde mit Frankreich, England und Rußland. Zugleich gab unsere Regierung

145 Der Zimmermann Konrad Wirth (1885–1916) wurde 1911 nach Neuguinea ausgesandt, wo er bis zu seiner Rückkehr 1914 für die Neuendettelsauer Mission arbeitete. Als Soldat eingezogen, fiel er im Ersten Weltkrieg.

uns anheim, daß wir von diesem Kriegsausbruch den Eingebornen keine Mitteilungen machen sollten, damit nicht etwa Unruhen im Lande entstünden.

Ich schrieb nun eine Konferenz aus in Heldsbach noch im Monat August, welcher auch Inspektor Steck beiwohnte. Auf dieser Konferenz wurde auch Wilhelm ordiniert. Nachher erhielt ich vom Missionsdirektor einen Brief, daß neuankommende Missionare nicht alsbald ordiniert werden sollten. Nach allem, was die Zukunft brachte, war ich froh, daß Wilhelm ordiniert war.

Auf dieser Konferenz berieten wir auch über die Rationierung unserer Vorräte. Wir wußten ja, daß von Deutschland her, von wo wir die meisten Bedarfsartikel bezogen, in absehbarer Zeit nichts erhalten werden konnte. Wir wußten auch nicht, wie unsere Verbindung mit Australien nach Kriegsausbruch sich gestalten würde, von woher wir allezeit das nötige Mehl und andere Lebensmittel bezogen. – Auch die Frage erwogen wir, ob wir unsern Schwarzen Mitteilung machen sollten vom Kriegsausbruch oder nicht. Wir beschlossen einstimmig, daß wir unsern Christengemeinden und damit dem ganzen Volk die Mitteilung machen wollten, damit die Eingebornen unsere Sparmaßnahmen verstehen könnten und auch mit uns Gott bitten um Durchhilfe bei der unvermeidlichen Notzeit.

Sehr bald wurden wir gewahr, daß wir wohl daran getan hatten, unsern Pflegebefohlenen von dem ausgebrochenen Kriege zu sagen. Es geschah, was wir vermutet hatten. Auch in unserer abgelegenen Gegend hätten ja doch die Leute bald alles erfahren.

Nicht lange nach dieser Konferenz machte ich mit Wilhelm und Dora einen Besuch in Sialum bei Wacke und Saueracker. Während der Zeit, da wir uns dort aufhielten, kamen Scharen von eingebornen Arbeitern von Madang herunter der Küste entlang und erzählten allenthalben, daß die Engländer in Madang angekommen wären als Feinde der Deutschen. Auch Briefe brachten sie mit von den Rheinischen Missionaren, die natürlich die Zensur nicht passiert hatten. Darin wurde uns alles Genauere mitgeteilt. – Auch in Finschhafen selber erfuhren wir bald von Rabaul her die authentischen Nachrichten über den Ausbruch des Krieges. Einmal kamen drei Kriegsschiffe in Kiellinie von Osten bis nahe an den Finschhafen, dann bogen sie im scharfen Winkel ab und fuhren nach Norden. Auch Finschhafen selber erhielt bald einen Besuch aus Rabaul. |

136|137

Während meines Aufenthalts in Sialum bekam ich ernstliche Herzanfälle. Sie waren vielleicht ausgelöst durch einen Besuch auf einer Gehilfenstation in den Bergen, da ich zu Fuß hinaufging. Mein Zustand war für längere Zeit bedenklich. Saueracker, der gute Läufer, ging zu Fuß an einem Tag nach Finschhafen und kam am nächsten schon wieder zurück mit meiner lieben Frau, die den guten kleinen Sultan als Reiterpferd hatte. Lange Zeit hatte ich Angst vor jeder kleinen Anhöhe, und die Herzanfälle wiederholten sich sehr häufig. Nach einigen Tagen kam Sam Jericho mit der Bavaria in den kleinen Hafen von Sialum, um von da nach Ruk hinüberzufahren. Ich fuhr

mit Familie hinüber. Wilhelm besuchte die Station, und ich blieb auf der Bavaria. Von da ging es zurück nach Finschhafen und zu Pferd nach Heldsbach. Ich nahm dann Erholungsaufenthalt auf Sattelberg und später Wareo, wohin meine Frau mich begleitete.

Inspektor Steck hatte nun in den Monaten seine Visitationsreise beendet und redete mit den Brüdern: Da er nun doch nicht alsbald nachhause zurückkehren könnte, würde er die Leitung auf dem Feld übernehmen. Pilhofer sollte mir das schreiben und meine Zustimmung einholen. Ich gab den Bescheid, ich wäre einverstanden, aber die *conditio sine qua non* müßte sein, daß Inspektor Steck den Neutralitätseid leisten müßte, wenn gefordert, sonst würde er sich und die Mission in schlimmste Verlegenheit bringen. (Ich hatte nämlich gehört, daß Inspektor Steck solchen Eid verweigern würde.) Und nun kam eines Tages der Administrator der Militärverwaltung Pethebridge¹⁴⁶ auf dem Regierungsschiff nach Finschhafen. Inspektor Steck ging hinein, um sich als Leiter der Luther[ischen] Mission vorzustellen. Er hatte auch mitgeteilt, daß er nur zur Visitation auf das Feld gekommen wäre und nun doch nicht so bald würde nachhause kommen können. Da wurde ihm ganz wohlwollend gesagt: Er könnte über Amerika nach Deutschland zurück, müßte aber den Neutralitätseid leisten. Er sagte, das könne er nicht. Die Herren benahmen sich vornehm und sagten weiter nichts darauf. Auch der Br. Schmutterer¹⁴⁷ war gerade anwesend und wurde aufgefordert, den Neutralitätseid zu leisten. Der sagte auf deutsch: „Die können mir den Buckel hinaufsteigen!“ – „Was hat der Mann gesagt?“ sagten die Herren vom Seestern. Der gute Br. Sam Jericho übersetzte den Ausspruch frei und jedenfalls sehr vernünftig: Er wolle Bedenkzeit haben. – Der Administrator machte dann an unsere Leute noch die wohlwollende Mitteilung, es seien für unsere Mission Güter von Australien über British New Guinea nach der Regierungsstation Morobe gekommen. Unsere Bavaria könne unter Flagge vom Roten Kreuz segelnd die Güter abholen und über die Stationen verteilen.

Hier muß ich nachholen, daß ich bald nach unserer Spezialkonferenz im August Post nach Australien abfertigte, und da ich keinen legitimen Postweg kannte, so schickte ich diese Post an Br. Mailänder in Zaka, der solle dieselbe an seinen englischen Amtsnachbar[n] schicken durch eingeborne Boten, nämlich an den englischen

146 Der australische Brigadegeneral Samuel Augustus Pethebridge (1862–1918) war als Nachfolger von William Holmes von 1915 bis 1917 Administrator der Militärverwaltung von Neuguinea. Dort zog er sich eine schwere Malariaerkrankung zu, an deren Folgen er nach wenigen Monaten starb.

147 Flierl meint Gottfried Schmutterer (1884–1975) oder seinen Bruder Johann Schmutterer (1880–1975). Gottfried Schmutterer, ursprünglich ein gelernter Schuhmacher, war von 1909 bis 1935 Missionar auf der von ihm gegründeten Station Lae. Zurück in Deutschland arbeitete er als Pfarrer. Der Laienhelfer Johann Schmutterer war von 1911 bis 1931 als Ökonom im Betrieb der missionseigenen Sägemühle tätig. Nach seiner Rückkehr arbeitete er im Garten des Missionsseminars in Neuendettelsau.

Missionar der Anglikaner Cobeland King¹⁴⁸, mit dem Mailänder gut bekannt war und ich nachher auch bekannt wurde. Mein eigentlicher Brief an Pastor Theile¹⁴⁹ wurde zwar durch die Zensur unterschlagen. Ich hatte aber zum Glück auch an Cobeland King geschrieben, so daß er genau im Bilde war, und er schrieb seinerseits auch an Pastor Theile in der gleichen Sache. Ich hatte den Pastor Theile kennen gelernt in Brisbane, als wir 1911 wieder aufs Feld reisten, und hatte so den Eindruck gewonnen, daß er der rechte Mann sein würde, unser Prokurator in der Not zu werden. Ich schrieb ihm auch, daß wohl auch die Glaubensgenossen in Amerika uns in der Kriegsnot Hilfe leisten | würden.

137|138

Als ich unserm Rechnungsführer Ruppert damals sagte, was ich an Pastor Theile und auch für Amerika geschrieben, da meinte er, dazu hätten wir kein Recht, über unsere Leitung hinweg uns nach Australien und Amerika um Hilfe zu wenden. Ich sagte aber, das sei unser gutes Kriegsrecht in der Not. Auch das hatte ich schon damals gesagt, als unsere Bavaria mit einer Roten-Kreuz-Fahne fahren sollte. Das wollte man auch nicht gelten lassen, und nun wurde es von der Militärbehörde selber uns nahe gelegt. Diese Post über Cobeland King hatte also gute Frucht getragen. So kam die Hilfe ganz unerwartet. Die anglikanische Mission selber hatte zu den Gütern von Australien für uns noch Einiges zugelegt, was wir würden brauchen können.

Von Amerika erfuhr ich damals, daß man drüben schon den Plan gefaßt habe, von Franzisko¹⁵⁰ aus auf einem kleinen Fahrzeug uns Güter zuzusenden. Sie waren dann natürlich froh, als sie erfuhren, daß Pastor Theile uns alles Wünschenswerte schicken könne, wenn er nur Geld habe, und so schickten sie ihm Gelder.

Bald erfuhr ich von Wareo, daß mein Stellvertreter, Inspektor Steck, in Haft genommen sei. Ebenso erfuhr ich, daß Raum von Malalo abgeführt worden sei, weil er mit deutschen Polizeimeistern Mühle gespielt hatte, die bei Malalo sich aufhielten, wo sie vorher etwas zu arbeiten hatten, und nun aber als deutsche Flüchtlinge galten. Und auch Wilhelm hatte daran glauben müssen. Er hatte die beiden Stationen

148 Der Missionar Copland King (1863–1918) war 1891 zusammen mit dem Pionier der Anglikaner, Albert Maclaren, nach Neuguinea gekommen. Schwer an Malaria erkrankt, mußte er noch im selben Jahr nach Australien zurückkehren, reiste aber 1892 erneut ein und war in Dogura, Mamba und Ambasi tätig.

149 Der in Australien geborene Otto Theile (1880–1945) hatte von 1897 bis 1901 seine Ausbildung in Neuendettelsau absolviert. Er wurde von Johann Christian Auricht in Point Pass ordiniert, war anschließend Pfarrer in Queensland und wurde 1922 hauptamtlicher Missionsdirektor in Brisbane. Viermal reiste Theile persönlich zur Visitation nach Neuguinea. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er ein halbes Jahr lang in Australien interniert.

150 Wahrscheinlich ist hier San Francisco gemeint.

Zaka und Ongga eingehütet, da Mailänder und Stürzenhofecker¹⁵¹ im Zentrum sich befanden, als Morobe okkupiert wurde. Wilhelm hatte bei Captain Nelson ohne weiteres den Eid geleistet und sich durchaus nichts zuschulden kommen lassen. Dafür konnte er doch nichts, daß Klink¹⁵², der Stationsvorsteher, und der Vermessungsbeamte Detzner¹⁵³ die Flucht ergriffen, als sie das Kriegsschiff sahen, und bei finsterner nachtschlafender Zeit auf Ongga Wilhelm sich vorstellten und auch eine Kiste da niedergelegt hatten, die bald weggeholt wurde.¹⁵⁴ Offenbar verstimmte es die Herren, daß der leitende Mann, Inspektor Steck, den Eid glatt verweigerte, und so mußte wohl Wilhelm der Sündenbock sein für unsere Mission. Vielleicht wäre er auch freigegeben worden, wenn Detzner gleich Klink sich gestellt hätte. So blieb eben die Mission unter dem Verdacht, daß sie einen Feind S[einer] Britischen Majestät verberge und unterstütze.

Sowie ich auf Wareo erfahren hatte, daß Inspektor Steck nicht mehr die Mission leiten könnte, schrieb ich sofort ein Schreiben an alle Stationen, daß wir alle den Neutralitätseid leisten müßten, wenn er verlangte würde, und daß wir auch deutsche Flüchtlinge nicht unterstützen dürften. Denselben geschehe ja weiter nichts Schlimmes, als daß sie eben ins Lager kämen, während wir die ganze Mission gefährden, wenn wir uns der Gewalt nicht fügen. Es gab noch mancherlei Bedenken zu zerstreuen: Ein militärpflichtiger Bruder meinte, er müsse sich doch beim Heer stellen, somit könne er nicht Neutralitätseid leisten. Ich sagte ihm: Wie willst du dich denn stellen? Du hast nur die Wahl, in Gefangenschaft zu gehen oder hier unter Eid weiterzuarbeiten, und wir hoffen doch auf den Sieg des Vaterlandes, so daß es gut sein würde, wenn unser Werk hier ungestört bleiben würde. Ein anderer Bruder meinte gar, es sei Vaterlandsverrat, den Engländern [einen] Neutralitätseid zu leisten. Er hat sich dann doch der höheren Gewalt gefügt und den Eid geleistet.

Mein Befinden hatte sich gebessert. Wir kehren von Wareo nach Heldsbach zurück, wo am selben Abend Captain Nelson vom Sattelberg kommend sich einstellte, und ich leistete den geforderten | Neutralitätseid, in welchem nichts weiter verlangt wurde,

138|139

151 Der aus dem mittelfränkischen Rappenau bei Uffenheim stammende gelernte Bäcker Georg Stürzenhofecker (1874–1952) war von 1904 bis 1939 in Neuguinea tätig. Als Missionar baute er drei Stationen auf, darunter die große Pflanzung Malahang.

152 Der Architekt und Goldsucher Hans Klink war seit 1910 Stationsvorsteher in Morobe. Nach seiner Flucht am 11. Januar 1915 stellte er sich am 15. März den Australiern und wurde interniert.

153 Der Leiter der deutschen Grenzvermessungsexpedition, Hauptmann Hermann Detzner (1882–1970), konnte sich nach seiner Flucht ins Hinterland bis zum Waffenstillstand in Europa dem Zugriff der Australier entziehen. Am 22. Dezember 1918 ergab er sich und wurde als Kriegsgefangener interniert. Detzner hatte später eine leitende Position im Reichskolonialamt inne. Das von ihm 1920 publizierte Buch über seine Kriegserlebnisse bespricht Flierl in II 260f.

154 Siehe dazu im einzelnen II 221–225.

als daß man im gegenwärtigen Krieg keine Waffe erheben würde gegen Seine Britische Majestät, was ja für einen Missionar durchaus selbstverständlich ist.

Captain Nelson hatte gleich nach Ankunft seinen schweren Revolver abgenommen und auf unser selbstgemachtes Sopha gelegt. Aus Versehen setzte sich meine liebe Frau darauf, doch er ging nicht los. Nelson, ein Anglikaner, war so nobel, ein Goldstück als Missionsgabe für unsere Mission zu geben.

Als das Gong für unser Abendbrot laut ertönte, fragte Captain Nelson anscheinend erschrocken: „Was ist das?“ Ich sagte, das sei nur das Zeichen zum Abendessen, und er sei dazu eingeladen. Er nahm die Einladung an. Nach dem Abendbrot wollte er in stockfinsterner Nacht noch nach Finschhafen marschieren. Unsere Einladung zum Übernachten nahm er nicht an. Da der Weg nach Finschhafen nachts für einen Fremden schwer zu finden war, so gab ich ihm einen schwarzen Führer mit Laterne mit.

Hier sei eine Reminiszenz von meiner Amerika-Reise eingefügt: Während meines Aufenthalts in Buffalo sagte Vetter Christian zu mir: „Heute Abend spricht Roosevelt, den mußt Du auch hören.“ So fuhr er mit mir nach einem großen Saal der Stadt, der schon dicht gefüllt war. Christian wollte mit mir auf die Plattform gehen, um den Redner aus nächster Nähe zu sehen und zu hören, aber da war nicht mehr Platz für uns beide. Doch konnten wir dem Standort des Redners ziemlich nahe Sitze bekommen. Der alte Roosevelt, Onkel des heutigen amerikanischen Präsidenten, war ein unersetzter Mann und sprach mit kräftiger Stimme. – Nur einen einzigen Satz habe ich aus seiner damaligen Rede mir gemerkt, und der lautete: „*We fight for you, you stand to us!*“

Das Wort paßte für uns und unsere amerikanischen Freunde während des Weltkrieges. Wir Missionare arbeiten auch für unsere Glaubensgenossen an den fernen Heiden, und ihnen lag es ob, uns dabei zu unterstützen und zu erhalten. –

Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges hielt ich mich mit Frau einige Wochen in Immanuel auf, wo unser in Tübingen gut ausgebildeter Heilgehilfe, der Bruder Stößel, mir eine Balggeschwulst am Rücken wegoperieren sollte. Kurz vorher war der Professor Külz einige Zeit dort, der zur Sache Rat gab und dabei bemerkte: Die Hauptsache sei, daß der Patient keine Schmerzen bei der Operation habe, was durch Einspritzen von Cocain bewirkt werden könnte.

Stößel befolgte dann diesen Rat – sei es nun, daß er dabei eine zu große Dosis brauchte, oder daß damals dies schmerzstillende Mittel noch zu wenig verfeinert war – die Wirkung war eine furchtbare. Stößel wurde besorgt und machte Einschnitte an der Stelle der Einspritzungen, um durch Blutfluß Cocain wegzubringen. Die Heilung erfolgte langsam und ließ viele Narben zurück, so daß der hiesige Chef-Arzt, als er vor einiger Zeit meinen Rücken sah, bemerkte, da hätten mich wohl die Menschenfresser auf Neu Guinea untergehabt.

Bei der großen Aufregung im Cocain-Rausch rief ich beim Anblick des Bergkranzes um Immanuel einmal über das andere mit starker Stimme aus: „*Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr ist um sein Volk her!*“¹⁵⁵ – Ja, der Herr war mit und um uns während des Weltkrieges. |

155 Ps 125,2.

5

**UNTER DER AUSTRALISCHEN
MILITÄRVERWALTUNG
(1914–1920)**

EINNAHME VON RABAU

Der Regierungsdampfer, welcher uns anfangs August 1914 die Nachricht vom Ausbruch des Weltkrieges brachte, fuhr von Finschhafen hinab nach Morobe, um den Kaiserlichen Gouverneur Dr. Haber¹ zu holen, der gerade das Hinterland von Morobe besucht hatte.²

Er wurde schnell vom Inlande herausgeholt und hatte es sehr eilig, nach Rabaul zurückzukommen. „Abfahren, abfahren!“ rief er. – Bald nachdem er in Rabaul angekommen war, erschien ein australisches Geschwader, um die deutsche Kolonie in Besitz zu nehmen.³ Sogar ein Unterseeboot war mitgekommen. Dem erging es aber übel in den Tropen, ohne daß ein Gegner vorhanden war. Wohl infolge eines Konstruktionsfehlers sank es, und die ganze Besatzung kam ums Leben.

Von dem Geschwader ging eine Abteilung von Streitkräften an Land, um auf der Gazelle-Halbinsel den Funkturm der Deutschen zu zerstören, und fanden unerwartet Widerstand, als sie auf der Hochebene sich dem Funkturm näherten. Aus dem Gebüsch heraus wurde das Feuer gegen die Australier eröffnet.

Deutsches Militär gab es ja in der Kolonie nicht, nur Schutztruppen von Eingebornen und viele Beamte in und um Rabaul, welche daheim der Armee angehört hatten. So sammelte denn der Kaiserliche Gouverneur Dr. Haber eine kleine Streitmacht aus Schwarzen und Weißen⁴ und wehrte sich gegen die australische Invasion. Eine Anzahl australischer Soldaten wurde getötet und verwundet. – Ich habe später in Rabaul verschiedene Gräber australischer Soldaten gesehen mit der Inschrift auf den Grabkreuzen: „Killed in action“, d. h. getötet in der Schlacht.

Der australische Befehlshaber hatte ja keine Ahnung, wie viel deutsche Streitkräfte etwa im Busch der Insel heimlich liegen möchten, und um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, führte er eine Unterhandlung herbei mit dem deutschen Gouverneur. Dr. Haber erschien am Verhandlungstisch und stellte seine Bedingungen für Übergabe der Kolonie an die Australier. Als der australische Befehlshaber diese nicht annehmen wollte, faltete Dr. Haber seine Mappe zusammen, nahm sie unter den Arm und

1 Eduard Haber (1866–1947) hatte seit dem 8. März 1914 den schwerkranken Gouverneur Albert Hahl vertreten. Nach der Kapitulation durfte er nach Deutschland ausreisen, wo er weiterhin geschäftsführender Gouverneur blieb.

2 Siehe zu den hier und im folgenden geschilderten Vorgängen und ihren Hintergründen Hermann Joseph Hiery: *The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I*, Honolulu 1995, vor allem S. 1–115, Anm. auf S. 268–305, sowie ders.: *Der Erste Weltkrieg und das Ende des deutschen Einflusses in der Südsee*, in: *Südsee-Handbuch*, S. 805–854.

3 Das australische Expeditionskorps landete am 11. September 1914.

4 Es handelte sich um 240 Melanesen und 50 Europäer.

schickte sich zum Gehen an mit der Bemerkung: „Well, then we fight again!“ Das machte auf den australischen Befehlshaber Eindruck und stimmte ihn nachgiebig. Er ersuchte seinen Widerpart, sich wiederum zu setzen, sie wollten sich die Bedingungen näher besehen. So kamen sie denn wirklich überein auf Grund der Bedingungen von Dr. Haber, die anscheinend alle angenommen wurden. Die wichtigsten derselben sind mir noch im Gedächtnis aus der Proklamation, die uns allerdings sehr verspätet war zugesandt worden und nur in einem Exemplar.

140|141

Dr. Haber war offenbar sehr geschickt bei der Unterhandlung und erlangte sehr gute Bedingungen. Die Übergabe war nicht bedingungslos, sondern nur vorläufig. Am Ausgang des Krieges hätten die Deutsche und Britische Regierung sich zu verständigen über das definitive Schicksal der Kolonie. Dr. Haber und seine Regierungsbeamten sollten frei sein, über Amerika nach Deutschland zurückzukehren. Deutsche Pflanzungsbesitzer, Missionare usw. sollten ungehindert ihrem | friedlichen Geschäfte nachgehen können, und zwar unter den bisher geltenden deutschen Gesetzen. Eine Änderung darin sollte nur nach Kriegsschluß durch die europäischen Regierungen bewirkt werden können. Deutsche Beamte auf entlegenen Stationen sollten rechtmäßig ihr Amt weiterführen können, bis sie ordnungsgemäß durch die neue Verwaltung abgelöst werden könnten usw. – Man hörte, daß die Australier sich nachher ärgerten, die Bedingungen von Dr. Haber angenommen zu haben, als sie sahen, daß er gar keine Machtmittel hinter sich hatte. Aber der Vertrag war geschlossen, die Proklamation ausgefertigt. Man wollte sie doch nicht gleich brechen, aber man ließ sich Zeit mit der Aussendung der Proklamation. Ich erhielt sie sehr spät und nur ein einziges Exemplar, das ich dann auf Logaweng vervielfältigen ließ und an alle unsere Stationen verschickte.

Nach Einnahme von Rabaul fuhr das australische Geschwader an Finschhafen vorbei nach Madang und nahm droben am Hauptlande von den Regierungsstationen Besitz, worauf schon im September die Haufen entlaufener Arbeiter Sialum passierten und uns die Rheinischen Missionare, besonders Hanke⁵, briefliche Nachrichten zukommen ließ.

Erst im Neuen Jahr 1915 fuhr ein Zerstörer nach Morobe, die dortige Station zu übernehmen. Der Zerstörer war auch in Finschhafen eingekehrt. Unsere Brüder drin zogen ziemlich gedankenlos die deutsche Fahne auf, und der Kommandant ging darunter hinweg, ohne sich weiter darum zu kümmern.

Erst später kam dann das Regierungsschiff nach Finschhafen mit dem Administrator, dem Inspektor Steck sich vorstellte und den Eid verweigerte. Das war schon im März, wenn ich nicht irre.⁶

5 Der Schlesier August Hanke (1867–1918) war von 1895 bis zu seinem Tod als Missionar in Neuguinea.

6 Der Tag, an dem Karl Steck den Neutralitätseid hätte leisten sollen, war der 28. Februar 1915.

FLUCHT DES STATIONSVORSTEHERS VON MOROBE

Der damalige Stationsvorsteher von Morobe war ein Herr Klink. Er war kein Jurist wie die meisten anderen Bezirksamtsmänner und auch sonst wohl nicht besonders hoch studiert. Er war auch keine besondere sittliche Persönlichkeit, wenn auch kein Gegner der Mission.

Er hatte ein schwarzes Weib aus dem Archipel und von ihr eine ganze Anzahl Kinder.⁷ Seine älteste schickte er mit Freunden nach Deutschland für bessere Schulung, die nächst-Älteste übergab er unserer Mission. Sie wurde von Missionar Böttger getauft und erhielt den Namen Adele. Die Geschwister Ruppert wurden ihre Pflegeeltern, und sie erhielt in unserer Mission deutsche Volksschulbildung, heiratete nachher einen halbweißen Anglikaner aus dem Archipel, der ein kleines Fahrzeug führte.

Ein Polizeimeister Krause⁸ unter Klink hatte auch ein schwarzes Weib vom Archipel. Er ging vorm Weltkrieg heim, schickte sein Weib zu ihrem Stamm und ließ sein kleines Knäblein bei der Mission in Finschhafen, auch als Pflegekind der Geschwister Ruppert. Dieser kleine Robert Krause wurde ebenfalls in unserer Mission getauft und geschult. Groß geworden, arbeitete er einige Zeit bei der Mission und suchte dann das Freie. Adele wie Robert schrieben bis zum gegenwärtigen Krieg noch ab und zu an ihre Pflegemutter Ruppert. –

Unser Urteil aus solcher Erfahrung ist, daß man solche halbweißen Kinder bei ihrer Mutter und dem Stamm lassen sollte. Im Archipel, wo seit langem europäische Händler lebten, sind Mischlinge ziemlich zahlreich, und Katholiken wie auch Methodisten haben Erziehungsanstalten für solche. |

141|142

Der Stationsvorsteher Klink an der Regierungs-Station auf dem hohen Morobe-Berge zwischen dem Hafen und offenen Meer hatte einen Gast bekommen. Der Hauptmann Detzner, der im tiefen Inland bei Vermessung der Grenze zwischen dem Deutschen und Britischen Gebiet sich befand, als der Krieg ausbrach, wurde von den englischen Nachbarn angefallen und erfuhr, daß zwischen dem Britischen Weltreich und unserm Vaterland Krieg ausgebrochen sei. So zog er sich mit seinen eingebornen Hilfsarbeitern schleunigst zur Küste zurück und leistete Klink Gesellschaft, und sie warteten beide der Dinge, die da kommen sollten.

7 Über Ambo Klink sind keine näheren Informationen bekannt. Photographien von ihr mit einem bzw. zwei der gemeinsamen Kinder bietet Hermann Joseph Hiery im *Südsee-Handbuch*, Abb. 78, sowie in: *Bilder aus der deutschen Südsee. Fotografien 1884–1914*. Mit einem Beitrag von Antje Kelm, Paderborn/München/Wien/Zürich 2005, Abb. 349.

8 August Krause war Polizeimeister in Friedrich-Wilhelmshafen und Morobe. Nach seiner Ausweisung 1914 kehrte er nach Deutschland zurück.

Zu der Zeit hatten wir in Heldsbach unsere jährliche Hauptkonferenz, auf der Inspektor Steck General-Abrechnung über seine Inspektions-Reise über alle unsere Missionsstationen erstattete. Den Schluß hatte er zu Gabmazung im großen Tal gemacht, wo er noch eine Schreckens-Szene erleben sollte. Mit Panzer und ein paar Stationsknaben besuchte er noch den Ort Waing, am Fuß des Finisterre-Gebirges, wo kurz zuvor Laewomba-Dorf Männer einige Leute erschlagen hatten. Der Besuch wurde freundlich aufgenommen und bewirtet – beim Weggang wurden die beiden begleitenden Knaben der Weißen zu den Füßen derselben niedergeschlagen, und die Weißen konnten ihre Reisekofferchen selbst heimtragen.

Die beiden älteren Missionare von Ongga und Zaka, Mailänder und Stürzenhofecker, wohnten der Konferenz in Heldsbach bei. Wilhelm hatte drunten die beiden Stationen einzuhüten.

Ich hatte, von Sialum über Ruk heimgekehrt, einige Wochen auf Sattelberg mich erholt und nahm an der Konferenz in Heldsbach Teil, aber nur passiv, überließ dem Bruder Bamler die Leitung, da mein Herz noch schwach [war].

Zur Zeit dieser Konferenz fuhr nun ein australischer Zerstörer über Finschhafen nach Morobe. Als Klink und Detzner diesen aus dem Norden herandampfen sahen, ergriffen sie eiligst die Flucht mit einigen schwarzen Begleitern. Sie gingen über den Steg, welcher über den schmalen natürlichen Kanal führte, der den hinteren Morobe-Hafen mit der großen, fischreichen Lagune verbindet, und verbargen sich im dichten Busch des Inlandes.

Wilhelm befand sich an dem Tage gerade auf der Station Ongga, der Bergstation des Bruders Stürzenhofecker an der Festlandseite des Hafens Morobe. Er ging sofort hinab und fuhr über den Hafen an dem Zerstörer vorbei, wo er angehalten wurde und aufgefordert, den Neutralitäts-Eid zu leisten, was er auch am gleichen Tage noch tat. Er sah aber auch nach dem Lager der Mission am Strand von Morobe, wo die Tomies eben anfangen auszuräumen. Er protestierte und erklärte, Lager und Inhalt, im Wert von über 4 000 R[eichs]m[ark], sei Missionseigentum und gehöre nicht der Regierung. Die Plünderer standen zunächst ab von ihrem Tun. Sie haben aber später doch alles aus dem *store* weggenommen.

Auf dem Zerstörer war der schon genannte Captain Nelson mitgekommen, vor dem Wilhelm auch den Eid leistete. Er hatte auch Polizeimeister und Soldaten mitgebracht und okkupierte die Regierungsstation. Die Tomies machten bald die ganze Gegend unsicher. –

Wilhelm kehrte vor Abend auf die Station Ongga zurück. Bei nachtschlafender Zeit erschienen bei ihm die Herren Klink und Detzner, um zu erfahren, was los sei. Sie gingen ihn an, [ihnen] das Boot der Mission unten am Strand von Morobe, d. h. der Station Ongga, zu überlassen, um auf demselben nach Norden zu flüchten. Wilhelm erklärte: Übergeben könnte er ihnen das Boot nicht, könne [sie] natürlich auch nicht

hindern; | die beiden Herren nahmen das Missionsboot und fuhren damit noch in der gleichen Nacht nach Norden bis zur Pflanzung des Herrn Andexer-Merseburger⁹, wo sie etliche Tage es sich wohl sein ließen. –

Wilhelm marschierte zwischen den beiden Missionsstationen Ongga und Zaka hin und her, schlief auf jeder immer je eine Nacht und ermunterte die Gehilfen und Stationsjungen, allzeit wohl einzuhüten. Er konnte es nicht verhindern und auch nicht die braven eingebornen Aufseher, daß eines Tages Soldaten in Mailänders Haus eindringen und aus der Kommode im Schlafzimmer Geld entwendeten. Ebenso wurde der Missions-*store* im Gestade des Hafens Morobe völlig ausgeleert. Das alles dauerte einige Zeit, da sich Mailänder und Stürzenhofecker nach der Konferenz auf Heldsbach noch einige Zeit auf Sattelberg erholten.

Während sich es Klink und sein Kamerad bei Andexer in Singgau eine Zeit lang wohl sein ließ, befanden sich zwei seiner Polizeimeister¹⁰ in der Gegend von Malalo, die mit den Dorfleuten Wege machten für die deutsche Regierung. Klink hatte ihnen offenbar keinerlei Weisung gegeben bei seiner Flucht und die beiden, als sie hörten, daß die Australier Morobe eingenommen hätten, schlugen ihre Zeit tot durch längeren Besuch auf Malalo [bei Missionar Raum], dessen Frau auf Wareo sich zur Erholung befand.

Nelson hatte durch die Eingebornen von den zwei deutschen Regierungsangestellten bei Malalo erfahren und sandte eine Abteilung seiner Leute dorthin, dieselben zu arretieren.

Die zwei Polizeimeister spielten nach dem Abendbrot gerade mit Br. Raum Mühle, als die Engländer im Dunkeln plötzlich die Station überfielen. Die beiden suchten zu entfliehen, als aber das Kommando ertönte: „Shoot them!“, ergaben sie sich und wurden abtransportiert. Für Br. Raum hieß es: Mitgefangen – mitgehangen! Er mußte auch nach Morobe als Gefangener. Von ihm wurde kein Neutralitäts-Eid mehr verlangt. Er hätte ja die Feinde Seiner Britischen Majestät aufgenommen und beherbergt.

Er erhielt zunächst Stationsarrest – nicht auf der Regierungsstation, sondern auf der Missions-Station Ongga, wo inzwischen der Stationarius Stürzenhofecker mit Familie zurück gekommen war vom Zentrum unseres Gebietes her und ungehindert seine Station beziehen konnte, nachdem er natürlich bei Captain Nelson den geforderten Eid geleistet.

Damit Raum nicht allein war als Gefangener, wurde ihm bald auch Wilhelm zugesellt, obwohl er den Eid geleistet hatte und sich nichts weiter hatte zu Schulden kommen lassen. Nelson mochte durch Eingeborne erfahren haben, daß die Flüchtlinge in der ersten Nacht noch kurz bei ihm gewesen und dann mit dem Boot der

9 Die Pflanzung Singgau wurde seit 1913 von Hans Andexer und Fritz Merseburger bewirtschaftet.

10 Es handelte sich um Oswald Banik und Otto Konrad.

Mission am Zerstörer vorbei nach Norden weggefahren waren, auch daß Klink eine Kiste auf Ongga hinterlegt hatte, die Nelson bald abholen ließ.

Als wir das alles droben um Finschhafen erfahren hatten (von Wilhelm kam ein erster betrübter Brief aus der Gefangenschaft – durch Censur natürlich des Captain Nelson), da machte sich Inspektor Steck auf nach Morobe. Er wollte für die Gefangenen unserer Mission eintreten. Die erste Frage an ihn war, ob er den Eid leiste? Auf die verneinende Antwort hatte er sofort den beiden Gefangenen als Dritter Gesellschaft zu leisten.

Als ich erfuhr, daß auch mein Vertreter Steck in Haft genommen sei, ergriff ich selber die Zügel der Leitung und ließ ein Rundschreiben an alle Stationen ausgehen, daß wir die Flüchtlinge nicht beherbergen dürften usw.¹¹

143|144

Klink und Detzner waren von Singgaua weiter gefahren nach der Langemack-Bucht und den Bubui-Fluß hinauf, wo der Br. | Stößel sie empfing und nach dem Sattelberg geleitete. Unterwegs erhielten sie Nachricht von meinem Rundschreiben, daß unsere Mission die Flüchtlinge nicht herbergen und erhalten dürfe ohne Gefahr der Vernichtung. Es sei doch besser, die beiden Herren nehmen die Gefangenschaft auf sich und gefährden nicht die ganze Mission mit so vielen Frauen und Kindern.

Klink zog die richtige Folgerung, und da gerade ein kleines Anwerbefahrzeug zur Hand war, marschierte er zur Küste, um sich den neuen Landesherrn zu stellen. Auf Mosam traf er den Bruder Schmutterer und stellte sich vor als ein gewisser Meyer. Dieser sagte ihm: „Jawohl, Herr Klink“, es ist besser, er stelle sich, als die Mission zu gefährden. Er war auch schlecht ausgerüstet bei der eiligen Flucht, und Br. Schnabel auf Mosam gab ihm gutes Unterzeug.

Der andere Herr zog es vor, sich ins nahe Hinterland vom Sattelberg zurück zu ziehen und von der Mission heimlich versorgen zu lassen.¹²

Und nun machte Captain Nelson seine große Rundreise über Sattelberg, Heldsbach usw. Die Brüder Stößel, Keyßer und Andere zeichneten den Eid und auch ich, als ich damals von Wareo nach Heldsbach zurückkam, wie schon in einem früheren

11 Anders die Darstellung des Missionars Christian Keyßer, derzufolge Flierl seine Mitarbeiter zunächst ermuntert hatte, den flüchtigen Detzner zu unterstützen, und sich dann durch die Festnahme von Hans Raum, Wilhelm Flierl und Karl Steck am 26. bzw. 28. Februar 1915 einschüchtern ließ. Keyßer versorgte Detzner entgegen Flierls Anweisung während der Kriegsjahre mit allem Lebensnotwendigen (Christian Keyßer: Eine Papuagemeinde, Neuendertelsau 1950, S. 251, zu Detzner S. 249–252). 1920 wurde Keyßer daher durch die australische Regierung aus Neuguinea ausgewiesen, so daß er mit seiner Familie nach Deutschland zurückkehren mußte und nie wieder als Missionar arbeiten konnte. Siehe auch Jürgen Stadler: Die Missionspraxis Christian Keyßers in Neuguinea 1899–1920. Erste Schritte auf dem Weg zu einer einheimischen Kirche (edition afem, mission academics 21), Nürnberg 2004, S. 445–449, mit weiteren Literaturangaben.

12 Siehe dazu die vorige Anmerkung.

Abschnitt berichtet. Nelson wollte damals Detzner einfangen. „I chased him over hundred miles!“ sagte er darüber einmal zu Sam Jericho.

Daß unsere 3 Gefangenen damals mehrere Monate in bloßem Stations-Arrest auf Ongga gehalten wurden, läßt vermuten, daß sie wohl frei gegeben worden wären, wenn Detzner so vernünftig und für die Mission rücksichtsvoll gehandelt hätte wie Klink. Dieser schrieb vom Lager aus immer wieder an Br. Mailänder, daß dieser auf seine »Familie« acht haben möchte.

UNSER BESUCH BEI UNSEREN GEFANGENEN AUF ONGGA UND IHR ABTRANSPORT NACH AUSTRALIEN

Auf jeden Fall wollte ich mit der lieben Mutter nochmal unsern lieben Ältesten sehen, der ja erst kürzlich auf das Feld zurück gekehrt war und neben dem Bruder Mailänder seine Arbeit finden sollte.

In Neu Guinea aufgewachsen, war ihm die Sprache der Eingebornen gleichsam eine zweite Muttersprache geworden, besonders das Kate. Er war im Lande 16 Jahre alt geworden, hatte durch Frl. Heumann, unsere Hauslehrerin, nachmals Frau Missionar Keyßer, gute Volksschulbildung erhalten und eignete sich die Sprache der Eingebornen recht gut an im täglichen Umgang. Auf besondere Eigentümlichkeiten der Sprache, wie die stimmlose und stimmhafte Aussprache der Konsonanten und den Kehlverschluß bei den Vokalen, erlangte er leichter und richtiger als wir Missionare das rechte Verständnis.

Nachdem er seinen vierjährigen Kursus im Missionhause zu Neuendettelsau vollendet, hatten wir erst gedacht, er sollte in Tübingen am missionsärztlichen Institut etwas Heilkunde und Pflegedienst lernen, doch bei seiner sprachlichen Begabung war es ratsam, daß er noch in Hamburg an der dortigen Universität Sprachwissenschaft treiben sollte, auch neben Doktor Dempwolff, einem guten Kenner der Südseesprachen.

Nach seiner glücklichen Ankunft weilte dann Wilhelm | [eine] Zeit in Sialum bei den Brüdern Wacke und Saueracker, die in der Sialum-Ono-Sprache um den Crommwell ein sehr eigenartiges Papuanisches Idiom zu kultivieren hatten, wobei die Verwandtschaft mit dem Kate festzustellen war. Dann war Wilhelm einige Zeit bei Bruder Zahn, dem langjährigen Jabim-Gehilfenlehrer und Leiter der Missions-Druckerei. Da sollte über die Eigentümlichkeiten des einfacheren Jabim, das seine besonderen Mucken hatte, nachgedacht werden, z. B. den musikalischen Ton und Anderes.

144|145

Seine dauernde Aufgabe aber sollte Wilhelm an der Seite von Br. Mailänder haben, wo in der Zio- und Morobe-Sprache ganz besondere Nüsse zu knacken waren.

Kaum mit der Arbeit begonnen an diesem wichtigen Ort, sollte er nun durch Kriegsgefangenschaft seiner Aufgabe entrissen werden. – Ich wollte mein Bestes versuchen, ob er nicht doch wieder frei zu bekommen wäre. Der Captain Nelson hatte sich ja in Heldsbach so quasi als Kirchenmann und Missionsfreund gegeben. – Ich wollte versuchen, ob nicht mit ihm zu reden wäre und Wilhelm wieder frei kommen könnte. Und wenn alles nichts half, so wollten wir doch, Mutter und ich, ihn noch einmal sehen, ehe er unfreiwillig nach Australien abwandern müßte.

Sam Jericho fuhr mit [der] Bavaria wieder in den Golf und nach Morobe, zur Regierungsstation. Da machten wir unsern *mind* auf¹³ und fuhren mit. Von den Unterwegsstationen weiß ich bei jener Fahrt nichts mehr, wohl aber von unserem Besuch auf Ongga. Die gute Schwester Stürzenhofecker¹⁴ hatte das Haus voll. Neben ihrer zahlreichen Kinderschar waren die drei Gefangenen bei ihr interniert, und wir beide kamen nun dazu. Wenn ich nicht irre, hatten wir unsere Unterkunft in einem Nebengebäude und waren natürlich gut untergebracht, und an der Verpflegung fehlte es auch nicht. Da sorgte Vater Stürzenhofecker gut vor, und alle seine Häuser baute er groß, gut und geräumig, ob er auch selber nicht allzugroß von Person ist. Sein großes Haus an der Gästestation Pola, dann Ongga und später auf [der] Pflanzung Lae und auf der Missionsstation Laewomba – [sie] waren immer musterhaft.

Er unterhielt auch seine Gefangenen gut, die natürlich in ihrer Lage etwas gedrückt waren. Auch in schweren Tagen fehlte es ihm nicht an Humor. Doch sprach er die Hoffnung aus, es möchten nicht etwa noch mehr Missionsmitglieder sich gefangen nehmen lassen und bei ihm Umsiedlungslager beziehen. Es müßte alles seine Grenzen haben.

Eines Morgens habe Stürzenhofecker einen Kranz auf den Frühstückstisch gelegt. Es handele sich um einen Geburtstag. Bei näherer Nachforschung stellte sich heraus, daß es sich um den Geburtstag eines Kalbes handelte.

Inspektor Steck hatte das Bedürfnis, sein Haupt zu bescheeren. Er wollte weder den Hausvater noch seine Mitgefangenen bemühen und dachte: Selber ist der Mann. Die Schur fiel dann besonders am Hinterhaupt etwas sehr mangelhaft aus.

So gab es verschiedene Kurzweile in diesem Gefangenenlager.

Doch ich wollte ja dem Captain Nelson auf die Bude steigen und sehen, ob ich Wilhelm nicht würde loseisen können.

So ging ich denn eines Morgens hinab zum Strand von Ongga, wo nahebei die Bavaria lag. Mit Sam Jericho fuhr ich in einem Boot der Bavaria hinüber auf die Regierungsseite. Jericho hatte mit dem Captain droben in seiner Amtswohnung Geschäfte zu erledigen. Ich scheute noch etwas wegen Herzschwäche das Bergsteigen. Doch der Distrikt-Offizier war bereit, mit Jericho herunter zu kommen und mir eine Audienz zu bewilligen. In unserm geleerten *store* war Raum zu [einem] Verhandlungszimmer. | Nelson setzte sich auf den leeren Ladentisch und ließ nachlässig seine Beine baumeln. Ich sagte ihm alles, was in meinem Herzen war. Jericho war mein Assistent.

145|146

Auf Inspektor Steck nahm ich nicht Bezug. Sein Fall war klar. Er wollte den Eid nicht leisten. Wilhelm hatte den Eid geleistet und sich nichts zu Schulden kommen lassen. Ich setzte alle Hebel in Bewegung, ihn frei zu bekommen für seine Arbeit. Der

13 Wortspiel mit *to make up one's mind*: Da entschlossen wir uns.

14 Marie Stürzenhofecker, geborene Büttner, war seit 1907 als Missionarsfrau in Neuguinea tätig. Sie mußte 1927 schwerkrank nach Deutschland zurückkehren, wo sie 1928 starb.

erschwerende Umstand dabei war, wenn auch unausgesprochen, daß die Mission im Verdacht stand, den Hauptmann Detzner zu verbergen und zu unterstützen. Dafür müßten Geiseln festgehalten werden. So konnte ich nichts ausrichten und mußte unverrichteter Sache auf den Ongga-Berg zurück kehren.

Und nun kam der Tag unserer Abreise. Wilhelm und auch die anderen Gefangenen durften mit uns zum Landungsplatz von Ongga hinunter gehen. Wilhelm ging mit Mutter und mir. Er hatte sich in der Gefangenschaft Vollbart wachsen lassen. Inspektor Steck nahm mich in Anspruch. Unten am Landungsplatz sah ich dann Wilhelm zum letzten Mal. Es wurden zwölf Jahre, von 1915 bis 1927. Nun mußte geschieden sein. Wir traten ins Boot, stiegen auf die Bavaria und fuhren heim. Die Gefangenen gingen wieder hinauf in ihren Stations-Arrest auf Ongga.

Es war wohl im April, da wir unsere Gefangenen besuchten. Sie wurden noch längere Zeit in Ongga belassen, bis in den August. Die Frist war abgelaufen. Detzner hatte sich nicht gestellt, und die Geduld der Militärbehörde war zu Ende.

Mit irgend einem Regierungsschiff wurden die drei Gefangenen nach Rabaul gebracht. Dort hatten sie etliche Tage zu warten bis zur Abfahrt nach Australien. In Rabaul wurden sie unter einem niedrigen Schutzdach von Wellblech untergebracht. In dem heißen Rabaul war es unter dem niedrigen Blechdach furchtbar heiß. Sie rauf-ten sich im Hofe ihres primitiven Gefängnisses Gras aus und warfen solches auf das Dach, um die Hitze etwas zu mildern. Arbeitsjungen aus der Umgegend von Finschhafen, welche Wilhelm kannten, hatten Mitleid mit unsern Gefangenen und brachten ihnen Erfrischungen an Früchten.

Endlich kam der Tag der Abreise nach Sydney. Die Überfahrt geschah auf dem Dampfer Sumatra, den die neuen Landesherren weggenommen hatten. Es war ein größerer Dampfer, ob er dem Lloyd gehörte, der Neu-Guinea-Compagnie oder der deutschen Regierung, weiß ich nicht.¹⁵

Kabinen für Unterkunft hatten unsere Gefangenen nicht. Sie mußten auf einer Ladeluke liegen, wohl unter Sonnen-Segel. Und die Nächte wurden in der Nähe Australiens reichlich kalt. Von Rabaul aus hatten sie noch einen deutschen Schicksalsgenossen für die Reise in die Gefangenschaft. Er war so plötzlich zum Mitfahren kommandiert worden, daß er gar keine Bedarfsartikel mitnehmen konnte, nicht einmal Hosenträger oder Gürtel. Es war ein dicker Herr, und er rollte bei der Fahrt auf der Ladeluke hin und her und schimpfte nicht schlecht. Beim Marsch durch Sydney unter Bedeckung hatte dieser Herr die Hose zu halten, und sein Päckchen trugen für ihn Wilhelm und Raum. Nun ging es in den Liverpool Camp, nicht ferne von Sydney, zu jahrelanger Gefangenschaft. |

146|147

15 Der Dampfer Sumatra hatte dem Norddeutschen Lloyd gehört. Flierl kommt später ausführlicher auf dieses Schiff zu sprechen (II 239f.).

EINE HOCHZEIT ZU HELDSBACH MITTEN IM WELTKRIEG

Um 1906 begann Bruder Bamler auf meine Anregung hin auf der Hochebene Logaweng die Vorbereitungen zum Bau einer Jabim-Gehilfenschule, auch dafür, damit seine Frau wieder bei ihm möchte leben können.

Noch vor Ende des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts folgte Missionar Pilhofer dem von Bamler gegebenen Beispiel, indem er neben Bruder Schnabel auf dem kleinen Berg Simbang-Mosam eine Kate-Gehilfenschule gründete mit einem ersten Kursus von 12 Schülern, entsprechend meinen Anträgen und gemäß einem Referat über Notwendigkeit von ausgebildeten Gehilfen in unserer Mission.

Jedoch der Raum auf dem Mosam-Hügel war eng. Auf meine Einladung hin verlegte Pilhofer für den zweiten größeren Kursus seine Gehilfenschule nach Heldsbach. Das war der gegebene Ort für solche Anlage. – Die deutsche Regierung hatte uns an diesem Ort 500 ha. Land genehmigt. Darauf entstand in der korallinischen Küstenebene eine gute Kokospflanzung, anschließend daran erhebt sich bis etwa 200 Fuß eine freie, weite Grasfläche, auf welcher ein ganzes Städtchen Platz hat, und die von frischen Seewinden bestrichen wird aus Süd und Nord und nachts vom Landwind aus den Bergen. Auf den nächsten Hügeln ist Platz zu Anlegung von Feldern, und zwischen ihnen hindurch strömt der Heldsbach mit Wasserfällen und schönen Badeplätzen. Das Ganze ist benannt nach unserem in Simbang so frühe heimgegangenen guten Bruder Held.

So baute sich denn Pilhofer um 1913 ein kleines zweiräumiges Häuslein und ein Schulgebäude, wobei ihm Br. Döbler, der neue junge Verwalter unserer Heldsbacher Pflanzung, half.

Die Gehilfenschüler bauten ihre eigenen Häuslein im Stil der Eingebornen, und unsere Station wurde immer größer. Der Neffe¹⁶ und Bruder Döbler wohnten bei uns im Hause, und auch Pilhofer aß bei uns, so lange er ledig blieb. An langer Tafel aßen wir unter Schutzdach zwischen dem alten Haus und dem Neubau nach Norden, den ich nach Rückkehr aus unserem großen [Urlaub] angelegt hatte. So entstand die Langenburg, besonders nachdem der Neffe südlich nach 1920 noch eine Küche anbaute.

»Schlangenburg« wurde der langgestreckte Bau auf freier Höhe auch genannt von wegen der sonst harmlosen rötlichen Hausschlangen, die uns häufig besuchten und

16 Leonhard Flierl.

auch unsere Hühnerställe. Besonders klug waren diese Schlangen nicht. Sie verschlangen ja ganz gern ein frisches Ei, und wenn man sie rechtzeitig entdeckte mit dem Knoten im Leib, konnte man sie töten und das Ei retten als gebrauchsfähig. Es kam aber auch vor, daß es ein Nest-Ei von Kreide war, und einmal sogar der untere Teil eines Zylinders, also ebenfalls unverdauliches Glas, wodurch die törichte Schlange innerlich verwundet und blutend war. Sie würde wohl an diesem gefährlichen Fraß von selbst zu Grunde gegangen sein.

Auch Milch mochten diese Schlangen gern. Ich bekam von der lieben Frau abends immer einen Teller Milchsuppe. Da ließ sich, als wir eben zum Abendbrot uns versammelten, eine lüsterne Schlange aus der Dachrinne nieder auf meinen Milchteller. Ich ergriff eiligst einen Stock und schlug nach ihr, zerschlug den Teller mit der Milchsuppe, und die Schlange entkam, so daß ich doch der Geprellte war.

147|148

Unsere Gehilfenschulen wurden nicht auf den Reissack gebaut. Sie mußten selbsterhaltend sein, ihre eigene Nahrung | bauen in ihren Feldern und Gärten. Diese Gehilfenschüler waren auch keine kleinen Jungen mehr wie meistens unsere Stationskostschüler, die der Mission[ar] zur Arbeit führen und meist beaufsichtigen und antreiben mußte. Es waren erwachsene junge Männer, zum Teil auch schon verheiratet, die konnten und mußten selbständig für ihren Unterhalt sorgen auf dem ihnen zugewiesenen Lande. Einmal draußen im Dienst und Amt, mußten sie erst recht selbständig sein und darin den Dorfleuten mit gutem Beispiel voran gehen. Ihr Lehrer konnte ihnen höchstens Anregung und Ratschläge geben, die sie auch dankbar annahmen, so später zu Anbau von Bergreis und anderen guten Sachen, um Abwechslung in ihren Küchenzettel zu bringen und nicht ausschließlich auf die Knollenfrüchte angewiesen zu sein.

Auch in anderer Hinsicht und noch wichtigeren Dingen waren wir Missionare bedacht, die Selbständigkeit unserer entstehenden und wachsenden Christengemeinden zu achten und zu mehren.

Der Gehilfenlehrer suchte nicht selbst sich die geeigneten Zöglinge zusammen. Das sollten die Gemeinden tun mit Rat ihrer verschiedenen Missionare. Die Gemeinden sollten die Schüler als ihre Schüler ansehen, sie auch in der Ferne noch beaufsichtigen, unterstützen, beraten, auch zu ihrer Anstellung einmal Rat geben und an fernen Orten durch Deputationen besuchen, nötigenfalls sie in seelsorgerliche Zucht nehmen.

Das ganze Unternehmen auch hinsichtlich der Gehilfenschulen sollte Sache der Missionskirche sein und immer mehr werden. Damit war Heldsbach *Mittelpunkt* des Kate-Kirchenkreises geworden, und Pilhofer zusammen mit seinen Zöglingen, den gegenwärtigen und früheren, hatte damit eine sehr wichtige Aufgabe, zusammen mit dem laufenden Unterricht.

Bei entstehenden Schwierigkeiten wurden die Gemeinden der in Frage kommenden Schüler benachrichtigt, und es kamen Vertreter und Älteste solcher Gemeinden,

um in Gemeinschaft mit dem Gehilfenlehrer Probleme zu lösen, zu richten und zu schlichten. Das alles ergab ein kirchliches Gemeinschaftsbewußtsein.

Bruder Pilhofer kam auf den begreiflichen Gedanken, sich von unserer großen Tafel abzulösen und einen eigenen Haushalt zu beginnen. Zu dem Behuf verlobte er sich mit unserer Tochter Elise. Es geschah das kurz vor Ausbruch des Weltkrieges, als Wilhelm eben angekommen war und so der Verlobung beiwohnen konnte. – Die Brautmutter meinte, die bräutliche Tochter sollte auch nicht vor dem vollendeten 21. Jahr heiraten, so wie sie seinerzeit. Da war ja Elise nahe daran. –

Nun brach der Weltkrieg aus. Erst dachten wir, es sollte mit der Hochzeit bis zum Frieden gewartet werden. Aber die Aussichten auf baldigen Frieden waren trübe.

So wurde dann im Juni 1915 in Heldsbach die Hochzeit gefeiert. Pilhofer hatte dafür an sein kleines Haus ein drittes Zimmer angebaut. Das Brautpaar ritt nach Finschhafen zum Standesbeamten, dem Bruder Laur, den uns der Feind nicht genommen hatte. Elise ritt auf dem Sultan (das leichte Macassar-Reitpferd des Neffen). In Kamlawa wurde sie sattellos, saß aber schnell wieder fest.

In Heldsbach hielt ich die Kirchliche Trauung. Im Jahr zuvor hatte ich Wilhelm da ordiniert. Nun saß er im Arrest auf Ongga. Die benachbarten Geschwister waren in Heldsbach zum Hochzeitsfest friedlich versammelt. Gott half weiter. |

148|149

CAPTAIN OGILVY IN MADANG BESUCHT FINSCHHAFEN

Captain Nelson blieb nicht lange in der Kolonie. Der Wechsel von Distriktsbeamten war in der Kriegszeit recht häufig. Es wurden ihrer so viele, daß man die Namen nicht leicht merken konnte. Bald waren es Leutnants, bald Captains, einmal auch ein Major. Hatten wir einmal einen schwierigen Beamten, so trösteten wir uns damit, daß strenge Herren nicht lange regieren, konnten freilich auch gewärtig sein, daß nichts Besseres nachkommt.

Nelson, McAdam, Somerset, Linehan, Levin¹⁷, Dillaine, Wau; das waren verschiedene Männer in Morobe, einige habe ich vielleicht vergessen. Eine Zeit lang wurden wir von Madang her betreut. Da waren nacheinander die Gebrüder Ogilvy, Captain und Major.¹⁸

Der Letztere kam einmal plötzlich nach Finschhafen und verhängte ziemlich willkürlich eine Strafe, da der Pflanzungsverwalter Helbig in Finschhafen ein Krankenhäuslein in seiner Pflanzung im Bau, aber noch nicht ganz fertig hatte. – Beim Weggehen fragte er mich, ob ich noch ein Anliegen an [ihn]¹⁹ hätte? Ich sagte, ja, nämlich, daß er die zudiktierte Strafe erlasse. Darauf erhielt ich natürlich ein: „No!“

Captain Wau hatten wir zu verschiedener Zeit in Morobe und in Madang. Er war einer der besten Männer. Er liebte die Musik. Da gab es einmal einen musikalischen Abend in Pola. Frl. Schmidt²⁰ spielte das Harmonium und Wau die Flöte. Als dabei auch der Messias²¹ gespielt wurde, meinte der Bavaria-Schulz, das sei aber ein langes Lied gewesen.

Und nun der Besuch des Captain Ogilvy in Finschhafen. Ich war gerade bei Bruder Helbig in der Pflanzung Salankaua, da erschien ein kleiner Dampfer der N[eu-]G[uinea-]Co., von Madang herab. Auf dem Fahrzeug befand sich Distrikt-Offizier Captain Ogilvy, der in Salankaua an Land stieg.

Da hatte es gerade einen Handel gegeben unter den Arbeitern der Pflanzung vom Sattelberg. Es war eine Ehebruchsgeschichte. Der Aufseher Wonkele bestrafte die Schuldigen mit Schlägen durch *kaping*²² oder Spanisches Rohr.

17 Der englische Konteradmiral C. La P. Lewin war 1874 geboren.

18 Der Major W. M. Balfour Ogilvy war 1875 in Irland geboren, sein Bruder, Hauptmann H. Balfour Ogilvy, im Jahr 1876.

19 Im Original versehentlich „an mich“.

20 Die Rede ist von Babette Schmidt, nachmalig Schuster.

21 Gemeint ist vermutlich das Oratorium von Georg Friedrich Händel bzw. Teile davon.

22 Kâte (heutige Schreibweise kacbij): Rotanpalme.

Den Gestraften kam der Beamte gelegen. Sie verklagten den Wonkele. Dieser wurde vorgefordert und nach kurzem Verhör in den Schiffsraum hinab befohlen zu drei Monaten Gefängnis in Madang. Gefaßt nahm Wonkele das Urteil auf sich.

Ogilvy bemerkte nachher zu mir: Daß die Eingebornen um solche Sachen sich schlagen und noch dazu eine Frau! Ich sagte ihm: „They fight for purity“ – kämpfen für Reinheit. „Fight for purity!“ sagte er nachdenklich. Nach einigem Nachdenken befahl er: Wonkele solle wieder aus dem Schiffsraum heraufkommen. Er ließ ihn etwas scharf an und erklärte dann, er sei frei, könne wieder an Land gehen.

Dann hatte er etwas mit mir allein zu sprechen. Er fragte mich abrupt: „Where is Captain Detzner?“ Wo ist der Hauptmann Detzner? Ich sagte: Ich weiß es nicht, jedenfalls irgendwo im Busch, im Hinterland.

149|150 Darauf beschwerte ich mich über das Verhalten der obersten Stelle in Rabaul und bemerkte, wäre die Proklamation, die mit dem letzten deutschen Kaiserlichen Gouverneur Dr. Haber vereinbart worden war, richtig ausgeschickt worden auch nach der entlegenen Station Morobe, vor Ankuft des Zerstörers, | so würden Klink und sein Gast Captain Detzner bei Ankuft des Zerstörers wohl nicht entflohen sein und so die Mission nicht [in] solche Ungelegenheiten gebracht haben. Ich hätte viel zu spät diese Proklamation erhalten in einem einzigen Exemplar, sie dann vervielfältigen lassen und an alle meine Stationen geschickt. Jedenfalls habe Hauptmann Detzner diese Proklamation nicht kennen gelernt.

„Ja, wo ist Detzner, wie können wir ihm die Proklamation schicken?“ fragte Ogilvy eifrig. Ich sagte ihm: „Jedenfalls wissen die Eingebornen, wo er ist, und von Dorf zu Dorf kann ihm wohl die Nachricht zugehen.“ Da setzte sich Ogilvy hin und schrieb sehr vernünftig: Er solle doch nicht im Busch leben und damit die Mission gefährden, solle sich stellen und als Offizier in ehrenhafte Gefangenschaft gehen. Schon sei seinetwegen ein Missionar interniert worden usw. – Er las mir seinen fertigen Brief vor und fragte, ob es so gut sei? Ich sagte, Ja! – dann mußte Br. Helbig ein Exemplar der erwähnten Proklamation abgeben und einen Boten stellen nach einem beliebigen Eingebornen-Dorf, von wo die Sendung an Detzner von Dorf zu Dorf sollte weiter gegeben werden. Das geschah alles, und später erfuhr ich auch, daß Detzner die Sendung richtig erhalten und lachend weggelegt habe, ohne sie zu beachten. – Er verließ sich eben darauf, daß er von der Mission heimlich würde versorgt werden, und kümmerte sich nicht um die Folgen. –

Dem Captain Ogilvy lag daran, uns zu helfen. Es sei zwar unser Sohn schon nach Australien abtransportiert, aber die N[eu-]G[uinea-]Co. habe auch Leute nach Reklamationen zurück erhalten.

So gab er mir noch auf, eine Eingabe an die höchste Stelle in Rabaul einzusenden, einfach *appealing to the heart*, ohne etwas gegen Nelson zu bemerken, der über ihm stehe. Ich kam auch dieser Aufforderung nach und gab ihm meinen Entwurf bekannt,

den er gut hieß. Ich hatte später Gelegenheit, sein aufrichtiges Bedauern kennen zu lernen darüber, daß unsere beiderseitigen Aktionen keinen Erfolg zeitigten. –

Als wir zusammen von Salankaua nach Pola wanderten, wandte er sich noch in persönlicher Sache an mich, aus der zu erkennen war, daß der Umstand Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß unsere Eingebornen für Reinheit kämpften.

Ogilvy war nicht mehr jung, er hatte den Burenkrieg in Süd-Afrika mitgemacht und wohl in der Jugend ein rauhes Leben geführt und leichtsinnige Streiche gemacht. Da wollte er von mir wissen, ob es schwere Sünde sei, wenn ein Mann sich mit einem Mädchen eingelassen. Ich sagte ihm, da käme auch viel auf die Umstände an. Wenn ein Mann sich mit einer Frauensperson sich vergangen und in der Folge sie eheliche, so würde dadurch ein Teil seines Unrechts wieder gut gemacht. Worauf er bemerkte, daß solches auf ihn nicht zuträfe.

Jedenfalls dachte er über sein Leben nach und bekümmerte sich. Auch von einem Pater hatte er eine katholische Schrift erhalten, in der stand, daß Niemand selig werden könnte. Die hätte er ärgerlich zur Seite gelegt.

Ich gab ihm eine Schrift der amerikanisch-englischen Fundamentalisten, von der ich hoffte, sie könnte ihm nützen.

Während meines Ruhestandes in Australien traf ich ihn in Renmark am Murray, wo er unserm Pastor gesagt hatte, daß er mich als Bekannten in Neu Guinea noch einmal gerne sehen würde. |

150|151

DER DAMPFER SUMATRA WIRD DURCH DEN KREUZER WOLF WEGGENOMMEN

Wie in einem früheren Abschnitt schon erzählt wurde, sind unsere drei Gefangenen auf dem Dampfer Sumatra nach Sydney abtransportiert worden. Dieser Dampfer beförderte auch Post und Fracht zwischen Australien und N[eu] G[uinea]. Er nahm aber ein unerwartetes Ende. Zwar der Seeteufel unter Graf Luckener kam nicht in unsere Breiten,²³ dagegen der Kreuzer Wolf. Er hörte immer die Nachrichten schön ab, wann und wo und mit was für Fracht die Sumatra wieder nach N[eu] G[uinea] gehen würde. Da wurde sie plötzlich weggeschnappt, in eine stille Bucht nach Hollandia²⁴ verschleppt und dort ausgeleert. Sie hatte auch eine Anzahl Pferde an Bord, die wurden dort geschlachtet und von der Mannschaft des Wolf verzehrt. Diese Leute sollen dabei mächtig gewiehert und gestrampelt haben. Auch für uns ging Fracht dabei verloren, und ich erhielt ein ganz wichtiges Dokument darüber, nämlich einen Brief von Pastor Theile, daß er das und das an uns geschickt habe, und dieser Brief wurde von Berlin aus mir zugeschickt, da der Wolf wieder einmal eingekommen war.

Unter anderem wurde mir mitgeteilt, daß mir Pflänzlinge von Orangen- und Mandarinenbäumchen zugeschickt würden. Diese erhielt ich natürlich nicht, die hat der Wolf in Holländisch Indien über Bord geworfen. Vorher hatte ich mehrmals solche Pflänzlinge erhalten und auch im Kriege noch weitergepflanzt. Da hatten wir auf unserer kleinen Hochebene Heldsbach eine lange Reihe von verschiedenen Arten dieser Bäume für Südfrüchte angepflanzt, Mandarinen und die verschiedensten Arten von Orangen, sogar die Nabelorangen, welche wir in Neapel so köstlich fanden. Ganz sachgemäß konnten wir ja diese Bäume nicht pflegen, aber wir erhielten doch immer wieder Früchte davon. Außer diesen Orangen und Mandarinen waren ja auch die Mangos eine Spezialität von Heldsbach, bei Weißen und Schwarzen beliebt.

Die Wegnahme der Sumatra hatte für uns weitgehende Folgen. Burns Philp und Co. mußten ja einspringen und die Lücken büßen. Sie stellten immer neuere und bessere Schiffe in Dienst, und nach Rabaul und Madang kamen ja diese Schiffe immer, aber vorderhand noch nicht nach Finschhafen. Da mußte unsere gute Bavaria uns große Dienste leisten und sehr häufig die Fahrt nach dem fernen Madang machen.

23 Felix Graf von Luckner (1881–1966), ein deutscher Marineoffizier, versenkte mit dem Hilfskreuzer Seeadler während des Ersten Weltkriegs zahlreiche gegnerische Schiffe, was er in einem 1921 erschienenen Buch mit dem Titel „Seeteufel. Abenteuer aus meinem Leben“ beschreibt.

24 Das niederländische Kolonialgebiet in Indonesien.

Die Rheinische Mission bei Madang wurde ja auf unser Ansuchen auch von der neuen Welt versorgt. Die Geschäfte derselben leitete der Missionar Blum auf Madang. Der nahm natürlich auch unsere Güter gern in Verwahrung, um sie unserer Bavaria immer wieder auszufolgen, wenn sie hinaufkam. Auch Kompagnie-Fahrzeuge, die gelegentlich nach Finschhafen und [in] den Huongolf fuhren, brachten für uns Post und Fracht mit, so daß wir trotz Verlust der Sumatra in keine eigentliche Not kamen.

Schon vor Ende des Jahres 1914 fuhr ich mit der Bavaria nach Madang, um den Arzt dort zu sehen, der aus der deutschen Zeit noch geblieben, den Oberstabsarzt Liesegang²⁵. Ich ließ mich von ihm untersuchen wegen meiner Herzbeschwerden. Sein Urteil lautete: Herz etwas vergrößert, Puls etwas beschleunigt. Daß mein Herz erweitert wurde im Laufe der Zeit, ist ja nicht zu verwundern, da ich so unzähligemal die 1 000-Meter-Höhe des Sattelberg auf und nieder hatte gehen müssen.

151|152 Es war sehr auffallend gewesen nach dem Verschwinden der Sumatra, daß Patrouillen der neuen Machthaber stillschweigend die | Küsten von N[eu] G[uinea] absuchten, aber natürlich nichts finden konnten. Als wir einmal später drüben im Archipel bei dem Missionar Cox²⁶, dem Chairman der Methodistenmission, auf die Wegnahme der Sumatra durch den Kreuzer Wolf zu sprechen kamen, bemerkte er, so was wird nie wieder vorkommen. Und nun sind in der Gegenwart wieder ähnliche Verhältnisse zwischen Deutschland und Großbritannien eingetreten und auch in Australien mit der uns weggenommenen Kolonie.

25 Friedrich Liesegang (1871–1945) arbeitete als Regierungsarzt in Deutsch-Südwestafrika und von 1908 an in Deutsch-Neuguinea. 1916 kehrte er mit seiner Familie nach Deutschland zurück.

26 Der Brite William Henry Cox war seit 1900 Missionar im Bismarckarchipel.

EINE DENKWÜRDIGE BAVARIAFAHRT DURCH DEN GOLF NACH MOROBE

Datum der Fahrt ist mir natürlich nicht mehr bekannt, aber in lebendiger Erinnerung stehen mir alle die Erlebnisse der Reise. – Die Dora fuhr mit und auch die Frau Missionar Mailänder²⁷ nach Zaka bei Morobe. Die Bavaria führte damals der Wilhelm Schulz. Es war Abend, als wir bei Lae ankamen, und die Bavaria mußte in den Schutzhafen jenseits der Markham-Mündung. Ich ging bei Lae schnell an Land und nach unserer Pflanzung Malahang, wo gerade der Br. Bayer die Vertretung hatte. Er rief mir schon von der Veranda aufgeregt entgegen: „Es geht uns schlecht bei dem jetzigen stellvertretenden Bezirksbeamten am Burgberg, dem Mr. Jones.“ Ich sagte: „Na, es wird schon gehen. Ich habe ihm noch heute schriftlich die Meldung zu erstatten für Wilhelm Schulz, daß unsere Bavaria hier ist und morgen nach Morobe gehen wird. Schaffe nur gleich einen Boten herbei mit Laterne und Papier und Feder für mich.“ Nach kurzer Begrüßung mit Bayer schrieb ich meine Meldung nieder, und der Bote ging ab.

Am Abend war dann Zeit genug, daß mir Bayer alle seine Sorgen erzählen konnte. Am Morgen in aller Frühe kam [die] Bavaria zu unserm Landungsplatz und mußte dabei natürlich den Burgberg passieren. Bayer ging mit mir auf Schiff, und nachdem auf dem Platz alles erledigt war, fuhr [die] Bavaria zum Burgberg, wo der Gefürchtete residierte. Wir fanden ihn in einem bejammernswerten Zustand, schwer betrunken, auf seinem *stretcher* liegen und mit Wutausbrüchen gegen unsere Bavaria, die sich bei ihm nicht angemeldet hätte, und er hätte daher den schwarzen *police-boys* befohlen, bei ihrer Vorüberfahrt mit Karabinern auf sie zu schießen. Was, fragte ich, auf die Bavaria geschossen, auf der auch Ladies sind? Und ich habe sie gestern Abend angemeldet, wo ist mein Papier? Es waren zwei Polizeimeister zur Stelle, die ich dann auch noch fragte: Wo ist meine schriftliche Meldung? Die stotterten verlegen: Ja, die wäre angekommen, aber sie hätten sie dem Herrn nicht abgeben können. Nun verlangte ich, daß sie gelesen würde. Nachdem das geschehen war, bemerkte der Polizeimeister: „Quite correct!“ Und der betrunkene Beamte hatte auch nichts mehr dagegen zu sagen.

Von diesem hatte mir ja Bayer unglaubliche Dinge erzählt, wie er einmal kürzlich auf seiner Station Malalo übernachtet hatte und durch einen schwarzen *police-boy* ein Dorfmadchen in sein Schlafzimmer schmuggeln lassen.

27 Hedwig Mailänder, geborene Wüst (1876–1950), lebte seit ihrer Verheiratung mit Karl Mailänder im Jahr 1913 als Missionarsfrau auf der Station Wareo in Neuguinea.

Von Mailänder hatte ich Verschiedenes über ihn erfahren, was sein Vorgesetzter, der Distriktsbeamte Wau, über diesen Jones gesagt hatte, zum Teil in dessen Gegenwart bei Tisch, wozu auch Mailänder eingeladen war. Jones war aus wohlhabender Familie in England, und sein Vater hatte alles Mögliche an ihn gewandt, um etwas Rechtes aus ihm zu machen, „but all fell on a stony ground“, bemerkte Wau in Gegenwart von Jones. So schickte | ihn seine Familie nach Australien, und als *volunteer* kam er dann nach N[eu] G[uinea]. Der Mr. Wau sagte auch zu Mailänder, es sei ein Unglück für den jungen Mann, daß ihm von seiner Familie so reiche Mittel geschickt würden, daß er davon leben und trinken könne, ohne ernstlich arbeiten zu müssen.

An dem Morgen nun, da ich mit Bayer bei ihm war am Burgberg, sagte er, da er krank sei, müßte er auf unserer Bavaria mit nach Morobe reisen. Dagegen war nun nichts zu sagen. Es war die Gepflogenheit in jener Kriegszeit, daß man ganze oder auch halbe englische Beamte mitnehmen mußte. Jedenfalls war damit Bayer von ihm befreit, und die beiden Polizeimeister schienen ja ganz vernünftige Kerle zu sein.

Schnell wurde der Patient reisefertig gemacht, bestieg die Bavaria, und wir fuhren mit ihm nach Morobe, Frau Mailänder und Dora mit. Von dem Schießen am Morgen hatten sie ja keinen Schaden genommen. Jedenfalls waren die schwarzen Jungen so vernünftig und hielten hoch genug. So konnte man denken, daß sie eben Schießübungen machten. Wir kamen glücklich an den Landungsplatz von Zaka und gingen auf die Missionsstation. Am nächsten Tag besuchte ich den Regierungsbeamten Wau in Morobe. Ich war entschlossen, ihm über den Unfug, den Jones da droben am Golf machte, zu berichten. Ich wußte auch, daß Wau ihn selber genau kannte und so ein Einsehen haben müsse.

Als ich ins Regierungsgebäude kam, hatte Jones seinen Rausch ausgeschlafen und machte sich wichtig mit einem Besucher, der gerade von Papua gekommen war. Wir befanden uns alle auf der offenen Veranda. Da konnte ich natürlich nicht mündlich berichten. Ich hatte aber Papier und Bleistift bei mir, machte die erforderlichen Notizen und schob dem Mr. Wau die betreffenden Zettel hin. Ich bemerkte vor allem, daß der Mr. Jones ein Alkoholiker der schlimmsten Art sei und in der tropischen Kolonie nur Unheil anrichten könne. Er müßte in Australien in guter Verwahrung bleiben.

Wau las die Zettel und nickte. Ich sah an dem Tag den Mr. Jones zum letztenmal, und offenbar ist er bald aus der Kolonie verschwunden.

ÜBER ANWERBUNG UND ARBEITERHANDEL

Ich hatte wieder einmal eine Reise nach dem Golf und ins große Tal gemacht und hielt mich auf der Station Laewomba auf. Br. Örtel²⁸ war kürzlich von Kajabit heruntergekommen, wo er mitten im Krieg beschäftigt war, die Station Kajabit anzulegen und mit dem Volke der Azera sich recht vertraut zu machen. Da erzählte er mir, wie schlecht es den Leuten neuerdings durch die Anwerber ginge. Die Geschäfte der Pflanzer gingen ja in der Kriegezeit schlecht, und es verlegten sich Verschiedene auf Anwerbung schwarzer Arbeiter, um sie an irgend welche Unternehmungen zu verkaufen, und nicht die Weißen allein werben dabei an, sondern sie schicken Gelbe und Schwarze in ihrem Dienst mit Gewehren aus, und da hieß es häufig: Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.²⁹ So wären in letzter Zeit verschiedene Azeraleute verwundet worden. Die Leute wären sehr eingeschüchtert, verließen ihre Dörfer und versteckten sich im Busch. Dadurch käme ihr ganzes Leben und alle Arbeiten in größte Unordnung, und man wüßte nicht, was alles daraus werden sollte.

Ich ließ mir alle Tatsachen angeben und notierte sie. Darnach | reiste ich heim nach Heldsbach und arbeitete eine englische Abhandlung aus mit dem Titel: „Recruiting and Labour-Trade“.³⁰ Diese Abhandlung ließ ich auf Logaweng vervielfältigen und schickte sie an die verschiedenen Beamtenstellen, niedere und höhere, auch an die höchste Stelle in Rabaul, an die Leiter der verschiedenen Missionen im Lande, und auch an die Übeltäter selbst, worunter sich leider auch Deutsche befanden.

153|154

Nach einiger Zeit, ich war gerade in Finschhafen, erschien da der Distriktsvorsteher von Morobe, Captain Dillane. Im offenen Boot, das er von Mailänder geborgt, war er über den weiten Huongolf gekommen, und er eröffnete mir die Botschaft: „I had a message from His Excellency the Administrator, that I shall thank you for what you have done.“ Außerdem erhielt ich ein Schreiben von dem Administrator selber. Es

28 Der aus Gräfensteinberg in Mittelfranken stammende Friedrich Örtel (1886–1938) wurde 1909 nach Neuguinea ausgesandt, wo er fast 30 Jahre lang im Markhamtal arbeitete. Er starb im Krankenhaus von Finschhafen.

29 Zitat aus Goethes Ballade „Erlkönig“.

30 Johann Flierl: A Treatise on Recruiting and Labortrade becoming a most serious Problem in this Colony, to be earnestly considered by Government, Firms and Missions, im Selbstverlag, Heldsbach 1918. Ein Auszug der deutschen Fassung findet sich in Traugott Farnbacher und Christian Weber [Hg.]: Ein Zentrum für Weltmission: Neuendettelsau. Einführung, Zeittafeln, Dokumente, Namen 1842–2002. Ein Handbuch, Neuendettelsau 2004, S. 63f.

war der gute Brigadegeneral Tom Griffiths³¹, den ich vor meiner Abreise in Australien in Melbourne noch sehen konnte.

In seinem Schreiben brachte er das Bedauern zum Ausdruck, daß die Eingebornen so mißhandelt würden. Er hätte nun den Beamten Dillane beauftragt, meine Angaben nachzuprüfen. Ich selber aber sollte auch einen Missionar mit ihm schicken, der ihm auch Bericht erstatten solle. Das war jedenfalls eine sehr weise Maßnahme, denn von anderer Seite wußte ich, daß Dillane kein guter Charakter war und er jedenfalls die Übeltaten der Weißen vertuscht hätte. Ich konnte ja nur den Missionar Örtel beauftragen, der an Ort und Stelle über alles Bescheid wußte und so zuverlässig über alles berichten konnte, was da zu sehen war. Der Br. Örtel befand sich eben auf der Herunterreise von Kajabit nach Laewomba, um über Weihnachten bei seiner Familie zu sein. Da begegnete ihm Dillane und übergab ihm mein Schreiben. Er kehrte sofort um und machte die Untersuchungsreise mit Dillane, und es wurde alles bestätigt, was in meiner Abhandlung niedergelegt war. Das Gebiet von Azera wurde daraufhin auf längere Zeit für die Anwerber geschlossen.

Ich hatte ja zu verschiedenen Zeiten Anlaß, über üble Vorkommnisse auch an die höheren Stellen zu berichten. In den Fällen, da die Angelegenheiten nur gerüchteweise an mich gekommen waren, teilte ichs auch in der Form von Gerüchten mit, es seien *rumours*, ich selber wäre nicht in der Lage, alles nachzuprüfen, aber die Regierung hätte ja dafür Mittel und Wege. Auf diese Weise kam ich durch meine Anzeigen nicht in Schwierigkeiten.

Einmal teilte mir Br. Mailänder mit: Es seien Weiße von Papua herübergekommen, die hätten am Wareafluß in der Nähe seiner Station gewaltsam angeworben, und es wäre darüber großer Jammer in den Dörfern, da so viele Leute fortgeführt wurden. Ich berichtete auch darüber als über ein Gerücht und nannte den Namen Mailänder nicht. Ich bemerkte aber, wenn das Tatsache wäre, so wäre das doch gegen alle Gesetze, und ich müßte der Regierung anheimgeben, dieser Sache nachzugehen und, wenn Übles geschehen wäre, solches wieder gutzumachen. Von Mailänder erfuhr ich nachher, daß die weggeführten Leute wieder zurückgebracht wurden.

Das krasseste Beispiel von Unrecht gegen die Schwarzen war der Diebstahl oder Raub einer ganzen Schule. Das geschah auf Malalo, der Station von Missionar Bayer. Dieser hatte immer eine gute Schule auf seiner Station und war treubesorgt für sie, er hatte auch gute eingeborne Hilfslehrer. Da erschien eines Tages ein Motorfahrzeug vom Süden herauf, der Schiffsherr, ein gewisser Ryder, kam mit einigen strammen schwarzen Burschen an Land, und | diesselben sowie Ryder selbst hatten eine Art Uniform an und Dienstmützen auf ihren Häuptern. – Ryder fuhr die herbeikommen-

154|155

31 Der gebürtige Brite Thomas Griffiths (1865–1947) amtierte von 1920 bis 1921 und erneut von 1933 bis 1934 als Administrator von Neuguinea.

den Eingebornen herrisch an: „I am the *kiap* – ich bin der Beamte,³² der Missionar soll sofort herunter kommen mit seinen Schulknaben und meine Rede hören!“ Die Schwarzen liefen sofort hinauf auf den Stationshügel von Malalo, an 100 Meter hoch, und richteten mit großen Eifer die Botschaft des »*kiap*« aus. Bayer ging mit seinen circa 30 Schuljungen auch sofort hinab zum Landungsplatz, wo nahebei das fremde Fahrzeug lag.

Der fremde Herr machte wenig Federlesens. Er fuhr auch den Missionar Bayer mit rauher Stimme an, daß er der neuen *kiap* sei, und seine Knaben hätten sich sofort auf sein Fahrzeug zu verfügen unter Anleitung seiner Soldaten. Br. Bayer wollte Einwendungen machen, aber der Fremde zog seinen Revolver hervor und hielt ihn Bayer vors Gesicht, mit der Drohung, von der Schußwaffe bei Weigerung Gebrauch zu machen. Er sei der *kiap* und würde etwa in „a fortnight“ wieder kommen und auch ihn, den Missionar fortnehmen. – Einen solchen gewalttätigen Beamten hatte Bayer während des Krieges noch nicht erlebt, aber es konnte ja wohl in der Hinsicht eine unbegrenzte Möglichkeit geben, und in seiner Einsamkeit glaubte er schließlich an das Schrecklichste als Kriegsbrauch, die Wegnahme seiner ganzen geliebten Schule. Er war fassungslos, als alle seine Schulknaben erschreckt das Fahrzeug bestiegen hatten, getrieben von den fremden schwarzen Männern, und hinter allen her der weiße Schreckensmensch. – Die Segel gingen hoch, der Motor wurde angeworfen, und hinaus, auf das unendliche Meer, fuhr das fremde Schiff.

Immer mehr Dorfleute aus der Nachbarschaft kamen herbei, schauten dem Schiff nach und jammerten, und am lautesten jammerte Missionar Bayer selbst bei seinem lebhaften Temperament.

Da machten sich mehrere ruhige Männer, Vorsteher der Gemeinde und Kirchenälteste, an ihn heran und sagten: „Baia³³, komm, wir wollen hinauf in die Kirche gehen und für unsere Jungen beten.“ Es geschah. Die Glocke wurde geläutet, und eine große Versammlung kam zusammen zu diesem eigenartigen Abendgottesdienst. Weit draußen auf hoher See schwamm das fremde Fahrzeug mit der ganzen Schar der blühenden Jungen der Gemeinde von Malalo. – Aus vollem Herzen beteten diese einfachen Christen und flehten den Allmächtigen an, daß er sich ihrer und ihrer Kinder erbarmen möchte.

Und der Herr erhörte alsobald und wunderbar das Flehen seiner schwachen und unmündigen Kinder. Er sandte seine Wetter. Er machte seine Diener zu Winden und seine Boten zu Feuerflammen. Das Räuberboot mit seiner menschlichen Beute wollte nach dem Süden hinab. Es war ja von Papua, aus dem englischen Gebiet, hergekommen, wie wir später erfuhren.

32 Das Wort *kiap* ist Tok Pisin und wurde zur Bezeichnung der Kolonialbeamten verwendet.

33 Die von den Einheimischen benutzte Form des Namen Bayer. Im Malalobezirk wurde das Wort »Baia« zeitweilig zum Synonym für Missionar.

Und vom Süden herauf tobte der Sturmwind mit Regenströmen und feurigen Blitzen. Da hatte[n] Ryder und seine schwarzen Kumpane eine böse Nacht. Sie kämpften um ihr Leben und um das von menschlicher Ladung überlastete Schiff. Die geraubten Jungen von Malalo kauerten sich auf Deck und unter Deck zusammen und harreten der Dinge, die da kommen sollten. Sie waren ja mit der See und ihren Unbilden vertraut. Mindestens zwei Nächte und einen vollen Tag dauerte das Unwetter an, mit dem Ryder zu kämpfen hatte und das ihn an der Heimfahrt hinderte.

155|156 Wir hatten in Heldsbach wieder einmal eine Konferenz. Der Br. Böttger, welcher vom Logaweng dazu kam, erzählte uns, es seien ihm Jungen von Malalo begegnet, verschüchtert und ängstlich, er konnte nicht ausfinden, woher sie kamen. |

Wir sollten es bald erfahren. Eben war ein Eilbrief von Malalo angekommen, in dem Br. Bayer in großen Ängsten meldete, ein schlimmer »kiap« sei dagewesen und hätte ihm seine ganze, geliebte Schule weggenommen. –

Und am gleichen Morgen sahen wir drunten an einer Felsenecke bei Katika, an einem ganz ungewöhnlichen Platz, ein halbes Stündchen von Heldsbach entfernt, ein Fahrzeug liegen. Der Bavaria-Schulz von Finschhafen war auch zur Versammlung in Heldsbach. – Zu dem sagte ich: „Da liegt wohl der Pseudo-kiap und Schulräuber von Malalo, wollen einmal sehen.“

Br. Wilhelm Schulz hatte mich als Adjutant zu begleiten. Drunten am Strand von Katika sahen wir am Wässerlein schwarze Jungen baden, waschen und kochen. Ein Seelenverkäuferlein lag auf dem Sand. Wir schoben es ins Wasser, stiegen hinein und ruderten hin zu dem Fahrzeug in der Nähe.

Da fanden wir auf Deck einen Mann, der mit rotem Kopf einen Teller warme Suppe auslöffelte. Er stellte sich uns vor als der Herr dieses Fahrzeuges, namens Ryder. Er trug uns eine lange Jeremiade vor: Großes Unwetter auf See durchgemacht, hätte nach Süden gewollt, wäre hierher verschlagen worden, Mast sei angebrochen, Maschine defekt, eine Anzahl angeworbener Jungen hätte er früh an Land gelassen, sich zu erholen, wären nun wohl entlaufen. Wir wußten genug. Ich ließ den Australier W. Schulz bei Ryder zu Unterhaltung, und ich beschaute mir das Schifflin und notierte den Namen des Fahrzeuges, den ich übrigens nicht mehr weiß. Doch wichtiger ist der Name des Mannes, Ryder aus Papua oder British New Guinea.

Als wir aufbrachen, schenkte Ryder dem Br. Schulz einen Bündel Schildpatt, um sich anzufreunden. – Droben in Heldsbach wieder angekommen, sagte ich zu Br. Schulz: „Das Geschenk von Schildpatt von dem Seeräuber wollen wir nicht behalten, wir schicken es ihm zurück mit einem Brief, den ich ihm schreiben will.“ So geschah es. Ich schrieb ihm: An dem Ort, da er jetzt läge, würde der nächste aufkommende Wind sein Fahrzeug zerschellen. Er würde gut tun, möglichst schnell nach unserm nahen Finschhafen hineinzupaddeln, wo er ruhig liegen und sein Fahrzeug in Ordnung bringen könne, wobei die Männer von unserer Mission ihm jede nötige Hilfe leisten

würden. – Er kam auch hinein in den Finschhafen und war da nicht der mächtige *kiap*, sondern de- und wehmütig gab er zu, daß er auf der Missions-Station Malalo ungesetzlich gehandelt hätte. Er fragte auch kleinlaut: Ob wohl unsere Mission ihn bei der Regierung auch anzeigen würde? – Es wurde ihm bedeutet, daß das allbereits geschehen sei, denn solche Ungesetzlichkeiten müßten pflichtschuldigst angezeigt werden. So wußte er Bescheid und konnte sich gefaßt machen, vom Arm des Gesetzes erfaßt zu werden.

Als sein Fahrzeug wieder seetüchtig war, stach er von Finschhafen aus wieder in See und segelte ab nach Süden. Die Regierungsstation in Morobe hatte inzwischen Bericht erhalten über die Vorgänge bei Malalo. Die geraubten Jungen waren von Heldsbach aus alle glücklich heimgekommen. Die Gebete ihrer Angehörigen hatten Erhörung gefunden. Die oberste Instanz hatte gehört und alles gut gemacht. Mission, Dorfleute der Küste entlang taten ihr Bestes, versorgten die Jungen und halfen ihnen heim zu ihrer und ihrer Angehörigen großen Freude. Auch die Regierung tat noch das Ihrige, die böse Tat zu sühnen. – Von der hochgelegenen Regierungsstation aus wurde Ausschau gehalten, und Ryder wurde gefaßt und mit seinem Fahrzeug in den Hafen von Morobe geführt. – |

156|157

Nun spielte das *radio*³⁴ zwischen Morobe und Rabaul. Auf dem Regierungsdampfer kam der hohe Gerichtshof selber nach Morobe mit dem Oberrichter Wanlies und Sekretären, um den Missetäter an Ort und Stelle zu verhören. – Der Hauptzeuge Missionar Bayer wurde nun wirklich in ungefähr „a fortnight“ von seiner Station weggeholt, aber mit großen Ehren auf dem Regierungsdampfer, wodurch in den Augen seiner Leute die Schmach wieder gut gemacht wurde, die ihm Ryder angetan hatte.

Auch der Bruder Mailänder wurde von Zaka hinüber geholt zur Regierungsstation und dem Br. Bayer als Dolmetscher beigegeben. Mailänder, als nächster Nachbar zur Regierungsstation und den jeweiligen Beamten am besten bekannt, sollte beim Verhör des Ryder zugegen sein und dem Hauptzeugen beistehen bei der Abgabe seines Zeugnisses.

Von Missionar Bayer wußten besuchende Beamte auf Malalo, daß ihm manchmal bei den Unterredungen mit den Beamten das Verbum fehlte und zuweilen auch das Substantivum. So hatte einmal ein besuchender Beamter nach Eiern gefragt, da verstand Bayer das englische Wort *eggs* nicht. Um ihm auf die Spur zu helfen, fing dann der Beamte zu gackern an wie eine Eier legende Henne. So daß Bayer alsobald begriff und das Gewünschte herbeibringen konnte.

Diese Aufgabe, seinem Kollegen auf die rechte Spur zu helfen, wenn nötig, hatte bei dem bevorstehenden Verhör nun der Bruder Mailänder.

34 Der Funk.

So kam nun der ernste Tag für Ryder, da er ob seiner Übeltaten, auf Malalo be-
gangen, verhört werden sollte. Er war bis dahin wohl bewacht worden sammt seinem
Fahrzeug im Hafen von Morobe.

Mit aller Förmlichkeit, wie bei den Engländern Brauch, wurde durch den Ober-
richter das Verhör eröffnet im Amtszimmer der Regierungsstation, vor den Sekretären,
Beamten und den beiden Missionaren, darunter der, welchem Ryder seine Schulknä-
ben geraubt hatte.

Es wurden die Fragen gestellt und die Befragten sollten sagen: *The truth, the whole
truth and nothing than the truth!*, wie ich einmal in Cooktown bei einem ähnlichen
Verhör [hörte, dem ich] als unbeteiligter Zuhörer beiwohnte.

Die Sache war ja nun nicht schwierig. Ryder läugnerte nicht, de- und wehmütig gab
er alles zu. Er entschuldigte sich aber und wollte Mitleid erwecken mit der Erzählung,
daß er kürzlich Nachricht erhalten, daß ein Bruder von ihm im Weltkrieg drüben in
Europa gefallen wäre. Darob wäre er so durcheinander gewesen, daß er nicht gewußt
hätte, was er getan.

Auch Bayer war gerührt durch die jammervolle Erzählung des Ryder, so daß er es
gar nicht mehr sagen mochte, daß Ryder ihn auch mit dem Revolver bedroht.

Ryder wurde zu einer leichten Strafe verurteilt, und man konnte wohl gewiß sein,
daß er so etwas nicht wieder tun würde.

Bayer und auch Mailänder und wir alle von der Mission waren herzlich froh, daß
alle Schulknaben von Malalo waren wohlbehalten wieder heimgekommen und daß die
Beamten der Militärverwaltung Menschen- und Kinderraub nicht dulden wollten.³⁵

157|158

|

35 Zur Entführung der Schüler von Malalo vgl. auch die Schilderung von Sibylle und Martha Bayer, Hedwig Janner und Erika von Hahn: *Sintemal Du weißt, daß Deine Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn*. Aus dem Leben des Missionars Friedrich Bayer, Pioniermissionar, im Selbstverlag, Neuendettelsau 1993, S. 26–33.

AUSBAU UND AUSBREITUNG DES WERKES NACH INNEN UND AUSSEN IM KRIEG

Wir waren ja beim Ausbruch des Krieges etwas geschwächt worden, indem zwei unserer Missionare interniert wurden.³⁶ Eine Missionarsfrau starb auch während des Krieges.³⁷ In dem unabsehbar langen Krieg und auch darnach war keine Aussicht auf Verstärkung unsers Personals, d. h. des weißen Personals.

An eingebornem Personal, ausgebildeten Gehilfen, Lehrern und Evangelisten hatten wir sehr erfreuliche Verstärkung im Krieg. Da war es eben gut, daß durch Zahn auf Logaweng und durch Pilhofer in Heldsbach noch vor dem Krieg blühende Gehilfenschulen eingerichtet worden waren, aus denen schon mehrere Kurse fertig geworden waren. Von den Kate erst 12 Mann nach dreijähriger Ausbildung, im zweiten Kurs wohl über 40 junger Männer nach vierjähriger Ausbildung. In Jabim hatte ja Bamler den Anfang gemacht, schon etwas früher als Pilhofer in Kate, seine Kurse waren kürzer und weniger zahlreich. Unter Zahn jedoch wurden diese beiden Gehilfenschulen ziemlich gleichgeschaltet, und bei Ausbruch des Krieges hatten wir in den beiden Kirchenbezirken schon eine ganze Anzahl fertig ausgebildeter Gehilfen.

Die Not des Krieges gab den guten Anlaß, diese braunen Hilfskräfte nun auch richtig einzusetzen. Das geschah in mannigfacher Weise. In den alten Stationskreisen wurden Dorfschulen eingerichtet mit eingebornen Lehrern. Wo diese Schulbezirke weiter entfernt waren von den Stationen, da hatten die eingebornen Lehrer auch Recht und Pflicht der Wortverkündigung, indem sie in ihren Schullokalen Sonntagsgottesdienste hielten und auch im alltäglichen Leben sich der Dorfleute annahmen auch in seelsorgerlicher Weise.

Der Drang in dieser Kriegszeit ging in die Weite. Die Kunde von dem *Miti* drang ja immer weiter hinaus, und entfernte Stämme wollten die gute Botschaft bei sich haben, und die besten Boten für diese neuen Gegenden waren unsere ausgebildeten Gehilfen, die zum Teil auch in entlegenen Gegenden stationiert wurden, wie es ja Keyßer schon vor dem Krieg getan in dem Hinterland von Sattelberg, dem sog[enannten] Hube-Land. So wurden nun bald neue Gehilfenstationen angelegt mit Rat der Missionare und unter Mithilfe der alten Gemeinden. Nicht bloß ausgebildete Gehilfen wurden

36 Wilhelm Flierl und Hans Raum (siehe dazu II 222–229).

37 Kunigunde Hertle, geborene Buschmann, die 1911 den Missionar Johann Hertle geheiratet hatte, starb am 8. August 1914 in Finschhafen. Am 7. August hatte der Regierungsdampfer Komet dort den Kriegsausbruch bekanntgemacht.

bei dieser Ausbreitung des Werkes verwendet, auch zuverlässige Christen in mittleren Jahren und noch rüstig fanden dabei Verwendung und Anstellung.

Wie Livingstone³⁸ in Afrika gesagt hatte: Das Ende der Missionsreise soll immer der Anfang neuer Missionsarbeit sein. Es war eine fröhliche Reisezeit in diesen Kriegsjahren weithin durch das Inland. Da wurden neue Gegenden aufgeschlossen, mit neuen Stämmen Verbindungen geknüpft, und das Ende davon war immer, daß wieder neue Gehilfenstationen angelegt werden konnten.

Wir hatten vollkommen Freiheit unter der Militärverwaltung, solche Inlandreisen zu machen und unter den Hinterländern das Missionswerk auszubreiten. Die neuen Herren des Landes hatten offenbar den Eindruck, daß durch solche Tätigkeit der Mission die wilden Inländer immer weiterhin befriedet wurden. Verschiedene von unsern Mitarbeitern bildeten sich durch die gute Gelegenheit zu erfolgreichen Reismissionaren aus. So Keyßer, Bayer, Schnabel, Leonhard Flierl, Saueracker und Wacke, Mailänder usw. –

158|159

Nun einige von diesen Reisen, die da gemacht wurden! Da die Rheinische Mission ja auch durch die Neue Welt versorgt wurde wie wir Neuendettelsauer, so war die Verbindung zwischen | Finschhafen und Madang häufig, und eine Frucht dieser Verbindung waren auch gemeinsame Reisen, so z. B. von der Astrolabebay aus über das Mittelgebirge westlich des Finisterre-Hochgebirges nach dem Ramumarkham-Tal herunter zum Huon-Golf. Andere Reisen unserer Finschhafener Brüder waren vom Sattelberg nach Westen den Hochgebirgen entlang bis zum Markham. Bei anderen Reisen zweigten unsere Reisenden von dieser Route ab über den gewaltigen über 4 000 Meter hohen Stock Saruwaked, den höchsten Gipfel des Finisterre-Gebirges, hinunter zum Kombafluß, der jenseits Dorfinsel sich ins offene Meer ergießt.³⁹ An den verschiedenen Hängen des Saruwaked herum wohnten zahlreiche Eingebornenstämme, und es gab im Finisterregebirge weiter nach Westen gut bevölkerte Hochtäler. Häufig waren Gegenden nahe der Küste, wo die Bergströme durch Schluchten hinausbrausten, oft recht menschenleer, während in den Hochtälern sich zahlreiche Dörfer fanden, so in dem Orowa-Tal, das tief im Finisterregebirge zur Wasserscheide hinaufgeht, wo dann das Gebirge leicht zu überschreiten war und man auf der Inlandseite zu dem Azeravolk im Markhamtal kam.

Eine sehr große Reise machten auch die Brüder Pilhofer und L. Flierl mit Mailänder, von dessen Station Zaka aus das Waria-Tal hinauf über Bergrücken hinweg

38 Der schottische Missionar und Entdeckungsreisende David Livingstone (1813–1873) hatte von 1840 an in Afrika gelebt, wo er abenteuerliche Forschungs Expeditionen unternahm. Seinen von Flierl im folgenden zitierten Ausspruch konnte die Herausgeberin nicht nachweisen.

39 Über diese Reise und die damit verbundenen Anstrengungen berichtet anschaulich G[eorg] Pilhofer: Eine Reise in das Hinterland von Finschhafen (Kaiser-Wilhelms-Land), mit Karte und 5 Abbildungen, Dr. A. Petermann's Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt 57 (1911), Band II, S. 187–191.

nach dem Watut, einem Nebenfluß des Markham. Diese Reise dauerte wochenlang und war mit ungeheuern Strapazen und Entbehrungen verbunden. Auf dem vielgekrümmten Watut bauten sie sich mit ihren Begleitern Flöße, die zum Teil in Stromschnellen zerrissen wurden, so daß viel von ihrem Reisegepäck verloren ging. Ihre ca. 25 Begleiter teilten mit ihren missionarischen Führern alle Not und Entbehrungen um der großen Sache willen.

Gerade bei der Abgeschlossenheit durch den Krieg wurde uns das Land unserer Arbeit erst recht weit und groß, und dabei galt auch St. Pauli Wort: Gottes Wort ist nicht gebunden.⁴⁰

So konnten infolge dieser Missionsreisen immer mehr Gehilfenstationen angelegt werden. Die Gehilfenschüler, welche zum Teil in ihren Ferien diese Missionsreisen mitmachen durften, wurden dadurch desto mehr begeistert für ihren Beruf. So war es ein fröhliches Wirken und Schaffen in der Ausbreitung des Werkes durch unsere eingebornen Gehilfen.

Bei Anlegung von Gehilfenstationen in neuen Gegenden wurden nicht etwa lauter ausgebildete Gehilfen angestellt, sondern auch zuverlässige Christen aus den Gemeinden. Es wurde nur darauf gesehen, daß die führenden Gehilfen einer neuen Station oder auch verschiedener Stationen einer neuen Gegend möglichst gut ausgebildete Leute waren. Auf jeder Gehilfenstation wurden in der Regel drei Mann angestellt, einer mindestens war verheiratet, der zweite und dritte konnte auch ledig sein. Ihre Wohnungen bauten sie sich selber, wobei Leute von ihren Muttergemeinden ihnen häufig halfen. Ihre „Pfarrhäuser“ waren immer besser als die ihrer Pflegebefohlenen, der gewöhnlichen Dorfleute, so daß auch auf diese Weise ihr gutes Beispiel wirken konnte. In ganz neuen Gegenden wurde nicht gleich mit Schule angefangen und nicht gleich mit Predigt. Die Gehilfen mußten ja auch den neuen Dialekt erst lernen, und dann in täglichem Umgang die Heiden zum Guten beeinflussen. Das konnte auf allerlei Weise geschehen. Wenn etwa die Dorfleute ihnen sagten: Dieser Ort da ist ein Geisterplatz, da dürft ihr kein Wasser trinken, keine Frucht essen, so gaben die Gehilfen zu verstehen, daß den Anutu-Leuten die Geister nichts anhaben können. Oder bei Zaubereifurcht, wo unsere heidnischen Kate sich scheuten, irgend eine Fruchtschale, Speisereste, Haare fallen zu lassen, womit ein Zauberer ein Zauberbündlein knüpfen konnte zu | Krankheit oder Tod dessen, von dem diese Reste stammten: da machten auch die Gehilfen den Leuten klar, daß dem, welcher Anutu dient, kein Zauber schaden kann. Es kam alles darauf an, daß die Gehilfen Leute waren, die von den Leuten des neuen Stamms geachtet wurden als fleißige, mutige, tüchtige Leute, dann galt ihnen ihr Wort mehr und mehr, je deutlicher sie sich ausdrücken konnten. Daraus geht klar hervor, daß gute Christen auch ohne viel Schulung in den neuen Gegenden Ein-

159|160

40 2Tim 2,9.

fluß ausüben konnten. So wuchs also das Werk und das Wort gerade in der Kriegszeit mehr und mehr durch Missionsreisen und die Arbeit an neuen Gehilfenstationen.

Und nun zu dem Ausbau des Werkes während der Kriegszeit! Da konnte man ja fürchten, daß alles ins Stocken kommen müßte, und eine Zeitlang war es auch so. Aber nachdem wir uns zurechtgefunden hatten und alle nur erwünschte Hilfe erfuhren vonseiten der Freunde der neuen Welt in Australien und Amerika, da wurde das Werk auch äußerlich immer besser aus- und aufgebaut. So z. B. die Gesundheitsstation Sattelberg. Sie wurde gerade durch die Not der Kriegslage erst richtig ausgebaut. Wir mußten uns ja sagen, daß in absehbarer Zeit keine Missionsleute zu Erholung und Urlaub in gesundes Land gehen könnten. Da galt es nun, für uns und andere die Erholungsstation richtig auszubauen. Da war es auch gut, daß das Sägewerk am Butaweng in guten Gang gekommen war und in der Umgebung viel mehr gutes Holz sich fand als wir vorher glaubten, welches nun zu Baumaterial geschnitten, gehobelt, gefalzt und genudet werden konnte. Da hatten wir dann das nötige Baumaterial. In dem Br. Hertle hatten wir einen vorzüglichen Arbeiter in Holz und Eisen. Weil nun aber ein einzelner Weißer nicht gar zu viel zustandebringen könnte, so verstand es Hertle, sich tüchtige Bauehilfen heranzuziehen aus den Jabim. Später kam dann noch ein Br. Claussen⁴¹, ein Zimmermann und Elektrotechniker aus Queensland, aufs Feld, der bildete auch Kate, junge Männer, heran zu Bauehilfen, die schon ganz neidisch geworden waren auf die Jabim.

Nun zum Ausbau von Sattelberg! Da ebnete Hertle mit Hilfe der Dorfleute den nächsten Hügel ein und baute auf die schöne Fläche eine Anzahl zweiräumiger Erholungshäuser, so daß die Gesundheitsstation nicht bald überfüllt wurde mit Erholungsgästen. Er baute auch ein feines Kinderheim und Schulhaus daneben. Die Kinder konnten ja auch nicht weggeschickt werden, und man mußte auf Schulung derselben auf dem Feld bedacht sein. Da gab der Br. Schnabel für eine Zeitlang seine Station auf zu Quembung, d. h. er überließ die dortige Missionsarbeit den Gehilfen, und er selber wurde für einige Jahre Schulmeister für weiße Kinder auf Sattelberg. In dem großen Kinderheim war ein Mädchenraum und ein Jungenraum, und eine Gouvernante sozusagen mußte die Aufsicht führen über diese Schar, eine Zeitlang die Dora. Es waren eine Zeitlang über 20 weiße Kinder auf dem Sattelberg. Solche, die zu groß wurden für die Volksschule, die kamen nach dem Logaweng, wo Br. Zahn eine Zeitlang seine Gehilfenschule sistierte und sozusagen Lehrer an der Mittelschule der Missionskinder

41 Der deutschstämmige Australier Christian Claussen (1880–1932) arbeitete von 1924 an für die Mission in Neuguinea. Er starb an einem schweren Malariafieber.

wurde. Auch von auswärts kamen dazu einige Kinder, so z. B. von Blum in Madang und ein Kopenhagen⁴², Sohn eines Ansiedlers.

So hatte also der Br. Hertle mächtig viel Arbeit getan, auch noch in andern Orten, wie wir nachher sehen werden.

Es ist schon erwähnt, daß wir Sattelberg auch für andere einrichten mußten. So wandte sich Mr. Cox, der *chairman* der Methodistenmission im Archipel, an mich mit der Anfrage, ob wir | die deutschen Mitglieder ihrer Mission in Urlaub aufnehmen könnten und zu welchen Bedingungen (diese deutschen Mitglieder wurden nämlich in Australien zu sehr angefeindet). Nur der alte Fellmann, der in der deutschen Zeit *chairman* gewesen war und das Neue Testament übersetzt hatte in die Raluansprache, befand sich zu Vollendung seiner Arbeiten in Sydney. Während der deutschen Regierung hatten sich die Methodisten umgestellt und eine ganze Anzahl deutscher Methodisten in ihrem Dienst.

160|161

Ich sagte nun dem Mr. Cox zu, seine Leute könnten kommen nach Bedarf, und die Bedingungen seien fünf Mark im Tag. Das sollte gegenseitig sein, falls wir genötigt wären, bei ihnen im Archipel zu herbergen.

Es kamen nun aus der Methodistenmission zu verschiedener Zeit verschiedene Personen nach Finschhafen in Urlaub. So eine Schwester Glas⁴³ aus Nürnberg. Zu anderer Zeit ein Missionar Pratsch⁴⁴, ein polnischer Name, der auf deutsch Bruder heißt. Er war mehrere Monate lang bei uns auf Sattelberg und anderen Stationen. Einmal bekam er auch Schwarzwasserfieber, und ich ließ den Wilhelm Schulz von Finschhafen kommen, um ihn zu pflegen. Die deutschen Missionare der Methodisten waren im Seminar zu Frankfurt ausgebildet, und Pratsch erzählte uns Manches aus seiner Studienzeit. Er schrieb auch eine kleine Schrift in der Raluansprache und ließ sie in unserer Druckerei auf Logaweng drucken. Eine andere Partie war Missionar Wenzel mit Frau und Kind, derselbe war 1911 mit uns nach N[eu] G[uinea] gekommen und hatte mit Hans eine Kabine und erzählte diesem sehr viel. Freundin der Familie Wenzel war ein Fr. Parkinson⁴⁵, die kam auch mit zur Erholung. Sie war eine flotte Reiterin und sehr energisch. In Rabaul soll sie einen zudringlichen Beamten mit

42 Der um 1908 geborene Rudolf Kopenhagen war der Sohn eines Angestellten der Neuguinea-Compagnie, Conrad Kopenhagen, und dessen Frau Emmy. Die Familie wurde zu Beginn der 1920er Jahre enteignet und ausgewiesen.

43 Die Diakonisse und Krankenschwester Anna Class war von 1913 bis zu ihrer Ausweisung 1921 für die methodistische Mission im Bismarckarchipel tätig.

44 Alfons Pratsch, ein methodistischer Missionar, war 1914 in Neuguinea angekommen.

45 Dollie (eigentlich Johanna Theresa) Parkinson (1895–1950) hatte ein Internat in Neuseeland besucht. Sie heiratete 1918 den Deutschen Peter Uechtritz, nach Scheidung der Ehe 1933 den Engländer Harry Messenger.

der Reitpeitsche traktiert haben.⁴⁶ Ihr Vater⁴⁷ war ein Lehrer aus Schleswig-Holstein, ihre Mutter⁴⁸ eine Halbblut-Samoanerin, die Schwester der Berühmten Königin Emma⁴⁹, auch eine Halbblut-Samoanerin, welche eine große Pflanzung in der Nähe von Herbertshöhe besaß und eine ganze Anzahl von Nichten aus Samoa nach sich gezogen hatte. Diese war sehr geschäftstüchtig. Der Herr Parkinson sammelte hauptsächlich Kuriositäten der Eingebornen für deutsche Museen. Der Missionar Wenzel mit Familie war eine Reihe Monate auf Sattelberg, Wareo und anderen Stationen bei uns. Er hat auch mit Keyßer das Hube-Land besucht und war sehr beeindruckt von der dortigen Gehilfenmission. Ein besonderes Mißgeschick hatte er bei der Abreise von Sattelberg über Heldsbach nach Finschhafen zum Schiff. Sie hatten dabei nur ein Pferd. Von Sattelberg bis Heldsbach ritt die Frau Wenzel, von da bis Finschhafen Frl. Parkinson. Wenzel mit Frau und Söhnlein gingen hinterdrein, und noch in der Pflanzung von Heldsbach am Scheideweg gingen sie den besseren Weg zum Landungsplatz Heldsbach, und konnten da nicht weiter. Sie wollten nicht wieder zurück zum Scheideweg, sondern quer über neu niedergeschlagenes Waldstück. Da mußte der arme Wenzel Kind und Frau schleppen über die Baumstämme weg und brauchte endlos lange Zeit, um zum Weg nach Finschhafen zu kommen, so daß der arme Bruder ganz erschöpft war. – Dem schon erwähnten Missionar Cox widerfuhr im Anfang des Krieges ein arges Mißgeschick. Drüben in Neu-Irland waren zwei geflüchtete Deutsche versteckt, darunter sogar ein Doktor, ein Arzt, die hatten irgend einen Groll auf Cox und verprügelten ihn. Sie wurden nachher gefangen und in Rabaul gefloggt⁵⁰, was den Tätern aber von der Behörde übel genommen wurde, denn sie sollten doch nicht die Weißen floggen, ob sie es auch verdient hatten.⁵¹ |

161|162

Doch nicht nur Sattelberg baute Br. Hertle mit seinen Baugehilfen erst vollständig aus während des Krieges zur Gesundheits- und Schulstation, auch die Geschäftsstelle

46 1913 hatte der Hauptmann Albert Prey Dollie Parkinson nachgestellt. Es war Dollies ältere Schwester Helene, genannt Nellie, die daraufhin Prey öffentlich mit der Reitpeitsche schlug.

47 Der Pflanzler und Händler Richard Parkinson (1844–1909) kam 1875 nach Samoa und ließ sich 1882 auf der Gazellehalbinsel nieder, wo er ethnologische und geographische Forschungen anstellte. Er starb an Frambösie.

48 Phoebe Parkinson (1863–1944) wurde 1879 verheiratet. Mit ihrem Mann Richard hatte sie mindestens neun Kinder. Phoebe Parkinson kam in japanischer Gefangenschaft ums Leben.

49 »Queen Emma« (1850–1913) wurde wegen ihrer legendären Schönheit und ihres Reichtums so genannt; sie besaß das größte Wirtschaftsimperium des Bismarckarchipels. Sie hatte zahlreiche Beziehungen, unter anderem mit James Forsayth, den sie 1869 heiratete, und mit Paul Kolbe, der 1894 ihr Mann wurde.

50 Wortbildung zu englisch *to flog*, mit einem Stock oder einem anderen Hilfsmittel schlagen.

51 Cox wurde von betrunkenen deutschen Pflanzern verprügelt, die ihn verdächtigten, den Australiern militärische Geheimnisse verraten zu haben. Die Beschuldigten wurden am 30. November 1914 auf Befehl des Administrators William Holmes einer öffentlichen Prügelstrafe unterzogen. Diese Affäre sorgte unter den deutschen Ansiedlern für große Empörung.

am Finschhafen. Für Unterbringung und Verteilung der eingehenden Güter war dort mehr oder weniger Notbehelf gewesen. Erst im Krieg baute Br. Hertle ein gutes und großes Lagerhaus für unsere Mission, und zwar an dem Orte Matatakum, etwa 5 Minuten südlich von dem Gästehaus zu Pola an dem Kanal, der den äußeren mit dem mittleren Finschhafen verbindet und für die Bavaria gut fahrbar ist, wie auch das mittlere schöne Hafenbecken guten Ankergrund hat für die Bavaria und ähnliche Fahrzeuge. Dampfer können nur im äußeren Hafen ankern, der bei Nordwind nicht ganz ruhig ist.

Bei Matatakum findet sich auch vom mittleren Hafen aus sehr günstiger Platz für Helgenbau, wo [die] Bavaria öfters aufgezo-gen wurde durch Zugochsen und sogenannte Waldteufel, eine Maschine, mit der man Bäume ausreißen kann.

An einer günstigen Landecke baute allda Hertle das große und sehr gute Lagerhaus der Mission. Erst ließ er durch eine Schaar Tagelöhner aus Bukaua den Bauplatz einebnen, dann setzte er Zementsockel, auf welche die in der Säge zu Butaweng geschnittenen Pfeiler von Eisenholz gesetzt und wohl verstrebt wurden. Auf diese an 12 Fuß hohen Pfeiler wurde dann der große Oberbau gesetzt. Die Konstruktion des ganzen Gebäudes war so solide, daß es auch durch kein Erdbeben geschädigt wurde.

Von der nahen Landebrücke der Bavaria führte eine Rollbahn in und durch den Bau bis zum Ende desselben. Auf beiden Seiten der Rollbahn war der Grund zementiert. Hier wurden die von außen kommenden Stückgüter niedergelegt, aus- und umgepackt und mit [der] Bavaria weiter versandt nach den verschiedenen Stationen längs der Küste in Süd und Nord.

Die feineren Waaren wie Stoffe und dergleichen wurden in den Oberbau gebracht mit verschiedenen Räumen und vielen Repositorien, wo alles übersichtlich aufgelegt werden konnte. Im Oberbau befanden sich die verschiedensten notwendigen Räumlichkeiten, ein Zimmer für Handel mit den Eingebornen, mehrere Amtstuben, ein Raum für die ein- und ausgehende Post, Wohnung für den Lagergehilfen, Br. Laur, zugleich Standesbeamter, eine Familienwohnung für den Lagerverwalter Br. Ruppert mit angebauter Küche und Eßraum, auch Gastzimmer. Dieser große und wohleingerichtete Bau entstand also erst im Kriege und tut seine Dienste bis zur Gegenwart. Durch den Fleiß und das Geschick von Bruder Hertle und seiner Braunen Helfer und vor allem auch durch die reichliche Unterstützung unserer Freunde in der neuen Welt, in Australien und Amerika, wurde solcher Ausbau unseres Missionswerkes im Lande unserer Arbeit ermöglicht trotz aller Kriegsnot.

Und noch einen wichtigen großen Bau führte Bruder Hertle während des Krieges aus. Auf dem Logaweng wurde seinerzeit, nach 1906, die gute Druckerpresse der Mission, von bayrischen Pfarrern gestiftet, sehr mangelhaft untergebracht. Es war auch nur ein Notbehelf ähnlich wie bei Unterbringung der Waaren am Finschhafen. Auch auf Logaweng baute nun Bruder Hertle mitten im Weltkrieg die Missionsdruckerei

in bester Weise aus, für die Schnellpresse und den Motor dazu, die Setzkasten und -Räme⁵² und die Papiervorräte.

162|163 Ähnlich wie beim Lager in Finschhafen waren die großen Räume zu ebener Erde fest und sauber zementiert. Im Oberbau fand sich da ebenfalls die Wohnung des Missionars Böttger, welcher die Leitung der Druckerei hatte. |

Es war ein glücklicher Zufall, daß kurz vor Ausbruch des Weltkrieges noch große Papiervorräte von Deutschland auf unser Arbeitsfeld in Neu Guinea hinausgekommen waren, und weiter war es ein glücklicher Umstand, daß die Militärverwaltung unserer Missions-Druckerei keinerlei Beschränkungen auflegte.

So konnte die Arbeit darin ungehindert vor sich gehen. Es wurden wie bis dahin die Monatsblättlein gedruckt und die kleinen Jahreskalender, vor allem aber die verschiedenen Schulbücher, welche größerer Vorräte von Papier bedurften. Als dann die Vorräte zusammengingen, konnten Neubestellungen an Pastor Theile eingesandt werden, der ja alles, was unser Werk bedurfte, von Australien her uns zusandte.

Ein sehr geschickter Vorarbeiter in unserer Missions-Druckerei war der schon früher erwähnte Soli aus Bonga, den der Reichskommissar Rose anfang der neunziger Jahre mit nach Deutschland genommen hatte, der dort ein paar Jahre die Volksschule besuchte und auch getauft wurde als der erste Jabim und nach seinem Gönner den Namen Fritz erhielt. Der junge Fritz Soli war ein intelligenter junger Mann, perfekt in Jabim und Kate, und konnte auch ziemlich gut Deutsch – sprechen, lesen und schreiben. Soli war ein geschickter Vorarbeiter in der Missionsdruckerei. Er war verheiratet und hatte einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich war, er war auch intelligent, wurde aber kein Drucker, sondern ein Zimmermann unter Anleitung von Bruder Hertle, und konnte gut arbeiten nach Zollstab und Winkeleisen. Er hat auch bei uns in Heldsbach später gearbeitet und sich recht nützlich erwiesen.

Die Druckereihilfen waren auch Missionsgehilfen einer besonderen Kategorie. Neben der Arbeit in der Druckerei und zwischen den vier Wänden taten sie auch Arbeit im Freien, indem sie ihre eigenen Felder und Gärten bearbeiteten zu ihrer eigenen Ernährung. Neben dem Schriftsetzen, Bücherbinden hatten sie also auch [mit] Buschmesser und Beil, Haue und Harke zu hantieren, was jedenfalls ihrer Gesundheit zuträglicher war, als wenn sie ihre ganze Zeit nur mit Papier hätten hantieren dürfen.

Wie in allen Missionsbetrieben in Christendörfern und Gemeinden wurde auch in der Missionsdruckerei Selbst-Disziplin geübt, was dem gedeihlichen Gemeinschaftsleben unserer christlichen Eingebornen nur förderlich ist. Freilich will [das die] englische Obrigkeit vielfach nicht dulden und schadet auf diese Weise dem Volke gar sehr.

Ob dieser Sache wurde ich auch einmal, als Leiter der Mission, auf dem Amte zu Morobe gemaßregelt. Bukaua-Jungen dienten als Arbeiter auf der Pflanzung Singgaua

52 Die Bedeutung des Worts ist unklar, vielleicht ist „-Rahmen“ gemeint.

unter einem Herrn Andexer. Etliche von ihnen hatten Unfug verübt im nahem Dorf. Da kamen die Gemeindeältesten von Bukaua an einem Sonntag, da die Arbeiter frei hatten, und nahmen diese Bürschlein vor und verhängten Ordnungsstrafen über sie. Andexer machte Anzeige auf dem Amt. Dieses sandte per *radio*⁵³ Mitteilung nach Rabaul, und die oberste Stelle verfügte auf dem gleichen Weg, der Senior Flierl hätte zu unterschreiben, nicht zu schlagen noch schlagen zu lassen.

Ich setzte zu meiner Unterschrift einen Vermerk, der dem Beamten nicht recht gefallen wollte.⁵⁴ Aber was ich geschrieben hatte – war geschrieben.⁵⁵ |

163|164

53 Per Funk.

54 Hierzu ist nachträglich ergänzt: „Der Beamte hieß Somerset.“

55 Flierl zitiert Pontius Pilatus, der sich mit den Worten „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben“ weigert, die Kreuzesinschrift zu ändern (Joh 19,22).

DER UNGLÜCKLICHE AUSGANG DES WELTKRIEGES. SCHWERE KRISIS FÜR UNSERE MISSION

Die Kriegsnachrichten von Europa, die wir je und je in Neu Guinea erhielten, waren ja sehr mager und unzuverlässig. Sie waren in vielerlei Hinsicht gefärbt.

Wilhelm im Lager zu Liverpool bei Sydney konnte uns je und je über sein persönliches Ergehen kurz schreiben.

Hans konnte anfänglich von Deutschland uns einige Male Mitteilungen senden über sein Ergehen, zuletzt, daß er auch zum Militär eingezogen war im Februar 1915. Da kam er als Rekrut nach Fürth zur Ausbildung und mußte im August ausrücken nach der Westfront, wo er in den verschiedensten Abschnitten zu kämpfen hatte bis zum großen Rückzug 1918. – Bald kamen von ihm gar keine Briefe mehr. Die Briten hatten Postsperre verhängt als Repressalie wegen Belgien. Ab und zu konnten wir von Wilhelm erfahren, daß sein jüngerer Bruder noch lebte und wo er jezuweilen stand. Er erfuhr es durch australische Kameraden und Freunde, bei denen Hans den Nicknamen Obstmann hatte. Wenn da über Obstmann das und jenes berichtet wurde, so wußten wir, es war über Hans. Die Engländer hoben alle seine Briefe auf, und nach dem Waffenstillstand kamen 18 auf einmal.

Einmal erreichte uns die Nachricht, er sei vermißt, doch war diese Nachricht überholt durch eine bessere, daß es ihm noch wohl ginge. Er machte genaue Niederschriften über sein Ergehen, Verwundungen usw. Er schickte uns später alles zu mit sicherer Gelegenheit.

Ein übles Anzeichen über schlimmen Kriegsausgang war der Umstand, daß allmählich von der Militärverwaltung die deutschen Gesetze nicht mehr beachtet wurden, wie sie gewährleistet waren durch die Proklamation, die Dr. Haber erlangt hatte. In den ersten Jahren behielt das deutsche Geld den Wert und blieb im Umlauf, was ja auch durch die deutschen Rechte und Gesetze gewährleistet war.

Da wurde auf einmal eine Verordnung erlassen, daß deutsches Geld nicht mehr im Umlauf bleiben dürfte, es würde aber umgewechselt – Mark um Schilling. Unserer Mission brachte das keinen besonderen Schaden, unsere kleinen Geldbestände konnten wir leicht am Amt umwechseln.

Aber unsern Eingebornen, besonders den Hinterländern, den Hube, drohte da großer Verlust. Diese hatten in ihren Sparstrümpfen, resp[ektive] Säcklein, viele deutsche Mark hinterlegt und hielten sehr daran fest. Sie hatten sparen gelernt. Ihretwegen machte ich Eingabe an die Regierung, daß aus Rücksicht auf unsere Eingebornen die Geldumwechslungsfrist verlängert werden möchte, was dann auch geschah.

Endlich kam die Nachricht über Waffenstillstand und zwar sehr augenscheinlich, drunten am Finschhafen loderten Freudenfeuer. Für unsere Gefangenen kam die erhoffte Freiheit damit noch lange nicht. Unsere beiden Missionare und auch Inspektor Steck wollten ja nicht nach Deutschland deportiert werden, sondern nach Neu Guinea zurück. Um so länger wurden sie hingehalten in Ungewißheit, um dann schließlich doch nach Europa abgeschoben zu werden. Auf diese Weise hatte Wilhelm an die fünf Jahre hinterm Stacheldraht zuzubringen, und in diesem Krieg ist er nun wieder interniert und in viel größerer Gesellschaft als damals im Weltkrieg.

164|165

So heißt es nun wieder: Fasset eure Seelen in Geduld!⁵⁶ |

Ein Ereignis trat bald mit dem Waffenstillstand auf dem Sattelberg ein: Vom Westen her kam der Flüchtling an, welcher schon etliche Monate an der Ostseite des Sattelberges eine Waldhütte der Eingebornen bewohnt hatte und wie wir auf den Frieden wartete.

Er schrieb mir nun ausdrücklich, daß ihm freies Quartier bei der Mission gewährt werden möchte. Ich antwortete ihm, daß der Mission nur erlaubt sei, ihn zu beherbergen auf dem Weg zur Übergabe an die jetzigen Herren des Landes, und als solchen müßte ich ihn melden, wenn die Mission nicht in Gefahr kommen sollte, und er wollte doch sicher zu guterletzt uns nicht noch einmal in Gefahr bringen. Er machte Einwendungen, aber ich blieb fest.

Daraufhin stellte er sich und ritt dazu in schmucker weißer Uniform nach Finschhafen, wohin von Morobe her der Distrikt-Beamte, Captain Dillane, gekommen war, um ihn in Empfang zu nehmen. Ich war zufällig auch gerade drin, im Gästehaus zu Pola, als die beiden Herren einander begrüßten.

Detzner teilte seinem Standesbeamten von der andern Seite mit, daß er bei seiner Flucht vor vier Jahren in Morobe eine Kiste gelassen mit wertvollem Inhalt, die er wieder zu erhalten hoffe. Dillane antwortete ihm sehr gedehnt: „Four years, that’s a long time, things are liable to get lost!“ Und sie waren natürlich verloren. Detzner hatte auch noch einige Zeit in Liverpool Camp zu sitzen, doch wurde er etwas früher nach Europa gebracht als unsere Gefangenen aus der Mission.

Daheim schrieb er ein Buch voll von »Dichtung und Wahrheit«⁵⁷: „Vier Jahre unter Menschenfressern“.⁵⁸

56 Lk 21,19.

57 Anspielung auf Goethes „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“.

58 Hermann Detzner: Vier Jahre unter Kannibalen. Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Innern von Neuguinea. Mit 9 Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers, Berlin 1920.

Flierls kritische Einschätzung wird von der heutigen Forschung geteilt; so erwies sich die von Detzner behauptete Ost-West-Durchquerung Neuguineas als reine Fiktion.

Er hatte in diesem Buch auch mich vielfach beschuldigt,⁵⁹ und ich schrieb darüber an das Auswärtige Amt in Berlin und stellte die Unrichtigkeit zurecht. Ich erhielt von dieser Stelle befriedigende Antwort.

Die größte Gefahr drohte nun in dieser Übergangszeit von der Militärverwaltung zur Zivilverwaltung unserer Mission. Die Ansiedler und Pflanzer, die durch die Proklamation des Dr. Haber bis dahin geschützt waren, wurde nun samt und sonders enteignet. Einzelne konnten ja im Lande bleiben, wenn sie irgend eine Arbeit bekamen. Die Pflanzungen in N[eu] G[uinea] erhielten nun *returned soldiers*, die zum Teil keinen blauen Dunst hatten von Kokoskultur. Es kam vor, daß einer dachte, wenn die reifen Nüsse herunterfielen, so seien diese krank. Die Pflanzungen gingen unter diesen neuen Besitzern fast überall sehr zurück. Auch der Mission war ein gleiches Los zgedacht, nur wollte man sie nicht ohne weiteres *to returned soldiers* übergeben. Es sollten englische Gesellschaften sie übernehmen, so die Anglikaner und auch die Methodisten. Pastor Theile, der natürlich am schnellsten von diesen Gefahren hörte und ja in Australien sehr bekannt und gewandt war, redete auch mit diesen Stellen und brachte es dahin, daß der Australische Missionsrat beschloß, die Luther[ische] Mission sollte nicht von einer australischen übernommen werden. Ein Missionar der Methodisten von Rabaul reiste einmal nach Madang, um sich über die Lage der Luther[ischen] Mission dort zu informieren (auch die Rheinische Mission galt bei den Engländern als luther[ische] Mission). Er hatte dann den Eindruck, daß sie damit zuviel übernehmen müßten. Sonst fand Pastor Theile die Anglikaner der Sache der Deutschen Evangel[ischen] Mission mehr zugetan als die Methodisten. Ein führender Missionsmann der Methodisten, welchen Theile darum anging, für unsere Sache einzutreten, sagte, er wolle das, wenn diese Missionen keine reichsdeutschen Arbeiter mehr einstellen. Darauf erklärte ihm | Pastor Theile, daß unter solcher Bedingung er seine Unterstützung nicht wolle.

165|166

Der erste Hetzer auch gegen die deutschen Missionen war ja der Billie Hughes⁶⁰, der ja in Paris beim Friedensmachen mitgewirkt hatte. Er soll damals bei seiner Rück-

59 Die Behauptungen über Flierl finden sich a.a.O., vor allem S. 93f. und 141f. Detzner wirft Flierl vor, daß ihm durch sein Rundschreiben die Aufnahme auf Missionsstationen verweigert wurde, und er macht ihn verantwortlich für „Tage, Wochen, Monate, Jahre [...] der Einsamkeit, der Entbehrungen und Anstrengungen, der Hoffnungen und Enttäuschungen, der verzweifelten Versuche, aus der Abgeschlossenheit herauszukommen, und der ihnen folgenden Fehlschläge, des seelischen Aufgeriebenwerdens“ (S. 94). Im Gegensatz dazu wird Christian Keyßer immer wieder in den höchsten Tönen gepriesen; er war es, der Detzner entgegen Flierls Weisung mit Proviant, Kleidung und Lesestoff versorgte (siehe dazu oben, II 224, mit Anmerkung 11): „Hut ab! vor diesem tüchtigen deutschen Mann, der, mit einem seltenen Organisationstalent begabt, unter den ihm unterstellten Papuastämmen ein Werk geschaffen hat, das auf den Missionsgebieten seinesgleichen sucht“ (a.a.O., S. 303).

60 Der in London geborene William Morris Hughes (1862–1952) wanderte 1884 nach Australien aus. Von 1915 bis 1923 war er australischer Premierminister.

kehr nach Australien erklärt haben, soweit Himmel und Hölle verschieden [sind], sollen auch die Deutschen von uns geschieden sein.

Pastor Theile erkannte klar alle Gefahren, die damals unserer Mission drohten, und schrieb darüber auch nach Amerika, obwohl der Australische Premier von den Amerikanern nichts wissen wollte. Als einmal Pastor Theile allein mit dem Minister verhandelte, da ritt dieser darauf herum, es sollten eben keine Reichsdeutschen mehr eingestellt werden, und fragte, was für Leute sie in der Mission anstellen wollten. Als Theile sagte: „Nun, Australier und Amerikaner“, da fuhr ihn der Minister an: „Americans, you leave them on their own dunghill!“

Und nun kam Präses Richter doch herüber nach Australien, und mit Theile zusammen führten sie die schwierigsten Verhandlungen mit der Regierung. Alles, was sie erreichen konnten, war eine Gnadenfrist von zwei Jahren für die reichsdeutschen Missionare, die noch auf dem Felde waren. Präses Richter riet, sich zunächst dabei zu beruhigen. Kommt Zeit, kommt Rat, es würde schließlich die Suppe doch nicht so heiß gegessen werden wie gekocht. In seltsamem Widerspruch zu dieser Bedingung stand, daß die Regierung das Zugeständnis gab, daß so ein halbes Dutzend Bräute, die schon lange auf Ausreise warteten, zu ihren Verlobten auf das Feld kommen dürften.⁶¹ Bei jener Bedingung, nur 2 Jahre Gnadenfrist, hätten die dann beinahe ja nur hin und her reisen können. Es sagte damals auch ein Missionar, keiner von den Verlobten natürlich, man sollte gar nicht darauf eingehen, daß diese Bräute herauskämen, die Engländer wollten nur das Reisegeld haben. Dieses zahlten übrigens die Freunde in Amerika, und ich sagte, es gelte da zu hoffen, wo anscheinend nicht zu hoffen ist, es wird schon alles recht werden. Einer von den Verlobten ließ mir damals keine Ruhe, ich mußte für ihn eine Ausreiseerlaubnis bewirken in Rabaul, daß er über Hollandia heimreisen könne. Diese Ausreiseerlaubnis kam auch, aber auch die Nachricht, daß die Bräute schon unterwegs wären. Da sagte ich zu dem Bruder: „So, du kannst nun über Hollandia heimreisen, und Deine Braut kommt über Australien her, dann seid Ihr wieder so weit auseinander wie vorher.“ Da machte er dann doch von der Ausreiseerlaubnis keinen Gebrauch.

Da wurden allerlei Bestimmungen gegeben damals von der australischen Regierung, so die, wenn ein reichsdeutscher Missionar nach Deutschland in Urlaub geht, so darf er nicht mehr zurückkehren. Urlaub dürfte nur nach Australien genommen werden. Darauf hin wurden von unsern australischen Freunden auch zwei Urlaubsheime eingerichtet, das eine in Lights Pass, das andere in Toowoomba in Queensland.

61 Die abenteuerliche Reise der sechs jungen Frauen schildert Sibylle Bayer, geborene Wüst, in ihren Erinnerungen: Er führte mich hinaus ins Weite. Aus dem Leben der Missionarsfrau Sibylle Sophie Bayer, im Selbstverlag, Neuendettelsau 1993, S. 29–43. Die anderen Bräute waren Adele Lamm und Anna Diehl, die die Rheinischen Missionare Welsch und Wullenkord heirateten, und von der Neuendettelsauer Mission Otilie Glauner, die Verlobte von Leonhard Flierl, Babette Hertle, die Verlobte von Johann Schmutterer, und Grete Hermann, die Verlobte von Kaspar Döbler.

Um 1920 war unsere Lage am unsichersten. Ich fühlte mich auch gedrängt, englische Schriften abzufassen, ein Memorial⁶², das im australischen, englisch gewordenen Kirchenblatt gedruckt wurde, und ein Appeal for Right⁶³, gedruckt in unserer Missionsdruckerei. Das sandte ich an verschiedene Stellen, auch an die Regierung in Rabaul zur Weitergabe an die Regierung in Australien, und erhielt von dem freundlichen Administrator, General Tom Griffiths, den Bescheid, daß es geschehen sei. |

166|167

- 62 Diese Schrift konnte ich nicht ausfindig machen. Die Internetseite www.google.de/books [29.9.2010] verzeichnet sie unter dem Titel: Memorial to all that in English speaking countries . . . have the work of foreign missions at heart, 1920.
- 63 Johann Flierl: Appeal for Right. Some strong and valid reasons, why the Lutheran Mission Finschhafen should be left undisturbed by the present Government of this Colony, im Selbstverlag, Finschhafen 1920.

6

**UNTER DER AUSTRALISCHEN
MANDATSREGIERUNG
(1920–1930)**

PASTOR THEILE KOMMT MIT HILFE DER NEUEN WELT AUF'S FELD

Bis dahin hatte Pastor Theile unserer N[eu-]G[uinea]-Mission als Prokurator im Nebenamte gedient und war dabei Pastor seiner Gemeinde in Bethanien. In dieser vierten Periode unserer Mission unter der Zivilverwaltung wurde auch durch die betreffenden *boards* der Mission in Amerika und Australien die Verfassung unserer Mission neu organisiert. Pastor Theile wurde Felddirektor im Hauptamt und gab seine Gemeinde auf. Zunächst blieb in Bethanien als Vertreter von Pastor Theile der erste Heidenmissionar von Amerika, Br. Pietz, der verheiratet in Australien ankam und für ein Jahr Verweser der Gemeinde zu Bethanien wurde. Pastor Theile wurde dadurch freigemacht, zunächst eine längere Visitationsreise nach N[eu] G[uinea] zu unternehmen. In der Zwischenzeit sollte für ihn eine Amtswohnung in Süd-Brisbane erworben werden, die *Lutmis*¹, von wo aus er dann viel leichter alle Geschäfte für die N[eu-]G[uinea-]Mission besorgen konnte.

Es war wohl im Jahre 1921, als Pastor Theile mit einer Anzahl neuer Leute droben in Madang ankam, darunter Br. Schulz² von Tanunda, Frl. Rechner³, Victor Koschade⁴, und von Amerika die Schwestern Voß⁵, eine war Lehrerin, die andere Diakonissin von Milwaukee. Bei den Unterhandlungen mit der Regierung mußten unsere Neuendettelsauer Mission und die Rheinische eine einzige Körperschaft bilden, die unter der

- 1 Es scheint sich hier um eine Abkürzung für *Lutheran Mission* zu handeln.
- 2 Der 1883 in Point Pass in Südaustralien geborene Wilhelm Schultz (nicht zu verwechseln mit dem Laienmissionar Wilhelm Schulz) arbeitete von 1919 bis 1921 als Übersetzer für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea, um den Übergang zur englischen Amtssprache zu begleiten. Er war später als Drucker in Auricht's Printing Office in Tanunda angestellt.
- 3 Die 1892 geborene Agnes Rechner, eine Enkelin Gustav Julius Rechners, war im Kreis von elf Geschwistern in Yorketown in Südaustralien aufgewachsen. Sie arbeitete von 1921 bis 1923 im Kinderheim auf dem Sattelberg. 1924 heiratete sie den Missionar Karl Saueracker. Zusammen mit ihm reiste sie 1931 zu einem Erholungsurlaub nach Deutschland, wo ihr Mann noch im selben Jahr starb. Sie kehrte 1949 als Witwe nach Australien zurück.
- 4 Der australische Laienmissionar Victor Koschade, geboren im Jahr 1890, verwaltete von 1921 bis 1936 die Missionspflanzung Salangkaua. Er mußte Neuguinea krankheitsbedingt verlassen.
- 5 Luthilde Voß (1896–1929) war von 1921 bis 1925 Lehrerin auf dem Sattelberg. 1926 heiratete sie den Missionar Emil Hannemann und war von da an als Missionarsfrau tätig. Sie starb an Schwarzwasserfieber. Ihre Schwester Ida Voß, geboren 1894, war von 1921 bis 1924 bei der Mission als Krankenschwester angestellt und heiratete dann Victor Koschade, mit dem sie bis 1936 in Neuguinea arbeitete. Den Ruhestand verbrachte das Paar in Brisbane.

Leitung des Australischen und des Amerikanischen *mission board* standen. Deutschland blieb dabei völlig ausgeschlossen, und in absehbarer Zeit war an eine Berufung reichsdeutscher Arbeitskräfte nicht zu denken.

Ich fuhr auf der Bavaria dem Pastor Theile nach Madang entgegen, und es fanden zunächst Beratungen und Besprechungen auf Rargetta statt, der Station des Missionars Blum, und [es] wurde dabei alles zu Faden geschlagen, wie die beiden Missionen zusammenarbeiten sollten. Die Rheinischen hatte ja andere Einrichtungen gehabt als wir: volles Gehalt und dabei Viehbestände u[nd] d[er]gl[eichen] als Privateigentum. Unsere Einrichtung um Finschhafen wurde als praktischer angesehen, dieser halbe Kommunismus mit mäßigem Gehalt und dabei Lieferung der nötigen Lebensbedürfnisse durch die Mission. Die Rheinischen hatten es selber schon öfter als Mißstand empfunden, wenn der Stationarius allein verantwortlich sein sollte für Nutzvieh u[nd] d[er]gl[eichen]. Das führt zu allerlei Unzuträglichkeit bei öfterem Personenwechsel, wie er in den Tropen eben vorkommt. Es ist dabei immer unangenehm, wenn der erste Missionar den zweiten bitten muß: Paß auf mein Vieh auf! Es ist viel besser, solche wichtigen Dinge sind Missionseigentum, und jeder ist gleich verantwortlich bei den Wechselfällen des Lebens.

167|168

Und nun kam der Pastor Theile zu uns hinunter nach Finschhafen, wo dann auch auf Sattelberg die Hauptkonferenz stattfand. Dieser Besuch war ein großes Ereignis für uns alle, die wir bis dahin völlig abgeschlossen waren von der Außenwelt. Mit Pastor Theile konnten wir ja ungehindert korrespondieren und unsere Bestellungen ihm zuschicken, natürlich alles unter der dunklen Wolke der Zensur. Es darf wohl auch als providentiell angesehen werden, daß ich damals bei meiner Rückreise aus dem | großen Urlaub von Amerika, Deutschland und Australien zu guter letzt noch in Brisbane den Pastor Theile genau kennen lernte. Er war mit Lu. Döhler zum Schiff gekommen, und wir hatten längeren Aufenthalt in Brisbane, wobei er sich in aufopferndster Weise unserer annahm und so freigebig war, daß er für die Rückfahrt nach Bethanien sich ausgegeben hatte, was er mir ja sagte und dann ausgeglichen werden konnte.

So war denn auch mein erster Gedanke gewesen beim Ausbruch des Weltkrieges, daß wir an Pastor Theile, der so gelegen am nächsten Hafen wohnte, unter allen Umständen die beste Unterstützung und Hilfe haben würden, und so hat Gott alles gefügt, daß er im Weltkrieg unser Prokurator wurde und darnach der Felddirektor für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. Mit dem größten Interesse hörten wir ihm zu, wenn er in seiner lebhaften Art erzählte von all den Schwierigkeiten und Hindernissen, bei denen doch alles immer wieder gut ausging. Er hatte auch Ergötzliches zu erzählen, wie er auf Reisen wegen seinem glatten Gesicht von katholischen Stiefbrüdern als Mitbruder angesehen wurde. Wenn er dem einen auch erzählte, daß er Lutheraner

sei, so fand er doch, als er die Herberge verließ, daß der Stiefbruder für ihn bezahlt hatte. Beim Abschied hatte dieser zu ihm gesagt: „Do not die a Lutheran!“

Bei der Hauptkonferenz wurde ja alles und jedes genau durchgenommen, wie die neuen Einrichtungen sein sollten. Von den Kriegsjahren her hatten wir ja fast alle rückständige Gehälter gut, die wurden alle von Amerika und der Neuen Welt übernommen, und unsere Ordnungen in der Arbeit usw. blieben ja die gleichen wie bisher.

Es wurde dann auch gleich festgelegt, daß Urlaubsbedürftige eben nach Australien gehen sollten, nach Südaustralien oder Toowoomba, damit sie nicht dem Arbeitsfeld verloren gingen. Als dann bald nachher auch die Bräute in Australien eintrafen, gingen mehrere der Verlobten hinüber und machten in Australien Hochzeit, andere warteten auf dem Felde auf die Ankommenden.⁶ Da auf Heimsendung der Kinder nach Deutschland in der nächsten Zeit nicht zu hoffen war, so fand man es sehr gut, daß wir Kinderheim und Schule auf Sattelberg hatten, und die Lehrerin Voß löste da den Br. Schnabel ab, der bisher Schule gehalten hatte. Fr. Rechner wurde die Matrone im Kinderheim. Der Br. Schulz von Tanunda half bei der Rechnungsführung in Finschhafen, kehrte aber nach Jahr und Tag wieder zurück zu seiner Familie. So hatten wir also nach langer Zeit wieder etwas Verstärkung an neuem Personal erhalten. Nach Rückkehr von Pastor Theile nach Australien kam dann auch der Missionar Pietz auf das Feld, der erste eigentliche Missionar von der Neuen Welt und ein sehr tüchtiger Mann. Er hat sich zunächst in unserer Neuendettelsauer Mission und zwar im Jabim-Gebiet eingearbeitet. Es ist jetzt an die 20 Jahre, daß er im Dienst der Mission steht, und [er] hatte dazwischen natürlich einen Urlaub in Amerika. Im jetzigen Krieg ist er nun Feldleiter unserer Neuendettelsauer Mission und betreut zugleich die großen Gemeinden Lae, Laewomba und Kajabit, wo er eingearbeiteter Missionar war.

Der Pastor Theile machte natürlich auch Reisen auf unserm Finschhafen-Gebiet und besuchte verschiedene der wichtigsten Stationen. Er wurde so mit der Arbeit und mit den Arbeitern wohlbekannt und sie mit ihm. |

168|169

6 Dies waren die beiden Rheinischen Missionare Welsch und Wullenkord sowie von den Neudettelsauern die Missionare Leonhard Flierl und Johann Schmutterer (siehe auch II 281). Friedrich Bayer und Kaspar Döbler erwarteten ihre Bräute in Neuguinea.

DIE ERSTE SCHWALBE AUF UNSERM FELD

„Die erste Schwalbe macht noch keinen Sommer, aber sie deutet den Sommer an.“ Diesen Anspruch habe ich getan, als in den zwanziger Jahren die Diakonissin Helene Moll auf unser Missionsfeld kam, die erste Person, die von Deutschland nach dem Krieg uns zugesandt wurde.

Eigentlich war ja vorher eine kleine Schar von Schwalben gekommen, nämlich die 6 Bräute, wovon zwei für die Rheinische Mission waren, die übrigen für Finschhafen.⁷ Sie kamen bald an, nachdem Past[or] Theile das Feld besucht hatte und alles Notwendige eingerichtet.

Es war ja immerhin recht menschenfreundlich gewesen von der Australischen Regierung, daß diese Bräute die Einreiseerlaubnis bekamen. Ausgesandt wurden sie ja eigentlich nicht durch unsere Gesellschaft, die mußte sich dabei *pure passive* verhalten. Ihre Einreiseerlaubnis wurde bewirkt und die Reisekosten getragen durch die Freunde der Neuen Welt. Die erste eigentliche Aussendung war also dann die von der Schwester Moll, und ich glaube, es war im Jahre 1926.

Da war ja dann die Gnadenfrist von 2 Jahren längst abgelaufen, und ich kann sagen, daß ich nie in Sorge war, daß es mit dieser Bestimmung ernst genommen würde. Ehe die 2 Jahre abgelaufen waren, wurde die Gnadenfrist verlängert auf 6 oder 8 Jahre, und ehe diese abgelaufen waren, fiel die Beschränkung dann ganz weg. Die nächsten Reichsdeutschen, die nach Schwester Moll aufs Feld kommen durften, waren dann meine beiden Söhne.⁸ Sie kamen im Jahre 1927 und zwar im Juni, was ich aus ganz besonderem Grund mir fest einprägte, denn sie kamen zum Abschluß unserer einmaligen gemischten Konferenz in Rabaul, wovon später erzählt werden soll.⁹ Wilhelm wäre also so herzlich gern von Liverpool-Camp nach N[eu] G[uinea] zurückgegangen, aber er wurde unerbittlich deportiert auf dem Dampfer Main, der unserm Vaterland abgenommen war. Da ging es von Sydney durch den Stillen Ozean an der Insel Tahiti vorbei, wo der Dampfer kurz Station machte, aber an Land durften die Verbannten nicht. Sie konnten nur vom Schiff aus die wundervollen Bergformen von Tahiti anschauen. Dann gings durch den Panama-Kanal hinauf nach einem Hafen der Vereinigten Staaten, und erst in Holland durften sie Land betreten, um nach

7 Siehe II 262.

8 Wilhelm und Hans Flierl erhielten als erste deutsche Missionare wieder eine Einreisegenehmigung, da sie in Neuguinea geboren waren (Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band II, Anm. 272 auf S. 104).

9 Die gemeinsame Konferenz der Missionen aller Konfessionen, welche in Neuguinea vertreten waren, wird in II 311–321 geschildert.

169|170 Deutschland zu gehen. Hier hatte er eine kurze Zeit Vorträge zu halten, eine traurige Aufgabe, über eine verlorene Mission zu reden. Mittlerweile war sein Bruder im Missionshaus fertig, der den Weltkrieg durchgemacht hatte und als Reichsdeutscher auch nicht in das Land seiner Geburt zurück durfte. Im gleichen Jahr, wenn auch nicht auf dem gleichen Schiff, gingen dann beide nach Amerika. Beim Eintritt hatte Hans Schwierigkeit, die Einwanderungsbehörde nahm ihn für einen Australier, weil *born in N[ew] G[uinea] now under Australian rule*, und die Quote der Australier wäre voll. Seine Behauptung als Reichsdeutscher wollten sie absolut nicht annehmen. Da sagte er, er wäre Südsee-Insulaner, deren Quote war nicht voll, und er durfte landen. An die 5 Jahre hatten nun die beiden Brüder Asyl, Amt und Brot in Amerika. Dann kam die Stunde, daß sie nach N[eu] G[uinea] zurück durften. Wegen Wilhelm mußte ordnungsgemäß der Administrator Brigadegeneral Wisdom seine Zustimmung geben, und bei einem Besuch in Finschhafen sprach ich mit ihm über diese Angelegenheit. Ich erhielt zunächst keine Zusage, aber dann schriftlich von ihm den Bescheid, daß er gegen die Einreise | meines Sohnes Wilhelm Flierl nichts einwenden wollte. Für Bruder Raum war keine Einreise-Erlaubnis zu erlangen. –

Die beiden Brüder Wilhelm und Hans haben während ihres rund fünfjährigen Aufenthalts in Amerika viel erlebt und erfahren. – Wilhelm verlobte sich bei seiner Abreise in Hamburg mit der Lehrerstochter Maria Koch¹⁰, in der Voraussetzung, daß sie tropenfähig sein würde, denn nach Neu Guinea wollte er einmal wieder zurück. Er hatte Maria und ihre Familie kennen gelernt, während er in Hamburg studierte.

Ein Jahr lang hielt er Missionsvorträge in der Iowa Synode, Deutsch und Englisch, hatte in letzterer Sprache sich vervollkommnet während der 5 Jahre Gefangenschaft in Liverpool Camp. Nach einem Jahr durfte er eine Pastorstelle in Texas antreten und ließ Maria nachkommen, mußte sie in Neu York abholen und sich dort gleich trauen lassen von einem missourischen Pastor, wie das Einwanderer-Gesetz es befahl. Emma Geyer von Tanunda war Trauzeugin. Sie war in Stellung an einem Altenheim der Lutherischen Kirche in Neu York.

Wilhelms Gemeinde in Buckholz, Texas, war eine Missionsgemeinde. Sie wurde selbständig während seiner Arbeit dort und konnte [eine] schöne Kirche bauen. Einige seiner Gemeindeglieder waren evangelische Tschechen, recht brave Leute, konnten aber nur Englisch. Seine einzige Filiale war 40 Meilen entfernt. Da fuhr er mit einer Ford hin. Einmal begleiteten ihn Frau mit Töchterlein. An einer Stelle war durch Wolkenbruch die Straße unter Wasser. Er fuhr erst allein durch und mußte dann zurück und Frau mit Kind auf die Arme nehmen, hatte genug, als er sie an der Ford hatte. Nachdem er 1926 Einreise-Erlaubnis für N[eu] G[uinea] erhalten, machte er mit Freuden sich los und kam 1927.

10 Maria Koch heiratete Wilhelm Flierl 1923. Sie arbeitete von 1927 bis 1941 und von 1948 bis 1963 als Missionarsfrau für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea.

Hans, glücklich in Amerika angelangt, wurde in Dubuque ordiniert, und Wilhelm konnte dabei assistieren. Er nahm einen englischen Kursus in Waverly und erhielt [seine] erste Stelle in Ladysmith, Iowa. Er ließ sich kurz von dem australischen Candidaten Auricht vertreten und besuchte noch den Dettelsauer Pastor Senft¹¹ in den Rocky Mountains und hielt Vortrag in einer Nachbargemeinde. Der Pastor derselben schrieb ihm: Die Tochter des reichsten Mannes der Gemeinde nähme Interesse an ihm. Er möchte doch nochmal zu Besuch kommen, er, der Pastor, würde Verbindung vermitteln. Hans antwortete: Sein Herz sei gebunden an eine reichsdeutsche Jungfrau im Vaterland. Er machte darauf seine Verlobung fest mit der Hanna in Weißenburg i[n] B[ayern].¹² Als er nach einiger Zeit eine Missionsstelle erhielt in Panhandle, d. h. Pfannenstiel, in Texas, traf er auch in Neu York seine Hanna und machte in gleicher Weise Hochzeit wie Wilhelm.

In seiner Missionsgemeinde hatte er Predigtplätze zu bedienen in der Entfernung von mehr als 100 Meilen und hielt für seine Fahrten immer ein großes, starkes Auto. – Als Siegfried geboren wurde, meldete er dem Paten Wilhelm das Ereignis mit den zwei Kate-Worten per Draht: „Mote Fuawe!“ Ein Sohn ist erschienen, wohl das einzige Telegramm in dieser Sprache in ganz Amerika. – Auch er folgte dem Ruf nach N[eu] G[uinea] mit Freuden, fuhr nach den nötigen Vorbereitungen nach Buckholz, den Br[uder] mit Frau und Kind aufzunehmen. Auf dem weiten Weg, nachts, übermüdet, nickte er am Steuer ein, das Auto sprang in den Graben, Frau und Kind flogen heraus, er konnte sie unverletzt wieder bergen und [das] Auto auf die Straße führen. Von Buckholz fuhren beide Familien mit Reisegepäck in die mittleren Staaten, zum Abschied von den Pastoren Braun¹³, Raum und Otto. Das Auto wurde verkauft, und es ging mit Freuden über den Stillen Ocean nach Neu Guinea – Finschhafen und Heldsbach.¹⁴ |

170|171

11 Johann Adam Senft, geboren 1888 in Mainstockheim in Unterfranken, wurde 1912 als Pfarrer nach Nordamerika ausgesandt. Er lebte in Windsor (Colorado).

12 Die 1904 geborene Johanna Schmidt, genannt Hanna, und Flierls jüngster Sohn Hans heirateten 1925. Von 1927 bis 1939 und von 1951 bis 1966 war Hanna Flierl als Missionarsfrau in Neuguinea. Sie pflegte ihren Schwiegervater in dessen letzten Lebensjahren in ihrem Haus in Neuendettelsau.

13 Johann Friedrich Braun, geboren 1878 in Burgstall in Mittelfranken, wurde 1900 von Neuendettelsau als Pfarrer nach Nordamerika entsandt. Seine Gemeinde war Hosmer (South Dakota).

14 Die nun folgenden Abschnitte seiner Lebenserinnerungen tippte der Verfasser wieder eigenhändig, nachdem er für die ersten Kapitel von Teil 2 die Hilfe Adolf Ortenburgers in Anspruch genommen hatte.

VERSELBSTÄNDIGUNG DER KOKOSPALMENPFLANZUNG IN HELDSBACH DURCH BRUDER DÖBLER

Die Anpflanzung von Kokos-Palmen in der Korallinischen Küstenebene von Heldsbach begann ich schon bald nach Gründung der Station. Mein Neffe, Missionar Leonhard Flierl, setzte diese Tätigkeit im Nebenamte fort, wie schon sein Vorgänger, der Bruder Wacke, getan.

Im Jahre 1912 kam dann noch ein eigener Mann für diese Aufgabe von Deutschland, der Bruder Döbler. Ihm half Hans als Assistent und Dolmetscher, bis dieser um Neu Jahr 1914 nach Deutschland abreiste, um auch ins Missionshaus einzutreten. Es stellte sich immer mehr heraus, daß der Boden in Heldsbach sehr geeignet für diese Palmen war, so daß ein eigener Mann für diesen Posten sehr wohl am Platze war, um dies Unternehmen zu verselbständigen, was dann durch Br. Döbler geschah, der Heldsbach zur besten Pflanzung unserer Mission machen konnte.¹⁵ Es wurde ihm später noch ein zweiter Mann an die Seite gestellt, der wackere Bruder Hans Kraker¹⁶ aus Fürth, der aber nach wenigen Jahren schon dem Tropenfieber erlag.

Bald im Anfang suchten wir mit der Pflanzungswirtschaft nach Landesbrauch auch die Viehwirtschaft zu vereinigen, hielten Rinder, Schweine, Ziegen und Pferde zum Nutzen des Ganzen. Wir ließen einen Zuchteber von Australien kommen, den wir bis zum Ausbau des geeigneten Stalles erst in einer Felsenhöhle nahe dem Heldsbach untergebracht, so daß er zum Höhlenschwein wurde. Er wurde übergroß und fett und ging in sehr heißer Trockenzeit zu Grunde. Außer Hühnern hielten wir auch Enten und Gänse, und Letztere hatten am unteren Heldsbach ein Gänseloch.

Für lange Jahre über den Weltkrieg und darnach lebte Br. Döbler im Familienanschluß bei uns in der Langenburg, neben dem Neffen Leonhard. Auch Missionar Pilhofer, der Gehilfenlehrer in Heldsbach, gehörte bis zu seiner Verheiratung zur Großfamilie des Seniors.

Um genügend gutes Regenwasser zu haben für den großen Haushalt, baute ich am Nordende unserer Langenburg oder auch Schlangenburg einen Untergrundtank, der vom großen Wellblechdach und durch die ausgiebigen Tropenregen häufig genug gefüllt wurde, während die kleinen Wellblechtanks nicht genügten. Am Nordende

15 Die Pflanzung hatte einen Bestand von 16 000 Palmen und wurde von 50 bis 80 Arbeitern bewirtschaftet.

16 Hans Kracker (1906–1932) kam 1929 als Laienmissionar nach Neuguinea.

unser Anbaus nach 1911 hatten wir auch [ein] Badekammerlein, in welches das Regenwasser aus dem Untergrundtank gepumpt werden konnte. Es wurde nicht zuviel benutzt. Wir gingen lieber jeden Morgen in aller Frühe zum nahen Heldsbach, um [im] fließenden kühlen Wasser unter schattigen Bäumen zu baden.

Des so lange andauernden Weltkrieges wegen konnte Bruder Döbler nicht bald die Pflanzung verselbständigen, sondern mußte bei uns wohnen bleiben. Erst war auch die große Vieh-Einzäunung oben, und nahe hinter unserm Haus baute er einen großen Schweinestall von Holz und Gras für etliche Dutzend der Borstentiere. Da gab es einmal ein großes Brandunglück. Der schwarze Schweinewart war unvorsichtig bei der Futterkocherei, der große Grasbau stand im Nu in Flammen, die Tiere schrieten entsetzlich, konnten aber nicht gerettet werden. So gab es Notschlachtereien für Weiß und Schwarz und beträchtlichen Schaden für Br. Döblers und unsere Pflanzung, der zu größerer Vorsicht mahnte. Später wurden Ställe und Umzäunungen in der Nähe der Kopra-Darre¹⁷ angelegt, und nach den Zwanziger Jahren, da auch Döblers Verlobte mit den übrigen Bräuten aufs Feld kam, errichtete Br. Döbler mit seinen Arbeitern auch sein Wohnhaus auf der ersten Vorhöhe von Heldsbach, auch noch mit schöner

171|172

Aussicht über die Palmenwipfel hinweg auf das große | stille Weltmeer.

Es war eine Freude, durch die schöne Heldsbacher Palmen-Pflanzung zu wandern, wie sie durch Br. Döbler und seine Leute allzeit in gutem Stande gehalten wurde. Von der Darre aus führte eine gute Straße etwa eine halbe Stunde weit zum Landungsplatz von Heldsbach mit einem Schuppen für die fertige Kopra an der Landungsbrücke für Ruderboote und das kleine Motor-Fahrzeug, die Iowa, die von den guten Freuden der Iowa-Synode gestiftet worden war. Diese brachten die fertige Kopra ins große Lagerhaus am Finschhafen, um sie von dort aus an die anlaufenden Dampfer abzuliefern. Es wurde natürlich immer genau Buch geführt, wie viel Sack und Tonnen trockener Kopra die verschiedenen Pflanzungen ablieferten, Heldsbach, Finschhafen, Malahang usw. –

Innerhalb der Pflanzung waren gute und solide Brücken von Eisenholz über Bäche und Gräben gebaut. Die reifen, abfallenden Nüsse konnten aus allen Teilen der Pflanzung auf Ochsenkarren zur Darre gefahren werden. Die Palmen sind ja in geraden Linien gepflanzt immer im Abstand von 10 Meter. Unter den Palmen weideten Rinder und Pferde, unter ihnen später sogar ein Esel-Hengst, um die ausdauernden Maultiere zu züchten für die Reisemissionare. Nahe der Darre findet sich auch Einzäunung und Schutzhütte für die Schweine, um bei Kopra-Aufbereitung für sie alle Abfälle verfüttern zu können, zum Teil auch das Nußwasser, welches auch noch Nährstoffe enthält.

17 Ein Ort, an dem die zerschnittenen Kokosnußkerne getrocknet wurden, die für den Verkauf bestimmt waren.

Es herrscht in solcher Pflanzung ein reger Arbeitsbetrieb mit etwa einem halben Hundert brauner Arbeiter. Die fähigsten unter ihnen haben auch Aufseherposten und sind dem weißen Verwalter verantwortlich. Von Zeit zu Zeit müssen Beratungen abgehalten werden, um die vorhandenen Kräfte in bester Weise zu verteilen, da mußten Fuhrleute sein, Nüssesammler, Kopra-Aufbereiter, Feuerwerker an der Darre, Viehhirten, Wegemacher, auch ein Heilgehilfe, die Kranken zu untersuchen, Temperatur zu messen und Chinin zu reichen; eine bestimmte Abteilung hatte die Pflanzung rein zu machen. Jeder hatte seine Aufgabe, und der Verwalter, Döbler, hatte über allem zu wachen, daß seine Täglichen Anordnungen ausgeführt wurden.

Brauchte ein Missionar ein Reitpferd und Pferdejungen, so hatte er es vorher zu melden, und zur rechten Stunde stand das Erwünschte zur Verfügung.

Gemäß Regierungsvorschrift hatten die Arbeiter bestimmte Rationen Fleisch zu erhalten. Man suchte dafür das notwendige Schlachtvieh in der Pflanzung zu ziehen. An den Schlachttagen erhielten dann auch die verschiedenen Familien ihren angemessenen Anteil an der Schlachtschüssel. Milch und Butter wurde regelmäßig aus der Pflanzung bezogen.

Schön waren die Sonntage in Heldsbach. Da waren auch die eingebornen Arbeiter frei und konnten die Gottesdienste besuchen, nur absolut Notwendiges mußte getan werden. Zur Zeit der Blüte von Heldsbach waren wir unserer fünf Haushaltungen am Ort. Am Sonntag Vormittag besuchten wir den Gottesdienst der Eingebornen und hatten zu anderer Stunde auch deutschen Gottesdienst gemeinsam, gewöhnlich im Seniorat. – Nachmittags war gesellige Zusammenkunft abwechselnd in den verschiedenen Familienwohnungen bei Kaffee und Kuchen, und [man] konnte einander die Erlebnisse der Woche erzählen, Freude wie Leid, auch etwas Bewegungsspiele wurden gepflegt. Ja, es war schön in Heldsbach mit der blühenden Pflanzung, Schulen und Gemeindeleben. – |

172|173

ALLERLEI KRANKHEITSNOT IN UNSERER FAMILIE IN HELDSBACH

Es war im Anfang der zwanziger Jahre, weiß natürlich das Datum nicht mehr genau. Die Dora war im Kinderheim auf Sattelberg als Matrone, wo Bruder Schnabel die deutsche Schule hielt – da bekam ich an einem Abend nach der Abendandacht, als ich eben die Bücher vom Veranda-Raum, wo wir gegessen und Andacht gehalten hatten, nach meinem Studierzimmer [...].¹⁸ Da überfiel mich urplötzlich, ohne jede vorausgehende Mahnung, ein sehr schwerer Schwindelanfall. Um nicht hinzufallen, konnte ich mich eben noch an dem großen Schrank auf der vorderen Veranda anhalten. Die Bücher wurden mir abgenommen, und ich mußte mich hilflos, wie ich ging und stand, ins nahe Schlafzimmer ins Bett bringen lassen, konnte mich zunächst nicht ausziehen, hatte heftiges Erbrechen und viele Tage lang große Schwäche. Meine Augen waren überaus lichtempfindlich.

Am nächsten Morgen besuchte mich die kleine Enkelin Agnes Pilhofer, und der Druck ihrer zarten Händchen tat mir wohl. Ihre Mutter schrieb in jenen Tagen an die Dora auf Sattelberg: „Des Vaters Kräfte nehmen sehr ab.“

Als ich nach einigen Tagen wieder aufstehen konnte, war der Weg zu Pilhofers Haus hinüber zu weit. Ich mußte einen leichten Rohrstuhl mit mir nehmen, um mich nach wenigen Schritten hinsetzen zu können. Sehr langsam ging diese Schwäche wieder vorüber. Der Anfall glich sehr einem leichten Schlaganfall. Wenn ich im späteren Leben je wieder Anwandlungen von Schwindel hatte, so war das viel leichter und bald vorübergehend. Fieber hatte ich ja nach 1906, nach der Zeit des großen Erdbebens, nicht mehr gehabt. Der große Schwindelanfall zu Anfang der Zwanzig[er] war ärger gewesen als irgend eine frühere Krankheit. – Doch sehr langsam, in Wochen, wurde mein Zustand wesentlich besser, so daß ich wieder die alte Selbstsicherheit gewann, auch die Reise auf [der] Bavaria machen konnte, um den Pastor Theile bei seinem ersten Besuch abzuholen, auch konnte ich nachher wieder zum Sattelberg reiten zu einer notwendigen Besprechung mit Dora, als die mitgekommene Lehrerin Voß schon ihr Amt auf Sattelberg angetreten hatte.

Es war einige Zeit später, Fräulein Rechner hatte die Dora abgelöst, und diese konnte wieder heimkehren nach Heldsbach, wo sie der lieben Mutter sehr nötig war. Diese hatte nämlich einen schweren Anfall von Gürtel-Rose bekommen und brauchte längere Pflege durch ihre ältere Tochter. Elise hatte ja ihren eigenen Haushalt.

18 Der Satz bricht im Original unvollständig ab.

Einen Doktor hatten wir damals noch nicht auf dem Feld. Aber Bruder Stößel war da, der in Tübingen, im missionsärztlichen Institut, eine Ausbildung als Not-Arzt, als ärztlicher Nothelfer, erhalten hatte. Diesen ließen wir kommen von Immanuel her bei Butaweng, und Gott segnete die von ihm angewandten Mittel, so daß Mutter allmählich wieder besser und mit der Zeit wieder ganz gesund wurde. Malaria-Fieber hatte sie ja auch in Heldsbach nicht wieder, doch nahm sie allezeit getreulich Chinin in prophylaktischer Weise, wie auch wir Anderen, und dabei von Malaria verschont blieben.

173|174 Nur bei Dora ging es nicht ganz so. Sie bekam zunächst um jene Zeit die sogenannten *chicken pox* gleich Hühnerpocken, die einmal im Lande herumgingen unter den Eingebornen und dabei zuweilen ziemlich gefährliche Formen annahmen, so daß ab und an die Regierung Absperrungsmaßnahmen befahl, einmal sogar bei der Katholischen Mission und ihrer Hauptstation | Alexishafen, die wir einmal von Madang aus besuchen wollten, wobei uns der Bischof Wolff¹⁹ von der Landungsbrücke herab verkündigte, daß die Quarantäne über sie verhängt sei von wegen der Hühnerpocken, so unterhielten wir uns eben für eine Weile aus der Distanz von Brücke zu Boot.

In Heldsbach damals, als Dora die Hühner-Pocken hatte, standen wir ja nicht unter polizeilicher Quarantäne, aber die arme Dora jammerte sehr über unerträgliche Schmerzen im Haarboden des Kopfes, wo die Hühnerpocken arg dicht und schmerzhaft vorhanden waren. So baten wir die Pflegeschwester Ida Voß, die damals in Finschhafen sich betätigte, nach Heldsbach zu Hilfe zu kommen und der armen Dora Erleichterung zu schaffen.

Sie folgte auch prompt unserem Hilferuf und hielt sich etliche Tage in Heldsbach auf und tat alles ihr Mögliche für Dora. Was sie angewendet, weiß ich ja nicht mehr, doch wurde[n] Doras Leiden allmählich besser und wichen zuletzt ganz.

Aber Malaria hatte die Dora öfters, verbunden mit schweren Herzanfällen. Eines Falles erinnere ich mich besonders; es war wohl später, als die Herrenbrechter Diakonisse, die Schwester Bezzler, schon im Dienste unserer Mission war und sich gerade in Heldsbach befand, da hatte Dora [einen] sehr heftigen Anfall von Malaria, begleitet von großen Herzbeschwerden, wobei die Schwester Sophie ihr Bestes tat, ihr Erleichterung und Hilfe zu verschaffen.

Wir waren ja im Jahre 1911 aus dem großen Urlaub wieder auf unser Arbeitsfeld zurückgekommen. Da waren es anfangs der Zwanziger Jahre weit über ein Jahrzehnt, daß wir wieder im tropischen Lande arbeiteten, und die Kriegsjahre stellten ja ganz

19 Der Steyler Missionar Franz Wolf (1876–1944), 1890 zum Priester geweiht, war von 1899 bis kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs zunächst in Togo tätig. 1914 wurde er der erste Bischof des Vikariats Ost-Neuguinea, wohin er 1923 ausreiste. Im Zweiten Weltkrieg wurde er von den Japanern gefangen genommen und beim Luftangriff der Alliierten auf das Gefangenschiff Dorish Maru so schwer verwundet, daß er im Gefangenenlager auf Manam seinen Verletzungen erlag.

besondere Anforderungen an die Nerven von uns allen und minderten die Widerstandskräfte gegen anfallende Krankheiten. Niemand von uns hatte in langen Jahren außer Landes gehen können. Endlich ging die Türe auf. Ins Vaterland durfte man ja noch nicht, wenn man nicht die Möglichkeit verscherzen wollte, ins geliebte Land unserer Arbeit zurückzukommen, aber wie in früheren Abschnitten schon berichtet: Man durfte nach Australien zur Erholung und von da wieder zurück ins schöne Neu Guinea. Und die lieben Glaubensgenossen und Missionsfreunde in Süd-Australien und Queensland boten ja alles auf, gute Erholungsgelegenheiten für müde Arbeiter von Neu [Guinea] zu schaffen zu Lightspass in Süd-Australien und in Toowoomba auf dem Hochlande der Darling Downs in Queensland von über 2 000 Fuß Höhe in schöner, gesunder Gegend. Auch unseren gefangenen Brüdern taten diese Freunde alles Gute in der Gefangenschaft und nach der Gefangenschaft, aber die wurden unerbittlich deportiert.

Nun konnten sie Erholungsbedürftigen Missionsarbeitern helfen, die wieder ins geliebte Land der Arbeit zurückdurften. Da gingen zunächst einige Missionare ihren Bräuten nach Australien entgegen. So unser Neffe Leonhard Flierl, der Bruder Johann Schmutterer, Missionar Stolz, Welsch und Wullenkord²⁰ von der Rheinischen Mission.

Auch Missionar Pilhofer mit unserer Elise und ihren beiden Kindern gingen nach Süd-Australien zur Erholung. Pilhofer wollte auch noch im Englischen sich vervollkommen. Familien Lehner, Wacke, Zahn usw. folgten dem guten Beispiel. – Das gab auch uns die Anregung, durch einen letzten Urlaub in Australien Stärkung zu suchen.

|

174|175

20 Der Missionar Adolf Wullenkord (1885–1955) wurde 1913 nach Neuguinea ausgesandt. Nach seiner Internierung in Australien im Ersten Weltkrieg arbeitete er bis 1931 in Amele. Aus Rücksicht auf seine schwer erkrankte Frau kehrte er dann nach Deutschland zurück.

UNSER LETZTER URLAUB IN AUSTRALIEN

Familie Pilhofer sowie Neffe Leonhard mit Frau²¹ waren glücklich zurück in Heldsbach, somit waren wir abkömmlich für längeren Urlaub im Jahre 1924 auf 1925.

Auch Bruder Döbler war nun verheiratet. Er war seiner Braut²² nicht bis Australien entgegengereist, sondern nur bis Madang auf der Bavaria. Bruder Bayer, der zu jener Zeit gerade in Finschhafen war, machte Besuch bei Wacke und Saueracker in Sialum-Kalasa, und ich ritt mit ihm hinauf, wie ich ja mit dem ledigen Br. Bayer schon manche Reise gemacht hatte. Halbwegs, in Wandokai, übernachteten wir. Da gab es Wanzen in unserer Herberge, weshalb wir den Ort hinfort Wanzokai nannten. – Wir verlebten schöne Tage in Kalasa.

Es war unser Glück, daß wir an einem bestimmten Tage abreisten, sonst wären unsere Sättel verbrannt. Sie waren im Holzhaus aufgehängt, wo auch der Wächterhund an der Kette lag. In der Nacht des Tages unserer Abreise brannte dies Holzhaus ab, und der Hund verbrannte mit unter schauerlichem Todesgeheul, und niemand konnte ihm helfen. Wir schliefen in dieser Nacht wohlbehalten in Wanzokai.

Beim Abreiten von der Kalasa-Höhe wurde Br. Bayer auch vor Unglück bewahrt. Mein Pferd stand schon unten in der Grasebene. Bayer ritt vom Hause aus, als Frau Wacke ihm sagte: Ihr Mann ritte immer die Höhe hinab. Sein Pferd setzte sich in Galopp. Wacke und ich mußten schnell zur Seite springen. Bayer blieb zur Not im Sattel, sein Hut an langer Schnur flog hinter ihm her. Unten hielt sein Pferd bei meinem. Nach einigen Tagen erzählte er seiner eben angekommenen Braut²³ von dem gefährlichen Galopp die Höhe hinab. Dabei hätte [er] noch schnell an sie gedacht; wäre er abgestürzt, so würde ihm wohl das Heiraten vergangen sein.

Auch der Küstenpfad hatte gefährliche Stellen, dicht am Abgrund entlang, wo die zackigen Uferfelsen haushoch ins brausende Meer abfallen. Man darf dabei die Reiterpferde gar nicht ablenken vom gebahnten Pfad, um sie nicht unruhig zu machen. Der Pfad hat ja festen Felsengrund und die Reiterpferde sicheren Gang. – Bei Hardenberg-huk machten wir Mittagsrast, und wir stiegen [eine] kleine Berghöhe hinauf, um ein Naturwunder zu schauen. Wir wateten im Wasser in einem Meer von Blüten, den

21 Otilie Flierl, geborene Glauner, hatte den Missionar Leonhard Flierl erst nach ihrer Ankunft in Australien kennengelernt. Dort heirateten sie 1922.

22 Auch Margarete, genannt Grete Hermann, und Kaspar Döbler heirateten noch 1922.

23 Die 1901 geborene Sibylle Wüst kannte ihren Bräutigam wie Otilie Glauner vor ihrer Ankunft nicht. Friedrich Bayer und sie heirateten ebenfalls 1922. Nach der gemeinsamen Rückkehr im Jahr 1930 arbeitete Sibylle Bayer von 1956 bis 1958 als Witwe erneut für die Neuendettelsauer Mission in Neuguinea.

schönen, wilden Balsaminen. – Da ein Rauschen, daß man die eigene Stimme nicht mehr hören konnte: Unter einem Felsen kommt ein mächtiger Fluß hervor, unter Tosen, Brausen und Schäumen des eiskalten Wassers, vom Hochgebirge des Crommwell unterirdisch kommend. Der Strom teilt sich bald in viele starke Bäche, die auf beiden Seiten von Hardenberghuk ins Meer münden. – In Finschhafen kamen wir dann gerade recht zur Hochzeit von Bruder Döbler. – Bayers Braut [war ebenfalls dort], eine Schwester der Frau Mailänder, die einander mit ihrem Bräutigam noch nicht gesehen hatten. Sie gingen beide mit Mailänders nach der Station Zaka, erst noch einander etwas kennen zu lernen und dann Hochzeit zu halten.

175|176 Wir reisten in unseren letzten australischen Urlaub ab Anfang des Jahres 1924 auf einem schönen Dampfer von Burns Philp und Co. Der Dampfer hatte etwas Aufenthalt bei der kleinen Insel Samarai nahe der Südostspitze von Neu Guinea. Dieser Punkt war uns von früher her bekannt. Unsere Moresby im Jahr 1899 hielt auch da an, als wir mit junger Familie wieder aufs Feld zurückkehrten. Nahebei liegt dort eine kleine Berginsel²⁴ mit der Missions-Station des Londoner Missionars Abel²⁵. Da genügend Zeit war, so bekam ich Lust, sie zu besuchen. Ein dortiger Eingeborner war zur Hand mit einem Seelenverkäuferlein, einem elenden Scherben von Kanu. Er war es zufrieden, mich mit Wilhelm und Biwa als Passagiere hin und her zu fahren, um ein bestimmtes Entgelt. Das Kanu trug uns gerade, und der Braune paddelte los. Die Hinfahrt ging ganz schön bei ganz ruhigem Wasser. Wir landeten an einer kleinen Strandebene und stiegen auf die Höhenstation hinauf. Missionar Abel und Familie waren nicht daheim, nur ein Gehilfe hütete ein. Der nahm uns freundlich auf und zeigte uns alle Herrlichkeit des kleinen Inselreichs. Er bot uns auch Mineralwasser als Erfrischung an. Dann wurde es Zeit zur Rückfahrt. Der Wind hatte aufgefrischt, die See wurde je länger desto bewegter, fast zu viel für unser armseliges Fahrzeug. Gut, daß es nicht weit hinüber war zu unserm Dampfer im Hafen von Samarai. Biwa mußte etwas Leckwasser schöpfen. So gefährlich war ja die Fahrt nicht als einige Wochen später die Fahrt von Simbang nach Katika. Doch froh war ich immerhin, als wir wieder glücklich bei Muttern waren mit den beiden Töchtern und Klein-Hänsing.

Und nun zwischen den Jahren 1899 und 1924! Was hat dieser Zeitraum von einem Vierteljahrhundert uns alles gebracht? Und die Gegenwart im Vergleich zu jener Vergangenheit! Die beiden Söhne standen noch als Pastoren in Texas, und Elise war glückliche Familienmutter in Heldsbach. Die Älteste war noch bei uns, im Alter uns zu betreuen. –

24 Die Insel Kwato.

25 Der Engländer Charles William Abel (1862–1930) war als junger Mann nach Neuseeland ausgewandert. 1890 kam er als Missionar der London Missionary Society nach Neuguinea, wo er sich durch seinen engagierten Einsatz für die Rechte der indigenen Bevölkerung auszeichnete. Abel starb während eines Heimaturlaubs bei einem Autounfall.

Bald fuhr unser stattlicher Dampfer weiter hinüber nach Cairns in Queensland. Dort sollten Kohlen eingenommen werden. Dabei ist es nicht angenehm an Bord. Es waren eine ganze Anzahl Passagiere, die ebenso dachten. Ein Paar sammelten eine Subscription für Extra-Zug, aufs Hochland hinaufzufahren nach dem schönen Kurante²⁶. Droben sei auch schönes Hotel für gutes Mittagessen. Die Sache leuchtete uns ein. Wir zahlten den erforderlichen Beitrag, und so gingen wir im langen Zug nach dem Extra-Zug. Es war eine wunderschöne Fahrt, in Serpentina und Zickzack. Bald ging es rückwärts, bald vorwärts, hintrisch und vordrisch. Immer wieder gab es schöne Ausblicke nach rückwärts auf das große Meer, auf dem wir her gekommen und auch wieder weiter wollten. Drunten im Hafen lag unser Dampfer und kohlte. Unser Extra-Zug kohlte und ruhte zwar auch, und unsere weißen Anzüge wurden, als hätten wir etliche Schornsteinfeger umarmt. Doch *never mind!* Schön wars doch, und wir langten glücklich auf der Hochebene an, da gab es grüne Wiesen und Weiden und in einiger Entfernung schöne, frische Wälder. Dazwischen weideten Kühe, ein richtiges Kuh-rannte²⁷. Das Beste: im Vordergrund stand ein feines Hotel, in diesem wurde für unsere Partie ein Mittagessen bestellt, das in unsern Beitrag eingeschlossen war. So tafelten wir ganz vergnügt, gingen auch ein wenig spazieren und dann wieder im großen Zug zu unserm Extra-Zug und rollten darin das gewaltige Gebirgsmassiv hinab. – Es geht halt doch nichts über die Zivilisation. Man denke sich: unser Crommwell oder Finisterre hätten solche Bergbahnen. Doch nein! Da hat man es gegenwärtig auf Neu Guinea noch besser – mit den Flugzeugen. Doch durfte ich selber nicht mehr mitfahren, trotz meines Vortrages einmal an einem Konferenzabend in Amele über das Thema: „Die Bedeutung des Flugzeuges für die Mission!“ Dabei²⁸ ginge es Berg und Tal, über Sümpfe, Flüsse und Meere, über Urwälder hinweg. Oben weite, freie Bahn, keine Telegraphenposten, Straßengräben usw. –

Vor Nacht waren wir wieder glücklich in Cairns und auf unserem Dampfer. Dieser war nun aufgeräumt und sauber, und über | Nacht ging dann die Fahrt weiter nach Süden, wo wir uns schon in Brisbane bei Pastor Theile angemeldet hatten.

176|177

Zur rechten Zeit langten wir dortselbst an, und bei Pastor Theile und seiner Familie fanden wir freundliche Aufnahme. Wir sahen da auch seine neue Residenz in Süd-Brisbane, eine gute und feine Wohnung, wenn auch nur von Brettern auf hohen Pfosten am steilen Abhang im Angesicht des Brisbane-Flusses, abgekürzt *Lutmis*²⁹ genannt, in Dornoch Terrace. Von der Straße aus hatte man nur wenige Stufen zu steigen.

26 Hier ist allem Anschein nach Kuranda gemeint.

27 Anspielung auf den Namen des Orts.

28 Im Flugzeug.

29 Zu *Lutheran Mission*.

Beim Umzug von Bethany her war Bruder Bamler behilflich gewesen, der mit Familie einer der ersten Urlauber in Australien gewesen nach dem Krieg. Wir wurden mehrere Tage dort freundlich beherbergt, auch Lehner und Wacke reisten zu jener Zeit durch. Lehner besuchte von da aus auch Amerika und Deutschland mit seiner ersten Frau, und [es] war nun die Zeit gekommen, da Reichsdeutsche auch von Deutschland aus wieder nach Neu Guinea durften, als der erste Grimm der Australier sich gelegt hatte. Auch den alten Bruder Doblies bekam ich da noch einmal zu sehen, kurze Zeit, ehe er in sein Vaterland zurückkehrte.

Auch der alte Pastor Höfer besuchte in großer Betrübniß den Pastor Theile, bei dem alle Betrübtten Rat suchten und womöglich auch fanden. Höfer hatte als Witwer von über 80 eine alte Witib³⁰ auch von über 80 geheiratet und eine große Stieftochter an einen Teufel verheiratet, [der] sei ein wirklicher Teufel ihm gegenüber gewesen und hätte ihm alles gebrannte Herzeleid angetan. Er starb dann auch bald.

Der Pastor von Süd-Brisbane, Krause, war etwas wunderlich. Theile's gehörten zu seiner Gemeinde. – Der Pastor von North-Brisbane, ein Basler, auch zur VELKA gehörig, war einmal zu Besuch bei Theile und fragte mich auch verfänglich über Dettelsau und Basel. Sein Sohn studierte übrigens im Prediger-Seminar zu North-Adelaide, um auch Pastor der VELKA zu werden.

Theile brachte uns auch in das große Optische Geschäft von Greenfield, wo wir unsere Augen untersuchen lassen mußten, um neue, entsprechende Brillen zu bekommen. Die erste Brille für Lesen und Schreiben mußte ich ja nach 1908 haben auf dem Weg in den großen Urlaub. Da war ich bei einem Augenarzt in Adelaide, Satwell, und ein guter Optiker war damals in Adelaide der Deutsche Böttger. Bis 1924 tat mir dann meine erste Brille aus Adelaide gute Dienste. [1940]³¹ brauchte ich dann [eine] neue Nummer, die mir seit Jahr und Tag nicht mehr recht passen wollte. Eine neue Brille von Augenarzt Doktor Jahn in Nürnberg, nach Untersuchung verschrieben und bei Leidig in Königstraße Nürnberg angefertigt, half wenig.

Ich fürchtete schon, es könnte grauer Staar sich anspinnen, und war daher letzten Montag von Elise, Alt-Erlangen 55,³² aus in der Augen-Klinik bei Professor Fleischer³³, der nach sehr gründlicher Untersuchung mir den Bescheid gab: „Erblindung nicht zu befürchten, kein grauer Staar, nur Alterserscheinung an der Netzhaut.“ Er verschrieb [eine] Brille, die bei Optiker Funk, Erlangen, bis zum nächsten Tag, 20. Mai³⁴, angefertigt war, neue Zeiss-Gläser ins alte Gestell mit dem guten alten Fut-

30 Eine Witwe.

31 Im Original „AOZR“; der Verfasser ist wohl beim Tippen in der Zeile verrutscht.

32 Dies war anscheinend Elise Pilhofers Postanschrift.

33 Bruno Fleischer (1874–1965) war von 1920 bis 1951 Professor für Augenheilkunde an der Universität Erlangen.

34 Die Rede ist vom 20. Mai 1941.

teral, kostet nur 8 Mark. Dazu nahm ich noch [eine] Leselupe besonderer Art um M[ar]k 11,50. Mit Lupe und Brille kann ich den feinsten Druck entziffern. Mit der Brille allein kann ich leidlich schreiben.

Als Dora gemerkt hatte, daß mich Prof. Fleischer und Optiker Funk so gut bedient, ging sie nochmal zu Prof. Fleischer am nächsten Vormittag und ließ auch ihre Augen untersuchen und [sich eine] neue Brille verschreiben, wobei sie bei Funk aber 3 Wochen warten muß, da er Gläser für [eine] doppelsichtige Brille erst kommen lassen muß. –

Ich bin dem Herrn so dankbar, daß er durch gute Menschen mir nochmal geholfen und ich nicht | operiert werden muß.³⁵

177|178

Doch nun wieder zurück nach Brisbane im Jahr 1924. Da ließ auch die liebe Mutter ihre Augen wieder untersuchen, und das war schwieriger als bei mir, der ich sehr normale Augen habe und erst im späteren Alter nur eine Brille brauchte für Lesen und Schreiben, während Mutter frühzeitig Brillen haben mußte und zwar zweierlei, nämlich »Gehbrille« und »Sehbrille«. Da mußte der Herr Greenfield sehr genau untersuchen.

Nun will ich auch hinfüro im Lesen und Schreiben mich mäßigen, mir auch Manches von der Alma Helbig vorlesen lassen. Damit meine alte Netzhaut hinter den Augäpfeln mich gar aushält. – Meine „Erinnerungen“ hoffe ich ja, ob Gott will, fertig schreiben zu können, so durchschnittlich 4 Seiten am Tag.

Schnell kann der Tod den Menschen antreten. So starb heute Nacht ein Herr Bischof hier an Gehirnschlag nach nur zweitägiger Krankheit. – Unser Leben steht in Gottes Hand.

Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut –
Mach's nur mit meinem Ende gut!³⁶

Aber nun nochmal nach Brisbane zurück! Wir besuchten [die] gute Familie Radke in Bethany, wo die Großmutter um die 90 war. Ein Sohn³⁷ dient in der Neu-Guinea-Mission als sehr tüchtiger Schiffsführer. Eine Tochter³⁸ ist die Frau von Wilhelm Schulz, der auch zeitweilig die Bavaria führte. Es ist eine große und gut kirchliche Familie. Die Gemeinde Bethany Junktion hat im Weltkrieg ihrem Pastor Theile alle Freiheit gelassen, unser guter Prokurator zu sein.

35 Auf S. 177 sind die letzten drei Wörter des Satzes unlesbar, der zweite Teil des Satzes ab „mir nochmal“ wird jedoch auf S. 178 wiederholt.

36 Zitat aus dem alten Kirchenlied „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, dessen Text Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt 1688 verfaßt hat.

37 Theodor Radke.

38 Anna Radke verheiratete sich 1923 mit dem Laienmissionar Schulz. Als Witwe kehrte sie 1945 nach Australien zurück, wo sie ein- und ausreisendes Missionspersonal versorgte.

Ich durfte auch einige Vorträge halten in Queensland, an einem Sonntag im nahen Nundah, wo ein junger Pastor, der lange Adler von Viktoria, eingeführt wurde, der in Dubuque, Amerika, studiert hatte, und mit dem drüben unser Hans gut bekannt und befreundet wurde. – Auch in Lowood bei Pastor Ludwig Döhler war ich über einen Sonntag, der Seinerzeit bei unserer Leibgarde war mit drei Reuthern und unserm Wilhelm.³⁹ – Als wir 1911 wieder nach Neu Guinea heimkehrten, war er auch mit Pastor Theile in Brisbane beim Dampfer. Da wurde auch Jungvieh eingeladen für seinen Schwager Wacke, und der Br. Lu[dwig Döhler] zog seinen langen Lutherrock aus und griff mächtig zu, die etwas störrigen jungen Rinder aufs Schiff zu bringen.

Nachdem wir ein paar Wochen in und um Brisbane uns aufgehalten, sollte es weiter gehen nach Toowoomba hinauf, wo ich auch das Missions-Erholungsheim kennen lernen wollte. – Beinahe hätten wir aber rasch nach Tanunda weiter reisen müssen. Der Schwager Gottlieb, Bruder unserer Mutter, der seinerzeit unser Gedenkblatt gedruckt, war schwer krank. Es erreichte uns aber in Brisbane die Nachricht, daß er gestorben sei. So hatte es keinen Zweck, unsern Aufenthalt in Queensland abzukürzen.

So reisten wir denn nach der schönen Stadt Toowoomba hinauf, auf dem schönen Hochland der Darling Downs. Sie hatte damals wohl an die 30 000 Einwohner, eine schöne Stadt in fruchtbarer, subtropischer Gegend, wo Mais und Weizen wächst und auch manche Südfrüchte. Es ist da ein schöner botanischer Garten, auch ein öffentliches Schwimmbad, das allerdings etwas an Wassermangel leidet. Der Zufluß ist allerdings nur wie ein Finger, und das Wasserbecken mit etwas grünlichem Belag. Da mochte ich nicht öfters baden, hatte mit dem einen Male genug. Es war da kein Heldsbach. Doch Gebrauchswasser für die Häuser zum Kochen, Waschen, Trinken usw. ist genügend vorhanden durch Wasserleitung. |

178|179

Doch nun zu dem Erholungsheim für Neu-Guinea-Missionare in Toowoomba. Von der Bahnstation im unteren Teile der Stadt ist es etwa eine halbe Stunde entfernt und befindet sich im höchsten Teile der Stadt in einem weiten, schönen Garten. Nahebei wohnt eine Familie Meisenhelter, aus der sich der verwitwete Br. Hertle die Zweite Frau⁴⁰ holte. Diese große Familie gehört zu der Lutherischen Gemeinde von Pastor Gutekunst.

Das Erholungsheim ist [ein] gutes *frame*-, also Bretterhaus, wie sie in Queensland so häufig sind, doch gibt es in der Stadt auch gute und große Steinhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude. Sie ist schön weitläufig angelegt. Unser Reisegepäck wurde auf Pferdekarre gratis ins Heim gefahren. Für den Personenverkehr verkehren auf den breiten Straßen Autobusse. Das Heim hat 6 Räume. Wir hatten zwei Schlafzimmer. Küche und Wohnzimmer sind für die Allgemeinheit. Während der sieben Wochen,

39 Siehe dazu II 166.

40 Laura Meisenhelter heiratete den Missionsbaumeister Johann Hertle 1926. Als Witwe lebte sie von 1942 an wieder in Australien.

die wir dort hausten, waren zeitweilig Familie Mailänder, zu anderer Zeit Geschwister Schnabel im Hause. Für die Küche war eine besondere Köchin deutschen Stammes da. Als Nebengebäude stand in der Nähe ein Holzschuppen. Die Unterkunft im Heim war in jeder Hinsicht gemütlich. Man hatte auch Besuche von Freunden. Eine Witwe Keese brachte von ihrem kleinen Landgut in der Nähe der Stadt Butter und Gemüse als Liebesgaben ins Heim. Deutsche Lutherische Kirchen befanden sich zwei am Ort. Pastor Gutekunst, von Basel stammend, hatte eine Steinkirche. Der junge, stille Fuhlboom hatte eine *frame-* oder Bretterkirche. Er war der Sohn eines Hermannsbürger Pastors in Süd-Australien und hatte in Amerika, Ohio, studiert. Außerdem lebte noch ein alter Hermannsbürger am Ort, der Pastor Heuer. Er war sozusagen im Ruhestand, bediente aber noch ein kleines Gemeindlein, Guluguba, im Westen in einer Entfernung von über 100 Meilen. Alle drei waren während des Weltkrieges im Lager von Liverpool gewesen, Schicksalsgenossen von Wilhelm und mit ihm gut bekannt, desgleichen auch der Pastor Poland aus Crowsnest, weiter im Westen.

So konnte man am Ort auch Besuche machen und hatte am Ort mancherlei Unterhaltung. Der Jugendverein in Pastor Gutekunst's Gemeinde sang uns ein mehrstimmiges Lied zum Willkomm. Er selber führte handschriftlich eine kunstvolle Adresse aus, die bei der Gelegenheit im schönen Rahmen uns übergeben wurde.

Die Katholiken waren in Toowoomba auch stark vertreten in Kirchen und Schulen, aber auch protestantische englische Gemeinden verschiedener Denominationen. Gutekunst besuchte einmal mit mir deren Konferenz. Dabei sprachen sie unter anderem von einem *house of ill fame* in der Nähe der Stadt, gegen welches kirchlicherseits das Möglichste getan werden sollte.

In den beiden Lutherischen Kirchen am Ort hielt ich natürlich auch Missionsvorträge. Bei einem Sonntagsschulfest waren auch Engländer eingeladen, und ein Parteiführer hielt eine Lobrede auf die fleißigen deutschen Ansiedler, die nun wieder »lieb Kind« waren, nachdem die Kriegs-Psychose sich gelegt hatte.

Fuhlboom nahm mich einmal auf einer weiteren Fahrt über Land mit zu verschiedenen Besuchen und erzählte so schön über seine Verhaftung im Weltkrieg, wobei er der verhaftenden Polizei sogar als Führer hatte dienen müssen. Der lebhafteste Gutekunst war in der Gefangenschaft sehr entrüstet und wollte sich Knall auf Fall denaturalisieren lassen.⁴¹ Ein englischer Freund riet ihm aber zu Ruhe und Geduld, und er beruhigte sich auch wieder nach Erlangung seiner Freiheit. – Fuhlboom war geborner Australier und hatte nie in politischer Hinsicht ein Wässerlein getrübt. –

Der alte Pastor Heuer hatte einen Sohn, der in Toowoomba ein Uhrmachergeschäft betrieb. Seine Tochter | heiratete einen Deutschen, nachdem er aus dem Lager der Internierten frei geworden und vom Vater gastfreundlich aufgenommen worden war.

179|180

41 Er wollte seine australische Staatsbürgerschaft ablegen.

Diese[r] fand später Stellung in Holländisch Indien. – Die alte Mutter Heuer lebte auch noch, als wir dort im Heim waren.

Ein Pastor Köhnke, auch Hermannsbürger, den ich schon 1898 in Brisbane hatte kennen gelernt und der nun in der Nähe von Brisbane im Ruhestand lebte, wo wir ihn diesmal besuchten, hatte auch einen entlassenen deutschen Internierten als großer Freund des deutschen Vaterlandes gastfreundlich aufgenommen, der in der Folge sein Schwiegersohn wurde, leider ein recht ungeratener Schwiegersohn: Familie Köhnke hatte kurz vorm Weltkrieg das große Loos gewonnen mit 5 000 Pfund Sterling⁴². Das jung verheiratete Paar machte Hochzeitsreise ins Vaterland. Die junge Frau hatte Goldstücke als Knöpfe ihres Reisemantels eingenäht, die der lebenswürdige und unwürdige Mann ihr unterwegs abknöpfte. In Deutschland nahm er ihr noch ihr Übriges ab, ließ sie sitzen und verduftete sich nach Brasilien. Arm, aber mit einem Kinde kehrte die so Verlassene ins Elternhaus bei Brisbane zurück, zusammen mit einer Schwester sich durch Nähen erhaltend mit ihrem Kinde.

Der alte Vater Heuer veranlaßte, als wir bei unserer Rückkehr wieder kurz in Toowoomba waren, daß ich mit Mutter für etliche Tage und über einen Sonntag seine kleine Gemeinde in Guluguba besuchte. Die Gemeinde hatte wohl nur an die 10 Familien in einer zerstreuten Siedlung. Mittelpunkt war Familie Hofmann mit zwei strammen Söhnen und einer erwachsenen Pflögetochter.⁴³ Sie hatten ein großes zwei-stöckiges Wohnhaus, wozu die beiden Söhne die Bretter geschnitten. In einem großen Zimmer im unteren Stockwerk versammelte sich allsonntäglich die kleine Gemeinde. Später bauten sie sich dann ein kleines Kirchlein.

Die Söhne gerieten einmal in große Gefahr durch einen wütend gewordenen Bullen, den sie mit Peitschenhieben aus einem Fruchtfeld getrieben hatten. Der merkte sichs und sann auf Rache. Er verfolgte sie ins Haus, das auf niedrigen Pfosten stand. Er stieß die Türe ein, und sie entkamen mit Not dem toll gewordenen Tier, welches erschossen werden mußte.

Die Frau Hofmann war Geschwisterkind⁴⁴ mit meiner Frau, eine Tochter der Witwe Irrgang, nachmals Schwester Jakob, die ja eine Schwester von Pastor Auricht gewesen.

Eine Zeit lang war auch der Theodor Hahnisch⁴⁵ Siedler in Guluguba, ehe er das Anwesen seiner Mutter in Langmeil übernahm. Wir besuchten auch seinen Gefährten in Guluguba, mit dem zusammen Theodor Hahnisch eine Siedlung bearbeitete. Da-

42 5 000 Pfund Sterling entsprachen einem Betrag von 102 150 Goldmark.

43 Marie Elisabeth Irrgang (1863–1948) und Friedrich Wilhelm Hoffmann (1861–1940) heirateten 1883. Sie hatten sieben leibliche Kinder.

44 Cousine.

45 Der Winzer Theodor Hanisch (1879–1968) war ein weiterer Cousin Luise Flierls, der jüngste Sohn ihrer Tante Eleonore Hanisch, auch sie eine geborene Auricht.

bei erlebten sie ein seltsames Abenteuer. In ihrem Haus hatten die Ratten über Hand genommen. Mit einem kleinkalibrigen Gewehr machten sie Jagd auf dieselben. Im Jagdeifer wurde Theodor von seinem Kameraden getroffen. Es war Kopfschuß und ging ziemlich mitten durch. Auf der einen Seite nahe der Schläfe hinein, nahe oberhalb der Mundhöhle durch, und auf der andern Seite nahe der Schläfe wieder hinaus. Die kleine Wunde blutete etwas, tat auch etwas weh, doch zeigten sich zunächst keine zu schlimmen Folgen. Man war aber doch bedenklich und suchte ärztliche Hilfe. Hofmann spannte seine flinksten Pferde an den *buggy*. Theodor mußte aufsitzen, und Hofmann jagte zum nächsten Arzt in der Entfernung von rund 30 Meilen. Gegen Abend kamen sie an. Der Arzt ließ sich berichten, beschaute die kleine Wunde am Einschuß und Ausschuß und rief nur immer aus: „Marvellous, marvellous!“ – Wunderbar. Sie sollten übernachten. In der Frühe wollte er wieder sehen und wußte wieder nichts zu tun als auszurufen: „Marvellous!“ | Das wurde dem Bruder Theodor zuviel, und er sagte zu seinem Vetter Hofmann: „Wenn der Doktor nichts anderes mit mir anfangen kann als »Marvellous« zu rufen, dann kehren wir besser heim nach Guluguba und kurieren uns selbst!“ Da spannte Vater Hofmann seine Renner wieder an und führte seinen Patienten heim. Dort wusch er ihm gründlich den Kopf und machte fleißig Umschläge mit einer Lösung von übermangansaurem Kali, und die Kopfschußwunden heilten schnell und gut.

180|181

Theodor Hahnisch zeigte mir einmal in Langmeil die Narben von seiner Kopfschußwunde. Man mußte schon scharf hinschauen, wenn man etwas von der Narbe wahrnehmen wollte.

Also – nun weiß man, wie man gegebenen Falls Kopfschuß heilen kann – durch Umschläge mit übermangansaurem Kali –, aber besser noch ist, seinem Freund nicht durch den Kopf zu schießen, man würde nicht immer die richtige Schußbahn treffen. –

Bei unserem längeren Aufenthalt in Toowoomba hatten wir allzeit herrliches Wetter auf diesem gesunden Hochland, und ich machte ausgiebig Spaziergänge, stets in aller Frühe vor dem Frühstück, in der herrlichen Umgebung von Toowoomba auf dieser sanftgewellten Hochebene. Inlandwärts findet man da die ausgedehnte Stadt der Toten, den schönen Friedhof, wovon ein Teil auch den Lutheranern der Stadt gehörte.

Seewärts war ein feiner Aussichtsplatz mit erhöhter Plattform, zum Besuch einladend mit herrlichem Ausblick über weite Strecken des Unterlandes in der Gegend von Brisbane. Die Sage ging, daß auch die wartenden Neu-Guinea-Bräute⁴⁶ diesen Ort öfters besucht hätten, um von da in die Ferne und in die Zukunft zu blicken. Frl. Wüst, spätere Frau Bayer, Schwester der Frau Mailänder, hätte an diesem Ort öfters vergnügt ausgerufen: „Und g’heirat’t wird!“ –

46 Siehe II 262.

An verschiedenen Plätzen von Toowoomba waren auch erbeutete deutsche Kanonen aufgestellt als Zeichen unserer Schmach und der Tapferkeit der Australier.

Auf schönem Platz, nahe Toowoomba, wohnte ein wohlhabender alter deutscher Ansiedler. Seine Tochter⁴⁷ holte uns eines Tages per Auto zu Besuch. Sie wurde später die zweite Frau des Druckermeisters der Missionsdruckerei auf dem Logaweng, dessen erste Frau aus Deutschland während des Weltkrieges auf Sattelberg verstarb. Zwei australische Schwäger unseres Br. Böttger studierten während des Weltkrieges in Hermannsburg, und einer davon wurde als Leidigs Nachfolger Pastor in Pointpass, nämlich der Pastor Pröve.

Einmal wurden wir vom Toowoomba-Heim aus auch zur Hochzeit geladen, Mutter, Dora und ich, nämlich nach Highfields, nur wenige Meilen von Toowoomba entfernt. Dort bediente der Pastor Arthur Reuther, einer unserer Begleiter nach Deutschland im Jahre 1909, eine große Gemeinde. Sein jüngerer Bruder Albert, auch Pastor in Queensland, machte etwas verspätet Hochzeit mit einer Kantorstochter von Billinghausen in Unterfranken, jüngerer Schwester der Frau Pastor Arthur Reuther. Die Hochzeit fand in dem schönen Highfields statt, Hochfeld, beim älteren Bruder, und wir wurden also auch dazu eingeladen. Auf dem Wege hin hatten wir ein kleines Stück mit der Bahn zu fahren, in Richtung Brisbane, und von der ersten Station führte ein Pfad nach Highfields hinauf. Der lieben Mutter ging das Bergsteigen etwas schwer. Sie fühlte immer bald ihr schwaches, durch die Tropen affiziertes Herz. Doch kamen wir glücklich auf die kleine Höhe. Pastor Poland mit Frau⁴⁸ waren auch auf der Hochzeit. Die hatten in Elim Hope Valley arg viel Salzfleisch essen müssen. Um so mehr liebte die Frau Pastor Poland frisches Fleisch und Wurst. Das merkten sich die Gemeindeglieder zu Crowsnest, und die Pfarrersleute erzählten | vergnüglich den Spaß, wie ihre Parochianen⁴⁹ bei Metzelsuppen zuweilen der Frau Pastor eine Riesenwurst übersandten.

181|182

Die Hochzeitsfeier verlief sehr schön. Kein Mißton trübte das Fest. Man gedachte auch ans liebe Vaterland. Die Trauung vollzog Bruder Arthur in seiner Kirche. Der gute Bruder Martin, der zu Ferne ab im hohen Norden der Queensländer Küste wohnte und amtierte, konnte ja nicht dabei sein.

Für die Heimfahrt nach Toowoomba erhielten wir ein Auto. Da gab es auch kleinen Aufenthalt durch einen *blow-out*⁵⁰. Der Schade war bald wieder geheilt, und der lieben Mutter ging die Heimreise leichter von der Hochzeit als die Hinreise am Vormittag.

47 Laura Meisenhelter, nachmalig Laura Hertle.

48 Anna Poland, geborene Heinrich, stammte aus Fürth. Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Australien heiratete sie 1890 den Missionar Wilhelm Poland. Sie starb 1934.

49 Gemeindeglieder.

50 Eine Reifenpanne.

Nahe dem Heim wohnte ein befreundetes mittelalterliches Ehepaar, Wernicke. Der Mann, ein Magdeburger, war als Seemann lange vorm Weltkrieg nach Australien gekommen, längst naturalisiert⁵¹. Ihm geschah während des Weltkrieges kein Leid. Er war ein geschickter Metzger und verdiente gut. Die Frau, geborne Roßmann, war Blumenkünstlerin aus Sachsen. Sie waren beide gute Mitglieder unserer Lutherischen Kirche.

Die Blumenkünstlerin kam kurz vorm Weltkrieg zu einer Kunst- und Geschäftsreise nach Australien und konnte nicht mehr heim. Es ging ihr recht hinderlich. Sie stand unter strenger Polizeiaufsicht, und ein gewissenloser Speisewirt nutzte sie aus zu rauher Arbeit mit ihren Künstlerhänden. Da lernte Wernicke sie kennen als Fruchthändler und rettete sie durch Heirat. Sie wollten von Sydney über Toowoomba nach Brisbane reisen. Im schönen Toowoomba sagte die Frau: „Hier ists ja schön, wie in Sachsen!“ Und der Mann antwortete: „Wenn Dir es hier [gefällt], gefällts auch mir!“ Sie unterbrachen die Reise, kauften ein Haus, nahe dem Heim. Sie trieb ihr einträgliches Blumengeschäft, er übernahm gut bezahlte Stellung in einem Fleischgeschäft, und so prosperierten sie. Auf diese Weise lernten wir sie kennen und besuchten sie öfters vom Heim aus. Er konnte sie gut ernähren und sie ihn, denn ihre künstlichen Blumen wurden von den englischen Ladies sehr gesucht. Später machten sie in einer schönen Vorstadt von Sydney ihr Geschäft auf, am „Goldbach“, wo wir sie bei unserer letzten Heimreise von Neu Guinea nach Australien besuchen konnten.

Neben vielen Spaziergängen und kleinen Reisen vom Heim in Toowoomba aus konnte ich auch etwas schriftstellern. Ich hatte dafür [einen] guten Schreibtisch in unserm Schlafzimmer mit günstiger Beleuchtung. Ein Bankbeamter in Neuseeland, Skandinavier, wohl Däne, Johannes mit Vornamen, korrespondierte mit mir und wollte Kuriositäten aus unserer Mission auf Neu Guinea haben, auch Schriftliches. Er schrieb mir, er könne etwas Deutsch, aber besser Englisch. Ich antwortete, ich könnte auch etwas Englisch, doch besser Deutsch, so schriebe ich ihm in meiner eigenen Muttersprache. Er tat es in der gleichen Sprache, wenn auch etwas wunderlich. Ich schickte ihm Verschiedenes von unserer Missionsdruckerei. Ich schickte ihm auch einmal eine Englische Zeitung des Australischen Festlandes zu, in welcher unser Vaterland verlästert wurde, über verschwenderische deutsche Touristen geschrieben, wohl deutsche Juden. Zu gleicher Zeit hatte ich deutsche Banknoten erhalten, nominell Millionenwerte, womit man kaum eine Mahlzeit bezahlen konnte, Zeichen tiefster deutscher Verelendung. Die sandte ich ihm zu für seine Bank als Einlage für 10 Jahre – wie es dann wohl ums arme Vaterland stehen würde. Das wäre dann 1934 gewesen. – Ich erfuhr dann nichts weiter von meinem Namensvetter Johannes. Ob er noch lebt auf Neu Seeland?

51 Er war längst australischer Staatsbürger geworden.

Dann kam in Toowoomba auch ein Buch in meine Hand über den Werdegang eines holländischen Zeitungsjungen in Amerika – | der in der Folgezeit Schriftleiter und Eigentümer eines *American Journal* geworden und dadurch auch Millionär, der große gemeinnützte Werke unterstützte und neuerdings ein Preisausschreiben erlassen hätte für die beste Einrichtung zur Erhaltung des Friedens von Europa und der ganzen Welt.

Nun machte ich in der großen Politik, arbeitete einen Entwurf aus zur Verfassung der *Vereinigten Staaten von Europa* nach dem Muster der Schweizer Eidgenossenschaft. Alle europäischen Völker, Klein und Groß, mit ihren verschiedenen Zungen und Sprachen sollten in ihren angestammten Rechten, Gesetzen und Sprachen erhalten und darin gewährleistet bleiben und in ebenso vielen Kantonen ihr Eigenleben führen dürfen zu Erhaltung des Inneren und Äußeren Friedens.

Ich schickte meine ausführliche Arbeit an die angegebene Anschrift ein mit dem Bemerken, der etwaige aufgestellte Preis sollte nicht für meine Person sein, sondern für mein geliebtes Lebenswerk, die Lutherische Mission auf Neu Guinea.

Prompt kam auch Antwort von der Sekretärin des Zeitungsmillionärs. Meine Arbeit sei richtig eingetroffen. Sie hätte den Preis nicht erhalten, und was etwaige Unterstützung der Lutherischen Mission auf Neu Guinea anlange, so hätte eben der Herr Prinzipal so vielseitige Verpflichtungen auf sich, daß er nicht auch für das Volk der Papua auf Neu Guinea etwas tun könne. Das kam mir etwas schofel vor von dem amerikanischen Zeitungsmillionär, der aus dem holländischen Zeitungsjungen erwachsen war. Doch *never mind!*

Nun war aber die Zeit gekommen, von Toowoomba und seinem schönen Heim und guten Freunden abzureisen nach dem Süden.

Toowoomba ist ja eine Hauptstation an der großen Überlandbahn von Brisbane über Sydney und Melbourne nach Adelaide, auf der regelmäßig der Expresß fährt. Neuerdings war auch eine Küstenlinie eröffnet von Brisbane nach Sydney. In Toowoomba waren wir ja schon auf dem Hochlande der Darling Downs, und zwischen Toowoomba und Sydney übersteigt der Zug eine Höhe von rund 1 000 Meter.

Das gab nun auch eine lange Nachtfahrt, von der ich nur noch weiß, daß das Abteil übervoll war, alles sehr schläfrig wurde und ich eine Zeit lang auf dem Fußboden lagerte zu etwas notdürftigem Schlummer.

In Sydney angekommen, gab es einige Stunden Aufenthalt. Da ärgerte ich mich über den Vorzug der Ladies in Australien, da nur für sie [ein] guter Wartesaal vorhanden ist und die Gentlemen sich obdachlos herumtreiben müssen. Das schwere Gepäck half ich ja meinen beiden Ladies hineinschaffen, auch das für meine Person, wobei mich schon drinnen sitzende Australierinnen so grimmig anschauten, daß ich mich schleunigst drückte.

Zur Steuer der Wahrheit kann ja gesagt werden, daß im *refreshment*- oder Wirtschaftsraum sich Familien und ihre Mitglieder verschiedenen Geschlechts aufhalten dürfen, was eben auf längere Zeit nicht immer gut zugänglich ist.

Ich ging meine eigenen Wege, fand einen guten Fruchtstand, kaufte recht schöne Äpfel und hielt durch ihren Genuß mich einigermaßen schadlos. – Rechtzeitig vorm Abfahrtstermin erschien ich wieder als Packträger im *ladies' room*, und wir bestiegen den Expresß für Melbourne. Wir langten frühmorgens glücklich in Albury an, hatten wohl einige Augen voll Schlags gefunden, und dann gings weiter nach Melbourne bei Tageslicht. Da waren wir in einem mäßig besetzten Abteil, neben mir, Mutter und Tochter ein englisches Paar mit erwachsenem Sohn. Ich redete mit den Meinen ungeniert deutsch, obwohl ich wußte, daß im Weltkrieg und noch einige Zeit darnach die deutsche Sprache in der Öffentlichkeit verpönt war. | Auf einmal fragte mich der australische Herr: „What a strange language you are speaking, and I never heard a word of that language!“ „Well, that's German“, entgegnete ich, „and German is forbidden in Australia!“ „Oh, that's all forgotten now“, sagte er und gab mir damit die Erlaubnis, deutsch zu reden. Wir sprachen dann auch Englisch miteinander. Gelegentlich fragte ich ihn, wie weit ihre neue Bundeshauptstadt »Canberra« von der See ab läge. Er nannte die Meilenzahl, und ich sagte, es sei weise, daß ihre neue Bundeshauptstadt eine gute Strecke im Hinterland läge. Wenn es da den Jans⁵² einmal einfallen sollte, Australien anzugreifen, so können sie doch ihre Hauptstadt nicht gleich von See aus zusammenschießen.

183|184

Von unserer Weiterfahrt am dritten Tage von Melbourne bis Adelaide habe ich dann keine Erinnerung mehr.

Wir besuchten zunächst Tanunda und unsere Freunde und Verwandten dortselbst. Vom Bruder Drucker, Gottlieb Auricht, konnten wir nur das Grab sehen. Seine Witwe und vier Töchter lebten noch im alten Heim, nahe der Druckerei. Der ein Jahr in Neu Guinea gewesene frühere Lehrer Schulz⁵³ war als Vormann in der Druckerei tätig, und die Nichte Anny⁵⁴ war auch meist im Büro. Christian Obst war noch Übersetzer. Die ältere Tochter war schon recht leidend, die Toni, Gertrud und Dora noch wohl.

Die Tante Bertha hatte einen guten Mann, Witwer und Hausbesitzer Lademann, geheiratet, die in Tanunda wohnten.

Der gute Pastor Leidig war schwer leidend und daher nicht mehr im Amt, hatte [ein] schönes Haus in Tanunda gebaut, wo ich ihn besuchen konnte. Einige Tage herbergten wir bei den Verwandten in Tanunda und besuchten da die Verwandten

52 Gemeint sind offenbar die Japaner. Unten, II 303, benutzt Flierl das Wort Jap; an der vorliegenden Stelle könnte es sich demnach um einen Tippfehler handeln.

53 Gemeint ist Wilhelm Schultz.

54 Anna Auricht, geboren 1895.

und Freunde. Pastor Kaibel war gegen Ende des Weltkrieges gestorben, und Pastor Hebart war Nachfolger von Pastor Auricht geworden.

Und nun siedelten wir nach Lightspass über in das dort errichtete Missionsheim, wozu das frühere Pastorat Rechners war hergerichtet worden. Rechners Enkel, Johann Stolz,⁵⁵ war der Nachfolger geworden, und die Gemeinde hatte für ihn ein neues Pfarrhaus gebaut.

An das Rechnersche private Wohnhaus war angebaut worden, und es war so eingerichtet, daß zu gleicher Zeit zwei bis drei Partien von Erholungsgästen drin wohnen konnten. Wir hatten darin zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer sowie besondere Küche mit Eßzimmer. Eine Clara Schütz war Stütze oder Dienstmädchen, eine Verwandte des guten Vater Schütz in Pointpass, der seinerzeit für [den] Bau unseres Missionsschiffes einen Scheck von 50 Pfund gespendet.⁵⁶ Bei unserer Ankunft trafen wir noch Geschwister Lehner im Heim.

Da wir eine Stütze hatten, so war nicht notwendig, daß die Dora bei Muttern blieb. Sie machte ihren *mind* auf⁵⁷, noch eine besondere Ausbildung für Pflegedienst in der Mission zu genießen, um so mehr, als das unentgeltlich geschehen konnte. So bemühte sie sich zunächst, als freiwillige Helferin in das *Queen's Home* in Adelaide auf 4 Monate eintreten zu dürfen. Wir reisten noch zusammen alle drei in den Norden hinauf nach Condowe, wo die vielen Ottens leben, deren Stammvater das Gemeindlein dort gegründet, welches von Pastor Sabel⁵⁸ in Nain bedient wurde, der dafür regelmäßig hinauf reiste an bestimmten Sonntagen. Wir herbergten bei einer Familie Ottens, und ich hielt Missionsvortrag.

Von da reisten wir nach Adelaide hinab, und Mutter brachte ihre Ältere in das schöne *Queen's Home*, eine stattliche Entbindungsanstalt, um darin zu lernen. – Wir Eltern kehrten von da als ältliches kinderloses Ehepaar wieder ins Heim nach Lightspass zurück und brachten unsere Tage so gut als möglich | zu. Da Lightspass etwas abgelegen war, so stifteten die guten Missionsfreunde, der alte Jericho und Frau im nahen Nuri, ein leichtes Fuhrwerk für die Missionsleute im Heim zu Lightspass, nämlich einen viersitzigen *buggy* und als Zugkraft dran einen großen Schimmel, der aus der Finke-Mission im hohen Norden stammte. Stall und Futterkammer befand sich im Nebengebäude des Heims, und ein Freund in Nuri lieferte das Futter. So war man unabhängig und konnte nach Belieben ausfahren zu Besuchen in der Umgegend, nach Tanunda, Nain usw. Das Schimmelfuhrwerk aus dem Missionsheim in Lightspass war

184|185

55 Der bereits verschiedentlich erwähnte Johannes Julius Stolz war eins der 12 Kinder von Rechners Tochter Pauline (1854–1937), nachmalig Pauline Reuther.

56 Bezüglich dieser Spende siehe schon II 172.

57 Zum englischen *make up one's mind*: Sie entschloß sich.

58 Der gebürtige Erlanger Adolf Sabel (1872–1952) war 1892 von Neuendettelsau als Pfarrer nach Australien ausgesandt worden. Er heiratete Flierls Schwägerin Emma Auricht.

bekannt in der ganzen Umgegend. Der alte Missionsschimmel hatte sich gut an den alten Missions-Senior gewöhnt und wieherte vergnüglich, wenn ich mit dem Futterkorb nahe kam. –

Bis nach Adelaide brauchte man ja mit dem Schimmelfuhrwerk nicht fahren, dafür hatte man ja die Eisenbahn, auf die man in der Nähe von Lightspass einsteigen konnte.

Mit besonderer Gelegenheit fuhren wir auch einmal über das Gebirge nach Sedan, wo ich Missionsvortrag hielt. Gelegenheit zur Rückfahrt hatten wir auf der Ford von Pastor Riedel, dem australischen Missionspräses, der Frau und kleines Kind nach Lightspass bringen wollte, um einen Beinbruch des Kindes vom Ziehmann Schulz in dessen Hospital behandeln zu lassen.

Diese Fahrt wurde eine Reise mit Hindernissen. Den hohen und langen Sedanberg hinauf streikte des Pastors Ford. Er mußte erst einen Mann zurücksenden, um Nötiges für die Reparatur zu holen. Derweilen passierte das Sedaner Postauto unsere Unfallstelle und wir wurden alle übergenommen. Die beiden Frauen mit dem Kind hatten vorn Platz, wo dieser sonderbare Postwagen befedert war. Ich hatte nur Platz in der unbefederten hinteren Gepäckabteilung. Da stieß es bei der Fahrt ganz furchtbar, und ich fragte schon die liebe Frau, ob sie mich nicht auch auf den Schooß nehmen könnte, wie die Frau Pastor ihr krankes Kind. Das ging natürlich nicht.

Doch bald waren wir auf der Höhe des Gebirges, wo wir bei einem Gemeindeglied Grätz einkehrten, der alsobald am gleichen Tag mit seinem Auto nach Adelaide fahren wollte und uns unterwegs in Nuri absetzen. Die Frau Pastor mit Kind wartete auf ihren Mann, der dann von Angaston nochmal Mißgeschick hatte, indem ein Rad der Ford losging und voraus lief, wobei es unter Umständen noch größeres Unglück geben kann. Da wars gut, daß wir nicht mehr dabei waren.

Wir kamen mit Freund Grätz glücklich zum Autogeschäft von Käsler in Nuri und telephonierten von da nach Lightspass, von wo unsere Stütze Clara mit dem Schimmelfuhrwerk alsbald anlangte und uns heim holte.

Zu anderer Zeit hatte ich nach North-Rhine zum Missionsvortrag zu reisen. Ein Freund von Nuri brachte mich mit seinem Auto hin. Auf dem Rückweg streikte sein Auto auch, doch durch gutes Zureden und etwas Manipulieren in der Maschine konnte er mich doch vollends heim bringen.

Einmal hatte ich [eine] etwas weitere Reise zu machen nach Low-Bank zum Jubiläum, dem fünfzigjährigen von Bruder Kuß, der [eine] Pastorstelle am mittleren Murray als letzte deutsche Ecke noch übernommen hatte, nachdem er von Mannum sich losriß. Bei dieser Festreise ging ja alles gut.

Bei einer abermaligen Reise nach dem oberen Murray, nach Lowbank, Loxton und Umgegend, wo ich Vorträge zu halten hatte, nahm mich und Frau Pastor Zwar auf seinem Auto mit. Die Mutter blieb in Lowbank bei Pastor Kuß und [den] Verwandten Schmidt, wo die alte Tante Vogelsang noch bei einer Tochter lebte. Auf dieser

Reise befahl mich ernste Unpäßlichkeit und bösartiger Husten. Auf dem Rückweg kehrten wir bei Pastor Schmetzer⁵⁹ in | Pointpass ein, um meinen argen Husten etwas zu pflegen. Nach Lightspass gaben wir Nachricht, daß Vater Jericho uns an einem bestimmten Tag mit seinem Auto in Kapunda abholen möchte, um den weiten Umweg über Gawler zu ersparen.

Ich hätte noch Vortrag halten sollen in einer Gemeinde der Murray Flat, doch fand ich Vertretung durch Pastor Arthur Reuther, welcher gerade zu Besuch bei Pointpass war.

Bei unserer Heimfahrt war Vater Jericho pünktlich an der Bahnstation zu Kapunda. In Greenock kaufte Mutter in einem Laden schnell Leinsamen, um dann im Heim meinen Husten möglichst sachgemäß zu pflegen. Besonders abends beim Einschlafen war es ganz arg. Dadurch wurde damals vor ungefähr 16 Jahren mein Leibscha-den verursacht, wegen dem ich zu Behandlung zu Doktor Jüttner in Tanunda mußte und zum Ziehmann Scholz in Lightspass und mich seitdem mit Bandagen zu quälen habe.

Dora hatte ihren vier Monatskurs in *Queen's Home* zu Adelaide vollendet und kam für kurze Zeit wieder heim nach Lightspass. Aber sie wollte noch weiter lernen, hatte keine Ruhe. „Jetzt oder Nie!“ sagte sie. Sie ließ sich beraten von der Frau Pastor Matschoß, deren Gemahl die zweite Pfarrstelle in Lightspass zu der Zeit inne hatte. Er hatte sein gar zu Englisch gewordenes städtisches Pastorat in Mount Gambier satt bekommen und bewarb sich für seine alten Tage um die zweite Pfarrstelle in Lightspass, aus der er seine erste Frau geholt hatte. Seine zweite Frau, eine geborne Wallent aus Tanunda, war *nurse* oder Krankenpflegerin gewesen und konnte so der Dora guten Rat geben, daß sie für ein Jahr ins Country-Hospital in dem nahen Angaston eintreten sollte für einen Hebammen- und Pflegekurs, wofür sie im *Queen's Home* schon etwas vorbereitet sei. Sie hätte da freie Station und etwas Taschengeld und würde alle Förderung erfahren für ihren weiteren Dienst in der Neu-Guinea-Mission. So geschah es denn auch. Da Angaston nur etwa eine Stunde von Lightspass entfernt liegt, ein schönes Städtchen zwischen den Barossa-Bergen mit Rebfeldern und Obstgärten, so konnten wir sie mit unserm Schimmelfuhrwerk fleißig besuchen, wenn sie gerade *off duty* war. Am Ort fanden sich auch gute deutsche Freunde.

In Lightspass erhielt ich nun auch noch einen Auftrag zum Schriftstellern für die letzten Monate unseres dortigen Aufenthalts. Die Herren und Brüder von der amerikanischen Leitung wollten von mir einen Text haben zu einem Missions-Jahrbuch. Meine Corona⁶⁰ hatte ich ja mit. So setzte ich mich denn hin und tippte. Als ich nach etlichen Tagen eben im besten Zuge war, da riß plötzlich die Saite, welche den Wagen zieht, und mein kleines Maschinchen stand still. Ich kannte ja in Adelaide die

59 Auch Wilhelm Schmetzer, geboren 1882 im mittelfränkischen Auerbach bei Leutershausen, hatte sich in Neuendettelsau ausbilden lassen. Er wurde 1910 als Pfarrer nach Australien ausgesandt.

60 Eine Schreibmaschine der Marke Corona.

Corona-Agency, da jeder Schaden meiner Maschine geheilt werden konnte. So packte ich dieselbe in das Kästlein und fuhr per Bahn in die Stadt. In kurzer Zeit war der Schaden behoben. Ich kam am selben Tag wieder heim und konnte am nächsten Morgen weiter tippen. Das so fertig gestellte Manuskript wurde dann in Amerika entsprechend verwendet, und aus einer Kopie desselben entstand hier in Deutschland im Verlag des Missionshauses das Büchlein: „*Gottes Wort in den Urwäldern von Neu Guinea*.“⁶¹

Das dazumal in der *Corona-Agency* angefertigte Gespann für meine kleine Corona hat ausgehalten bis zum heutigen Tag, und, [so] hoffe ich, es wird weiter aushalten, daß ich meine Erinnerungen hier fertig schreiben kann. Hier ginge zur Zeit [eine] etwa nötig werdende Reparatur nicht so schnell von statten. |

186|187

Nun ging unsere Urlaubszeit zu Ende. Etwas über ein Jahr weilten wir dieses letzte Mal in Australien, in Lightspass und Toowoomba. Lightspass wollte hinter Toowoomba nicht zurückstehen, in einer kirchlichen Feier wurden wir verabschiedet, an [der] die beiden Ortspastoren, Stolz und Matschoß, teilnahmen, und auch sie überreichten uns eine kunstvoll ausgeführte Adresse in künstlerischer Ausführung mit guten, zu Herzen gehenden Worten. Organist war in Lightspass der frühere Lehrer Jakob von Bethesda, unser Verwandter, und er hatte auch das Postamt in Lightspass. Im Weltkrieg hatte er den Schuldienst verloren, und die Familie hatte in Lightspass auch etwas Ökonomie neben dem Organisten und kleinen Postamt. Es waren gute Nachbarn während unserer letzten Urlaubszeit.

Dora konnte noch nicht mit uns zurückreisen. Ihr Kursus im Angaston Country-Hospital war noch nicht um, und nachher nahm sie auch noch einige Zeit Dienst in englischen Krankenhäusern bei Adelaide und kam ein Jahr später, 1926, nach Neu Guinea zurück. So kehrten wir als kinderloses, älteres Ehepaar nach Neu Guinea zurück. –

Über die Reise bis Sydney mit [dem] Expreß blieb nichts in meinem Gedächtnis hängen. Doch von Ankunft und kurzem Aufenthalt in Sydney weiß ich noch. Da gab es eben Schwierigkeiten.

Da wir nicht drei Nächte nacheinander auf der Bahn fahren wollten, so hatten wir geplant, eine Nacht in Sydney zu bleiben und dann nach Toowoomba weiter zu fahren. Da wir es nicht für schwierig hielten, eine Nacht in Sydney in einem Gasthaus zu herbergen, so hatten wir keinerlei Vereinbarungen mit dem Agenten unserer Mission in Sydney getroffen. Da trafen wir es unerwartet ganz ungünstig. Es fand gerade eine

61 Johann Flierl: *Gottes Wort in den Urwäldern von Neuguinea oder Gottes Führen und Regieren bei Gründung, Ausbreitung und Erhaltung der lutherischen Mission in Neuguinea* (Neuendettelsauer Missionsschriften 62), Neuendettelsau 1929 = *Forty-five years in New Guinea*, Columbus (Ohio) ¹1925, ²1931.

Ausstellung oder so etwas in Sydney statt und alle Quartiere waren von ländlichen Besuchern aus der Umgegend überfüllt.

Wir nahmen bald am Bahnhof eine Pferdedroschke und fuhren hausieren, um überall abgewiesen zu werden, weil Haus übervoll. Auch in dem sehr großen und schönen Hospiz der Heilsarmee, wo ich früher einmal Herberge genommen, war kein Platz. Zu allem Unglück hatte ich mir auch die genaue Adresse von unserm Agenten, Mr. Smith, einem Verwandten von Pastor Theile, nicht gemerkt. – Da dämmerte es mir auf, daß der deutsche Pastor Schenk, den ich einmal 1887 besucht, in der und der Straße wohne, bei der deutschen Kirche. Ich konnte unserm Droschkenmann so [die] ungefähre Adresse angeben, und bald saßen wir im Pastorat von Pastor Schenk und konnten ihm und seiner Pfarrfrau unsere Not klagen, daß wir kein Quartier fänden und allenfalls auf der Straße campieren müßten nach dem Brauch in Neu Guinea. Ich machte noch den Scherz: Sie hätten ja so schöne Teppiche auf ihrem Zimmerboden, dazu eine Rolle unter dem Haupt, anstatt Jakobs Stein,⁶² da ließe ja die Nacht sich ganz gut verbringen. – Doch sie wußten anderen Rat, sie kannten die Fernruf-Adresse des Mr. Smith, meldeten ihm unsere Not, und er schaffte Rat: In dem großen Hotel nahe dem Bahnhof könnten wir Unterkommen finden, wenn es uns nicht zu teuer sei. „*Never mind* teuer“, antwortete ich, es sei ja nur eine Nacht. Das könne nicht die Welt kosten. So fanden wir schließlich recht gutes Unterkommen. Um einigermaßen auf die Kosten zu kommen in dem teuren Quartier, benutzte ich in der Nacht zweimal das erquickende Bad im Hause.

187|188 Nach Toowoomba kamen wir am folgenden Tag im Expresß gleichsam wie im Traum, nur wenige verworrene Bilder davon dämmern mir im Gedächtnis. Der diesmal kürzere Aufenthalt im Toowoomba-Missionsheim verschwindet auch neben dem Längeren auf der Herfahrt, der voranstehend schon genau beschrieben ist mit allen Erlebnissen, wobei auch der Besuch bei Verwandten in Guluguba auf der Rückfahrt schon vorausgenommen wurde. | Mit der Bahn ging es nun hinab nach Brisbane zu letztem kurzem Besuch bei Pastor Theile und Familie, und von da wurden wir auf den stattlichen Dampfer Mataram gebracht, [ein] ganz anderes Fahrzeug als seinerzeit die kleinen Kopra-Schiffe, Titus und Moresby. Ja, diese Firma⁶³ hat durch den Weltkrieg ordentlich prosperiert auf Kosten des ausgeschalteten Lloyd.

Von der Fahrt bis Rabaul ist nichts haften geblieben. Dort machte ich die Bekanntschaft des trefflichen Oberarztes Cilento, der uns viel Freundlichkeit und Unterstützung für unsere Heiltätigkeit erwies, wie ich in dem früheren Kapitel schon mitgeteilt über „Heiltätigkeit unserer Mission auf Neu Guinea von der Gründung bis zur Gegenwart.“⁶⁴

62 Anspielung auf Ex 28,11.

63 Gemeint ist die Burns Philp Company.

64 II 81–95, zu Cilento 88f.

Da ich erfuhr, daß auf dieser Fahrt unsere Mataram auch die kleinen Admiralitätsinseln anlaufen würde mit der Station des Liebenzeller Missionars Döpke⁶⁵, mit dem ich verschiedentlich korrespondiert hatte, so sandte ich ihm [eine] Radio-Meldung⁶⁶ über unsere Vorbeifahrt per Mataram und daß ich womöglich bei dieser Gelegenheit ihn und seine Station sehen würde.

Nun gabs eine weite Rundfahrt nach dem Nordwesten, über Berlin Hafen usw., wohin ich früher nicht gekommen war. So prägte sich mir Vieles ein, über Mitreisende und Halteplätze. Der bekannte Distriktsbeamte Wau mit Familie fuhr mit uns. Wir hatten ihn im guten Andenken vom Weltkriege her. Eine katholische Oberschwester fuhr mit uns, die sehr fix Maschine schrieb, so daß Mr. Wau einmal zu mir bemerkte: Die könne das Maschinenschreiben doch viel besser als ich. – Ich hatte ja meine kleine Corona auch bei mir auf [der] Hin- und Herfahrt von Australien und schrieb ziemlich viel auch an Missionsberichten. Mit dieser Nonne hätte ich jedenfalls den Wettbewerb nicht aufnehmen können. Das merkte man sofort.

Auch ein sehr gesprächiger Pater fuhr mit uns auf dieser Strecke. Der las jeden Morgen seine Messe in einer Ecke des Salons, und die übrige Zeit unterhielt er sich sehr laut und lebhaft mit mir. Er sagte, daß er unsere Lutherische Mission gut kenne aus Schriften, und sie müßten neidlos anerkennen, daß wir in unserer Arbeit ihnen, den Katholiken, weit voraus wären, in der Sprachforschung, im Gehilfenwesen, Gemeindebildung, im Aufschließen des Inlandes usw. In den letzten Tagen wurde er dann stiller. Es scheint mir, daß seine Oberschwester ihn warnte, daß er doch dem Ketzer nicht alles auf die Nase binden sollte. Mit einem anderen, sehr jovialen Pater wurde ich auf diesen Reisen auch bekannt, der mit Wilhelm vorm Weltkrieg herauskam und dann auf Neu Irland sozusagen notlanden mußte und seinen entfernteren Bestimmungsort nicht erreichen konnte. Er nahm mich auf seiner Station recht gastfreundlich auf und regalierte mich mit seinem guten Meßwein bei lebhafter Unterhaltung. –

Endlich hielt unsere Mataram in einem Hafen der Admiralitäts-Inseln. Bald erschien der Missionar Döpke, um mich nach seiner Station abzuholen. In der Nähe derselben würde am nächsten Tage die Mataram anlegen, so könnte ich bei ihm übernachten und von dort aus leicht wieder aufs Schiff kommen. Die Kanufahrt war ziemlich weit und ging langsam von statten. Die paar Jungen ruderten redlich. Es wehte ein kalter Nachtwind von den Inselbergen herab. Endlich waren wir am Ziel,

65 Der 1882 geborene Friedrich Döpke begründete 1914 zusammen mit Hermann Kraft die Liebenzeller Mission auf den Admiralitätsinseln. 1943 wurde er von den Japanern gefangengenommen und zusammen mit anderen Missionaren am 17. März auf dem Kriegsschiff Akikaze erschossen.

66 Eine Meldung per Funk.

und Frau Döpke⁶⁷ hieß uns willkommen in ihrem Atap-Haus. Wände und Dach waren von Sagolaub, in der Kolonie Atap genannt. Das Dach war sehr gut und dick gedeckt, und [es] wurde mir gesagt, daß es sieben Jahre dicht halte. Der Fußboden war von glatten Brettern. Das ganze war eine recht bescheidene Wohnung, und die Leuten lebten recht bescheiden, doch hatten sie guten Schinken, natürlich selbst produziert. Die Frau Döpke war auch nach | Kriegsende nach Neu Guinea gekommen, ungefähr um dieselbe Zeit wie die Bräute in unserer Mission. Auf der Reise, in Melbourne, wurde ihr eine ganze Barschaft gestohlen, an die 50 Pfund Sterling⁶⁸. – Die sprach: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“⁶⁹ – Doch dergleichen Mißgeschick erlitten Reisende auch schon vorm Weltkrieg und auch ausreisende Missionsbräute. So reisten Bruder Mailänder und Gefährten ums Jahr 1904, wo eine Missionsbraut für China in ihrer Gesellschaft war, die von ihrer Handtasche sich nie trennte, und als sie einmal einen Augenblick es tat, war sie verschwunden. Sie sagte es gleich Mailänder, der eilte zum Kapitän auf die Brücke. Es war im Hafen, da die Wege der Reisenden für China und derer für Neuguinea sich trennten. – Der Kapitän brach sofort die Verbindung mit dem Lande ab. Streng wurde alles durchsucht und nichts mehr gefunden. Die arme, beraubte Braut mußte ohne Geld und Papiere nach ihrem Bestimmungsort reisen, da sie versäumt hatte, Geld, Wertsachen und Papiere auf dem Schiff in Verwahrung zu geben.

Aber nun weiter zu unsern Freunden auf Manus, der Hauptinsel in der Gruppe der Admiralitätsinseln, die nicht von großer Bedeutung ist, aber schon wohl besetzt war von der katholischen Mission, einsam waren sie da zwischen den Stationen der Katholiken und der Händler. Sie erzählten mir am Abend noch und am nächsten Morgen von ihrer schweren Arbeit, ihren schwachen Schulanfängen und den Nöten der Sprachforschung. Mit großem Eifer hatte Döpke Biblische Geschichten und Katechismusstücke übersetzt, auch schon das Evangelium, St. Markus, das er wohl etwas zu früh in Deutschland drucken ließ. –

Bald nach meinem Besuch erhielten die Döpkes Verstärkung. Es war ein holländisches Missionsehepaar, das auch Deutsch konnte. Die Frau traf ich später in Madang. Da auf dem abgelegenen Manus keine Hilfe vorhanden war, hatte sie zu Entbindung zu unserer Lutherischen Mission nach Madang reisen müssen und kam mit Not noch zur rechten Zeit im dortigen Missionshaus an, da eben die Dampfertermine nicht allen persönlichen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung tragen können.

67 Maria Döpke, geborene Imberger, kam 1923 nach Neuguinea, wo sie ihren Verlobten Friedrich Döpke nach neunjähriger Trennung noch am selben Tag heiratete. Wie ihr Mann wurde sie am 17. März 1943 von den Japanern auf hoher See erschossen.

68 Rund 1 000 Goldmark.

69 Hi 1,21b.

Das erfuhr auch ich bei meinem Besuch im Haus der Geschwister Döpke aus Manus. Über eifriger Unterhaltung hätte ich beinahe die rechtzeitige Abreise an dem Vormittag vergessen. Als wir uns nach dem Dampfer umsahen, da lag er nicht mehr draußen, nahe der Station von Döpkes. Es war urplötzlich Wind und See aufgekommen, und die Mataram hatte vor der Zeit den ungeschützten Platz verlassen. Nun war Holland in Not!

Hoffentlich ist er noch am gestrigen Liegeplatz, von wo am Abend vorher Bruder Döpke mit seinem Kanu mich abgeholt hatte. Aber bei der derzeitigen See und starkem Wind konnte mich Döpke nicht selbst zurückfahren.

Er erspähte jedoch eine Hilfe. Nahe bei seiner Station war noch ein japanisches Motorboot abfahrbereit. Döpke gab Notsignale, schrie und winkte, und der Herr des betreffenden Bootes verstand. In seiner Einsamkeit hatte sich Döpke für derartige Notfälle die Gelben zu Bundesgenossen gemacht. Er fuhr mich auf seinem Kanu hin zu meinem japanischen Rettungsboot. Aber diese sperrigen Kanus, die so schwer geschickt längsseits eines anderen Fahrzeuges gebracht werden können! Der Motor war schon angeworfen, ich geriet vor das Auspuffrohr, was mir für einige Zeit den Atem benahm. Ein flüchtiger Händedruck mit Döpke zum Abschied. Er empfahl mich seinem gelben Freund und ließ sein Kanu zu seiner Station zurückwenden.

Ich war glücklich auf Deck gekommen und hielt mich fest auf dem schwankenden Fahrzeug, das ja seetüchtig genug war, mich | zur Mataram zurückzubringen. Dahin wollte auch der japanische Besitzer des Bootes. 189|190

Nach einiger Zeit bogen wir um eine Bergecke. Ängstlich hielt ich Ausschau nach den Masten der Mataram. Endlich zeigten sie sich, welche Freude! Bald waren wir nahe. Ich schaute aus nach der Mutter, ob sie nach mir Ausschau hielt. Nichts war zu sehen. Wir langten an der Schiffstreppe an. Ich dankte dem Jap und eilte hoch. Nirgends auf Deck fand sich meine Liebe. Da ging ich in unsere Kabine hinab, und da fand ich sie endlich in großer Not und Angst: „Der Dampfer geht ja ab, und Du bist nicht da, und ich muß allein heim und Du zwei Monate oder länger hier auf Manus bleiben, wo der Postdampfer nicht jedesmal hält!“ Und ihr schwaches Herz zitterte. Aber nun war ich doch noch da, und alles war gut.

Von der weiteren Heimfahrt blieb nichts in meinem Gedächtnis haften. Ein Zeichen, daß alles gut und glatt ging.

Die Vulkan-Insel sehe ich noch im Geist, an der ich ja öfters vorbeikam. Schon im Jahr 1886, als ich auf [der] Otilie unter Kapitän Rasch nach dem Nordwesten fuhr und wir nachts im Hafen von Hatzfeldthafen bei der Insel Tschirimotsch ankerten, sah ich nachts diesen herrlichen Feuerberg leuchten mit hellen Flammen an der Spitze dieser über Tausend Meter hohen Pyramide, mit herrlicher regelmäßiger Form, nach der See unter dem steilen Abfall etwas mäßiger ausgeschweif. Selber war ich ja nie auf dieser Vulkan-Insel, habe aber darüber gelesen, daß im mäßig ansteigenden unteren

Teil rings um die Insel Dörfer liegen mit ziemlich zahlreichen Einwohnern. Vulkanischer Boden ist ja immer sehr fruchtbar und trägt in den tropischen Breiten reichlich Palmen und allerlei gute Nahrungsgewächse.

Wie ein Traum, und wir waren wieder daheim im Finschhafen, bei unserer Lagerstation Matatakum. Die lebhaften Katemote⁷⁰ als Arbeiter der Pflanzung Salankaua begrüßten uns alte Leute mit Jubel, und ihr Aufseher – weiß nicht, ob es noch Wonkele war, den ich seinerzeit vom *kalabus*⁷¹ frei machen konnte, als ich dem Captain Ogilvy sagte: „They fight for purity!“⁷² –, hatte mit der ganzen Schaar einen besonderen Streich ersonnen zu unserem Empfang. Wir wurden für einen Augenblick festgehalten, ein Doppeltragstuhl für uns hingestellt, in den wir uns setzen mußten. Mutter wollte sich der Ehre sträuben. Ich sagte: „Nur ruhig, laß ihnen die Freude, sonst werfen sie noch um.“ Im Triumph wurden wir selbender zum Gästehaus Pola getragen,⁷³ die große Freitreppe hinauf, wo man uns auf der Veranda abstellte. So waren wir wieder daheim, mit dem lieben Heldsbach in Sicht. –

Ja, auf solch weiten Reisen gibt es allerlei Erlebnisse, Abenteuer und Gefahren. Davon wußte auch Bruder Keyßer zu erzählen auf seiner Ausreise anno 1899. – Da entging er mit knapper Not auf der herrlichen Gewürzinsel⁷⁴ in Niederländisch Indien, wo sein Dampfer anhielt, [einer Verhaftung]. Da wollte er doch auch ein wenig spazieren gehen in der nie gesehenen Tropenpracht im Schatten der Gewürzbäume. Die strengen Gesetze des Orts gegen Gewürzfrevell nicht kennend, brach er Einiges zum Andenken. Ein gelber Polizist faßte ihn, stellte [eine] Wache bei ihm auf und wollte Verstärkung holen gegen solch starken Europäer. Der Polizist außer Sicht, winkte die Wache dem Häftling zur Flucht. Der kratzte nicht schlecht aus, rann[te] auf sein Schiff, ging in seine Kabine und legte sich in die Koje. Als die Polizei aufs Schiff kam, wollte die Mannschaft nichts Verdächtiges gesehen haben. Wie froh war der Flüchtling, als das Schiff mit ihm wohlbehalten aus dem Hafen fuhr. |

190|191

70 Das Kâte-Wort *motec* bezeichnet einen Knaben; die Rede ist also von Kâte-Jungen.

71 Dieser Tok-Pisin-Ausdruck bedeutet Gefängnis.

72 Die Begebenheit berichtet der Verfasser in II 236.

73 Diese Szene ist vermutlich auf der im vorliegenden Band als Abbildung 49 reproduzierten Photographie festgehalten.

74 Gemeint ist eine der Molukken, die als Gewürzinseln bezeichnet wurden.

PASTOR KRAUSHAAR IN NEU GUINEA (1926)

Nach Ende des Weltkrieges, um 1920, kam Präses Richter mit Frau von der Iowa Synode nach Australien, um zusammen mit Feld-Direktor Theile die überaus schwierigen Verhandlungen mit der australischen Regierung zu führen über Verbleib unserer Lutherischen Mission in Neu Guinea. Bald darauf kam Pastor Theile aufs Feld und brachte auch einige Verstärkungen mit aus Amerika und Australien, und das ganze Werk wurde neu organisiert.

Nach Ablauf der ersten Gnadenfrist von nur zwei Jahren wurde diese verlängert auf 6 Jahre und vor Ablauf dieser ganz aufgehoben. Da kam nun im Jahre 1926 ein Mann von der amerikanischen Missionsleitung zu längerem Besuch aufs Feld, nämlich der Pastor Kraushaar, den ich, wie auch Pastor Täuber und Präses Richter, während meines großen Urlaubs in Amerika hatte sehen und begrüßen dürfen.

Pastor Kraushaar kam erst, der Verbindung entsprechend, nach Madang, von wo ich ihn auf [der] Bavaria abholte nach längerem Aufenthalt droben und Besuch auf verschiedenen Stationen und Beratungen mit den dortigen Brüdern. Bis dahin waren sowohl nach Finschhafen als auch nach Madang verschiedene Verstärkungen gekommen, vornehmlich Laienkräfte und weibliche Arbeiterinnen, doch auch schon tüchtige Missionare, wie Pietz, Hannemann, Hüter usw., dazu Krankenpflegerinnen und Lehrerinnen. Nach dem nicht sehr passenden Dr. Estock kam der Pastorssohn Doktor Braun.

Pastor Kraushaar wollte nun in beiden Arbeitsbezirken auch im Namen Amerikas nach dem Rechten sehen. Er lernte auch Unbilden des Landes kennen. Von Krankheiten blieb er ja verschont, aber ein schier unsichtbares Ungeziefer quälte ihn, die Buschmucker. Die kann man bekommen, wenn man im Busch ein klein wenig auf dürres Laub und Gras sich setzt. Sie verursachen entsetzliches Jucken an allen Körperteilen, und man kann sie nicht abfangen wie etwas Läuse, Wanzen oder Flöhe, sondern nur durch Waschungen mit scharfer Medizin wegbringen. Die Krankenschwester Engeling⁷⁵ mußte ihm Mittel geben für seine geschwollenen Beine. So daß er wieder ordentlich gehen und reiten konnte.

Unser Visitator Steck hatte seinerzeit vorm Weltkrieg wie manche Brüder bei uns durch einen sehr böartigen Ringwurm zu leiden, mit dem die Bavaria mit ihren Ein-

75 Die 1899 geborene Amerikanerin Hattie Engeling arbeitete von 1924 bis 1931 als Krankenschwester in Neuguinea. 1932 heiratete sie den Missionsarzt Theodore Braun. Im Zweiten Weltkrieg wurde Hattie Braun von den Japanern gefangengenommen. Anschließend konnte sie weiter in Neuguinea arbeiten.

richtungen arg verseucht war. Ich blieb ja verschont fast wie durch ein Wunder. Neu-linge scheinen besonders empfänglich zu sein gegen solche Unbilden der Tropen, und [es] gilt auch in der Hinsicht: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen!“ –

Doch all das muß in Kauf genommen [werden] von jedem, der das schöne Neu Guinea besuchen und genießen will. Es kann getragen und überwunden werden durch Vorsicht und notfalls durch Anwendung der geeigneten Mittel. So tat auch Pastor Kraushaar.

Am genauesten erinnere ich mich noch, wie ich mit ihm die herrliche Dampier-Insel besuchte und zwar zu einem Tauffest. Ich war ja in den Jahren öfters dort gewesen. Es war eine Domäne der Rheinischen Mission, in welche den Römischen es ziemlich spät gelang, sich auch noch einzudrängen. Die Hauptstation war Kurum mit gutem Liegeplatz der Bavaria. Da befand sich auch die Gehilfenschule. Die Insel ist von beträchtlicher Ausdehnung und sehr gut bevölkert und zwar von den beiden Hauptvölkern in Neu Guinea, Melanesiern und Papua. Die Melanesier sind verwandt mit den Bewohnern der Insel Siar, Ragetta usw. und haben mit diesen wesentlich einerlei Sprache, | die in der Gehilfenschule zu Kurum gepflegt wird.

191|192

Dampier ist auch eine Vulkan-Insel, doch sehr verschieden von der Insel dieses Namens, weiter im Nordwesten, die im vorigen Abschnitt erwähnt wurde. Sie ist viel umfangreicher und der vulkanische Inselberg viel höher, wohl über 2 000 Meter hoch mit lebendigem Krater auf der Spitze. Der große Berg ist durchweg bewaldet. Die Höhe des Vulkans wird viel besucht, doch ich kam nie hinauf. Die große Insel hat ringsum eine sanft ansteigende Küstenebene, welche sehr fruchtbar ist, wie alles vulkanische Gelände. Ein Kranz zahlreicher Dörfer unter Palmen umgibt die Insel, und allenthalben finden sich reiche Felder und Gärten. In Kurum, der Schulgehilfenstation, befanden sich zwei Missionare, George⁷⁶ und Eckershof⁷⁷, und meist war noch ein Laienbruder da angestellt für die Pflanzung. Eine zweite Rheinische Missions-Station hatte die Rheinische Mission nördlich von Kurum von einem verheirateten samoanischen Missionar⁷⁸ besetzt. Einen zweiten samoanischen Missionar, Jerome, hatte die genannte Mission noch an der Rai-Küste. Ihn und seine Station sah ich auch des Öfteren.

Das erwähnte Tauffest an jenem Sonntag fand nicht in Kurum statt, sondern etwa zwei Stunden südlich davon und mindestens eine halbe Stunde landeinwärts auf den

76 Der 1883 geborene Rheinische Missionar Heinrich George war 1911 nach Neuguinea ausgesandt worden. Auch nach der krankheitsbedingten Rückkehr seiner Frau Elfriede nach Deutschland arbeitete er weitere fünf Jahre bis 1930 auf der Dampierinsel.

77 Heinrich Eckershoff (1877–1946) war von 1907 bis 1928 als Missionar in Neuguinea. 1911 ging er auf die Dampierinsel, wo die Rheinische Mission ihre Arbeit nach zahlreichen Rückschlägen 1893 zunächst aufgegeben hatte.

78 Dieser ordinierte Missionar aus Samoa hieß Kurene und arbeitete seit 1912 für die Rheinische Mission.

Vorhöhen des Dampier. Der Missionar Eckershof war der Missionar dieser Filiale, während George vornehmlich der Gehilfenschule in Kurum vorstand. An der Station Kurum befindet sich ein ausgedehnter toter Krater, während bei der Außenstation keinerlei Spur vulkanischer Tätigkeit zu sehen war.

Pastor Kraushaar ritt hinaus zum Tauffest, und ich ging gemütlich hinterher zu Fuß, erst der Küstenebene entlang, dann sanft aufwärts. Die Feier hatte schon begonnen bei meiner Ankunft. Es wurde eine große Anzahl von Leuten getauft. Die Missionsarbeit war nun auf Dampier im besten Zug. Nur Schade, daß sie unliebsam gestört wurde durch die Römische Konkurrenz. Von dem etwaigen zweistündigen Marsch in der tropischen Hitze war ich arg durstig geworden. Der Vorrat des Taufwassers befand sich in Flaschen, und wenn wieder und wieder eine solche ausgegossen wurde, so vermehrte sich durch das Wasserrauschen mein Durst ganz mächtig. – Doch man muß sich beherrschen können, besonders bei solcher Gelegenheit. Die Tauffeier ging zu Ende, und wir Weißen kamen zusammen im Raum von Missionar Eckershof, wo Durst und Hunger gestillt werden konnte. –

Nachdem P[astor] Kraushaar die wichtigsten Stationen um Madang besucht hatte, brachte uns [die] Bavaria nach Finschhafen. Pastor Kraushaar besuchte auch in unserem Arbeitskreis die wichtigsten Stationen, besonders die im großen Tal, Lae, Laewomba und Kajapit. Der gute amerikanische Bruder Freese⁷⁹, Verwalter der Pflanzung Malahang, begleitete Kraushaar das Tal hinauf über Laewomba nach Kajapit. Beim Reiten auf die steile Höhe nach Kajapit hinauf rutschte der Sattel des Pastors, und er kam hinten vom Pferd bei der Begrüßung.

Zuletzt wohnte er noch unserer Hauptkonferenz auf Sattelberg bei. Ich war schon droben, als er eben zu Pferde ankam und sich etwas unwillig ausließ über den Doktor Estock, der sich unnötiger Weise an die Regierung in Rabaul gewandt hatte, wegen freier Rückreise nach Amerika nach dreijährigem Dienst in unserer Mission, wobei er sich auch etwas ungeschickt über die deutschen Missionare ausließ, so daß Kraushaar fürchtete, es könnte dem Gesuch für meine Söhne geschadet werden zu Rückkehr aufs Feld. Die Folgezeit zeigte dann doch, daß die Befürchtung nicht nötig war. Sie durften ja kommen. |

192|193

Unsere Haupt- und Jahreskonferenzen hatten wir ja meist auf dem hohen, kühlen Sattelberg. Da waren die meisten Quartiere, und die in der Regel achttägige Jahreskonferenz war für die Teilnehmer zugleich in etwas Erholung und Erfrischung, besonders für die Geschwister von der Küste, wo es jahraus jahrein so überaus heiß war.

Einer solchen Konferenz wohnte nun auch Pastor Kraushaar bei. Es war für mich eine besonders schwere Konferenz. Gerade zu derselben hatte ich ein paar Briefe er-

79 Andreas Freese arbeitete von 1922 bis 1927 für die Neuendtelsauer Mission in Neuguinea und kehrte dann nach Amerika zurück.

halten, den einen vom Sekretär der amerikanischen Missionsleitung, Pastor Täuber, den andern vom Synodal-Präses D[r]. Richter des gleichen Inhalts: Amerikanische Mitglieder unseres Personals hätten nach Hause berichtet, daß eine unserer Missionarsfrauen ihnen gegenüber die unbedachte Bemerkung gemacht hätte, die Amerikaner sollten nicht immer mehr Leute nach Neu Guinea aussenden, nur Geld sollten sie schicken! –

Also unser Blut will man nicht, sondern nur unser Gut – so schrieb man mir in den Briefen. Ich hatte nun in der Konferenz in Anwesenheit von Pastor Kraushaar diese leidige Sache einzurenken und dem entsprechend die erwähnten Briefe zu beantworten. Kraushaar redete auch selbst zum Besten. Er hätte die betreffende Missionarsfrau kennen gelernt, man müsse ihr schon Einiges zu Gute halten.

Von Amerika waren in der letzten Zeit eine ganze Anzahl Lehrerinnen gekommen. Und bei uns lag auch ein Antrag in der Luft: Es sollte eine gehobene Töchterschule oder mehrere in unserer Mission errichtet werden, damit die Missionsgehilfen und Lehrer geeignete und geistig ebenbürtige Lebensgefährtinnen bekommen konnten. – Die Sache war schwierig. Ich hatte um Gutachten gefragt bei benachbarten evangelischen Missionen, die unter ähnlichen Verhältnissen arbeiteten wie wir – die Methodisten im Archipel, die Anglikaner im Nordosten und die Londoner im Süden von Neu Guinea –, was sie für Erfahrungen gemacht mit gehobenen Schulen eingeborner Töchter. Ich erhielt von allen diesen Stellen die gewünschten Antworten, am charakteristischsten schrieb mir der Vertreter der Londoner Mission in Port Moresby. Ein Missionar dieser Gesellschaft, von den Franzosen aus Madagaskar vertrieben, war 1899 mit uns auf der „Moresby“ nach Port Moresby gefahren. – Von dort her schrieb man mir: Sie hätten höhere Lernschulen für heranwachsende eingeborne Mädchen. Es würde ihnen auch viel Englisch beigebracht, aber die meisten von ihnen würden *loafers*, d. h. Streuner, also Entwurzelte, und nicht zum Segen für sich und Andere.

Da stand Verschiedenes für uns fest: Auch eine höhere Mädchenschule dürfte nicht auf den Reissack gebaut werden, so wenig wie die Gehilfenschulen selbst. Am wenigsten die Mädchen dürften dem Dorfleben entfremdet werden, den einfachen und doch so nötigen Arbeiten in Feld und Garten. Sie durften aus ihrem Volksleben nicht entwurzelt werden, also keine *loafers* werden, die irgendwo und irgendwie in ungeeignete Hände kommen könnten. Da konnte es nicht angebracht sein, irgendwelche großen Zentralschulen einzurichten unter Leitung von unerfahrenen Kräften, ob noch so gut ausgebildet nach englischen oder auch amerikanischen Idealen.

Schließlich war am besten unsere bisherige Weise, nach Ort, Zeit und Gelegenheit im kleinen zu arbeiten an Hebung der Eingebornen und auch der heranwachsenden Dorfmadchen. So geschah es an den meisten unserer Stationen durch die Missionarsfrauen, Töchter und Schwestern. In Heldsbach hatte Jahrelang | eine gut besuchte Mädchenschule bestanden, besonders bei Angliederung des Poum-Gebietes an die

Heldsbach-Gemeinde. Es waren bis zu 24 Schülerinnen mit geeigneter Wohnung im eingebornen Styl und gutem Schulhaus. Die Besucherinnen wurden in solches Internat nach der Volksschule aufgenommen und blieben etwa 3 Jahre. Herz, Kopf und Hand sollte gleichermaßen ausgebildet, geschult und gefördert werden, auch in weiblichen Arbeiten der eingebornen Dorffrauen und auch bei Arbeiten der neuen Zeit in Haus und Küche und im Nähzimmer zu Anfertigung der einfachsten Kleider aus leichten billigen Stoffen. Auch Gartenarbeit der Eingebornen durfte nicht fehlen, und die Ernährung geschah nach der Weise der Eingebornen. So waren sie immer wieder im Dorfe daheim, wenn sie aus der Schule entlassen wurden, und wurden keine *loafers*. In der Hinsicht waren unsere Eingebornen ja sehr empfindlich. Für eine Frau oder [ein] Mädchen war es durchaus unstatthaft, eine weitere Reise zu unternehmen.

Die Heldsbacher Mädchenschule half viel dazu, das Kate in Poum zu verbreiten. Als diese Schule der Umstände wegen einging, war immer noch eine Anzahl Hausmädchen an der Station, die ihr eignes Wohnhaus hatten und von der Frau Senior und ihrer Tochter betreut und gefördert wurden. So geschah es auf fast allen unsern Stationen. Sehr verdient machte sich bei dieser Aufgabe auch die Frau Wacke, und in Kalasa waren die örtlichen und Gemeindeverhältnisse sehr günstig zu Erziehung einer größeren Zahl Mädchen. Ebenso eifrig war die erste Frau Lehner in Bukaua oder Kap Arkona in Betreuung und Erziehung von einer entsprechenden Zahl von Hausmädchen. So war es auf allen unseren Stationen, wo die örtlichen Verhältnisse es irgendwie zuließen. Es war eine unscheinbare Arbeit im Kleinen, aber immerhin segensreich, und durch viel Kleines wurde im Ganzen und fürs Ganze Großes ausgerichtet. Die Gehilfen heirateten sehr gerne Mädchen, die für längere Zeit unter dem Einfluß einer Missionarsfrau und ihrer Anleitung gestanden hatten. Es kam auch vor, daß Gehilfen ihre Verlobte erst eine Zeit lang in „Das Benehmige“⁸⁰ bei einer Missionarsfrau gegeben hatten. Und sie wurden in der Regel auch nicht enttäuscht. Frühere Hausmädchen von Missions-Stationen gaben gute Gehilfenfrauen.

Es war wohl providentiell und gleichsam göttliche Fügung, daß es bei diesen zufälligen Einrichtungen in unserer Mission blieb und es zu keinen großen Zentralschulen kam. Denn in der Mission wie im Kriege, mit Bismarck zu reden, ist alles ungewiß. Die erfahrenste und tüchtigste Schulleiterin kann auf einmal sterben, oder gar heiraten, oder krankheitshalber vom Felde weg müssen, und ihr Bau fällt zusammen. Von vielen Missionarsfrauen werden doch immer etliche bleiben, welche Hausmädchen brauchen, betreuen und fördern.

Von den zu einer Zeit etwas zu vielen amerikanischen Lehrerinnen hatte wohl kaum eine die besondere Aufgabe, eine höhere Lehrerin unserer braunen Töchter zu werden. Ein Paar heirateten auf dem Felde, nachdem sie zeitweilig unsere Missionarskinder unterrichtet hatten. Eine ging als ungeeignet selber heim. Eine Lehrerin, Kalkwarf, bot

80 Scherzhaft für eine Höhere Töchtertschule.

mir Pastor Kraushaar als Sekretärin des Seniors an. Es fehlte in Heldsbach an Unterkunft für sie, denn gerade war Dora von Australien heimgekehrt, und ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, eine Sekretärin Tag für Tag zu beschäftigen. – So nahm er sie mit heim, und sie heiratete in Amerika bald einen Pastor, was jedenfalls das bessere Teil für sie war.

194|195 Pastor Kraushaar reiste über Neuendettelsau nach Amerika und schrieb mir noch manchen lieben Brief. |

DIE EINMALIGE GEMISCHTE KONFERENZ IN RABAU, DIE ANKUNFT DER SÖHNE UND DER GROSSE PROZESS

Das war wirklich eine einmalige Konferenz, welche für die Mitte des Jahres 1927 Mr. Cardew, der Protektor der Eingebornen, in Rabaul einberief. Die Vertreter der Missionen aller Konfessionen zusammen mit Vertretern der Regierung sollten darin beraten about the Welfare, d. h. die Wohlfahrt der Eingebornen.

Veranlaßt hat diese Veranstaltung wohl der treffliche Oberarzt Cilento, von welchem in früheren Kapiteln schon die Rede war, besonders in dem langen Abschnitt „über Heiltätigkeit unserer Neuendettelsauer Mission“,⁸¹ ein edler Wohltäter der Eingebornen und der Missionsarbeit unter ihnen.

Es wurde bei der Einladung keine Mission übersehen, auch nicht die kleinste, wie die ernstesten Bibelforscher⁸² auf den Salomo-Inseln und die Liebenzeller auf Manus. Die beiden Letzteren entschuldigten sich.

Vertreten waren die Katholiken durch ihre beiden Bischöfe, Wolff von Alexishafen auf Neu Guinea und D[r]. Vesters von Vuna Pope auf Neu Pommern mit noch einigen Patres. Die Mission der Methodisten im Archipel durch ihre beiden führenden Missionare, die Reverends Cox von Rabaul und Margetts von Raluana; dazu auch noch ein paar ihrer Missionare, dazu noch der anglikanische Geistliche, Rev[erend] Bischof von Rabaul. Die Anglikaner hatten zwar noch keine Heidenmission im ehemaligen Deutsch Neu Guinea, aber die Gründung einer solchen planten [sie]. In kindlicher Einfalt enthüllte der Rev[erend] Bischof diese Pläne in Gegenwart der beiden Römischen Bischöfe und ihrer Gefolgschaft.

Und schließlich war unsere Lutherische Mission vertreten durch mich, den Senior, und Missionar Pilhofer sowie den jungen amerikanischen Missionar Fliehler⁸³. Dieser war eigentlich zufällig in Rabaul, war wegen Dengue-Fieber im dortigen Krankenhaus gewesen und rechtzeitig genesen für unsere Konferenz.

Pilhofer hatte eigentlich gemeint, daß wir den jungen Bruder nicht zu den Sitzungen nehmen sollten, die Katholiken und Methodisten hätten wohl auch nur ihre

81 II 81–95, zu Cilento 88f.

82 Die Glaubensgemeinschaft der Ernstesten Bibelforscher, aus der auch die heutigen Zeugen Jehovas hervorgingen, geht auf die von Charles Taze Russell gegründete Bibelforscherbewegung zurück.

83 Paul Fliehler war seit 1926 Missionar in Neuguinea. Er wurde 1943 von japanischen Soldaten getötet.

Delegaten dabei, die beiden Bischöfe, und die Methodisten ihre Führer, Cox und Margetts. Ich bestand zum Glück auf seiner Teilnahme, die anderen Missionen hatten auch noch Beisassen, dazu verstand Fliehler von uns allen, auch den Katholiken, am besten Englisch und vertrat auch unsere Mitarbeiter und Glaubensgenossen in Madang, die amerikanischen Brüder. Von ihnen war sogar, die Einladung nach Termin mißverstehend, Hannemann verfrüht in Rabaul gewesen und wollte dann nicht den richtigen Termin abwarten, kehrte also vor unserer Ankunft wieder nach Madang zurück.

Wir konnten den Bruder Fliehler sehr gut gebrauchen zu Ausarbeitung verschiedener englischer Gutachten während der 14tägigen Konferenz, welche wir ihn in den Sitzungen verlesen ließen und die zu den Akten genommen wurden. Er erwartete auch mit dem nächsten Dampfer, auf dem auch meine Söhne eintreffen sollten, seine Braut⁸⁴ von Amerika und wäre so wie so während der Konferenzzeit in Rabaul geblieben und hatte schon vor uns auf der Station von Cox, der Methodisten in Rabaul, Quartier bezogen. Ausschluß von der wichtigen Konferenz, die auch für ihn persönlich großes Interesse hatte, würde ihn sicher gekränkt haben. Zum Glück erfuhr er nichts davon, daß seine Teilnahme in Zweifel gezogen wurde.

195|196

Da war es nun gut, daß ich mit *chairman* Cox im Weltkrieg | einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen hatte: Mitglieder ihrer Mission zu uns in Urlaub, von uns gegebenen Falls zu den gleichen Bedingungen. – Wir waren nun zu dritt auf Cox' Station über 14 Tage lang, hatten Verpflegung und [ein] gutes luftiges Schlafzimmer. Die Frau von Missionar Cox war ja zur Zeit in Australien, sie hatte dort schon erwachsene Kinder. Gut eingearbeitete Hausjungen besorgten die Küche und dienten bei Tisch. Ein Sekretär von Missionar Cox war ständig auf der Station. In einem Nebengebäude wohnte ein nichtmissionarischer Neuling, ein Laienbruder, zum Einleben. –

Auf der Nachbarstation, Raluana, wohnte Margetts mit Frau, die waren sehr freundlich. Sie hatten eine Schule von halbweißen Mädchen, da wurde unsere Wäsche besorgt, damit wir in der Konferenz immer in blendendem Weiß erscheinen konnten.

Nachdem unsere Söhne angekommen, wurden wir alle an einem Nachmittag nach Raluana *in corpore* eingeladen und in den zwei Autos der beiden Stationen hin und zurück gebracht. Auch die Schwester Auguste, die wir schon 1898 auf der Stettin kennengelernt und die nun im Ruhestand nahe über Raluana im eigenen Gedinge wohnte, war mit eingeladen. Pietätvolle Eingeborne, einer ihrer alten Freunde mit Kindern und Enkeln, diente[n] der alten ausgedienten Schwester. Sie war gut befreundet mit dem alten Doktor Dempwolff, der nachmals als Sprachgelehrter in Hamburg lebte. Er hatte Land erworben auf dem Hansemannberg, als Nachbar der Rheinischen Mission, die sein anstoßendes Land erbte. –

84 Bertha Knörschild heiratete den Missionar Paul Fliehler 1927, also noch im selben Jahr. Sie starb 1931 auf Ulap.

Auch Bischof D[r]. Vesters hatte uns mit Söhnen und Familien nach seiner Residenz Vuna Pope eingeladen. Ich mietete zwei Autos in Rabaul, und wir fuhren an einem Nachmittag hin, auch Br. Fliehler und Braut mit uns. Die Herrlichkeiten der großen Station wurden uns gezeigt, mit der großen Blech-Kathedrale, den industriellen Anlagen usw. Dann hatten wir alle an großer Tafel einen *afternoon* Thee, schon eher eine opulente Mahlzeit, bei seiner *lordship*, dem Bischof. Die kleine Annemarie ging auf Entdeckungsreisen und brachte einen Farbtopf in den Speisesaal. Da sprang aber Mutter Maria auf und brachte eilends den Farbtopf weg und das Töchterlein zur Ordnung.

Die Autos bei Rabaul werden in der Regel von eingebornen Fahrern gelenkt und zwar sehr sicher. Man sagt, sicherer als es Weiße tun, die häufig unter dem Einfluß von Alkohol stehen. Erst kürzlich war ein weißer Fahrer an eine Palme angerannt, die ihrerseits nicht ausweichen konnte. Sowohl das Auto als [auch] die Insassen sollen dabei schlecht gefahren sein. – Unsere braunen Fahrer hingegen brachten uns in rascher Fahrt die 25 Meilen nach Rabaul zurück auf zum Teil schmaler Straße, der Küste entlang um scharfe Ecken. Sie hatten stets das Steuerrad fest und sicher in der Hand.

Noch vor Beginn der Konferenz konnten wir auf einer Pinasse der Methodisten-Mission eine Tagestour nach der Inselgruppe Duke of York zwischen Neu Pommern und Neu Irland unternehmen, auf der die Mission ein großes Besitztum hatte, eine ausgedehnte Pflanzung und zugleich ihr Gehilfen- oder Lehrer-Seminar. Das ganze Institut wurde uns genau gezeigt. Ich fand einen alten Bekannten dort, einen Laienmissionar, der als Laienprediger bei der Überfahrt auf [der] Mataram zwei Jahre vorher eine ganz gute Sonntagspredigt gehalten hatte. Auch eine Missions-Schwester war auf dieser Inselgruppe, eine Deutsche, aus Melbourne stammend. Bei ihr und ihrer Mutter hatte Dora in Melbourne Freiquartier bei unserer Abreise ins Vaterland im Frühjahr 1937. So kommt man auf dieser kleinen Erde immer wieder zusammen. – Das Seminar auf der abgelegenen Insel fand die Methodisten-Mission etwas unbequem. Da machten sie auch ihren | Profit nach dem Weltkrieg. An der Nordküste der Gazellehalbinsel wurde ein großes Besitztum enteignet mit Pflanzungen und viel gutem Kulturland, welches die Mission der Methodisten billig erwerben konnte, und darauf richteten sie nun im Jahre 1927 ihr Seminar ein. Die Pflanzungen auf den kleinen Inseln führen sie natürlich weiter.

196|197

An einem Nachmittag brachte uns Cox in seinem Auto nach der Nordküste, an ihrer Station Kapakanda vorbei, die ich 1890 schon besucht hatte unter Missionar Oldham, und wir besahen uns das Neuland an der Nordküste mit Palmen- und Cacao-Pflanzungen und der neuen Seminarstation im Aufbau. – Während der Konferenz kam auf Dampfer ein Staatsminister von Australien herüber, der ein Mitglied der Methodistenkirche war und sich natürlich für das Missionswerk seiner Kirchgemeinde

interessierte. Cox hatte entsprechend Unterredungen mit ihm, auch wegen einer neuen Landerwerbung.

Einmal über Tisch kam ich mit Cox auf den Kreuzer Wolf zu sprechen, der auch in den Gewässern um Neu Guinea tätig war. Cox meinte, so was würde später nicht mehr vorkommen. Es kam auch nicht mehr vor bei Lebzeiten des Rev[erend] Cox. Das Rad der Geschichte dreht sich eben.

Aber nun zur gemischten „einmaligen“ Konferenz. Sie wurde feierlich eröffnet durch eine Ansprache des Oberrichters Wanlies. Er wohnte dann keinen weiteren Sitzungen bei.

Den Vorsitz führte der Protektor der Eingebornen. Er tat es in sehr geschickter Weise. In genauer Ordnung erteilte er das Wort an die Vertreter der verschiedenen Konfessionsverwandten und hörte mit aller Geduld auch dürftiges Englisch an. Die Herren Bischöfe waren uns Lutheranern sprachlich kaum überlegen. Unser Fliehler und die Führer der Methodisten waren darin natürlich correct und perfekt. Es gab wohl Meinungsverschiedenheit, aber darob keinen Streit. Als Bischof Vesters aus guten Gründen das Pidgin-Englisch der Eingebornen recht lobte als brauchbare Missionssprache, da wurde ihm von den Methodisten und uns Lutheranern in gleicher Weise widersprochen, und die Regierung gab ihm keinesfalls Recht. Für die Katholiken wäre es natürlich bequem, neben ihrem Latein noch eine universale Volkssprache zu haben. Dann gäbe es im vielsprachigen Land kein Sprachproblem mehr. Die Methodisten konnten ja ihre Raluana-Sprache, worin sie längst das Neue Testament haben, gut kultivieren und ziemlich weit verbreiten. So wie wir drüben auf dem Hauptlande Jabim und Kate. Das Pidgin, dies verdorbene Englisch, ist eben doch eine sehr mangelhafte Evangeliumssprache. Das mußten die Bischöfe sich sagen lassen. –

Sehr häufig wohnte der Doktor Cilento den Sitzungen bei, und er sprach auch ein vortreffliches Englisch, das man recht gut verstand. Man merkte es ihm an, daß er ein großer Menschenfreund und Freund der Eingebornen war, dem auch deren sittliche Hebung am Herzen lag und darum ihre wahre Wohlfahrt. Er war für seine Person wohl Katholik, doch davon war nichts zu merken. Er stand jedenfalls vollkommen paritätisch. – Ein sehr schöner Ausspruch von ihm war: Wir wollen als Regierung unser Möglichstes tun zum Wohl der Eingebornen, besonders an Heiltätigkeit, und wir wollen in solchem Tun auch die Missionen unterstützen, die ja viel mehr mit dem Volk zusammen kommen, damit darin desto mehr geschehen möge.

Er zeigte an zwei Nachmittagen uns auch zwei einfache aber zweckmäßige Krankenhäuser für Eingeborne, wie sie auch mit geringeren Mitteln der Mission erstellt werden können. Das eine lag gegenüber der Insel Matupit am Fuße der Vulkanberge, das andere bei Herbertshöhe. –

197|198 Sitzungen der Konferenz fanden an jedem Vormittag statt. | Der geeignete Raum dafür fand sich im Regierungsmuseum von Rabaul. Protokollführer dabei war der Se-

ekretär des Protektors Mr. Cardew. An den ersten paar Tagen führte ein *Büro*-Fräulein Protokoll, aber bald ging die Arbeit über ihre Kräfte. Da mußte der Sekretär einspringen. Die Aufzeichnungen wurden wörtlich gemacht und dann vom Sekretär außer den Sitzungen mit der Maschine durchgeschlagen. Das Protokoll ergab ein ganzes Buch, und jede Mission erhielt davon ein Exemplar.

Der Sekretär war ein sehr fähiger Mann, stotterte aber. Davon sich heilen zu lassen, war er eine Zeitlang in Deutschland gewesen und hatte da etwas Deutsch gelernt. Gleich bei Dampferankunft kam er an Bord und erkundigte sich, wo wir Unterkommen finden würden. Da war auch schon der Sekretär der Mission zur Hand, und wir konnten Auskunft geben, daß wir auf der nahen Missionsstation wohnen würden, von wo wir mit Missionar Cox in dessen Auto zu den Sitzungen kommen würden.

Vor Beginn der Konferenz schon besuchte uns der Protektor, Mr. Cardew, in unserem Quartier von wegen einem Schreiben, das ich ihm kürzlich von Finschhafen aus zugeschickt und das die Überschrift hatte: „*Die Tragödie von Biololo!*“ Biololo lag nahe den Goldfeldern hinter Malalo. Von Bruder Bayer hatte ich Bericht erhalten⁸⁵ über die barbarischen Zustände bei den Transporten nach den Goldfeldern, wie dabei Träger überlastet wurden, ungenügend mit Mundvorrat versorgt. Der schauerhafte Gebirgsweg von Salamaua zu den Goldfeldern sei gezeichnet durch zahlreiche menschliche Skelette. Das Dorf Biololo, nahe den Goldfeldern, sei von halbverhungerten Trägern überfallen worden und ihre Felder geplündert. Als die beraubten Biololo-Leute sich naturgemäß zur Wehr setzten, wurden ihrer viele durch eingeborne Polizisten niedergeschossen.

Das alles berichtete ich in meiner Zuschrift an den Protektor, Mr. Cardew, und er besprach sich mit mir über die traurige Angelegenheit. – Während unserer Konferenzsitzungen über ähnliche Vorgänge äußerte Mr. Cardew unter anderem: Die eingebornen Polizeijungen seien uniformierte Wilde! –

Unsere gemischte Konferenz sprach nun alles durch, was an Mißständen durch Schuld der Eingebornen selbst und durch Weiße verschuldet uns bekannt war und was alles geschehen sollte und auch unterlassen werden sollte, um die Volkswohlfahrt unter den Ureinwohnern in Neu Guinea und benachbarten Inseln zu fördern. In sehr geschickter und gewandter Weise arbeitete der *chairman* der Methodisten-Mission, Rev[erend] Cox, die Ergebnisse unserer Besprechungen in wohlabgerundeter Form aus als „The Findings“ unserer Konferenz. Es war gelegentlich dabei ausgesprochen, daß diese *findings* für die Regierung zwar nicht bindend sein könnten, als Beschluß gleichsam, aber doch in ihrer Eingebornen-Politik zu Rate gezogen werden sollten. Auch je ein Exemplar dieser *findings* wurden jeder Mission, die an der Konferenz

85 Bayers Bericht wurde publiziert in Sibylle und Martha Bayer, Hedwig Janner und Erika von Hahn: Sintemal Du weißt, daß Deine Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Aus dem Leben des Missionars Friedrich Bayer, Pioniermissionar, im Selbstverlag, Neuendettelsau 1993, S. 50–57.

teilgenommen, mitgeteilt, wie natürlich auch die Regierung im *office* des Protektors wenigstens diese *findings* hinterlegte.

Jede Vormittagsitzung war durch kurze Pause unterbrochen, während welcher den Konferenzteilnehmern aus der nahen Wohnung des verheirateten Protektors kleine Erfrischungen gereicht wurden. – Auch ein paar Feiern fanden noch statt zu Ehren der verschiedenen Konferenzteilnehmer. Die eine unter Vorsitz des Oberrichters Wanlies im Lokal der Anglikanischen Kirche zu Rabaul. Da wurde ein *lunch* gegeben und auch zu Ehren des Königs von Großbritannien ein Glas getrunken mit dem Ausruf: „To the King!“ – Dann gab der Administrator, Brigade-General Wisdom, noch ein Abendessen in seiner Wohnung auf der Höhe über Rabaul, wobei Bischof D[r]. Vesters eine Rede schwang. – |

198|199

Die gemischte Konferenz nahte ihrem Ende. Während derselben ergriffen die beiden Führer der Mission der Methodisten gar manches Mal das Wort. Sie sprachen beide gut, wenn auch etwas sehr im Predigtton. In ihren Häusern konnten wir uns in den mehr als 14 Tagen gar manches Mal unterhalten über unsere beiderseitige Missionstätigkeit. Bei solchen Unterredungen wie auch aus ihren Aussprachen in der Konferenz erfuhren wir gar Manches, woraus zu erkennen war, daß unsere Mission vielfach im Vorteil war vor ihrer etwas älteren Mission. So im Gehilfenwerk. Sie hatten aus älteren Arbeitsfeldern wie Fidschi und Samoa bald im Anfang Gehilfen in ihre neue Arbeit im Archipel gebracht, und diese Gehilfen waren Angestellte der Mission und von ihr, von den Weißen, besoldet. Diese Gehilfen waren für die weißen Missionare unzweifelhaft eine große Hilfe in den ersten Anfängen des Werkes. In der weiteren Entwicklung der Arbeit verursachten sie Nachteile. Als sie endlich aus gewonnenen Christen im Archipel Gehilfen ausbilden konnten, da wurden diese auch Angestellte der weißen Missionare und wurden von ihnen besoldet. Das Gehilfenwerk wurde nicht Gemeindesache, wie bei uns. Sie erkannten den Vorteil unserer Einrichtung, hätten diese gerne nachgemacht. Das hielt nun aber doch schwer. Sie erzogen ihre Gemeinden ja auch möglichst zum Geben und Opfern für die Mission. Das Ganze blieb aber doch Sache und Betrieb der weißen Missionare. Ganz anders hatte bei uns das Gehilfenwerk gestartet, wo die Gemeinden die Leute stellten, sie erziehen halfen und sich verpflichtet fühlten, für den Unterhalt der Lehrer und Gehilfen aufzukommen.

Von den ersten Anfängen an lag bei uns die Initiative bei den Eingebornen zur Weiterausbreitung des *Miti* im Lande, unter ihren Nachbarstämmen in der Nähe und Ferne. Unsere wohl bekannten „Simbang-Jungen“, ältere Schüler, errichteten in ihren Dörfern *Miti*-Häuser, sangen darinnen die *Miti*-Lieder und erzählten von Anutu, wie sie es im Schulhaus und zugleich Kirchlein in Simbang gelernt hatten. Auch als Arbeiter bei der N[eu-]G[uinea-]Co. erbauten sie auf der Pflanzung nahe bei Bogadjim ein

solches *Miti*-Haus und beeinflussten dadurch so ganz von selbst und ungewollt auch die Dorfleute von Bogadjim zum Vorteil der Rheinischen Mission.

Und in neuerer Zeit haben auf den Goldfeldern hinter Malalo, wo so viel schlimme Einflüsse sich geltend machen, auch wieder Leute aus unsern Gemeinden ein *Miti*-Haus errichtet, um darin Sonntags zusammen zu kommen. Ein Goldgräber erlaubte ihnen den Bau auf seinem Grundstück. Als dann eine Goldgräberin den schmucken Bau aus Buschmaterial für sich zur Wohnung haben wollte, da sagten die braunen Christen: „Nein, das ist unser *Miti*-Haus, aber, wenn Du es haben willst, so bauen wir für Dich noch ein besseres Haus als Wohnung!“

„Mitificko!“⁸⁶, ertönte einst auf Sattelberg immer der Ruf der Stationsjungen als Einladung zur Abendandacht, so daß selbst ein zahmer Kakadu den Ruf lernte und vom Hausdach mit den Jungen um die Wette rief: „Mitificko, Mitificko!“

Auch zu wirklichem Heldentum haben unsere N[eu-]G[uinea-]Jungen das Zeug. Als da einmal nahe dem Goldfeld auf enger Straße ein Auto umkippte und eine weiße Frau in die Tiefe hinabflog in einen kalten Wasserstrom, da eilte ein schwarzer Junge in die Tiefe, hielt den Kopf der Frau hoch, daß sie nicht ertrinken mußte, rief einen Kameraden zu Hilfe, und die Verunglückte wurde auf die Höhe gebracht und in der Folge ins Krankenhaus zu Wau, wo sie von ihrem Unfall sich erholen konnte. Derartige Verdienste unserer Eingebornen werden selten richtig anerkannt, eher ihre bösen Taten erzählt, an denen meist die | Weißen selber schuld sind.

199|200

Auch Geisterfurcht und Geisterglaube schien bei den Christen der Methodisten und selbst bei ihren eingebornen Gehilfen nicht so gründlich ausgefegt zu sein wie bei unsern Christen drüben auf dem Hauptlande von Neu Guinea. So erzählte der Rev[erend] Margetts in der Konferenz, wie ein Gehilfe bei Raluana gestorben sei aus Furcht, weil er glaubte, einen Geist gesehen zu haben. – Die Nachbarschaft und scharfe Konkurrenz der Römischen mochte auch in etwas Schuld haben, daß der Sauerteig der Geisterfurcht nicht so völlig ausgefegt war. Natürlich sagte das Rev[erend] Margetts nicht in unserer gemischten Konferenz mit den Bischöfen und ihren Adjutanten.

Und nun war wirklich der letzte Tag der Konferenz angebrochen, und das wurde ein ganz großer Tag, denn in aller Morgenfrühe lief der große Dampfer ein und brachte meine beiden Söhne mit aus dem fernen Amerika, und jeder war mit Weib und Kind, und die Frauen waren auch Reichsdeutsche, die eine eine Hamburgerin und die Andere eine Weißenburgerin. Die Kinder aber waren Eingeborne von Texas, jedes ein Jahr und etliche Monate alt, um besser transportfähig zu sein, freilich auch desto schwerer zu hüten auf dem großen Passagierdampfer über das weite stille Meer nach Sydney und von da nach Rabaul und nach Finschhafen. Hatten wir doch auf einer unserer letzten Reisen erlebt, wie ein solch kleines Kind, das in allen Winkeln herumkroch, hinter einem Boot im Begriff war, in die See hinabzufallen, und Dora es

86 Adlativ zu *Mitific* (Kâte-Sprache): ins *Miti*-Haus, ins Haus des Evangeliums!

noch eben retten konnte zur Freude der erschrockenen Mutter. – Das war nun eine freudige Begrüßung nach so langer Abwesenheit der Söhne vom Lande ihrer Geburt.

Doch der Gang der Konferenz wurde durch das freudige Ereignis nicht gestört. Im Gegenteil! Die beiden Söhne durften der letzten Sitzung noch beiwohnen und die Verlesung der *findings* mit anhören.

Welche Wendung durch Gottes Fügung! Vor zwölf Jahren war Wilhelm als armer Gefangener in Rabaul in elender, heißer Blechhütte vor Abtransport nach Sydney, und Hans reiste vor 13 Jahren durch auf [einem] Lloydampfer, um über Australien nach Deutschland zu gehen. Beide hatten während des Weltkrieges und darnach in den verschiedenen Weltteilen vieles durchgemacht, waren wohl versucht und erfahren und von der göttlichen Durchhilfe erhalten und getragen. [Nun] durften sie endlich wieder heim ins Land ihrer Geburt zu Eltern und Schwestern, gegen alle unsere Hoffnungen, aber nach unseren sehnlichen Wünschen.

Der Dampfer hielt ein paar Tage, wir konnten, wie schon früher erwähnt, angenehme Ausfahrten machen nach Raluana und Vuna Pope. Auch Br. Flichler hatte seine Braut aus Amerika begrüßen dürfen, und dann ging die Reise heim über Madang nach Finschhafen, wo auch Mutter und Schwestern sich mächtig freuten und die Eingebornen jubelten.

Während der Fahrt schrieb ich auch etwas auf meiner Corona. Nur eine Nacht war ich heftig unwohl mit heftigem Erbrechen usw. Doch vor Ankunft war ich wieder ganz wohl und freute mich des Guten, das der Herr an uns getan. Hans war nun bestimmt, nach Zaka zu Bruder Mailänder zu kommen, Wilhelm sollte neben Pilhofer in Heldsbach an der Gehilfenschule arbeiten. Zunächst kehrten natürlich beide Familien in Heldsbach ein, und wir konnten uns des Zusammenseins freuen.

200|201 Doch da fiel ein Frost in die Frühlingsnacht. Als ich den Bruder Wagner begrüßte und ihm erzählte von unserer gemischten Konferenz in Rabaul, da sagte er mit einem Anflug von Ironie: „Ja, Ihr habt da drüben über Wohlfahrt der | Eingebornen beraten, und hier um Finschhafen geschahen derweilen schlimme Taten, wurden mit Gewalt Dorfleute angeworben für das mörderische Goldfeld!“

Bald kamen Eingeborne zu mir aus verschiedenen Bergdörfern und gaben gleiche Kunde. Ich notierte alles, und voll von den guten Eindrücken des großen Wohlwollens an der Zentrale in Rabaul für die Eingebornen und ihre Wohlfahrt, sandte ich einen schnellen Extraboten nach Salamaua mit der Radiomeldung an die Zentralregierung in Rabaul mit dem Wortlaut: „*Um Finschhafen ungesetzliche und gewalttätige Anwerbung. Bericht folgt!*“⁸⁷

87 Traugott Farnbacher und Christian Weber [Hg.]: Ein Zentrum für Weltmission: Neuendettelsau. Einführung, Zeittafeln, Dokumente, Namen 1842–2002. Ein Handbuch, Neuendettelsau 2004, S. 69, zitieren ein Telegramm vom 26. Juli 1927 wie folgt: „Zentralregierung Rabaul. Dringende Nachricht. Hinterland Finschhafen. Regierungsvertreter [Mr. Hawkes] mißbraucht massiv Autorität

Mit der nächsten Post folgte dann auch der volle Bericht und verfehlte nicht, an der obersten Stelle Eindruck zu machen.

Bald kam der Alte selber nach Finschhafen, der Administrator, Brigade-General Wisdom, vorm Weltkrieg Hotelbesitzer in Westaustralien, und mit ihm sein Adjutant, Mr. Jinnery⁸⁸, Anthropologe, dem ich auch einmal in seinem Office in Rabaul meine Auf[wartung] gemacht. In Finschhafen überzeugten sich die hohen Herren von der üblen Stimmung der Umwohner. Der Häuptling von Sialum machte seinem Unwillen über die neue Art der Anwerbung in ziemlich derber Weise luft, und Mr. Jinnery hatte seine Not zu beschwichtigen. Die dichtbewohnte Insel war immer gutes Gebiet für Anwerbung gewesen, schon zur Zeit der N[eu-]G[uinea-]Co. Aber diese Leute wollten auch fair behandelt werden. Als es ihnen früher zu dick wurde, jagten die mutigen Weiber von Sialum den Master Loag⁸⁹ mit ihren Kanupaddeln aus dem Dorf. Und als der jüngere Begleiter zum Revolver greifen wollte, wehrte der Stationvorsteher: Es sollte den Leuten nichts geschehen, hätten immer gut Arbeiter für die Co[mpanie] geliefert, müßten auch ihre Interessen wahren. Von solchem Geist war auch jetzt der große Bürgermeister von Sialum beseelt und noch andere seiner Standesgenossen. Und die hohen Herren in Finschhafen erfuhren [alles] bald genug, kehrten wieder nach Rabaul zurück und bereiteten weiter[e] Schritte vor zur Beruhigung [der] Umwohner von Finschhafen.

Jinnery wurde später Nachfolger von Cardew als Protektor der Eingebornen. Noch vorher machte er eine große Inlandreise von Morobe aus, der früheren Regierungsstation, ins Waria-Oberland. Es geschah dies im Oktober 1927, und Hans, der schon in Zaka bei Br. Mailänder aufgezogen war, durfte ihn auf dieser Reise begleiten. In einer Druckschrift von Mr. Jinnery, die sich in meinen Händen befindet, beschreibt Mr. Jinnery diese Reise, und die Missionare Mailänder, Johannes Flierl und Andere und ihre Gehilfen finden volle Anerkennung. –

N[ota] B[ene]! der genaue Name des Anthropologen ist: E. W. Pearson Chinnery, Government Anthropologist. Der Titel des Büchleins in meinen Akten: Anthropological Reports Nos. 4 & 5. By Authority H. J. Green, Government Printery, Canberra.

Es war wohl schon im Neuen Jahr 1928, da kam von Rabaul herüber ein höherer Richter mit einem Gerichts-Sekretär und bereiste die Gegenden, die in meinem

während der Monate Juni–Juli. Quält friedliche Bevölkerung. Schießt Schweine. Beschlagnahmt Lebensmittel. Nimmt gewaltsam schwerbehinderte Leute für Regierung und Anwerber in Beschlag. Senden Sie Kommission, um die Tatsachen in den vielen betroffenen Dörfern zu untersuchen. Beruhigen Sie die Dorfbevölkerung. Stellen Sie das Vertrauen in die Regierung wieder her.“

88 Ernest William Pearson Chinnery (1887–1972) war von 1910 bis 1917 als Distriktsbeamter in Neuguinea. 1924 wurde er Regierungsanthropologe.

89 Gemeint ist vermutlich Joseph Loag (1870–1939), der von 1893 an zunächst für die Astrolabe-Compagnie und dann für die Neuguinea-Compagnie arbeitete.

Bericht genannt waren, um alles nachzuprüfen.⁹⁰ In Dutzenden von Dörfern fanden Verhöre statt, Hunderte von Zeugen wurden vernommen, auch Weiße in Finschhafen, auch ich selber. Der Beschuldigte hieß Hawks und war ein Polizeimeister. Er hatte von subalternen Lokalbeamten den Auftrag, *by all means* eingeborne Arbeiter, Träger herbeizuschaffen und derselben nicht wenige, denn die vielen Goldgräber litten Not usw. So tat denn Mr. Hawks seine Schuldigkeit im Sinne seiner nächsten Auftraggeber. Was sich natürlich nicht für Volkswohlfahrt auswirken konnte. Er wurde auch selber verhört und gab | an: Der Senior Flierl wolle König der Eingebornen sein! – Diese Anschuldigung fand der Richter selber lächerlich. Es wurden wegen dieser Sache verschiedene Mitglieder unserer Mission verhört, und sie haben wohl nichts Nachteiliges über meine Königswürde ausgesagt. So daß diese Anklage nicht ernst genommen wurde.

Der Richter [kam] mit seinem Personal. Er hatte außer [einem] weißem Sekretär natürlich auch ein paar braune Polizisten bei sich, besuchte außer Finschhafen vor allem auch Heldsbach und Sattelberg. Er hatte [ein] Reisezelt bei sich und vermied es, auf unsern Stationen zu herbergen, um unabhängig zu erscheinen. In seinem Zelt nahm er die Verhöre ab. Auf Sattelberg ließ er sich einmal zu Tisch laden. Da war auch gerade wieder Feld-Direktor Pastor Theile bei uns in Neu Guinea.

Vom Sattelberg aus reiste der Gerichtshof noch in das Hube-Land. Wir stellten ein Reitpferd zur Verfügung, was auch angenommen wurde. Ich bot auch Wilhelm als berittenen Begleiter und Führer an. Der Richter machte einige Einwendungen – der Angeklagte könnte es als Parteilichkeit ansehen –, schließlich stimmte er zu unter der Bedingung: Getrennt reiten, gemeinsam lagern.

Die Hauptverhandlung fand dann in Rabaul statt. Auch eingeborne Hauptzeugen mußten hinüber. Zum Glück fielen sie nicht um. Das wäre nicht gut für mich gewesen. Der Angeklagte erhielt zwölf Monate und sechs Monate Gefängnis in einem abzusitzen.

In diesen kritischen Zeiten war ich auch einige Male auf dem Amte in Salamo. Das erste Mal fand ich einen sehr unfreundlichen Beamten. Der wurde ersetzt durch einen älteren Mann, der schon in Papua gedient hatte, viel Erfahrung hatte und sehr freundlich und entgegenkommend war. Er sagte auch: Die Schinderei mit dem Lasttragen aufs Gebirge müßte aufhören. Es müßten einfach mehr Flugzeuge eingesetzt werden. Das geschah auch bald nachher. Es darf wohl angenommen werden, daß der Riesenprozeß wegen der gewaltsamen Anwerbung das seinige dazu beitrug, daß der Verkehr mehr und mehr durch die Luft ging.

90 Es handelte sich um eine Untersuchungskommission der australischen Regierung, eine *Royal Commission*.

Der dritte Beamte in Salamaua, mit dem wir mehrfach zu tun hatten, war ein Mr. Feldt⁹¹. Es hieß, daß er schwedischer Abkunft gewesen. Er stellte sich ja freundlich, aber es scheint, daß er etwas eifersüchtig auf die Mission war, wegen ihres Einflusses unter den eingebornen Stämmen. Er sagte einmal zu mir: „Die Mission hat großen Einfluß unter den Eingebornen, das kommt von ihren vielen Gehilfenstationen im Lande. Wir als Regierung müssen auch suchen, durch Einrichtung von Außenplätzen mehr Einfluß zu gewinnen.“

Ein Polizeimeister⁹² war unzertrennlich mit dem Beamten Feldt. Er errichtete auch eine Außenstation in Ginggala und patrouillierte viel in unserer Gegend. Einmal bewirkte er eine Vorladung vors Gericht in Salamoia für mich und etliche Mitarbeiter, weil wir eine anzeigepflichtige Seuche, die Mumps unter unsern Eingebornen, nicht angezeigt hätten. Ich stand das erste Mal als Angeklagter vor einem Gericht, konnte mich nicht schuldig geben. – Unsere Strafe blieb dann auch nur unserer Fahrt mit [der] Bavaria nach dem Gerichtsort. |

202|203

91 Feldt war von 1929 bis 1933 Distriktsbeamter in Salamaua.

92 Dieser Mann hieß Kyle; zu seinem missionsfeindlichen Verhalten siehe Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band II, S. 129f.

DIE FEIER MEINES SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGES UND IM ANSCHLUSS DIE REISE MIT DORA INS GROSSE TAL ÜBER DIE WASSERSCHEIDE VON MARKHAM UND RAMU

Im Jahre 1918 war ich zum 16. April, meinem Sechzigsten Geburtstag, mit Familie in Pola-Finschhafen, warum, weiß ich nicht mehr. Nur entsinne ich mich, daß der braune Pflegesohn der Geschwister Ruppert tags zuvor zu mir sagte: „Onkel Senior, Du weißt nichts von Dir!“ Er wußte eben, daß die eben geschlachtete Ente für meinen Geburtstag sei.

Und am frühen Morgen desselben, noch in der Dunkelheit, fuhr die Bavaria von Matatakum ab nach Rabaul. Böttger und die Frau Keyßer reisten mit, und Bruder Zahn wollte mit seiner großen Trompete den Scheidenden ein Abschiedslied blasen, fiel aber mit sammt seinem Instrument ins Meer, so daß ihm dasselbe als Schwimmblase dienen mußte. Das Lied, welches er blasen wollte, hat er nie verraten. Es war wohl: „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtele naus!“

Das ist alles, was ich von meinem sechzigsten Geburtstag noch weiß, und vom Siebzigsten, im Jahre 1928, weiß ich nicht viel mehr. Ich saß am Vorabend an meinem Schreibtisch in meinem Studierzimmer und tippte auf meiner Corona ein kleines Manuskript zusammen aus dem im Verlag des Missionshauses [erschiedenen . . .].⁹³ Das kleine Schriftchen entstand: „*Ein Pfadfinder unter Menschenfressern!*“⁹⁴ Da kam Mutter herein und sagte: „Eben ist Hans mit Familie angekommen aus Zaka, geh doch hinaus und begrüße sie!“

Das war auch eine Überraschung, und ich wußte auf einmal von mir, daß folgenden Tages mein Geburtstag sein sollte, wo alle Kinder mit etlichen Enkeln um mich waren und mir in aller Frühe einen schönen Psalm sangen, wobei sich Hänsing besonders hören ließ.

Und wer hätte damals gedacht, daß 10 Jahre später, im Jahre 1938, in Neuendettelsau wieder alle vier Kinder und acht Enkel um mich versammelt sein würden und mir wieder den schönen Psalm singen. Ja, der Herr hat uns wunderbar geführt! Nur

93 Der Satz ist im Originalmanuskript unvollständig.

94 Johann Flierl: *Ein Pfadfinder unter Menschenfressern. Was Gott auf Neuguinea in mehr als vier Jahrzehnten getan hat und was Gott von den Christen der Heimat erwartet. Zugleich ein Rückblick auf mein Leben. Zur Erinnerung an den 70. Geburtstag und das 50jährige Amtsjubiläum des Begründers der Mission (Neuendettelsauer Missionsschriften 61), Neuendettelsau 1928.*

die gute Mutter fehlte das letzte Mal. Wir hatten sie etliche Jahre zuvor auf dem Gottesacker zu Langmeil-Tanunda zur ewigen Ruhe betten müssen bei den Gräbern von Eltern und Geschwistern, während ich mit Dora, unserer Ältesten, ins alte Vaterland heimkehren konnte, nach „60 Jahre[n] im Missionsdienst“, wie in meinem letzten kleinen Schriftchen zu lesen, hier im Freimund-Verlag gedruckt.⁹⁵

Damals, 1928, mit siebzig Jahren, hatte ich an baldigen Rücktritt zu denken. Ich durfte kurz zuvor noch [ein] kleines Krankenhaus für die Eingebornen in Heldsbach bauen, damit Dora desto besser ihre Heiltätigkeit ausüben konnte, wie ich im Kapitel über „Die Heiltätigkeit unserer Neuendtelsauer Mission“ des Näheren ausgeführt,⁹⁶ und Dora war auch darauf bedacht, für uns Weiße an der Station alles zu tun zu besserer Gesundheitspflege und hielt darauf, daß die niedrigen Dächer der Giebel-Veranden vom Alt- und Neubau der Langenburg abgebrochen wurden und durch erhöhtes Dach und dichte Bretterdecke verbunden würden mit Moskito-Gaze-Verschlägen der Wände, ein luftiger Eßraum auch zum Geburtstagsfest. Bruder Clausen von Finschhafen und der wackere braune Zimmermann Elieser, Fritz Solis Sohn, hatten beide bei dieser Arbeit ihr bestes getan. Die Einrichtungen in Heldsbach wurden immer besser. Es wurde licht um den Abend. Clausen hatte auch für Wilhelm in unserer nächsten Nachbarschaft ein gutes Wohnhaus gebaut.

203|204 Zu meinem Siebzigsten wurden mir bedeutende Geldgeschenke | gemacht von den Missionsleitungen in Australien und Amerika. Ich wollte den Segen nicht allein haben, machte auch den Kindern Geschenke in der Freude der Wiedervereinigung und stiftete eine Tonne Wellblech für Wilhems Haus, das ich auch mit roter Dachfarbe strich.

Es wurde auch uns alles zu Liebe getan. Im Jahr 1925 auf 1926, bis Dora von Australien zurückkam, mußten wir bei Pilhofers Mittag essen, damit Mutter in der Küche nicht zu große Hitze ausstehen mußte, die sie nicht gut vertrug, und Dora nach ihrer Rückkehr war auch eifrig auf unser Wohl bedacht. –

Für ihr Krankenhäuslein hatte sie sich einen guten verheirateten Heilgehilfen herangezogen, so konnten wir einmal auf längere Reise gehen nach Kajapit in Azera im großen Tal des Markham-Stromes. Bruder Pietz betreute damals allein die Station Kajapit, da Familie Örtel im Heimaturlaub länger abwesend war, und Fliehler Gabmazung für Stürzenhofecker, der ebenfalls längeren Urlaub hatte. Nach beiden Orten waren wir eingeladen und wollten bei der Gelegenheit auch über die Wasserscheide von Markham-Ramu gehen.

Bis Kajapit war ich ja schon oft gewesen. Der Stationshügel war nach meiner Instruktion von Örtel und Lehner gesucht und als sehr guter Platz gefunden, eine Vorhöhe des Finisterre, luftig und mit frischem, fließenden Wasser ganz nahe.

95 Johann Flierl: 60 Jahre im Missionsdienst, Neuendtelsau 1939.

96 Zum Krankenhausbau II 89f.

Es ist ein wunderbares Tal für diese beiden Flüsse Markham-Ramu, durchaus eine bis mehrere Stunden breit, zwischen den zwei Hochgebirgen des Finisterre seewärts und dem Inlandgebirge im Westen abgeschlossen. Der Markham bricht als reißender Gebirgsstrom oberhalb Kajapit aus dem Finisterre heraus und mündet in die innerste Ecke des Huon-Golfs, einen stillfließenden, kleineren Quellfluß erhält er aus dem Tale selbst. Ohne merkliche Höhenwasserscheide geht es jenseits der Azera-Landschaft zum Gebiet des Ramu über, der aus dem Inlandgebirge hervorbricht und in längerem Lauf als der Markham und in entgegengesetzter Richtung, nach Nordosten hinaus, nach dem offenen Stillen Weltmeer fließt. Während sonst die Gebirgstäler in Neu Guinea fast alle sehr eng sind, ist das Markham-Ramu-Tal eine ganz wunderbare breite Talebene zwischen den beiden Hochgebirgen der Insel. Dieses wunderbare Talland mit seinen beiden gesegneten großen Missions-Stationen war also unser Reiseziel. Mutter war ja in Heldsbach gut aufgehoben zwischen nächsten Verwandten und Freunden, Wilhelm, Pillhofers, Neffe Leonhard und Döblers. –

Zunächst ging ja der Ritt nach Finschhafen hinein. War es auf dieser Reise oder ein andermal: Wir hatten eine Begegnung. Doras Macassar-Hengst wurde unruhig. Dora kam aus dem Sattel, fiel zum Glück in einen Graben mit Deckung gegen das ausschlagende Pferd. Sie kam wieder glücklich in den Sattel, und der Ritt ging weiter. – Es war eine andere Tour, auch mit Dora, aufs Gebirge nach Quembung. Der Reitpfad war eng, ein Baumstamm ragte aus dem Gebüsch, an dem sich die Reiterin stieß und [einen] großen blauen Flecken davontrug. – Ebenfalls in Quembung mit Dora, noch im Weltkrieg, hatte ich besonderes Pech: Mein feines großes Reitpferd, bei Nacht im Freien weidend, geriet in eine große übergraste Schweinegrube und war rettungslos verloren. Dora mußte allein heimreiten. Bruder Döbler kam mit einem ledigen Reitpferd für mich, und ich ritt mit ihm über Sattelberg heim nach Heldsbach.

Bei einem andern Ritt von Quembung zur Küste lernte ich die Intelligenz und das gute Gedächtnis von Pferden kennen. Ich kannte den Weg nicht zu genau, an einem Scheideweg und | freien Platz wollte ich mein Roß auf den guten Pfad leiten. Es wollte durchaus nicht, und ich ließ ihm schließlich den Willen, und es brachte mich zur Küste, wohin ich wollte. In der Folge erfuhr ich, daß der erst schönere Pfad wieder nach Quembung hinauf geführt hätte und zwar sehr steile Hänge empor, wo dasselbe Pferd vor etlichen Wochen hatte hinaufklettern müssen, und das wußte es noch ganz genau.

204|205

Pferde haben besseren Orientierungssinn und, es scheint, auch schärfere Augen als der Mensch. Ganz undeutliche Pfade durch Wald und Busch, den ein solches Reittier schon öfter gegangen, wird es auch in pechschwarzer Nacht nicht verlieren. Ich habe das erprobt auf dem Waldpfad zwischen Heldsbach und Finschhafen. Man lasse auf solchen nächtlichen Pfaden dem Pferde die Zügel und es schön langsam gehen und

wird sicher ans Ziel kommen. Selbst der begleitende Pferdejunge nahm in solchen Fällen den Schweif des Rosses, um nicht vom Pfade abzukommen.

Der junge Bruder Gustav Bergmann⁹⁷, der ein sehr schlechtes Gesicht hatte,⁹⁸ war versehentlich, da er auf der Uhr sich irrte, von Heldsbach zu früh nach Finschhafen abgeritten und kam in der Finsternis glücklich bis Kamlaua. Da im Hochwasser der Bumeng-Mündung verlor er den Zusammenhang mit seinem Pferd. Er krabbelte am Südufer ans Land und ging patschnaß das halbe Stündlein zum Lager Matatakum, borgte sich trockene Montur und schrieb uns nach Heldsbach, daß er im Bumeng sein Pferd verloren. Ich hielt es für wirklich verloren an der Stelle, wo Haifische und Krokodile sich „Guten Morgen“ sagen. Doch nein, es blieb am Nordufer im Wasser stehen, nur den Kopf herausstreckend, offenbar seinen Reiter erwartend, bis vernünftige Dorfleute es aufs Trockene führten.

Die leichten Macassar-Hengste klettern wie Ziegen, auch auf felsigen Pfaden. So blieb Bruder Wacke immer im Sattel sitzen, auf und nieder über die Korallenterrassen hinter Sialum. Ich stieg an solchen Plätzen lieber ab. Ein Sturz auf die messerscharfen Korallen wäre lebensgefährlich.

Diese trefflichen Pferdchen können unter Umständen auch böartig sein mit Beißen und Schlagen. Es war wohl Wackes Pferd in Heldsbach auf der Weide angebunden, dem ein Gehilfe von Bruder Döbler zu nahe kam und dabei in den Wollkopf gebissen wurde und ein Teil seines [...] ⁹⁹ abgerissen.

Doch nun genug von dem Pferde-Excursen. Wir ritten also nach meinem Siebzigsten bald nach Finschhafen, um auf [der] Bavaria in den Golf zu fahren.

Meist läuft sie nach Mitternacht aus und hat oft sehr viele eingeborne Passagiere. Das gibt bei solchen Gelegenheiten oft großen Betrieb, und man muß sich in acht nehmen, daß man im Gedränge sich nicht verirrt und verliert. Besonders bei den Fahrten in den Golf schwärmt es oft in Matatakum von braunen Arbeitern und Gehilfen, die Mitfahren wollen. Bei allem Zurückhalten durch den Schiffsführer übersteigt meist die Zahl der schwarzen Passagiere alle guten und löblichen Vorschriften der Obrigkeit.

So war es auch später einmal bei einer Golf-Fahrt der Bavaria, da Familie Hans Flierl mitging nach Zaka und Br. Wagner mit Frau¹⁰⁰ zum Dampfer nach Malalo-Salamoa. Mit ihnen sollte Siegfried der Texaner reisen, erst zu uns ins Neu-Guinea-

97 Der 1904 geborene Gustav Bergmann (nicht zu verwechseln mit dem Rheinischen Pioniermissionar gleichen Namens) kam nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau im Jahr 1929 nach Neuguinea, wo er mehrere Jahrzehnte auf der von ihm gegründeten Station Boana wirkte. Er wurde im Zweiten Weltkrieg in Tatura interniert und konnte 1947 seine Arbeit wieder aufnehmen.

98 Der sehr schlecht sah.

99 Hier fehlt im Originalmanuskript ein Wort.

100 Lukretia Wagner, geborene Brand, heiratete den Missionar Leonhard Wagner 1908. Sie starb 1953 in Neuendettelsau.

Haus Tanunda und von da mit Wagners weiter nach dem Vaterland. Dabei wäre er in Matatakum beinahe verloren gegangen. Er hatte im Gästehaus Pola mit den Eltern etwas geschlafen. Sein Vater war schon voraus auf die Bavaria. Siegfried ging schlaftrunken hinter der Mutter her, eine Laterne in der Hand. Auf der Bavaria-Brücke ging es durch das Gedränge der Eingebornen. | Immer hinter der Mutter her trottete der schlaftrunkene Siegfried – da, auf der Planke von der Anlegebrücke zum Schiff, tat er einen Fehltritt und plumpste hinab ins Seewasser. Die Laterne verlosch und entfiel seinen Händen, und er zappelte im Wasser. Ein Eingeborner mit dem feinen Beobachtungssinn seiner Rasse hörte trotz des Getümmels das Plätschern in der Tiefe und sah undeutlich den Körper des Knaben, der dicht hinter der Mutter und ohne daß sie es ahnte in die Tiefe abgestürzt war. Flink kletterte er hinab und brachte den pudelnassen Knaben seinen Eltern. – Ja, der Herr, der uns und unsere Kinder behütet, schläft und schlummert nicht und hat allüberall seine Boten zu unserer Rettung bereit.

Wir erlebten bei unserer Bavaria-Reise im Mai 1928 kein derartiges Abenteuer, sondern kamen wohlbehalten zu der Familie Bayer nach Malalo, wo wir kurzen Aufenthalt nahmen. Von Salamaua nach Lae hinüber fuhr öfters ein Motorboot. Wir bestellten es, daß es in Malalo anhielt und wir es besteigen konnten. Wir waren über einen Sonntag auf Malalo gewesen und auch in der Kirche. Ein junger Mann Titus entschloß sich, uns auf unserer Talreise zu begleiten.

Am Montag früh sahen wir das Boot von Salamaua herüber kommen und bestiegen es. Ein einziger weißer Passagier war außer uns beiden darauf. Das Boot wurde von einem Eingebornen geführt. Einmal versagte der Motor. Der weiße Mitreisende half, ihn wieder in Ordnung zu bringen.

Bald landeten wir drüben beim großen Flugplatz für die Goldfelder bei Lae, ein weiter, ebener, prächtiger Platz mit den nötigen Schutzdächern für die Flugzeuge und Unterkunftsräume für die weißen Angestellten.

Ein großer Flugzeug schickte sich eben an, seinen Bodenlauf und Fahrt zu beginnen. Es lief erst landeinwärts. Ich wollte ihm nachlaufen, worauf ein Weißer sagte, ich möge nur aus dem Wege gehen, es käme wieder heraus. Richtig, an einem gewissen Punkt wendete es, rollte immer schneller seewärts. Der Wind von den Flügeln, die sich rasend schnell drehten,¹⁰¹ wurde so stark, daß er meinen großen Korkhut mir vom Haupt wehte und ferne forttrieb. Titus lief nach und holte mir die Kopfbedeckung wieder. Nahe der Küste hob sich das mächtige Flugzeug vom Boden und schwebte über das Meer hinaus, höher und höher und lief resp[ektive] flog dann seinen Kurs landeinwärts den Goldfeldern zu über Berge und Täler, Wälder und Felder.

Nachdem wir dies Wunder der Technik genügend beschaut und innerlich bestaunt hatten, wanderten wir zu Fuß zu unsern nahen Stationen, der Missions-Station Lae,

101 Gemeint sind die Propeller.

auf der Familie Schmutterer¹⁰² schaltete und waltete mit schönem, großen Haus, Schule und Kirche, zwischen fließenden, klaren Bächen. Noch eine kleine Strecke weiter, und wir waren bei unserer großen Pflanzung Malahang, welcher zu der Zeit der Bruder Pfeiffer¹⁰³ vorstand. Er war erst vor wenig Jahren in Amerika eingewandert und wurde von der amerikanischen Leitung uns zugesandt. Er war geschickt in mancherlei Arbeiten, noch ledig, aber verlobt, mit einer Deutschen, die auch erst kürzlich in Amerika eingewandert war. Er hoffte damals auf ihr baldiges Kommen, er möchte auch wie andere glücklich sein.¹⁰⁴

206|207 Da wir auf Reitpferden der Pflanzung unsere Reise in das Tal machen wollten, so übernachteten wir in dem großen Gebäude der Pflanzung, das seiner Zeit durch den Gründer der Pflanzung, den Bruder Stürzenhofecker, erbaut worden war. Obeka¹⁰⁵ wurde abgelöst durch Br. Freese, einen Friesen aus Amerika, der neben seinem Platt nur Englisch sprach und [ein] feiner Laienhelfer war. Er kehrte wieder zurück zu seinem Vater in Amerika, und Br. Pfeiffer wurde sein Nachfolger. | Dieser ist jedoch nach wenigen Jahren am Fieber gestorben, und seine Witwe lebt wohl mit Kind oder Kindern in Norddeutschland.

In Malahang also wurden wir von dem Verwalter unserer Pflanzung, dem Bruder Pfeiffer, beritten gemacht und erhielten für die große Talreise gesattelte Pferde und Pferdejugen. Von Lae-Malahang ists eine gute Tagesreise zu Fuß und zu Pferd, denn man kann bei meist schlechten Wegen nicht zu schnell reiten. Zwar hat die Regierung eine Strecke weit eine Straße gebaut und Brücken von schlechtem, grünen Holz. Diese Brücken waren nach ein paar Jahren schon mehr Hinderung als Förderung für das Vorwärtskommen, und die Straße war bald verwildert.

Einige Stunden von der Küste ab herrscht das feuchte Küstenklima mit viel Regen, dahinter trockeneres Inlandklima mit dem langen Steppengras des *allang allang*. Die erste Hälfte der Wegstrecke von Lae nach Gabmazung ist mit dichtem Regenwald bedeckt, einem Urwald mit gewaltigen Stämmen. Bald mußten wir vom schlechten Weg abbiegen, in den dichten Urwald hinein, wo es sumpfig wurde. Wir mußten absitzen und die Pferde führen lassen. Müde setzten wir uns auf einen liegenden Baumstamm. Oben, hoch über den Wipfeln der Bäume, brauste ein großes Flugzeug vorbei. Dora seufzte: „Wenn es doch käm’ und uns mitnähm!“ Doch wir mußten selber wieder weiter zu Fuß und zu Pferd.

102 Magdalene Pfeiffer und der Missionar Gottfried Schmutterer hatten 1913 geheiratet. Sie arbeiteten bis 1935 in Neuguinea und kehrten dann nach Neuendettelsau zurück.

103 Der Amerikaner Wilhelm Pfeifer (1895–1933) verwaltete die Missionspflanzung von 1928 bis 1930.

104 Pfeifers Verlobte Elisabeth Marx reiste 1929 in Neuguinea ein.

105 Georg Stürzenhofecker wurde von den Einheimischen als Obeka angeredet: Sein schwierig auszusprechender Nachname wurde um die ersten beiden Silben zu Hofecker verkürzt; das »h« wird in der Kâte-Sprache nicht gesprochen, »f« wird als »b« oder »p« wiedergegeben. Mein Dank für die Entschlüsselung dieses Namens gilt Dr. Günther Renck.

Halbwegs, an der Grenze zwischen Wald und Steppenland, war es spät Nachmittag geworden. Da führte rechts ein Weg auf eine Höhe, an der ein klarer Quell sprudelte. Da befand sich eine Gehilfenstation des Bruders Schmutterer von Lae, mit einem Gehilfen besetzt. Das sollte unser Tagesziel sein. Das Gastzimmerchen am Gehilfenhaus gab gutes Quartier für Dora. Ich selber hatte gutes Obdach unter der Veranda. Für die Pferde wurde gesorgt, unsere Begleiter wurden in den Häusern des Dorfes einquartiert. Die Leute mit dem Gehilfen erwiesen uns alle erwünschte Freundschaft, auch zu Bereitung des Abendbrotes. Es ist ja eine gute Regel, die erste Tagestour nicht zu groß zu machen.

Am nächsten Morgen ging es weiter auf trockenen Pfaden durch Grasland und Bananen-Kulturen, die Lieblingsfrucht der Laewomba-Leute, die gekocht und ungekocht genossen wird. Zeitig kamen wir zur Station Gabmazung, wo Bruder Fliehler und seine junge Frau hausten, die im Jahre vorher mit unsern Söhnen und ihren Familien aus Amerika mitgekommen war. Da fanden wir natürlich gutes Unterkommen für die nächste Nacht und die beste Verpflegung bei unsern amerikanischen Freunden. Als wir am nächsten Morgen weiter reisten, sollte der Dora eine Erleichterung werden. Fliehler hatte eine alte Rikscha an der Station, eine leichte chinesische Handkarre, damit solle Dora weiter fahren, was ja für sie bequemer wäre als reiten. Doch das alte Möbel war sehr wackelig und versagte bald den Dienst. So mußte denn Dora wieder ihr hohes Roß besteigen. Bis nach Kajapit war es ein zweitägiger Ritt. Gar manches mal hatte ich schon diese Wegestrecke gemacht. Da wachten die Erinnerungen auf. Einmal auf dem Rückweg mit Bruder Lehner, wollte ein Laewomba-Junge aus [der] Pflanzung Malahang nicht bei uns anderen im Nachtlager bleiben: Bergleute würden herabkommen und ihn erschlagen – wahrscheinlich hatte er böses Gewissen wegen einer Moritat an Bergleuten. – So ging er denn mit einem Kameraden weg, und sie lagerten sich abseits im weiten Grasfeld. Nach längerer Zeit kam er jammernd zurück: Eine giftige Schlange von der gefährlichen Art der Steppenschlangen hätte ihn in die Ferse gebissen. Bruder Lehner kochte schnell starken Kaffee und behandelte den Patienten in bester Weise gegen den gefährlichen Schlangenbiß. | Er kam glücklich durch, und von einem Kameraden geführt und gestützt konnte er nächsten Tages glücklich heimwanken.

207|208

Einmal war ich allein zu Besuch in Kajapit, da auch schon Pietz dort war. Bei der Heimreise ritt er mit mir eine Tagereise weit. An einem Wässerlein hatten wir unser Nachtlager. Ich trank über Nacht reichlich aus dem Bach nach dem heißen Tagesritt. Nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns, und ich ritt allein weiter seewärts. Es fing zu regnen an, ich bekam Leibweh – schlechte Sache im Sattel, doch erreichte ich eine geräumige Schutzhütte an einer Stelle, wo Weiße einen Versuchsgarten angelegt und wieder verlassen hatten. Da kochte ich mir warme Suppe und konnte dann doch am Nachmittag weiter reiten und vor Nacht Gabmazung erreichen.

Der Ritt diesmal mit Dora nach Kajapit ging ja im Ganzen gut. Einmal wollte uns ein Grasfeuer den Weg abschneiden, doch kamen wir noch glücklich vorbei. Die Hitze war freilich furchtbar, und Dora fühlte einmal ihr Herz. Unter einem seltenen Schatten konnten wir Rast machen. An unser Nachtquartier im Freien kann ich mich nicht mehr erinnern. – Das Beste jedoch: Am zweiten Tage erreichten wir wohlbehalten unser Reiseziel und wurden von der guten Familie Pietz mit ihren zwei blühenden Töchterlein auf das freundlichste empfangen.

Hier blieben wir eine lange Reihe von Tagen und machten verschiedene Tagesausflüge zu Pferd nach den verschiedenen Gehilfenstationen. Der treffliche Stationsgehilfe von Bukaua lebte nicht mehr. Er fand im Dienst der Nächstenliebe ein tragisches Ende. Ein Dorfmann verfolgte eine Ratte und ging dieser nach in einen hohlen Baum, der tief in die Erde reichte. Er kam nicht mehr zu Tage. Der Gehilfe Amplias kroch ihm nach und kam auch nicht mehr herauf. Da rief man Örtel von der nahen Station. Der vermutete richtig, daß in dem riesigen hohlen Baum, so tief in die Erde hinab, giftige Dünste sein müßten. Mit einer Schlinge um die Hand konnte er Amplias und den Dorfmann hoch ziehen und an die freie Luft bringen. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich, die beiden waren und blieben tot. Der hohle Baum wurde mit Erde ausgefüllt.

Daß ein hohler Riesenbaum so tief in die Erde hinabreichen kann, hat seinen Grund in den besonderen geologischen Verhältnissen der Gegend von Kajapit. Gebirgsströme aus dem Finisterre-Gebirge führen viel Geröll in die Talebene von Kajapit heraus, besonders nach Erdbeben. Ich sah hohe Geröllhalden und in denselben Palmen und Bäume verschüttet bis hoch an die Wipfel. Auch in der Nähe von Kajapit sind solche Aufschüttungen aus alten Zeiten. So entstand dieser hohle Riesenbaum in der Nähe der Station, tief in die Erde hinabreichend, in welchem der Dorfmann und der Gehilfe Amplias ums Leben kamen. Rätselhaft ist es immerhin, daß im hohlen Baum Leute zu Grunde gehen, während kleinere oder größere Erdhöhlen ohne Gefahr besucht werden können. – Der Baum, in welchem der Dorfmann und der Gehilfe Amplias umgekommen sind, wurde mir gezeigt, ganz nahe bei der Station Kajapit.

Wir ahnen gar nicht die uns allenthalben umgebenden Gefahren, und es ist gut zu wissen, daß Gott unser Schutz und unter allen Umständen der Herr unseres Lebens ist.

Über die eine Gehilfenstation [von] Kajapit kommt man bei der Anreise vom Süden. Es ist ein Doppelhaus mit zwei Gehilfen und noch ein paar Stunden von der Station entfernt.

Die Azera-Landschaft ist eine der dichtbevölkertsten in Neu Guinea. Die großen Dörfer sind nahe beieinander und dazwischen Bananenhaine und Gruppen von Kokospalmen, die in solcher Entfernung von der Küste, etwa 100 Meilen, noch gedeihen.

In der Azera-Landschaft liegen außer der Gehilfenstation am Wege noch drei. Eine ein paar Stunden nördlich von der Missions-Station und wie diese auf einer Vorhöhe des Finisterre-Gebirges. Diese besuchten wir zuerst und wurden von den Gehilfenleuten freundlichst aufgenommen und begrüßt. Ich konnte erst etwas ruhen, und dann mußten wir uns das Mittagmahl schmecken lassen, welches die Frau des Gehilfen auf das Beste zubereitet hatte. Es war wohl eine, welche unter Frau Lehner an guten Haus- und Küchendienst sich gewöhnt hatte. Die meisten Gehilfen in Azera sind ja aus der Bukaua-Gemeinde, einige auch von Deinzerhöhe. Ein sehr großer und starker [Gehilfe] von dort hieß Sem.

Die Gemeindeältesten von Bukaua und Deinzerhöhe besuchten sehr fleißig ihre Gehilfen im Tal als in ihrem Missionsgebiet. Einmal war ich mit Lehner wieder zu Besuch drin und mit uns der Kirchenvorsteher Davida. Wegen seiner Größe und Stärke hätte er eher Goliath heißen können. Auch mutig war er. Noch als Heide wurde er einmal von Nachbarn gefoppt als feige. Da ging er hin nach einem nahen Krokodilgewässer, fing ein großes Krokodil lebendig, schleifte es ins Dorf und warf es seinen Widersachern vor die Füße, indem er sagte, sie sollten es ihm nachmachen! – So mir erzählt von Bruder Lehner.

Bei jener Azera-Reise war auch das heranwachsende Töchterlein von Davida mit uns, die ja auch ihre Verwandten droben hatte. – Am gefährlichsten sind die Krokodile ja in ihrem Element, dem Wasser. Doch ist [es] nicht ratsam, sich ans Ufer eines Krokodil-Gewässers zur Ruhe hinzulegen. Die Riesen-Echsen kriechen ganz still ans Land und fassen zu. So ging es einer Frau in Katika, die am Abend eines heißen Tages sich [auf] ihre Matte am Strand legte. Sanft schlummernd, faßte sie unsanft ein Krokodil und wollte sie ins Wasser schleppen. Auf ihr Schreien stürzten die Männer aus dem nahen Dorf mit ihren Speeren herbei und verjagten das Ungeheuer. Die verletzte Frau mußte nach Finschhafen zum Arzt getragen werden. – Es ist auch gefährlich, in seichtes Wasser zum Angeln zu steigen. Auf die Weise kam unser guter alter Simbangjunge Daqua ums Leben drunten bei Bunom im Huon-Golf.

Ich sah einmal ein Krokodil in der Nähe, als wir auf einem Floß den Markham hinabfuhren. Es ging vom Ufer ins Wasser. Meine Jungen zogen schnell ihre Beine hoch aus dem Wasser. –

Soviel von den Krokodilen, nun zurück zu den Gehilfenstationen in Azera. Gerade gegenüber, auf der andern Seite des Tales, waren noch zwei solcher Stationen, die eine nahe am Fluß am linken Ufer, die andere jenseits in der Landschaft Gorof, einer ebenen Einbuchtung in die Vorberge des großen Krätke-Gebirges. Beide besuchten wir auch noch an je einem Tage und wurden ebenso freundlich aufgenommen, wie [auf] der ersten am Fuß des Finisterre. Wir erhielten auch ein Gastgeschenk in Gestalt eines Huhns mit nach Hause zu nehmen.

In der Landschaft Azera sind es fünf Gehilfenbezirke, einschließlich der Missionsstation und der Station am Weg. Die Gehilfenstationen waren in der Regel mit zwei Gehilfen besetzt, die meist verheiratet waren.

Die nächste Aufgabe war für die Gehilfen, den Dorfleuten ein gutes Beispiel zu geben in fleißiger Arbeit und rechtschaffenem Verhalten. Es mußten nicht alle ausgebildete Gehilfen sein vom Seminar, wenn es auch erwünscht war, daß der führende Gehilfe volle Ausbildung hatte, der zweite konnte auch ein guter Christ sein mit bloßer Volksschulbildung, wenn man es so nennen will. Weiteres Ziel für die Gehilfen war, den fremden Volksdialekt im freundlichen Umgang mit den Leuten zu lernen, um später fähig zu sein, der fremden Jugend Schulunterricht elementarster Art zu erteilen und den | Erwachsenen später, bei aufwachendem Verlangen, vorbereitenden Religionsunterricht, nach Umständen auch Taufunterricht zu erteilen.

Bei der Missions-Station, unten am Stationshügel, befand sich eine große Kirche, ganz aus Stangen und Gras erbaut. Sie hatte die Gestalt einer riesigen Scheune und enthielt wohl ein Tausend Sitzplätze primitiver Art. Wir wohnten solchen Gottesdiensten bei in dichtgefüllter Kirche. Pietz war eben dabei, einem großen Taufkursus den abschließenden Unterricht zu erteilen, und wir waren noch an der Station beim Tauffest, bei der die große Kirche nicht alle Zuhörer aufnehmen konnte.

Die Lebensweise der Talbewohner, besonders in Azera, war grundverschieden von der Weise der Küstenleute und der Bergbewohner hinter der Küste. Schon die Wohnungen waren grundverschieden. Die Melanesier an der Küste und unsere Kate hatten viereckige Häuser, kleiner oder größer, auf Pfosten errichtet, wohl hauptsächlich der Bodenfeuchtigkeit wegen.

Die Azera, obwohl auch Melanesier, hatten in dem mehr trockenen Inland Rundhütten zu ebener Erde, mit Gerüsten von Knüppeln und die Wände von und mit Gras hergestellt, sowie auch die Dächer. Das Aussehen war gleich kleinen Heuschubern. – Bei der Fahrt nach Tübingen hier in Deutschland sagte ich zu Dora, als wir an abgeernteten Kleefeldern vorbeifuhren mit Kleeböcken zum Trocknen: Sieh doch die Azera-Dörfer.

Die kleinen Hütten von Holz und Gras bieten wohl nur [einen] Schlafplatz für die liebe Familie, Groß und Klein, Jung und Alt. Gemütlich kann es in diesen Grashöhlen nicht sein. Das werden die Schläfer bei gesundem Schlaf nicht merken, wenn nicht etwa reichlich Ungeziefer die Ruhe stört. Doch hat das vielleicht bei den Wilden auch einen gewissen Wert, Schlafstörer zu haben. Geht doch die Sage: Inländer hätten sich einmal bei Küstenleuten Wanzen geholt, um sich mehr wach zu halten wegen zu befürchtender Überfälle von Feinden.

Die Dorfhütten finden sich auch in Azera in größeren Gruppen nachbarlich zusammen, und so ungemütlich das Innere der Hütten ist für einen Weißen, und ich glaube wohl auch für diese Naturmenschen, um so gemüthlicher ist die Umgebung der

Hütten und der ganze Dorfplatz. Hübsche Schattenbäume sind da extra gepflanzt und gepflegt, der Dorfplatz ist sauber gekehrt und aufgeräumt, und Männer und Frauen sitzen in gemütlichen Gruppen auf Matten und selbst fabrizierten Hockern. Die Frauen haben Handarbeiten vor sich, die Männer riesige Rauchrohre und lassen daraus riesige Wolken von Tabaksrauch hervorquellen. Die Rauchrohre sind natürlich durch Gravierungen hübsch verziert. Zwischen den Alten tummeln sich muntere Kinder herum, und alles scheint in gemütlicher Unterhaltung sich zu vergnügen. Ob das auch in alten Zeiten so war oder erst unter dem Einfluß des Christentums so geworden, weiß ich natürlich nicht zu sagen. – Ganz merkwürdig unterscheiden sich die Azera von ihren nächsten Nachbarn, den Laewomba: Die Azera sind starke Raucher, die Laewomba verschmähen das Rauchkraut.

Auch in anderer Hinsicht sind beide Stämme recht verschieden. Die Laewomba waren schlimme Kopffäger und Mörder und dabei doch keine Menschenfresser. Um eine Frau zu bekommen, mußte ein junger Laewomba ein Held geworden sein und so und so viele Kakadu-Federn auf seiner Bastmütze stecken haben.¹⁰⁶ Die Azera hingegen liebten nicht den offenen Kampf, schlugen lieber Leute heimlich tot und fraßen die Erschlagenen auf. Sogar Kinder sollen sie gekauft haben, eine Weile gut gefüttert und dann abgeschlachtet und gefressen. – Also so oder so – das Heidentum¹⁰⁷ | hat immer und überall seine großen Gräuel. Doch diese waren nun im großen Tal im Zurückweichen vor dem siegreich vordringenden Evangelium, sowohl bei den Laewomba als auch bei den Azera.

210|211

Dafür hatte auch Bruder Örtel eine feine Einrichtung getroffen, indem er nicht verlangte, daß die Azera aus der weiten Landschaft immer Sonntag für Sonntag zu der einen großen Graskirche bei Kajapit kommen sollten, sondern er hielt vielmehr abwechselnd Sonntagsversammlungen in den verschiedenen Bezirken an guten Mittelpunkten. Auch wurden später, als die Gehilfen mehr und mehr die Azera-Sprache sich angeeignet hatten, dieselben auch zur Wortverkündigung herangezogen, so daß mehr und mehr an vielen Orten das Evangelium verkündigt wurde, und zwar nicht allein an den Sonntagen, sondern auch in täglichen Abendandachten.

Natürlich haben auch die Azera bei ihren *Miti*-Versammlungen *Miti*-Lieder gesungen. Schön war dabei ihr Gesang allerdings nicht. Man darf wohl sagen, daß unter all unseren Neu-Guinea-Stämmen die Azera die schlechtesten Sänger sind. Doch merken sie selber das wohl nicht, und auch sie hatten bei ihrem Singen allen guten Willen. Es galt dafür auch das Wort: „Walte Gott der Herr, wer nicht singen kann, der plärr!“

Die nächsten Nachbarn der Azera hingegen, die Laewomba, waren ganz wunderbare Sänger. Es mußten aber große Versammlungen sein von Männern und Frauen, da hatten sie eine Art mehrstimmigen Chorgesang, der Jedermann erfreute.

106 Er mußte also eine bestimmte Anzahl von Menschen getötet haben.

107 Im Original werden die beiden letzten Wörter auf der nächsten Seite wiederholt.

Zum Abschluß machten wir in Azera von der Station Kajapit aus eine größere dreitägige Tour. Wir wollten die wundersame Wasserscheide zwischen Markham und Ramu überschreiten und dabei auch ein kleines Stück das Ramu-Tal hinabgehen, wobei wir die Landschaft Amare zu durchziehen hatten, des anderen Teiles des Azera-Stammes. Die Azera und Amare werden getrennt durch den Markham-Fluß. Dieser bricht etliche Stunden nördlich von Kajapit aus dem Finisterre-Gebirge heraus und braust dann, das große Tal schräg durchschneidend, hinüber nach der andern Gebirgsseite, nach dem Inlandgebirge. Dieses hat nicht so große Geröllmassen ins weite Tal geschüttet wie das Finisterre, darum senkt sich die Talebene von der Finisterre-Seite nach dem Inlandgebirge hinüber, und der Hauptstrom des Tales fließt dem Inlandgebirge entlang zum Huon-Golf hinaus. Alle Ausflüsse des Finisterre brausen nach der andern Seite hinüber, so auch der wasserreiche Lerrong, der nahe bei Azera im breiten steinigen Bett zum Markham hinüber eilt.

Auch in der Amare-Landschaft waren damals schon Gehilfenstationen, die eine nahe dem Finisterre, die andere nahe dem Inlandgebirge. Diese Letztere besuchten wir und nächtigten dortselbst zweimal, um einen Tagesausflug nach dem Ramu machen zu können.

Bruder Pietz hatte in der Woche seine große Katechumenenklasse an der Station zur letzten Vorbereitung. Er konnte daher die Reise nicht mitmachen, ritt aber doch mit uns bis zum Markham, um da den Flußübergang zu leiten, wozu er sehr kräftige Gehilfen bestellt hatte, um uns beizustehen. Unter ihnen befand sich der riesenhafte starke Sem von Deinzerhöhe und andere tüchtige Leute.

Da der Fluß sehr reißend ist, so nahmen wir ein Seil mit, um die Dora auf dem Pferd anzuseilen. Das eine Ende wurde ihr um die Hüften gebunden, das Andere hielten ein paar kräftige Gehilfen, die stromabwärts mit hinüberwateten, damit sie die Dora rasch auffangen könnten, falls sie aus dem | Sattel kommen sollte.

Gleich im Anfang der Reise hatten wir einen kleinen Unfall. Es hatte nachts geregnet. Der Boden war schlüpfrig. Noch nahe der Station kamen wir an einen Graben, der ja kein Wasser führte, aber doch naß war. Pietz und ich ritten glatt hinüber. Die Dora hinter uns meinte: Ob sie wohl absteigen wollte oder sollte? – Ich sagte, wir seien ja auch glücklich herüber gekommen. So ritt auch sie, und ihr Pferd stürzte im Graben, und die Dora lag darunter, doch zum Glück hohl im Graben, so daß sie nicht gedrückt oder gequetscht wurde. Das Pferd kam hoch, ohne die Reiterin zu treten, und diese erhob sich auch, stieg wieder auf, und es ging alles ganz gut, bis wir an den brausenden Strom kamen. Nun umständliche Vorbereitung. Dora wurde angeseilt und ritt in das schäumende Wasser hinein, unterhalb die wackeren Seilhalter. Die übergroße Vorsicht wäre beinahe verhängnisvoll geworden. Dora ritt das starke Pferd von Bruder Örtel, welches wohl geübt war bei Durchreiten des Bergstromes, es hielt sich wacker gegen den Strom und wich keinen Zoll von seiner Bahn. Die Seilhalter

hingegen wurden durch den reißenden [Fluß] abwärts getrieben und hätten beinahe Dora aus dem Sattel gerissen, bis sie endlich ihren Hilferuf hörten: „Loslassen!“, und das Seil fahren ließen. So kamen wir glücklich ans andere Ufer in die Landschaft Amare. Die Leute an der und um die Gehilfenstation waren benachrichtigt. Ein Kinder-Chor kam jubelnd uns entgegen mit Blumensträußen, und wir wurden auf das freundlichste empfangen und zu Mittag bewirtet.

Wir hatten nachmittags Zeit, die Umgegend zu besehen. Auch hier gab es noch schöne Bestände herrlicher, tragender Kokospalmen, reichlich 100 Meilen von der Küste entfernt. Die Kokospalme braucht ja salzige Seeluft, und in der Südwindzeit wird in den mächtigen Trichter des Huon-Golf der Seewind gedrängt und strömt das große Tal hinauf bis nach Azera und Amare und darüber hinaus. Amare hat auch große, feine Dorfschaften, genau wie Azera, und unter und zwischen den Palmen die herrlichen kleineren Schattenbäume, besonders in der Umgebung der eigenartigen Heuschobehäuser. Da sitzen am Feierabend die Männer und rauchen mit ihren kunstvoll verzierten Bambus-Rauchrohren, und die Frauen haben ihre besonderen Handarbeiten vor. Die Frauen in Azera und Amare sind geschickte Töpferinnen. Sie fabrizieren Tontöpfe wieder ganz anderer Art wie die Frauen an verschiedenen Küstenorten bei Kela und auch im Norden in Kelana. Große und kleine und auch kleinste Kochtöpfe, alle von [einer] charakteristischen Form, mit Figürlein am Rand, Menschenköpfen, werden da gemacht, und wenn die Küstenleute hineinkommen, so erwerben sie gern solche Kochtöpfe, die gebrannt, aber nicht glasiert sind. Als damals Bruder Lehner mit seinem Kirchenvater Davida nebst Töchterlein mit mir in Azera war, da kochte die Tochter ihren Bananenbrei im niedlichen Töpflein. Ja, der Bananenbrei ist eine sehr zuträgliche Nahrung für Kinder und Alte.

Die Amare hatten schlimme Nachbarn in den wilden Buntibaza auf dem hohen Krätke-Gebirge, welches aus der Amare-Ebene steil aufsteigt. Diese Raubritter oder vielmehr Raubläufer beobachteten auf ihren freien Höhen alles, was in der Tiefe voring, und überfielen gern friedliche Arbeiter auf und in ihren Feldern, besonders Frauen, schlachteten sie ab und schlepten die Körperteile in ihre Verstecke auf den Bergen zum Kannibalenmal. Die Buntibaza wie die anderen Stämme im Krätke-Gebirge waren Papuanischen Stammes und wilde Menschenfresser.

Ihnen gegenüber bewährte sich der Gehilfe, auf dessen Station wir übernachteten, als ein wahrer christlicher Held. Das Treiben dieser Buntibaza wurde ihm doch zu arg. Als sie | wieder eine hilflose Frau geraubt hatten, da eilte er den Mordbuben nach, so wie er ging und stand, nur sein Handbeil in der Hand. Er fand die Bösewichte in ihrem Schlupfwinkel auf und agitierte und manövrierte so unerschrocken und so geschickt, daß [er] schließlich einen »Nichtangriffspakt« zu Stande brachte und einen Anfang von Tauschhandel zwischen diesen beiden Völkerschaften. Um diese Zeit wurden auch unter den Stämmen des Krätke-Gebirges Missionsanfänge

212|213

unternommen durch Kategehilfen aus Hubeland unter Leitung von unserem Neffen, dem Missionar Leonhard Flierl in Heldsbach, wobei auch die Buntibaza eine Rolle spielten.

Der in Frage stehende Gehilfe, bei dem wir herbergten, hatte eine geräumige Station und konnte uns zwei Gastzimmer zur Verfügung stellen, eines für Dora, das andere für mich. Daneben hatten wir noch unser Speisezimmer. Am Abend führte er uns auch zu seiner nahen geräumigen Kirche. – Wenn ich nicht irre, waren an dem Nachmittag auch Besucher am Ort von den neugewonnenen Freunden der vormals so bösen Buntibaza.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ließen wir uns unsere Reitpferde wieder vorführen und sattelten sie zum Ritt über die ganz ebene Wasserscheide der beiden mehrerwähnten großen Flüsse des wunderbaren Tales. Ob es in der Urzeit ein Meeresarm gewesen, ein seichter, welcher die beiden Hochgebirge – das Finisterre im Osten und das vielgestaltige Inlandgebirge wie Krätke- und Bismarck-Gebirge und alles, was damit zusammenhängt, wie das ferne Hagen-Gebirge usw., welche die ganze über 500 Stunden lange Insel durchziehen – von einander trennte, so daß Finisterre eine eigene große Insel gebildet hätte? Jedenfalls bestehen zwischen dem Finisterre und dem Inlandgebirge nicht die geringsten Höhenverbindungen, wie sie sonst doch fast immer zwischen benachbarten Gebirgen bestehen. Finisterre steht bei dem Gebirgs-System von Neu Guinea vollständig isoliert da. Eine merkwürdige Tatsache! Finisterre bildet sein eigenes Bergsystem, vom Huon-Golf an weit hinauf in den Nordwesten bis nahe der Mündung des Ramu in das offene Meer. In der Nähe der Astrolabe-Bai fällt das Hochgebirge des Finisterre ab zu weitreichenden Mittelgebirgen, die zum Teil auch beträchtliche Höhen erreichen. Der Nasenberg hinter Bogadjim in der Astrolabe-Bai ist auch über 1 000 Meter hoch. Nach Nordwesten hin sind noch höhere Gebirgsparthien. Von Bogadjim aus ist der Übergang noch am leichtesten nach dem Ramu-Tal, freilich durchwegs durch sehr zerklüftetes Gebirge. Mehrmals haben unsere Missionare von Madang aus das Gebirge da überquert: von Madang aus nach Ramu-Markham-Tal, so einmal der Bruder Emil Hannemann, der dann in Kajapit seine sehr schlimmen Füße erst heilen lassen mußte, dann das Tal hinab zum Golf und weiter zum Sattelberg kam, allwo er sich mit der Lehrerin von Amerika, Luthilde Voß, verlobte, die ihm dann später auf dem Seeweg nach Madang folgte. –

Wenn vorzeiten ein Meeresarm zwischen Finisterre und dem Inlandgebirge ausgefüllt wurde, so hat an dieser Arbeit der Berggeist des Finisterre das Beste getan. Seine zahlreichen Bergströme, auch die kleineren, führen noch in der Gegenwart große Geröllmassen besonders in die Azera-Ebene heraus, wie schon früher erwähnt wurde. Eine ganz gewaltige Geröllhalde hatten wir zu überschreiten zwischen Kajapit und seiner Gehilfenstation am Fuß des Finisterre, die wir an einem der ersten Tage unseres Aufenthalts von Kajapit aus besuchten. In Amare sahen wir keine derartigen

Aufschwemmungen, | wir kamen da aber auch nicht dem Finisterre-Gebirge nahe, sondern unser Ritt weiter Inland ging dem Inlandgebirge entlang, und [so] sahen [wir] die gewaltigen Berge des Finisterre nur jenseites des breiten Tales. – Nachdem wir an jenem Morgen das große Gehilfendorf verlassen hatten, ging es eine Zeitlang durch Kulturland mit Grasfeldern, vereinzelt Bäumen und Bananen-Pflanzungen, dann kamen wir nochmals zu einer großen Siedlung mit den vielen Heuschoberhütten unter vielen mächtigen Kokospalmen, voll behangen mit Nüssen, und darunter die schönen, buschigen Schattenbäume auf sauberen Dorfplätzen. Viele Leute saßen und standen herum und bewunderten unsere Reisegesellschaft, hie und da sah man auch einen stattlichen vornehmen jungen Mann mit sauberem roten Lendentuch, kürzlich heimgekehrt aus der Arbeit auf den Goldfeldern.

Als wir dies letzte Azera-Dorf hinter uns gelassen hatten, befanden wir uns in der endlosen Grassteppe, die sich nach dem Nordosten hinzieht, dem Ramu-Fluß entgegen. Wir befanden uns nun auf der Höhe der unsichtbaren Wasserscheide. Hie und da fanden sich nasse Stellen. Das Regenwasser wußte zunächst nicht, wohin es sich wenden sollte, ob nach Süd zum Golf oder Nordost zum offenen stillen Meer. Bald erreichten wir die Stelle, wo der Boden sich unmerklich nach Nordosten senkte, und [es] wurde wieder trockener. Wir waren im Ramu-Tal.

Unser Führer geleitete uns links hin nahe zur Gebirgswand des Krätke, da sahen wir den Ramu-Fluß herausbrechen, schon als ganz ansehnlichen Fluß, aber nicht so ungestüm wie der Markham aus dem Finisterre hervorbricht und mit wildem Unge- stüm die breite Talebene durchbraust. Der Ramu ist vom ersten Anfang an seines Auslaufens aus dem Berggelände ein mehr sittsamer Geselle. Wir sattelten auf der Grasebene unsere Rosse ab und gingen eine Uferstufe hinab auf eine Terrasse, wo wir den schönen Fluß dicht bei uns hatten. Unser Ruheplatz war sehr bequem, und wir fanden daselbst Eierschalen, als Zeichen, daß allda kurz vor uns andere Wanderer ge- rastet. Es wurde uns erzählt, es sei Br. Lehner mit Frau gewesen vor etlichen Wochen, die auch dem schönen Ramu hätten einen Anstandsbesuch abgestattet. Wir öffne- ten auch unsere Feldküche, stärkten uns mit Speise und erfrischten uns mit Wasser aus dem klaren Fluß. Der Markham wäre für dergleichen viel zu kotig, und man würde nur im schlimmsten Durstesfall daraus einen Schluck nehmen. Auch eine Fla- schenpost fertigten wir ab, indem wir in zwei leere Flaschen Papier steckten mit der weltbewegenden Mitteilung, daß wir dann und dann an den Ufern des Ramu Rast ge- halten. Die eine Flasche zerschellte gleich beim Einwurf an einem verborgenen Stein, und vom Schicksal der Anderen haben wir natürlich auch niemals erfahren.

Sogar ein kleines Schläfchen konnte ich an dieser Uferstelle des Ramu machen, und nachdem ich aus dem gesunden Schlaf erwachte, den meine Tochter bewachte, da bemerkte sie, es würde wohl Zeit sein, uns wieder in die Sättel zu begeben, um vor Nacht wieder zur Gehilfenschule zu kommen. Gesagt, getan! Der Rückritt ging

recht glücklich von statten. Und in dem vorerwähnten großen Dorf mußten wir Halt machen, Töpfe mit Speise waren von den freundlichen Leuten gekocht, und wir mußten uns gütlich tun. Mit einbrechender Nacht waren wir dann in unserem Standquartier in Amare und bei den guten Gehilfenleuten. Der schöne Ausflug oder vielmehr -ritt hatte guten Schlaf im Gefolge, und am nächsten Morgen ging die Reise zurück, zunächst dem Markham zu. Auf dem Wege dahin lernte ich auch noch den milden Markham kennen, den andern Quellfluß, der still und breit im Tale fließt, seinem wilden Bruder entgegen. Ich stieg ab und ließ mich durch den Fluß tragen, um | ihn auch von der andern Seite zu besehen.

Mit zahlreicher Begleitung ritten wir dann weiter zum wilden Markham, dem rasenden Sohn des Finisterre. Auf der anderen Seite stand schon der Bruder Pietz mit mehreren Begleitern zu unserer Begrüßung.

Es hatte letzte Nächte etwas geregnet, Herr Markham war daher etwas angeschwollen. Doch wir kamen glücklich hinüber, obschon Dora diesmal nicht angeseilt wurde, wußten wir doch, daß man sich auf Br. Örtels Dienstpferd verlassen konnte, obschon es auf dem Herweg in den Graben gefallen war. Das beste Roß kann ja einmal stolpern.

Nach dem Ritt von etlichen Stunden in Begleitung von Fußgängern waren wir selbdritte glücklich wieder an der Station Kajapit. Der Taufsonntag war nahe, Pietz sehr beschäftigt mit seiner Schaar von Taufbewerbern. Zum Tauffest kam auch Br. Lehner noch an mit etlichen Christen von Bukaua.

Wir herbergten in Örtels leerem Hause, der mit Frau und Kindern ja im Vaterlande zur Erholung war. Das Wohnhaus der Familie Pietz lag auf dem gleichen oben flachen Hügel, ein paar hundert Schritt nördlich. Die beiden Töchterlein holten uns immer zum Essen ab.

Es war ein wunderbarer Stationshügel, den die Brüder Lehner und Örtel seinerzeit hatten ausfinden können. Vorne floß ein klarer Bach, und nach hinten noch näher war ein sprudelnder frischer Bergquell. Kirche, Schule und Gehilfenhaus befanden sich unten, am Fuße des Hügels in der Talebene. Ganz nahebei lagen die ersten Dörfer. Das war bequem für Sonntagsbesuche. Bei einem Besuch meinerseits in früherer Zeit führte mich die Frau Örtel in nahe Dörfer. Da sahen wir Witwen mit den Totenschädeln ihrer verblichenen Männer behangen, die sie ganz gerne verkauft hätten. Doch ich hatte keine Lust zu solchem Ankauf. Auf Dorfplätzen waren auch Götterbäume zu sehen. Tote Bäume waren, den Wurzelstock nach oben, in den Boden gepflanzt, echte Sinnbilder heidnischer Unfruchtbarkeit und Trostlosigkeit. Solche Anzeichen befanden sich nun im Schwinden. Es hieß: Die falschen Götter macht zu Spott, der Herr ist Gott, der Herr ist Gott. Gebt unserm Gott die Ehre!¹⁰⁸

108 Zitat nach dem Kirchenlied „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“, verfaßt 1675 von Johann Jakob Schütz. Dort heißt es „Götzen“, nicht „Götter“.

Und nun fand wieder ein solch herrlicher Taufsonntag statt mit großen Versammlungen in der Kirche und im Freien, mit Ansprachen auch von Gehilfen. Dieser Sonntag und der ganze Aufenthalt in Azera und Amare war ungemein erlebnisreich für mich und Dora. Es war mein letzter Besuch im großen Tal. –

Am Dienstag reisten wir dann ab, zusammen mit Bruder Lehner. Als ich unten am Fuß des Hügels aufstieg, da riß der Steigbügelgurt. Br. Pietz war noch da und flickte hilfreich, wie er immer war, mit starker Schnur den alten Lederriemen. So kam ich endlich in den Sattel, und die Sache hielt auch bis hinab nach Gabmazung, wo ich den Sattel mit dem Kanu vertauschen konnte. – Und nun ging es hinweg von der Missions-Station durch die schönen Azera-Dörfer, hinüber nach der Gehilfenstation mit dem Doppelhaus. Nahebei wohnte, lebte und wirkte ein australischer Regierungsmann an einem Versuchsgarten in der Gemarkung eines Azera-Dorfes. Ihn hatten wir bei Ankunft schon begrüßt und nahmen nun Abschied.

Nicht weit von dem Versuchsgarten, gerade am Ausgang von dem Dörfer-Complex der Azera-Landschaft, war ein Reisehinderniß entstanden seit unserer Ankunft. So ein Finisterre-Bach war wieder einmal übler Laune geworden, hatte sein legales Bett mit Geröll ausgefüllt und die anliegende Landschaft überschwemmt und regelrecht versumpft, als wollte er uns festhalten | in dem schönen Lande, so wasserreich wie ein Garten Gottes. Der Sumpf war nicht fein. Lehner, der in seinem bekannten Feuereifer uns voranritt, war in großer Gefahr, mit seinem Roß im dunklen Brei zu versinken. Dasselbe arbeitete sich aber doch durch, und wir kamen mit einiger Vor- und Umsicht ihm nach, auch glücklich hinüber aufs trockene Land, und erreichten bald den breiten und daher seichten Geröllfluß Lerrong. Nachher ging es glücklich weiter vorwärts, auch über kleinere Hindernisse verschiedener Wässerlein, bis gegen Abend. Da übernachteten wir an irgend einem Bach, wo man sich Thee kochen konnte, und schliefen gut unter dem großen und weiten Himmelszelt.

215|216

Der nächste Tag brachte uns nach Gabmazung zur sicheren Nachtruhe. Bruder Fliehler wollte seine etwas leidende Frau zum Sattelberg bringen und hatte ein großes Kanu bereit zur Fahrt an die Küste und lud uns ein zur Mitfahrt. Das war eine ganz willkommene Gelegenheit, denn flußabwärts kommt man in knapp vier Stunden hinaus zur Küste. Die Bergfahrt dagegen nimmt in der Regel so viele Tage als die Talfahrt.

Früher fuhr ich einmal mit Br. Lehner auf einem Labo-Kanu nach Gabmazung, da mußten wir dreimal übernachten, und die Ruderer mußten sich furchtbar abschnitten. Beim Übernachten [im] Röhricht des Ufers litten wir entsetzlich unter der Moskitoplage. –

Wir schickten nun mit Freuden unsere Reittiere heim nach der Pflanzung Gabmazung und machten die rasche Lustfahrt auf dem schnellen Strom zur Küste mit in Gesellschaft der beiden Geschwister Fliehler. Die Ruderer selbst hatten dabei gute

Zeit. Nur ab und zu hatten sie über den breiten Strom zu rudern, um wieder in besseres Fahrwasser zu kommen, dann konnten sie sich dem Strom überlassen, der mit Windeseile uns hinaustrug zur Küste. Nur der Steuermann hatte aufzupassen wie ein Hechelmacher, um nicht mit dem Stamm des Kanus oder auch nur dem Ausleger in unliebsame Berührung mit Stämmen zu kommen, die hin und wieder im Flusse lagen und an denen unser gebrechliches Fahrzeug zerreißen und scheitern konnte.

Doch wir kamen glücklich zur Mündung des Flusses hinaus, wie ich früher einmal auf einem Floß. Vom Floß muß man an der Mündung absteigen, auf dem Kanu hingegen kann man bei einigermaßen normalem Wetter auf die offene See hinaus fahren. Das taten wir diesmal und fuhren ein paar Stunden weit nach Osten, vorbei an dem großen Flugplatz der New Guinea Airway, vorbei am Burgberg und dem kleinen Fluß Bumbu, bis zum Landungsplatz der Missions-Station Lae des Missionars Gottfried Schmutterer, da fanden wir wieder einmal freundliche Aufnahme und Nachtherberge.

Gar manches Mal war ich hier zu Besuch. Bruder Schmutterer hatte erst ein selbstgebautes gutes Haus, bei dessen Bau seine Leute sehr eifrig mithalfen. Später baute dann der Bruder Hertle ein viel größeres und besseres Haus nahebei. Es gab an dem Platz ja immer viel durchreisende Gäste ins große Tal und in den Golf überhaupt, und die zwei Nachbarstationen, Malahang, die Pflanzung, und Lae, die Missionsstation, wetteiferten in löblichster Weise in guter Unterbringung der Missionsreisenden, Weißen und Schwarzen. –

Nahe bei Schmutterers Platz treten große Quellen zu Tage und vereinigen sich rasch zu einem starken Bach. Das klare, frische Wasser desselben bietet auch herrliche Badegelegenheit, fast so schön wie der Heldsbach, nur noch bequemer zur Hand.

216|217 Von Lae aus sollte nun die Reise hinauf gehen ins Zentrum, Finschhafen, Heldsbach und Sattelberg. Da hatten wir diesmal ganz besonderes Glück. Zwar die Bavaria war nicht zur Hand, | aber ein Motorboot, welches Burns Philp und Co. gehörte, war gerade drunten in der Ecke des Huon-Golfs, und der Führer desselben war ein halbweißer Anglikaner, welcher die Pflanztochter der Geschwister Ruppert geheiratet hatte, die Adele Klink. – Der Führer des Motorbootes hatte fertige Arbeiter drunten am Waria abzuliefern, jedoch aus Gefälligkeit wollte [er] unsere Gesellschaft nach Finschhafen fahren, wo in Matatakum seine junge Frau sich noch aufhielt, und dann von dort nach Zaka fahren, wohin er für Hans und Hanna auch leichte Ladung aus Gefälligkeit hinbringen wollte.

Ja, die Fahrten aus dem Huon-Golf nach Hause, wie manchesmal und auf wie mancherlei Weise hatte ich sie zu machen zu den verschiedensten Zeiten. Einmal mit einem Ruder- und Segelboot der Pflanzung Malahang. Ein guter Arbeiteraufseher von Labo war der Steuermann. Den ersten Tag ging es bis Bukauasip, das noch zur Parochie Deinzerhöhe gehört. Am nächsten Tag ging es mit gutem Wind weiter. Der

Wind frischte auf, als wir eben Finschhafen passierten, und wurde schier gefährlich mit aufgewühlter See, bis wir nach Heldsbach kamen. Endlich liefen wir glücklich in den kleinen Heldsbach-Hafen ein. Als der Sand unter dem Boot knirschte, seufzte der wackere Steuerer erleichtert auf mit dem Wörtlein: „Ngajam!“¹⁰⁹

Einmal war ich zu Besuch bei Br. Decker in Deinzerhöhe gewesen. Beim stillen Wasser nachts wollte ich auf meinem Kanu heimfahren. Die Büblein fuhren die ganze Nacht auf dem weiten Hähnisch-Hafen herum, in den der Bulesom mündet, der Bergstrom aus Hube-Land. Höhnisch-Hafen sollte dieser Nicht-Hafen besser heißen. Mit Tagesanbruch waren wir dann in dem großen Filialdorf gegenüber Deinzerhöhe, Digetu, immer noch am Hähnischhafen, wo später ein Gehilfe eine recht große, schöne Kirche baute. – Bei Tageslicht kamen wir dann ja vorwärts und endlich auch wieder glücklich heim. Die Nacht ist eben niemands Freund.

Ein andermal fuhr ich von Bukaua aus auf [einem] Kanu heim. Da half uns ein junger tapferer Mann das Kanu ins Wasser schieben, der in der deutschen Zeit lange auf Nauru als Arbeiter gedient und dort gut Deutsch gelernt hatte. – Wo sind die Bukaua nicht gewesen?

Von Malalo fuhr ich einmal heim auf [einem] großem Kanu der Kela-Leute, die von der Kela-Halbinsel mich bei gutem Wind und Wetter nach Jabim hinaufbrachten. Von dort aus verschrieb ich mir den Schimmel vom Logaweng und konnte so über Logaweng und Finschhafen heimreiten. Es war das nach der Zeit, da unsere Bavaria die Schraube verloren hatte und ich bei schlechtestem Wetter mit Br. Hertle nach Malalo fuhr auf einem Motor-Fahrzeug der Neu-Guinea Co. Am ersten Tag kehrte der Führer wegen zu schlechtem Wetter wieder um, am zweiten machten wir es durch.

Bei jenen Kanufahrten beobachtete ich bei Morobe, wie meine Jungen eine Riesenschnecke aus seichtem Wasser an einer Stange aufs Kanu zogen und abschlachteten. Diese Riesenschnecken liegen gleichsam auf dem Rücken im seichten Wasser mit aufgesperrtem Maul und sind gleichsam nur Maul. Was dahinein kommt, und sei es ein Manneskopf, wird unerbittlich festgehalten und sachte verdaut. Nur Holzstangen sind unverdaulich, und so mußte das unvernünftige Tier sich selbst verdauen lassen durch meine hocheifrenden Jungen.

Nachdem Br. Raum im Anfang des Weltkrieges von Malalo weggeholt worden war, begleitete ich den Bruder Bayer bei seiner Übersiedlung von Gabmabung nach Malalo. Er hatte seinen Wanderbündel bei sich in Gestalt einer Dettelsauer Kiste. Es ging hinab den Fluß und auf See hinüber nach Malalo. Da trat plötzlich dicker Nebel ein. Nur unsere Jungen konnten die Küste noch ausmachen, nämlich an der Stelle, wo die | Nebelwand am dicksten war. Wir merkten, daß sie Recht gehabt, als das Wetter wieder aufhellte.

217|218

109 Jabèm (heutige Schreibweise: njam): „Gut!“

Die Brüder Mailänder und Böttger fuhren auch einmal in der Gegend bei ähnlichem Wetter mit ihrem europäischen Ruderboot. Sie stellten die Landseite an der Seite des Bruders fest, wo sie zuletzt noch Land gesehen hatten, waren dann höchlich verwundert, als es dann bei Sicht beim andern Bruder war. Wie oft sich ihr Boot in der Zwischenzeit gedreht hatte, wußten sie natürlich nicht, hatten auch nicht bedacht, daß man ohne Aussicht oder mindestens Kompaß kein Fahrzeug auf dem Wasser in einem bestimmten Kurs halten kann. – Es erinnert an die Hirschauer in der Oberpfalz, die eine Kerbe in ihren Kahn schnitten an der Stelle, wo sie die Kirchglocke in den See versenkt hatten, um sie ja wieder zu finden.¹¹⁰

Aber nun zu unserer Heimfahrt von Lae-Malahang nach Finschhafen um die Pfingstzeit 1928. Der Weg zum Einsteigeort für Lae-Malahang war an dem Morgen arg naß. Nachts waren Platzregen niedergegangen und hatten alles unter Wasser gesetzt. Dora und ich platschten durch. Hinter uns her kam der starke Bruder Fliehler mit einer schweren aber teuren Last auf dem Rücken in Gestalt seiner jungen Frau. Wir krappelten alle vier an Bord, und bald ging die Fahrt los. Ich hatte am Morgen noch eine Hand voll Auslandbriefe erhalten, setzte mich auf eine *box* und las.

Da plötzlich stand der Motor. Der Führer stellte den Schaden fest – ein Junge hatte aus Versehen Wasser statt Petroleum in den Behälter für Treibstoff gegossen. Wasser kann nun zwar, in genügender Menge zugeführt, eine Mühle treiben, wie unsere Säge in Butaweng, aber kein Motorboot auf See. Der Führer korrigierte den gemachten Fehler, zapfte das Wasser ab und goß Petroleum in den Behälter. Da ging auch der Motor wieder, und wir konnten wohlbehalten in den Finschhafen einlaufen. Das war unsere letzte Übernachtstation auf dieser großen Reise. Am nächsten Morgen requirierten wir Reitpferde von der Pflanzung Salankaua, die brachten uns dann vollends heim nach Heldsbach zu Muttern, und Dora konnte von ihrem Doktor-*boy* und dessen Frau sich berichten lassen über den glücklichen Fortgang der Heilarbeit in ihrem Krankenhäuslein.

110 Siehe auch I 29f., wo Flierl weitere »Hirschauer Stückle« zum besten gibt.

DAS LAND OFFEN FÜR REICHSDEUTSCHE UND AUCH DIE VERTRETER DER HEIMISCHEN MUTTER-GESELLSCHAFTEN

N[ota] B[ene]! Da Überschriften in lauter großen Buchstaben sich nicht ganz leicht liest, so will ich hinfort die kleinen Buchstaben brauchen.

Und nun vor Beginn des neuen Kapitels einige persönliche Bemerkungen aus der Gegenwart: Da mein Augenlicht schwächer wurde, half mir Pastor Ortenburger mit meiner kleinen Maschine niederschreiben, was ich ihm diktierete. Das Meiste im zweiten Teil von Seite 1 bis 170 ist auf diese Weise geschrieben. Um den 20. Mai war ich dann mit Dora einige Tage in Alt-Erlangen bei Elise. Von da aus war ich am 20. Mai bei Professor Fleischer in seiner Privatsprechstunde in [der] Universitäts-Klinik. Er untersuchte sehr genau, und sein Bescheid ist: Erblindung sei nicht zu fürchten. Operation käme nicht | in Frage, Kristalllinse sei nicht getrübt, also grauer Star nicht zu fürchten. Es sei „Alterserkrankung der Netzhaut“. Mit 83 Jahren sei man keine 70¹¹¹ mehr. – Er verschrieb [eine] neue Brille, welche Optiker Funk in Erlangen bis zum nächsten Tag anfertigte, kostete nur 6 R[eichs-]M[ark], da er nur neue Gläser ins Gestell vom vorigen Jahr einsetzte, wo ich beim Augenarzt Dr. Jahn und Optiker Leidig in Nürnberg war. Auch das gute Futteral von Leidig tut weiter gute Dienste. Die Untersuchung kostete R[eichs-]M[ark] 10. Die Brille ist etwas besser als die Vorjährige. Ich nahm dazu vom Optiker Funk noch eine Lupe, zu der Geheimer Sanitätsrat Dr. Schellong in Königsberg mir riet. Mit Lupe und Brille zusammen kann ich den feinsten Druck lesen. Doch lese ich so gut wie nicht mehr, sondern lasse von Alma Helbig mir vorlesen.¹¹² – Ich hoffe vor allem, meine „Erinnerungen“ fertig schreiben zu können, ehe ich zu Vieles vergesse. Seit Rückkehr von Erlangen schrieb ich weiter an die 50 Seiten und bin also bald fertig mit Neu Guinea. Werde auch noch Einiges niederschreiben, ob Gott will, von meinen Erlebnissen und Beobachtungen in Australien und hier im Vaterland.

218|219

Kirchenrat D[r]. Braun von hier hatte mir geraten, bei Prof. Fleischer, dem Spezialisten, meine Augen prüfen zu lassen. Braun wurde in Erlangen an einem Auge am grauen Star operiert, kostete an 700 R[eichs-]M[ark].

Wenn Professor Doktor Fleischer bei mir „Alterserkrankung der Netzhaut“ feststellte, so gibt es dagegen natürlich kein Mittel, da Alter sich nicht zurückschrauben

111 Im Original: „UP“. Der Verfasser ist anscheinend beim Tippen auf der Schreibmaschine verrutscht.

112 Zu den Brillen siehe auch oben, II 287, wo die Kosten der Brille auf acht statt sechs Reichsmark beziffert werden.

läßt. Es ist nur Verlangsamung des Prozesses durch Schonung denkbar. Bei raschem Fortschreiten könnte wohl doch Erblindung eintreten, was dann der schwarze Staar sein würde. Der Herr Professor mochte wohl aus Schonung das nicht sagen, in der Annahme, daß der »alte Mann« wohl tot sein würde vor Erblindung.

Nun, unser Leben und auch das Licht unserer Augen steht ja in Gottes Hand.

Und nun hinein in das neunte Kapitel mit einigen meiner Erinnerungen daran, wie der Herr das Land unserer Arbeit wieder geöffnet für reichsdeutsche Mitarbeiter und sogar für die Männer von der heimischen Leitung.

Aus der Neuen Welt durften ja unter der Mandatsverwaltung unbeschränkt Verstärkungen auf unser Arbeitsfeld kommen, von Amerika wie auch von Australien. Von Australien hatten wir ja zu allen Zeiten treue und gute Laienhelfer, von Amerika kamen je länger desto mehr auch Missionare vom Prediger-Seminar in Dubuque, außer Pietz noch Hüter, Hannemann, Henkelmann¹¹³, Mager usw. Auch ein Doktor Braun kam, der Sohn des dettelsauer Pastors Braun. Gerne kamen Laienkräfte aus Amerika beiderlei Geschlechts, die drüben noch nicht eingebürgert waren, so die Brüder Bertram, Pfeiffer, Schwester Taminga¹¹⁴.

Ich war wieder einmal zur Dampferankunft in Finschhafen. Ein Vertreter des General-Konsulats des deutschen Reiches war mitgekommen. Wir saßen zum Abendbrot bei Rupperts in Matatakum. Da kam Br. Clausen, Elektrotechniker und geschickter fleißiger Baumeister, mit der Meldung: Seine Frau¹¹⁵ würde mit dem Dampfer wohl mit nach Brisbane müssen zu rettender Operation. Clausen und Frau waren beide Pastorskinder von Brisbane. Schwester Taminga war mit dem gleichen Dampfer angekommen. Zu ihr eilte ich nach Salankaua mit der Bitte, die Schwester Clausen zu untersuchen. Der Bescheid: Abreise notwendig, dringend notwendig zum Arzt. In knapp zwei Stunden | mußten die Geschwister fertig zur Abfahrt sein.

219|220

Die Operation war wirklich rettend, und es war höchste Zeit gewesen. – Nach etlichen Wochen konnte das Ehepaar wieder auf unser Arbeitsfeld zurückkehren, und der fleißige Bruder Clausen arbeitete unermüdlich weiter, bis er einem schweren Fieber erlag, als ich schon vom Felde weg war.

Und nun zur Ankunft von Reichsdeutschen Arbeitskräften. Im Jahre 1926 kam Schwester Helene Moll vom Diakonissenhaus in Stuttgart als erste Schwalbe, wie frü-

113 Der 1902 in den USA geborene Frederick William Henkelmann kam 1927 als Missionar nach Neuguinea, wo er sich besonders in der Erforschung indigener Sprachen hervortat. Er geriet 1943 in japanische Gefangenschaft und war von da an verschollen.

114 Gretchen Tamminga, geboren 1897, war ausgebildete Krankenschwester. Sie reiste 1927 über Australien nach Neuguinea aus, wo sie von 1928 bis 1932 für die Neuendettelsauer Mission tätig war und anschließend von der Amerikanischen Mission in Madang als Mitarbeiterin übernommen wurde. 1936 mußte sie das Land krankheitsbedingt verlassen.

115 Elisabeth Claussen, geborene Prenzler, hatte den Missionszimmermeister Christian Claussen 1924 geheiratet. Nach seinem Tod kehrte sie 1932 in ihre australische Heimatstadt Toowoomba zurück.

her schon erwähnt wurde. Ein paar Jahre später kam Schwester Sophie Bezzler, auch eine schwäbische Schwester, von Herrenberg.

Dazwischen kamen dann endlich um Mitte 1927, wie in einem früheren Kapitel erzählt, meine beiden Söhne von Amerika aus ins Land ihrer Geburt zurück. Damit waren die Schleusen geöffnet. Für die Einreise meiner Söhne und der nächsten Reichsdeutschen zahlten noch die Freunde der Neuen Welt.

Dann erstarkte die heimische Muttergesellschaft, und die große Freude, daß das Feld auf Neu Guinea wieder für Deutsche offen sei, gab mächtigen Auftrieb, für das alte, liebe Werk zu opfern. Es wurden die Ausreisen bezahlt und das Feld reichlich unterstützt – zur rechten Zeit –, Amerika und Australien gaben ja noch weiterhin reichlich, aber die große *prosperity* nach dem Krieg in Amerika ließ nach. Es waren aber Jahre treuer Bundesgenossenschaft der Lutherischen Glaubensgenossen in der Alten und Neuen Welt, um das wachsende Werk auf Neu Guinea zu tragen, und meines Herzens Wunsch war, daß es so bleiben möchte. –

Nach meinen Söhnen kamen Herrlinger¹¹⁶, Lechner¹¹⁷, Streicher¹¹⁸, die beiden Brüder Wilhelm und Gustav Bergmann, zum Teil auch noch über Amerika. – Lechner kam nach Malalo zu Bayer, Streicher nach Kajapit zu Örtel. Die Brüder Bergmann stammten aus Westphalen aus der Breslauer Freikirche und waren längere Zeit in Heldsbach, um von Wilhelm Kate zu lernen. Ihre Heimat konnte ich später besuchen. Es kamen auch die Brüder Neumeier¹¹⁹ und Vicedom¹²⁰.

116 Der Missionar Jakob Herrlinger (1901–1942) wurde 1928 nach Neuguinea ausgesandt. Seine Tätigkeitsfelder waren vor allem Schul- und Gemeindegemeinschaft. Herrlinger ging 1939 zum Heimaturlaub nach Deutschland, von wo aus er kriegsbedingt nicht mehr ausreisen konnte.

117 Der 1900 geborene Matthias Lechner war nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau zunächst zwei Jahre lang am College in Waverly (Iowa), ehe er 1928 in Neuguinea einreisen durfte. Im Zweiten Weltkrieg wurde er in Australien interniert. Von 1947 bis 1949 arbeitete er erneut in Neuguinea, mußte dann aber aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurückkehren.

118 Hans Streicher, geboren 1901 in Großhabersdorf in Mittelfranken, kam wie Lechner nach einem Aufenthalt in Waverly 1928 nach Neuguinea. Er wurde 1940 in Australien interniert und konnte nach Kriegsende seine Arbeit wieder aufnehmen. Von 1953 bis 1957 lebte er mit seiner Familie in Deutschland, um anschließend erneut nach Neuguinea zu gehen.

119 Der in Gunzenhausen geborene Hans Neumeier (1902–1991) wurde 1929 nach Neuguinea ausgesandt. Beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs befand er sich gerade im Heimaturlaub und hatte daher keine Möglichkeit, wieder als Missionar nach Übersee zu gehen. Er studierte in Erlangen Theologie und wurde Pfarrer in Nürnberg. Von 1950 bis 1962 war er Direktor der Missionschule in Neuendettelsau.

120 Georg Vicedom (1903–1974) war von 1929 bis 1939 als Missionar in Neuguinea, wo er mit mehreren Stationsgründungen die Erschließung des Inlands unterstützte. Während seines Heimaturlaubs wurde er als Soldat eingezogen und blieb nach Kriegsende als Lehrer am Neuendettelsauer Seminar. Von 1946 bis 1956 war Vicedom Inspektor des Missionshauses. Anschließend übernahm er den neu eingerichteten missionswissenschaftlichen Lehrstuhl in Neuendettelsau.

In den Jahren 1928 und 1929 fand ein beständiger Zustrom statt aus dem Vaterland aufs Arbeitsfeld auf Neu Guinea, und auch in den Dreißiger Jahren hörte der Zustrom der Verstärkungen fürs Feld nicht auf. Es kamen immer neue Brüder, und für die Erstgekommenen kamen Bräute. Es nahm das Personal zu, und es wuchs auch unsere eingeborne Missionskirche auch mit Hilfe von immer mehr eingebornen Lehrern, die aus den beiden Gehilfen-Seminaren in Kate und Jabim durch die treue Arbeit der Brüder Zahn und Pilhofer hervorgingen.

Ein Recordjahr war vor allem das Jahr 1929, in welchem endlich auch wieder Leute von der heimischen Leitung auf unser Feld kommen durften. Von Neuendettelsau kamen der neue Direktor Dr. Eppelein¹²¹ mit seinem Adjutanten, dem Heimatmissionar Adam Schuster. – Von Barmen Direktor D[r]. Schmidt und der Missions-Veteran, Missionar Hoffmann¹²².

Bei unserer Dettelsauer Partie waren 14 Missionsleute, darunter Br. Örtel und Frau, auf Wiederausreise. Sie waren zusammen in der Johannis-Kirche in Nürnberg ausgesegnet worden. Ein Diplomlandwirt, eine junge Lehrerin usw. kamen.

220|221 Es war ein frühlingsmäßiges Aufblühen. |

121 Der Pfarrer Friedrich Eppelein (1887–1969) arbeitete ab 1926 als Inspektor für Volksmission in Neuendettelsau und war von 1928 bis 1946 Direktor der Missionsanstalt. Er lehrte außerdem an der Universität Erlangen Missionswissenschaft.

122 Gemeint ist Albert Hoffmann.

**MEINE LETZTE HAUPT-KONFERENZ
AUF SATTELBERG.
DIE MISSIONS-KONFERENZ IN BRISBANE.
EIN UNHALTBARER KOMPROMISS**

Die freigegebenen Geschenke der Missionsleitungen zu meinem Siebzigsten Geburtstage waren schon eine Andeutung, daß man nach den Siebzig an den Rücktritt denken müsse von der Leitung des Missionswerkes im Tropenlande.

Und auch noch auf andere Weise wollte man mir den Rücktritt verzuckern, der ja immerhin etwas bitter ist, so lange man noch einigermaßen sich rüstig fühlt. Diese Sache hat mir um jene Zeit der Bruder Pfalzer in einem Briefe verraten. Freunde hier in Deutschland, und unter ihnen besonders Pfarrer Steck, bemühten sich bei der Theologischen Fakultät in Erlangen, mir den Grad eines Doktors der Theologie ehrenhalber zu verleihen als dem Gründer sozusagen einer Missionskirche. Jedoch jene Stelle hatte dafür kein Verständnis gehabt, besonders ein Professor Zahn¹²³ machte geltend, daß der Betreffende nicht einmal das Gymnasium durchgemacht hätte. Ich schrieb daraufhin dem Bruder Pfalzer: Die Herren hätten ganz Recht gehabt, mir den Doktor nicht zuzuerkennen, Doktor hieße ja doch »Gelehrter«, und daß ich das nicht sei, wüßte ich selber am Besten. Und was solle auch der Titel ohne Mittel. Ja, wenn ein Ehrensold damit verbunden wäre, der armen Mission den Ruhegehalt zu ersparen, dann würde mir die Sache eher einleuchten. –

Und dann mußte ich mich doch noch darein finden, daß vor meinem Weggang vom Felde meiner Arbeit mir von einer Seite her der »D. D.« gleich *Doctor Divinity* übersandt wurde. Auf Betreiben der Missionsleitung der Neuen Welt creierte die Theologische Fakultät des Wartburg Seminars in Dubuque in mir den ersten Doktor nach amerikanischem Brauch und lief damit den Erlangern den Rang ab.¹²⁴

Ich sagte darüber gelegentlich zu einem englisch-australischen Freunde: „They made me a Doctor and sent me away!“

Aber nun zur Hauptkonferenz auf dem Sattelberg und zugleich meiner letzten Hauptkonferenz auf dem Felde meiner jahrzehntelangen Arbeit zu Anfang des Jahres

123 Theodor Zahn (1838–1933), Professor für Neues Testament in Erlangen, war seit 1909 emeritiert.

124 Die Verleihungsurkunde vom 5. Juni 1930 befindet sich im Archiv der Neuendettelsauer Mission (vorläufige Nummer 4.1). Flierls Ehrendoktorwürde wird damit begründet, „dass er mehr als vierzig Jahre lang mit musterhafter Treue, grossem Weitblick und aufopfernder Hingabe seinem Herrn gedient und die Missionsarbeit in Neu Guinea geleitet“ habe.

1930. Ihr wohnten viele neuangekommene Brüder bei, vor allem aber Mitglieder der heimischen Leitungen der Alten und der Neuen Welt, nämlich der Missions-Direktor Dr. Epplein und der Heimatmissionar Schuster, auch ein Mitglied des Neuendettelsauer Missions-Direktoriums. Von Amerika nahm Teil der Pastor Richard Täuber, der Sekretär des amerikanischen Missions-Komitees.

221|222 Daß auch er an dieser meiner letzten Hauptkonferenz teilnehmen durfte, konnte ich bewirken, und es war gut so. Seine Frist des Aufenthalts auf unserem Felde war vor der Konferenz abgelaufen, und er sollte abreisen. Er wohnte gern der Konferenz bei und sagte, er würde bleiben, wenn ich durch Radio-Botschaft¹²⁵ nach Amerika die Genehmigung dafür auswirken könne. So sandte ich durch unsern Verwalter in Finschhafen im *code* das Ansuchen, und es erfolgte rechtzeitig die zusagende Antwort. So konnte auch Täuber an der wichtigen Konferenz teilnehmen gleich den Delegaten von Dettelsau und wie sie die | verschiedenen Reisen machen nach wichtigen Stationen.

Direktor Dr. Epplein kam mit recht prekärer Gesundheit in Finschhafen an, und sein College, der Direktor D[r]. Schmidt von Barmen, soll einmal geäußert haben: „Da senden die Dettelsauer einen kranken Mann nach Neu Guinea, der solche schwere Reise kaum wird aushalten können.“

Da erfüllte sich auch wieder das Wort: „Unser Leben stehet in Gottes Hand!“¹²⁶ – Direktor Schmidt zog sich auf der Heimreise durch [eine] leichte Fußverletzung [eine] Blutvergiftung zu und starb. Direktor Epplein mußte ja zunächst nach Ankunft in Heldsbach recht diät leben. Mutter war recht froh, daß sie Dora bei sich hatte, die in ihrem Kursus in Australien recht gutes Examen gemacht hatte in *Invalid Cookery* und alles nach Wunsch und Bedarf zubereiten konnte für den leidenden Direktor. Beim nachbarlichen Haus Pilhofer fand er ein recht ruhiges Gastzimmer, und so erholte er sich in den Wochen vor der Konferenz so gut, daß er zu derselben wieder völlig auf der Höhe war und in aller wünschenswerten Weise sich betätigen konnte bei dieser wichtigen Konferenz und darnach.

Hatte Direktor Epplein vor der Konferenz eine Leidenszeit durchzumachen, so löste nach der Konferenz ihn Pastor Täuber ab. Bruder Helbig hatte ja eine ziemlich gute Autostraße zum Sattelberg gebaut. Die Brüder Radke und Miers¹²⁷ hatten zweiter Hand ein ziemlich gutes Personen-Auto erwerben können und es aufs Beste hergerichtet. Das Wetter zur Konferenz-Zeit war schön und trocken, und das Auto ging auf und nieder zum Sattelberg, die 10 Kilometer bei einer Steigung auf nahezu 1 000 Meter, daß es eine Art hatte. Es tat sehr gute Dienste. Auch die Herren von

125 Funk-Botschaft.

126 Nach Ps 31,16a.

127 Der Australier Hermann Miers (1900–1933) arbeitete von 1925 an auf dem Missionsschiff *Bavaria*, das er 1931 als Kapitän übernahm. Er starb im Krankenhaus von Finschhafen.

der Alten und Neuen Welt benutzten es gern. Alles ging gut die Konferenzwoche und darnach.

Da fuhr das Auto, gelenkt von Bruder Radke, ein letztes Mal zu Tal mit vielen Passagieren, und unter ihnen auch Pastor Täuber. Das Fahrzeug kam ab von dem etwas schmalen Weg und überschlug sich mehrmals eine Strecke den Abhang hinab. Pastor Täuber, der seine Schreibmaschine auf dem Schooß hatte, wurde am schwersten verletzt und brach den Arm hinter dem Handgelenk. Es wurde von Stangen und Ästen eine Tragbahre rasch konstruiert und er wieder auf den Sattelberg getragen. Sie¹²⁸ wurde nun seine Erholungsstation. Bruder Radke konnte das Auto wieder auf die Räder bringen und auf kleinem Umweg mit Brüdern und Eingebornen auch wieder auf den Fahrweg. In Wasa, wo Platz zum Umkehren war, wendete er auch wieder nach dem Sattelberg.

Bruder Wagner kam zu mir nach Heldsbach, wohin ich am Abend vorher bei schönem Mondenschein zu Fuß gegangen auf dem guten Weg und so dem Auto-Unfall entgangen war, und er brachte mir die Hiobsbotschaft. – Zum Glück waren von der Konferenz her noch Pflegeschwestern auf dem Sattelberg, welche Pastor Täubers gebrochene Hand sachgemäß einrichten und verbinden konnten. Zudem beauftragte ich den neuen Bruder Neumeier zur Pflege von Pastor Täuber, der nach allen durchgemachten Schrecken und Schmerzen auch noch ein ernstes und länger andauerndes Fieber bekam. Doch wurde alles schließlich wieder gut. Täuber konnte schließlich auch noch wünschenswerte Besuche machen. – Dr. Direktor Epplein hingegen, der vor der Konferenz mehr leidend gewesen, konnte nachher noch große Reisen machen, auch ins Hube-Hinterland und in den Golf. Noch größere Reisen konnte Bruder Schuster machen, vom großen Tal überland nach Madang und nochmal zurück nach Finschhafen.

Das Beste war, daß die große Hauptkonferenz hatte ordnungsgemäß abgehalten werden können bei dem wichtigen Umstand der Neu-Organisierung der Leitung. Ich hatte ein letztes Mal die Sitzungen zu leiten, und die Herren von der heimischen | Leitung aus der alten und neuen Welt boten ihr Bestes, wie beim Eröffnungs- als auch Schlußgottesdienst an den Sonntagen vor und nach der Konferenz, in den Predigten wie bei der Feier des heiligen Abendmahls.

222|223

In den täglichen Abendandachten hielt Direktor Dr. Epplein sehr gute Vorträge, und dazwischen sprach auch Pastor Täuber. – Sonst war der Verlauf der Konferenz wie früher. In der Regel hatten wir täglich drei Sitzungen, vormittags, nachmittags und abends. Es gab immer so viele Probleme und aktuelle Fragen zu behandeln und diesmal besonders bei der Änderung in der Leitung.

Dabei konnte nun freilich erst die neue Ordnung der Dinge erst provisorisch zu faden geschlagen werden: hinsichtlich der Art und Weise der besten Zusammenarbeit

128 Die Station Sattelberg.

der Alten und der Neuen Welt und wie es mit Madang werden sollte. Da konnte vieles erst geklärt und geordnet werden durch die Missionskonferenz in Brisbane am Sitz des Feld-Direktors, Pastor Theile.

Hier sollten die Gesellschaften der Alten Welt und die Hilfsgesellschaften der Neuen Welt, die uns durch den Weltkrieg getragen und noch weitere Jahre erhalten, sich einig werden, wie das weitverzweigte Werk weiter zu führen [sei].

Der Hauptsache nach wurde schon auf unserer Hauptkonferenz auf Sattelberg festgelegt, daß Wilhelm, wenigstens für unser Neuendettelsauer Gebiet, der Feldleiter werden sollte, unter der Bezeichnung »Feld-Inspektor«, und daß er dabei geeignete Beiräte haben sollte.

Senior konnte er ja nicht werden. Er gehörte ja noch zu den jüngeren Arbeitern auf dem Feld und war durch die Kriegslage sehr lang abwesend gewesen. Das alte Seniorat war ja in den Anfangsverhältnissen gleichsam wild gewachsen und konnte nicht einfach nachgeahmt werden. Auch Bruder Lehner war für die Leitung in Aussicht genommen und führte sie eine Zeit lang.

Schließlich wurde und blieb Wilhelm Feld-Inspektor bis zum Ausbruch des jetzigen großen Kriegs, wo er schließlich noch ein zweites Mal hinter den Stacheldraht mußte, hinter dem er schon im Weltkrieg rund fünf Jahre gesessen.

Als nun die Zeit gekommen, daß die Delegationen von der heimischen Leitung und den alten deutschen Muttergesellschaften ihre Rückreise antreten konnten, von der Rheinischen Mission um Madang Direktor D[r]. Schmidt und Missionar Hoffmann, von Finschhafen-Neuendettelsau Direktor Dr. Eppelein und Heimat-Missionar Schuster, da konnte auch Pastor Täuber von Amerika [mit] denselben nach Brisbane reisen, und als Delegaten vom Feld wurden abgeordnet: Missionar Wullenkord von den Rheinischen und Missionar Pilhofer von Neuendettelsau-Finschhafen zu der außerordentlichen Konferenz in Brisbane. Diese fand statt in [der] Dienstwohnung des Feld-Direktors, Pastor Theile in Süd-Brisbane, und [es] nahmen daran auch Teil die Mitglieder des Australischen Missions-Komitees, zu dem auch der General-Präses, Pastor Stolz von Süd-Australien, gehörte und Pastor A. Hiller¹²⁹ von Queensland als Vorsitzender und noch andere geistliche und weltliche Mitglieder unserer Australischen Kirche.

Bei dieser Gelegenheit wurde nun ein unhaltbarer Kompromiß eingegangen: Barmen nahm unter Direktor D[r]. Schmidt sein ganzes Gebiet um Madang wieder zurück und übergab an die amerikanischen Lutheraner die Raiküste mit einer Station

129 Anton Hiller (1879–1959) war als Sohn eines lutherischen Pfarrers in Australien geboren und hatte in der Schweiz studiert. 1909 wurde er Pfarrer in Tanunda, 1919 in Dugandan (Queensland). Hiller war von 1943 bis 1944 in Brisbane interniert, da man ihn zu Unrecht der Kollaboration mit den Nationalsozialisten bezichtigte. Siehe diesbezüglich Dan O'Donnell: German Internment. The Case of Pastor Anton Hiller, *Royal Historical Society of Queensland Journal* 15 (1993), S. 114–116.

und ohne Hafen für ihre Aushilfe im Weltkrieg. Dettelsau und Amerika wollten gemeinsam weiter das große Dettelsauer Gebiet bearbeiten, doch blieb es eine Zeit lang ein Taster hin und her. |

223|224

**EINE GUTE LÖSUNG AUF DER KONFERENZ
ZU COLUMBUS (OHIO), AMERIKA:
NEUENDETTELSAU ERHÄLT SEIN GANZES GEBIET
ALLEIN, BARMEN GIEBT MADANG AN DIE
LUTHERISCHE KIRCHE VON AMERIKA AB**

Für unsere Neuendettelsauer Missionsgesellschaft ist es wohl verständlich, daß es¹³⁰ sein einziges Schäflein, das Feld der Heidenmission, gern allein behalten wollte.

Weniger einleuchtend ist es, wenn Barmen neben seinen vielen und großen Missionsfeldern in Südamerika, Holländisch Indien und China sein kleines Feld auf Neu Guinea auch so festhalten wollte. Noch 1937, bei meinem Besuch in Barmen, sprach der derzeitige Direktor sein Bedauern aus, daß Barmen sein Feld auf Neu Guinea verloren hatte.

Für Neuendettelsau erschien es mir ideal, daß sie¹³¹ in guter und treuer Bundesgenossenschaft mit den amerikanischen Glaubensgenossen das große Feld halten und erhalten möchte. Ich hatte dabei freilich umzulernen. Die ganzen Zeitverhältnisse, die neuen Bewegungen in Deutschland machen es verständlich, daß hüben und drüben am meisten für die Heidenmission geschehen kann, wenn jeder Teil sein eigenes Beet der Heidenmission hat und pflegt. Die Deutschen würden sagen: Es ist ja nicht unsere Aufgabe allein, Amerika hat Anteil an dem Feld, und ähnlich könnte auch in Amerika gesagt werden.

Von Barmen hat michs übrigens gewundert, daß sie nicht darüber klagten, daß sie ihren Teil und Feld auf Borneo an Basel abgegeben, das jedenfalls nicht so viel geholfen hatte im Weltkrieg wie Amerika auch für Madang tat.

Direktor Schmidt war tot, kaum heimgekehrt von Australien, und Barmen fand manches Haar bei der Alleinführung des Arbeitsfeldes bei und um Madang. Auch bei der Zusammenarbeit von Dettelsau und Amerika blieb manches schwierig und unklar. Die Raiküste als alleiniges Feld für unsere treuen amerikanischen Freunde war nichts Rechtes.

Da berief unsere amerikanische Kirche nochmal eine Konferenz ein nach Columbus (Ohio), um die Missionsache für Neuguinea aufs Beste zu regeln. Missionsinspektor Drießler von Barmen ging hinüber, von Neuendettelsau Missions-Direktor

130 Neuendettelsau.

131 Die Missionsgesellschaft.

Dr. Epplein. Unsere amerikanischen Brüder waren wie immer großzügig. Wenn ich nicht irre, bezahlten sie die Reisen der deutschen Delegaten. Und was haben sie alles getan und geopfert an Gut und Blut für die beiden Missionen auf Neu Guinea in und um Finschhafen und Madang.

224|225 Man war in Barmen offenbar zu der Einsicht gekommen, daß man die kostspielige Arbeit auf Neu Guinea nicht entsprechend würde erhalten und pflegen können. In den paar Jahren der Barmer Leitung war in Barmen manches den Krebsgang gegangen. So entschloß man sich, das Feld den amerikanischen Lutheranern zu übergeben, die es so lange Jahre treu erhalten hatten und so viele Leute dahin ausgesandt. Und Neuendettelsau erhielt sein ganzes Feld allein. Die mehrteilige | Leitung hatte sich auch recht umständlich und als dem Werke durchaus nicht förderlich erwiesen.

So war selbst der Barmer Vertreter auf der Missions-Konferenz zu Columbus (Ohio) dafür, daß die amerikanischen Lutheraner das Feld in und um Madang auf Neu Guinea ganz übernehmen sollten, auf welchem in den wenigen Jahren der Barmer Leitung so manches den Krebsgang gegangen war. Barmen konnte sich so um so besser auf seine übrigen vielen Arbeitsfelder beschränken, wie sie sich ja auch schon dadurch in etwas erleichtert hatten, daß sie an Basel ihr großes Feld auf Borneo abgegeben hatten, ob auch Basel während des Weltkrieges und darnach lange nicht die Opfer für Borneo gebracht hatte, welche die amerikanischen Lutheraner auch für Madang aufgewendet hatten.

Und Neuendettelsau sollte sein ganzes altes Feld um Finschhafen wieder erhalten, welches ja auch das einzige Schäflein unserer Neuendettelsauer Gesellschaft war und woran die Herzen der Lutherischen Missionsfreunde in Bayern ja mit ganzer Sehnsucht hingen. In den wenigen Jahren schon seit der Brisbaner Missionskonferenz war der Strom der Missionsgaben in Bayern für Neu Guinea mächtig angewachsen, trotzdem ihnen das Feld noch nicht wieder ganz gehörte, sondern sollte gemeinsam mit der Neuen Welt fortgeführt werden, was auch zu der ungeschickten dreiteiligen Leitung führte mit allen ihren Verzögerungen und Schwerfälligkeiten.

Der Alleinbesitz des alten Feldes konnte für die heimische Muttergesellschaft nur die größte Förderung bedeuten. War mir nach der großartigen Aus- und Durchhilfe der Glauensgenossen der Neuen Welt die Bundesgenossenschaft lange Zeit als das Ideal erschienen, so hatte ich, durch die neue Zeitlage und die ganzen Verhältnisse veranlaßt, völlig umlernen müssen.

Und noch ein besonderer Umstand gab dem Missionssinn und der Missionsliebe der Heimat einen ganz besonderen Impuls. Zur gleichen Zeit, da die Missionskonferenz zu Columbus (Ohio) tagte, war der Feld-Direktor Pastor Theile wieder einmal auf dem Feld in Neu Guinea von Brisbane aus. Kurz zuvor waren große und weite und sehr gut bevölkerte Inlandgebiete in Neuguinea entdeckt worden. Was ich geahnt hatte, verwirklichte sich, im Inneren dieser größten Insel fanden sich Gebiete,

die verglichen werden können mit der Binnen-Provinz Imerina auf Madagaskar oder auch mit dem Tale Silindung auf Sumatra, wo die Barmer Mission ein so gesegnetes Arbeitsfeld hatte unter dem großen Volk der Battaker.

Und gerade zu der Zeit im Jahre 1933 war wieder ein guter Freund unserer Lutherischen Mission als Administrator in Rabaul, der Brigade-General Tom Griffiths, der am Ende der Militärverwaltung schon an höchster Stelle in Rabaul gewesen war. Er war es gewesen, der meine Abhandlung so freundlich aufgenommen: „Recruiting und Labourtrade“, d. h. Anwerbung und Arbeiterhandel,¹³² und der zum Schutz der Azera so tatkräftig eingriff. Er war es gewesen, der ein paar Jahre später, um 1920, meinen „Appeal for Right“, Appell für Recht,¹³³ so wohlwollend aufnahm und auch an die Regierung in Australien weiterleitete. – Und nun bekundete er ganz besonderes Wohlwollen gegenüber dem australischen Vertreter unserer Mission in Neu Guinea, Pastor Theile. Er beherbergte ihn sogar für ein paar Wochen in Rabaul und sprach alles mit ihm durch, alle Missionssachen, und beantragte dabei sehr ernstlich, daß die Lutherische Mission, die so große Erfolge ihrer Arbeit aufwies, auch ins neuentdeckte Inland vordringen sollte und die großen Stämme befrieden, wie es näher der Küste geschehen war. |

225|226

Das gab nun wichtige Beratungen mit Pastor Theile auf den Feldkonferenzen. Alle Missionare waren sich bewußt, wie groß, wichtig und schwer diese neue Inland-Arbeit sein würde, aber alle sagten sich auch, daß man das wichtige Werk angreifen müsse und nicht den besten Teil des Landes der Römischen Konferenz überlassen dürfe.

Auch unsere alten Missionsgemeinden waren begeistert für solche Erweiterung der Ausbreitung des Evangeliums. Und auf diese kam es dabei auch hauptsächlich an, denn die weißen Missionare allein hätten die große Arbeit nicht auf sich nehmen können, da mußten die Missionsgehilfen mit vorrücken, die ja auch näher der Küste bei immer neuen Stämmen so großes hatten ausrichten dürfen. Die Begeisterung für die neue große Inland-Arbeit, die ja nur gemeinsam konnte ausgeführt werden, gab auch Anlaß zu festerer Vereinigung der beiden Missionskirchen der Jabim und Kate, der Melanesier und Papua, sich mehr und näher zu vereinigen zu einer einheitlichen Missionskirche der Lutheraner auf Neu Guinea, damit es möchte heißen können: „Miteinander sind wir stark!“

Die amerikanischen Glaubensgenossen in und um Madang waren bereit, Hand in Hand, Schulter an Schulter mitzuwirken bei dieser großen Inlandarbeit. Dem entsprechend wurden auch die Anträge vom Feld an die heimischen Leitungen der Alten und der Neuen Welt gebracht und zugleich auch als *conditio sine qua non* angegeben, daß für das große Unternehmen im Inland ein Flugzeug nötig wäre.

Nach ernstern Beratungen und mit großem Ernst wurden denn auch durch die

132 Siehe dazu oben, II 243f.

133 Siehe II 263.

heimischen Leitungen die Anträge des Feldes zu Beschlüssen erhoben und auch in Deutschland ein Junker-Flugzeug in Dessau erworben und auch mit dem Flugzeug [ein] Flugzeugführer mit hinausgesandt.¹³⁴

So wurde auch da Wirklichkeit, was ich bei Gelegenheit einer Konferenz in Amele bei Madang in einer Abendversammlung vorgetragen hatte, einige Zeit vor meinem Abtreten in Neu Guinea: Für die großen Missionsgebiete im Inland müßten nach dem Beispiel der Goldgesellschaft Flugzeuge den Verkehr vermitteln nach den ferneren Inlandstationen, über alle Gebirge, Ströme, Wildnisse und jegliche Hindernisse hinweg.

Es kam dann auch zur Gründung von Inlandstationen bis am großen Hagen-Gebirge, rund 20 Tagesreisen vom Huon-Golf entfernt. Das ist ja viel zu weit für Transporte mit Trägern, und Fuhrwerk und Lasttieren fehlen die Straßen und können bei den weiten Entfernungen und großen Hindernissen nicht hergestellt werden. –

Auch die amerikanischen Glaubensgenossen legten von Madang aus freundlich solche Inlandstationen an, und das Flugzeug diente beiden Teilen, auch konnte Finschhafen mit Gehilfen aushelfen. –

Ich lebte in Australien im Ruhestand mit dem Werke weiter, erhielt Protokolle und Berichte von beiden Feldern. Das Werk draußen wuchs, und der Eifer daheim nahm mächtig zu. Das Volk am Hagengebirge fing eben an, das *Miti* zu begreifen und anzunehmen. Da brach der unglückselige jetzige Krieg aus. Wilhelm, der Feldinspektor, und fast alle Reichsdeutschen wurden diesmal interniert zu Tatura in Viktoria. Wilhelm nun zum zweiten Mal.

Die amerikanischen Nachbarn helfen. Der altbewährte Br. Pietz als Leiter in Lae für Finschhafen und Betreuer der Talgemeinden mit etlichen Brüdern, auch als Berater und Halt der zurückgelassenen Familien. Gott walte es weiter! |

226|227

134 Das Flugzeug, das den Namen Papua erhielt, traf 1935 in Neuguinea ein. Der Pilot Werner Garms und der Flugzeugmonteur Paul Rabe flohen im September 1939 nach Niederländisch-Neuguinea, wo das Flugzeug im Krieg verlorenging.

DIE MISSIONSMETHODE IN UNSERER NEUENDETTELSAUER MISSION UND EINIGES VON DEN KÄMPFEN DARÜBER

Bei Ausbruch des letzten Krieges zählten die Lutherischen Missionschristen auf Neu Guinea wohl reichlich über 50 000 Seelen. Finschhafen, die Neuendettelsauer Mission, über 40 000, und Madang, die amerikanische Lutherische Mission, etwa 15 000.

Der Getauften von Anfang an sind es natürlich viel mehr. In den langen Jahrzehnten, seit wir in unserer Neuendettelsauer Mission taufen konnten, sind natürlich schon viele Christen gestorben. Ebenso um Madang.

Das ist eine ganz ansehnliche Heidenmissionskirche in einem Lande und unter Völkerschaften wie auf Neu Guinea. Hat diese Missionskirche auch noch keine ordinierten Pastoren, so doch eine große Anzahl von eingebornen Lehrern, Missionsgehilfen und Evangelisten, die alle das Recht der Wortverkündigung haben und die Pflicht, das *Miti* oder Evangelium weiterzugeben. Eine Anzahl haben auch das Taufrecht und Traurecht und natürlich auch das Recht, christliche Beerdigungen zu leiten. In beiden Missionskirchen existieren Hunderte von Dorfschulen unter eingebornen Lehrern und Tausende von Schülern und Schülerinnen. Es gibt gehobene Schulen, an denen auch weiße Missionare unterrichten, und an der Spitze stehen drei Gehilfenschulen, eine bei Madang und je eine für Kate und Jabim, in Heldsbach und auf dem Logaweng. An diesem Ort befindet sich auch die Missiondruckerei, die im jetzigen Kriege wohl stillgelegt ist. Alle Schulbücher, Monatsblättlein und Kalender wurden von Eingebornen gesetzt und gedruckt und die Bücher von Eingebornen gebunden, unter Oberleitung eines weißen Missionars.

Wie konnte es nun im Laufe von etwas über einem halben Jahrhundert zur Entstehung einer solchen Heidenkirche unter so ganz primitiven Völkerschaften kommen?

Ein weißer Angestellter der Neu Guinea Co. hatte in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Neu Guinea einmal gesagt: „Na, Menschen sind diese Schwarzen hier doch eigentlich nicht!“ Und ein studierter Beamter der Co[mpagnie] äußerte einmal mir gegenüber: „Wie können diese stumpfsinnigen Menschen die erhabenen Lehren des Christentums fassen!“ Bei genauer Kenntnis allein von Sprachen der Eingebornen wäre solche Frage ja hinfällig geworden, und die Eingebornen mußten auch notwendigerweise als Menschen anerkannt werden.

Andere Weiße wieder nahmen die Bekehrung von Eingebornen zum Christentum wieder recht leicht und leichtfertig, wie ein Kapitän einmal äußerte: So ein Missio-

nar müßte doch leichthin immer schon vorm Frühstück etliche Schwarze zum Christentum bekehren können – nach seiner Meinung eben abrichten. Alle derartigen Bemerkungen beweisen höchstens, daß die Betreffenden selber keine Ahnung vom Christentum hatten.

227|228 Auf die einfachste Formel hat wohl der Missionsmann Graf Zinzendorf die Methode der Heidenbekehrung gebracht, indem er seinen Boten die Instruktion mitgegeben haben soll auf den Weg in die Länder der Heiden und zwar der niedrigst stehenden Heiden¹³⁵: „Bringet den Herrn Jesus zu den Heiden und die Heiden zu | ihm!“ – So kurz diese Information auch ist, sie hat zwei wichtige und schwere Voraussetzungen, die nicht in einer Kürze von Zeit erlangt werden können. Sie erinnert an die Kürze der theologischen Formel des bekannten und berühmten Predigers Spurgeon¹³⁶, der einmal schrieb, seine ganze Theologie sei in vier Worten zum Ausdruck zu bringen: „*Christus starb für mich!*“ – Man denke nur an die eine Voraussetzung, den Herrn Jesus zu den Heiden zu bringen und die Heiden zu ihm. Das ist die genaue Sprachkenntnis des betreffenden Volkes, welche zu erwerben jahrelange ernste Anstrengung und Arbeit erfordert. – Die andere Voraussetzung ist noch ernster und erfordert die ganze Lebenszeit, nämlich die Erkenntnis des Herrn Jesus Christus als unseres Heilandes und Erlösers und des Erlösers aller armen, sündigen Menschen, in gleicher Weise, wie wir es sind.

Zu der Zeit, als ich noch im Missionshaus war, vor mehr als sechzig Jahren, da wurde noch wenig von Missionsmethode geredet und geschrieben, selbst nicht von den Heidenmissionsanstalten. Instruktionen für die Sendboten nach den Heidenlanden hatten sie ja alle, längere oder kürzere.

Unser Missionshaus aber war noch „Missionsanstalt für Nordamerika“, dort drüben die ausgewanderten Volks- und Glaubensgenossen aufzusuchen und zu Gemeinden zu sammeln. Dazu gingen die Nothelfer Löhes nach Amerika. Die Methode lag da sozusagen im Bekenntnis unserer Lutherischen Kirche und ihren symbolischen Büchern und im Wort der heiligen Schrift. Dazu hatte Pfarrer Löhe auch eine Lutherische Agende verfaßt, nach deren Art und Weise und Form die Gottesdienste der neugesammelten Gemeinden in den Urwäldern und Prärien oder Steppen sollten gehalten werden in den zu erbauenden kleinen oder großen Kirchen, wie sie drüben nötig sein würden.

Sehr schöne Anweisungen gab da unser Missions-Inspektor Johannes Deinzer in sogenannten akademischen Abenden, meistens an den Freitag Abenden gehalten, wie die zerstreuten Glaubensgenossen sollten gesammelt und kirchlich erbaut werden. Es

135 Gemeint sind die Bewohner der Karibik, wo die Herrnhuter Mission unter Zinzendorf tätig war.

136 Charles Haddon Spurgeon (1834–1892), baptistischer Pastor in London, ließ seine Predigten mitste-nographieren. Sie wurden in hoher Auflage gedruckt und in viele Sprachen übersetzt; in Spurgeons gesammelten Schriften füllen sie 43 Bände.

sollte geschehen in der möglichst besten Weise, wie es im Vaterlande Brauch war, doch minus staatlicher Landeskirche, wo unsere Geistlichen »Königliche Pfarrer« waren. Drüben konnten natürlich Lutherische Freikirchen gegründet werden.

Löhe hatte ja auch den Gedanken ausgesprochen, daß die Innere Mission drüben in Sammlung der Glaubensgenossen zur äußeren Mission führen sollte, und es gab sogar schwache Anfänge von Indianermission unter den Rothäuten, erst in den Urwäldern von Michigan, später im fernerem Westen. Doch durch die Indianerkriege wurden diese Anfänge zerstört und damit meine anfängliche Hoffnung, einmal Indianer-Missionar zu werden. Zu Erörterungen missionsmethodischer Fragen hatten diese schwachen Anfänge nicht geführt.

Als dann meine Aussendung nach Australien als Heidenmissionar Ernst wurde, da studierte ich nebenbei und für meine eigene Person sozusagen Missionsmethode an den schwachen Hilfsmitteln, die es damals erst gab.¹³⁷ So Missionsgeschichte von Blumhardt, die Missionsbilder aus dem Calwer Verlag. Das Kindermissionsblatt las ich ja schon als Schuljunge, und als später der Altvater für Missionswissenschaft seine Missionszeitschrift herausgab,¹³⁸ da war ich Leser derselben, auch noch unter seinen Nachfolgern. Missions-Geographie gab es ja damals noch nicht, dafür studierte ich säkulare geographische Bücher, wie Daniel und Schacht, und auch die Missionsstunden, die in Buchform ein bayerischer Dekan herausgab, schaffte ich mir an und las sie mit Interesse. Besonders vertiefte ich mich in [die] Missionslehre von D[r]. Gustav Warneck.¹³⁹ |

228|229

Besonders ein Satz in Warnecks Missionslehre wurde mir wichtig, nämlich der: *Die christliche Mission solle allzeit und unter allen Umständen Gewissen sein und bleiben von irgend einer Kolonialregierung!*

Ich habe nun in den vier Perioden unter vielerlei Kolonialregierungen gearbeitet, in der deutschen Zeit unter der Neu Guinea Co. und der Reichsregierung, in der englischen Zeit unter der Militärverwaltung und der australischen Mandatsregierung, und habe zu keiner Zeit Warnecks Mahnung vergessen und durfte sie auch zu allen Zeiten beachten zum Besten der Eingebornen. –

Ob in Zukunft die Christliche Mission die gleiche Freiheit behalten wird? Die christliche Mission wie die christliche Kirche muß sich darauf gefaßt machen, die Schmach Christi zu tragen.

Warnecks Missionslehre sowohl als auch die wenigen Missionsschriften, die es in meiner Jugend gab und die ich gelesen habe, gaben auch Aufschlüsse auf so manche methodische Fragen in der Missionsarbeit, und während der ersten Periode meiner

137 Die im folgenden genannten Bücher wurden vom Verfasser bereits in I 122 besprochen. Bibliographische Nachweise in den Anmerkungen ebd.

138 Gemeint ist Gustav Warnecks „Allgemeine Missions-Zeitschrift“.

139 Bezüglich dieser Publikation und des anschließend zitierten Satzes siehe II 121.

Missionstätigkeit von 1886 bis 1899, der Anfangszeit des Werkes und damit auch der schwierigsten Zeit, tauchten zwischen mir und meinen Mitarbeitern keine schwer lösbaren methodischen Fragen auf. Wenn auch vieles schwierig war, es waren doch zumeist Selbstverständlichkeiten, die zu tragen [und] zu beheben waren.

Das methodisch-kritische Zeitalter in unserer Arbeit tauchte in der zweiten Periode auf¹⁴⁰ und insonderheit während der dritten, in der Zeit des Weltkrieges. Wo wir an sich schon der Schwierigkeiten genug und übergenug gehabt hätten.

Am besten hat den Nagel getroffen zum Problem, zu den methodischen Fragen, der Sattelberger Gehilfe Zulenuoc, d. h. „Wasche mich“,¹⁴¹ sein von ihm gebildeter und gewählter Taufname.¹⁴²

Zulenuoc, ein sehr tüchtiger und ausgebildeter Gehilfe, nicht aus den ersten Kursen der Kate-Gehilfenschule unter Missionar Pilhofer und aus dem mittleren Westen hinter dem Sattelberg stammend, hat die erste Periode der Missionsarbeit auf Sattelberg kaum selber erlebt als Augenzeuge, sondern lernte sie kennen vom Hörensagen, um so freier konnte er gestalten und Dichtung und Wahrheit niederschreiben in einem Aufsatz, den er für das große, auf Logaweng gedruckte Lesebuch in Kate lieferte. – Zulenuoc war überhaupt ein tüchtiger Kerl, groß, stark und energisch. Man mußte ihn gern haben. Er hatte auch eine blühende Familie, eine brave, fleißige Frau, die Mutter seiner zahlreichen Kinder. Um bei dem Studium nicht zu [sehr] durch Kinderlärm gestört zu werden, baute er sich mit Hilfe seiner Freunde nahe bei dem bescheidenen Familienwohnhaus ein kleines Studierstüblein. Er war ja der Oberlehrer auf Sattelberg. Nicht zu nahe bei hatte er seinen Frucht- und Gemüsegarten, hauptsächlich das Reich seiner Frau und seiner größeren Kinder. Da geschah es einmal, daß diese, als sie eben Maiskolben fürs Abendessen holen wollte, von der Geburt von Zwillingen überrascht wurde. Sie wollte sie selber heimtragen mit dem Büschel Maiskolben; doch ihr größeres Söhnlein lief heim zum Vater und kündete ihm die Wundermähr. Dieser rief ein paar Freunde und ilte mit ihnen zum Tatort. Aus Stangen und Baumästen war schnell eine Sänfte improvisiert, und die tapfere Mutter wurde nebst ihren neugeborenen Zwillingen heimgetragen. –

140 Gemeint ist die Zeit von 1900 bis 1914 unter der Reichsregierung.

141 Käte (heutige Schreibweise: zurecnuoc): „Er soll mich waschen“.

142 Die Lebensgeschichte des Evangelisten Zulenuoc, der vor seiner Taufe den Namen Zemeleleng trug, erzählt Christian Keyßer: Der weggeworfene Junge, Neuendettelsau 1952. Demnach wurde Zulenuoc um 1890 im Dorf Magueko geboren. Der erste Weiße, den er als junger Mann sah, war der Missionar Georg Pilhofer, der das abgelegene Dorf besuchte. Durch ihn wurde er später als Lehrer ausgebildet. Zulenuoc betrieb zunächst eine eigene Schulstation und wurde dann Lehrer auf dem Sattelberg, wo ihm die Gemeinde 1929 die Berechtigung zum Taufen verlieh. Als während des Zweiten Weltkriegs die deutschen Missionare in Australien interniert waren, hielt er die Sattelberggemeinde zusammen. Nach 1947 war er führend am Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Station beteiligt.

Dieser handfeste Familienvater Zuluoc schrieb nun folgenden missionsmethodischen Aufsatz für das Kate-Lesebuch:

Der Johanni *langqua*¹⁴³ sei vor langen Jahren | auf den Sattelberg gekommen, hätte sich da ein erstes Haus gebaut, Felder angelegt, und nebenbei wollte er den Bergleuten auch das *Miti* bringen, nachdem er sich von Anfang an bemühte, auch die besondere Sprache der Bergleute zu lernen. Diese aber machten dem Johanni und seiner Lu-seo¹⁴⁴ mit ihren Kindern das Leben schwer mit Lügen, Stehlen und Schimpfen. Viele Jahre lang hätte der Johanni das geduldig ertragen. Schließlich wurde es ihm zu viel, nachdem er noch ein zweites größeres Haus gebaut hatte. Und eines Tages sagte er zu den Kate-*mote*¹⁴⁵ und auch ihren Alten, die ihm so viel gebranntes Herzeleid angetan hatten: „Ihr macht es wirklich zu arg. Ich habe es genug. Ich gehe nun fort mit Frau und Kindern. Aber ich komme auch wieder, und dann bringe ich einen starken Mann mit, der soll Euch Mores lehren.“

229|230

Gesagt, getan! Der Johanni ging mit seiner Familie richtig fort und blieb über Jahr und Tag in Australien. Eines Tages aber kam er wieder, und mit ihm zugleich kam auch der versprochene »starke Mann«. Das war der Keyßer, und nachdem dieser auf Sattelberg etwas warm geworden war, hat ers den Kate-*mote* und auch den Kate-*ngi*¹⁴⁶ gründlich besorgt.

Nun, abgesehen von etwas dichterischer und schriftstellerischer Freiheit hat Zuluoc in seinem Bericht ans Kate-Lesebuch die Wahrheit gesprochen.

Das Zusammentreffen war ja wirklich ganz wunderbar. An dem einen Augusttag¹⁴⁷ kam ich mit Familie auf [dem] Dampfer Moresby vom Südlande her, und weil so schönes, sonniges Wetter war, wurde ich mit Anhang aus Gefälligkeit in Simbang ausgebootet. Am andern Tag kam Br. Keyßer auf einem Lloyd-Dampfer vom Norden her, ganz fahrplangemäß, und es schüttete alsbald nach seiner Landung der Jahreszeit entsprechend mit Kübeln, wie es die Regenzeit mit sich brachte. Nach kurzem Aufenthalt in Simbang machten wir zusammen die gefährliche Kanufahrt nach Katika und stiegen miteinander auf den hohen Sattelberg hinauf.

Da war nun der junge, starke, feurige Mann glücklich an seinem Platz. Wir hatten nun gute häusliche Unterkunft, Gärten und Felder, auch kleine Schulanfänge. Das Sprachelernen konnte nun dem Keyßer viel leichter werden als dem Gründer der Bergstation. Der alte Johann hatte immerhin einiges sprachliche Material gesammelt, sogar die wundersamen Objektsverben entdeckt, durch welche immer mit

143 Das Wort existiert in beiden Sprachen, Kâte (raŋqa) und Jabêm (langwa). Wörtlich „der alte Johann“, also der Senior Johann Flierl.

144 Luise [Flierl].

145 Den Kâte-Jünglingen.

146 Den Kâte-Männern.

147 Der Verfasser bezieht sich auf das Jahr 1899.

einem Wort ein ganzer Satz ausgedrückt werden konnte, wie beispielsweise in dem Taufnamen „Zulenuoc!“ – Wasche du mich. Und noch viele andere mehr. Bei neuen Ankömmlingen geht es ja meist nicht ohne Enttäuschung ab. So sagte seinerzeit Bruder Vetter erst mürrisch: „Bewohnt ist das Land überhaupt nicht.“ Er war ja auch über das herrliche Holländisch-Indien nach dem wilden Neu Guinea gekommen. Ich kam aus der australischen Wüste. Das arge Regenwetter erschien auch dem Bruder Keyßer etwas sehr trübe, und er sagte manchesmal: „Ach, ach!“ – Doch es gab auch sonnige Tage, und er konnte die Umgegend vom Sattelberg kennen lernen und Dörfer besuchen, wo zwischen den Bergen die Sonne oft gar arg stach, echt tropisch. Da hatten wir einmal nicht geringe Angst um ihn. Im kleinen Filzhütlein kam er mit rasenden Kopfschmerzen heim, warf sich auf das selbstfabrizierte Sopha meiner Studierstube, und bald schwand ihm das Bewußtsein. Wir hatten Stundenlang Angst um ihn. Es war ein Anflug von Sonnenstich gewesen und wurde zum Glück wieder besser. Und [er] wurde natürlich auch vorsichtiger, trug später [einen] großen Schlapphut; ich einen Gummihelm von Mey und Edlich, der gegen Regen und Sonne schützte.

230|231

Als Br. Keyßer sich einigermaßen eingelebt und eingewöhnt hatte, da ging der Missionsbetrieb ihm bald zu langsam. Er | sann offenbar auf Mittel und Wege, um das Werk zu beschleunigen. Er klagte mir gegenüber ja nicht, sondern wollte auf eigene Verantwortung nach seiner impulsiven Art mehr Schwung in die Sache bringen.

Seine Art zu kennzeichnen genügen einige Tatsachen und Einzelheiten. – Es war wohl im Jahre 1903, da beschloß er, ein großes Missionsfest abzuhalten in Dobeo, bei unserem gemeinsamen Freund Zake, nahe der Küste von Katika.¹⁴⁸ Diesmal teilte er mir ausnahmsweise sein Vorhaben mit in Kürze und kurz vor Aufbruch zum Fest. Er nahm auch unsern wackeren Laienbruder Keppler mit, der nicht lange zuvor zu unserer Hilfe nach Sattelberg gekommen war. Ich konnte oder wollte nicht mehr mitgehen, sagte nur, daß ich nichts dagegen hätte.

Ein Programm für das Fest hatte er mir nicht mitgeteilt, doch erfuhr ich nachträglich einiges über den näheren Verlauf. – Am meisten freute sich Freund Zake darüber, daß der Festprediger einen Sack Reis stiften wollte. Um so eifriger lud er weit und breit zu der Festversammlung ein, und so wurde denn diese ein voller Erfolg. Von Dan bis Berseba¹⁴⁹ kamen die Sattelberg-Kate zusammen und noch von jenseits der Grenzen und auch ein Teil der nördlichen Jabim von der Küste.

148 Das Tanzfest fand im November 1903 statt. Siehe dazu Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band I, S. 133f. Keyßer selbst schildert die Vorgänge in aller Einzelheit in Chr[istian] Keyßer: Zake. Der Papuahäuptling, Neuendettelsau o. J., S. 50–54. Das Büchlein gibt ein eindrucksvolles Zeugnis der ungewöhnlichen Freundschaft zwischen Keyßer und Zake.

149 Dan war die nördlichste, Berseba die südlichste Stadt im biblischen Palästina. Der Ausdruck meint also so viel wie „aus dem ganzen Land“ und bezieht sich nicht auf tatsächliche Orte in Neuguinea.

Es wurde eine Strafrede gegen Zauberei und Mord gehalten, eine häufige Folge der Zauberei-Praktiken. Es wurde auch eine freie Diskussion der Festpredigt angehängt und anwesende Zauberer mit Namen genannt und aufgefordert, von ihrer unheilvollen Profession abzulassen. In den Redepausen mußte Bruder Keppler aus seiner Jagdflinte Schüsse abgeben, die besonders auf Festgäste aus der Ferne großen Eindruck machten, welche den Knall einer Büchse noch nicht gehört hatten. – Mit dem größten Interesse wurde natürlich von der großen Versammlung die noch ungewohnte Reismahlzeit entgegengenommen.

Mit dieser Aktion gegen Zauberei und Mord war natürlich das Übel noch nicht beseitigt. Unsere lebhaften Kate sind ja immer dafür zu haben, mit dem Munde gegen ein Übel loszuziehen. Nur suchten sie die Übel immer bei Anderen, nicht bei sich. Wir sind gut, sagten sie mir oft, jene sind schlecht, die mußt du schlagen. Bei ihren Streitigkeiten wollten sie oft uns Missionare zu Bundesgenossen haben mit der Flinte.

Als einmal, schon vor Keyßers Ankunft, die *lasi*, die Feinde, von der Küste herauf kamen zu unsern nächsten Nachbarn, den Daki, da riefen sie mich und Br. Decker zu Hilfe. Wir gingen, um zu vermitteln. Auf beiden Seiten hatten wir Bekannte, und sie bemühten sich, um uns auf ihre Seite zu ziehen, und schimpften desto mehr auf die Gegenpartei. Als diese dann heranstürmten, kletterten unsere nächsten Freunde flink auf ihr Baumhaus und schimpften von oben herunter. Da sagten wir uns: Nichts zu machen, am besten, wir gehen heim.

Auf diesem Zug wurde dann der notorische Zauberer Pola auf einem anderen Baumhaus belagert, der große, dicke Baum dann – mit übergehaltenen Schilden – mit scharfen Äxten, die sich unsere Nachbarn bei der Mission verdient hatten, umgehauen. Dem fallenden großen Baum wichen die Belagerer auf der Schlagseite weit aus, und Pola entkam durchs Gebüsch seinen Feinden. Er wurde dann später einmal noch Opfer seines bösen Berufes. Einmal hatten in der ersten Zeit unsere Freunde von Daki und Laokupe in großer Zahl einen Rachezug unternommen, wurden aber von ihren Feinden gejagt und mehrere von ihnen erschlagen, auch unser guter Freund Nginanzang. Es tat uns recht leid um ihn, als ein Teilnehmer des Zuges auf dem Rückweg uns recht drastisch erzählte, wie sie vor den mächtigen Feinden davongelaufen – *wisenggobeneng!*¹⁵⁰ |

231|232

So ging es eben in den ersten Jahren im wilden Kate zu. Nach dem großen Missionsfest in Dobeo hörte natürlich auch das Zaubern und Morden noch nicht alsobald auf, trotz der schönen Zusagen ins Gesicht.

Als dann Br. Keyßer wieder einmal erfuhr, daß am Buming-Flüßchen, am Inlandwege nach Simbang, wieder gezaubert und gemordet worden war und ein Hauptbeteiligter der große Häuptlings-Sohn war – Name vergessen –, da hing er sich entrüstet

150 Kâte (heutige Schreibweise: wisenopenen): „wir fliehen“.

seine schwere Flinte um und marschierte nach dem Tatort. Diesmal sagte er mir nichts davon, so konnte ich ihn auch nicht zur Vorsicht mahnen.

Als er dort im Dorf eintraf, huschte der Häuptlings-Sohn ins Haus. Da krachte auch schon der Schuß und fuhr ins Dach. Der Missionar hat mich erschießen wollen, sprach der Häuptlings-Sohn bei sich selbst. Den werd ich speeren, damit er mich nicht erschießen kann.

Während sich der Br. Keyßer auf dem Dorfplatz mit den Leuten über die Sache unterhielt und seinen Unmut kund tat, machte sich der Häuptlings-Sohn mit seinem besten Speer auf der Rückseite des Hauses aus dem Staub und schlich durchs Gebüsch zum Pfad nach Sattelberg in guter Entfernung vom Dorf. Dort lauerte er auf den rückkehrenden Missionar, um ihn zu erstechen. Er lauerte zum Glück umsonst. Keyßer liebte verschiedene Buschpfade zu benutzen und kam auf einem anderen Weg wieder in sein Land und auf unsere Station auf Sattelberg.

Als nach Jahren jener Häuptlings-Sohn Christ wurde, da erzählte er seinem Missionar auf Simbang-Quembung in der bei solcher Gelegenheit üblichen Generalbeichte neben anderen Missetaten, daß er auch einmal – so und so den Missionar Keyßer hatte speeren wollen. –

Ebenso bedenklich wie obige Schießaffäre war Keyßers Zweikampf mit dem alten Häuptling Gela von Masangko. Diesen hat er ja nachträglich in seinen Schriften erzählt,¹⁵¹ und er war sozusagen der Knalleffekt im Papua-Spiel. Bei der Probeaufführung sagte ihm dann ein Urlaubsmisionar von Neuguinea: Diese Partie müßte gestrichen werden, was würden die Leute hier in Deutschland sagen, wenn sie erfahren würden, daß die Bekehrung der Leute auf so gewaltsame Weise vor sich ginge! – Der alte Häuptling, den Speer in der Hand; der Missionar, die Flinte umhängen, packt den alten Heiden im Nacken und verlangt, daß er endlich das *Miti*, das Evangelium, annehmen müsse. Gela hat dann ja solches getan, aber es hätte auch ganz anders kommen können. –

Als junger Missionar in Neu Guinea las ich auch einmal das Geschichtswerk von dem Missionsmann Pfothenhauer durch über die Missionsarbeit der Jesuiten an dem großen Volk der Guarani in Paraguai,¹⁵² wo sie äußerlich so glänzende Erfolge erzielten, daß die weltlichen Kolonialmächte darauf neidisch wurden, die Portugiesen und Spanier, daß sie die Jesuiten aus ihren Machtbereichen vertrieben und daraufhin die Missionen der Jesuiten verfielen.

151 Etwa in Christian Keyßer: *Anutu* im Papualande (Neuendettelsauer Missionsschriften 63), Nürnberg 1926, Kassel ²1929, Neuendettelsau ³1958, S. 40–45.

152 J. Pfothenhauer: Die Mission der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der älteren römischen Missionstätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas, 3 Bände, Gütersloh 1890, 1891 und 1893.

Diese Jesuiten hatten auch ihre eigene Missionsmethode und faßten diese in die Parole zusammen, durch „*allerlei Handgrifflein einer sinnreichen Lieb*“¹⁵³ mußten die amerikanischen Heiden gezogen werden, zum Christentum der Jesuiten überzutreten.

Das also war die Missionsmethode der Jesuiten in Südamerika. Unser »starker Mann« auf Sattelberg in Neu Guinea hatte nun wieder eine andere Methode, die sich auf die Formel bringen läßt: „*allerlei Gewalttat einer eifrigen Lieb*“.]

232|233

Diesen zweierlei Methoden gegenüber hat der Johani *langqua*¹⁵⁴ seine eigene Methode in die Worte gefaßt und in den langen Wartezeiten an der Küste und in den Bergen von 1886 bis 1904 sich und seinen Mitarbeitern gar oftmals vorgesagt und auch vorgesungen: „*Geduld ist euch vonnöten, Geduld, Geduld, Geduld!*“¹⁵⁵ Bis hier und dort die Erstlinge konnten getauft werden, 1899 und 1904, und das Eis gebrochen war und an der Küste wie in den Bergen auch die Dorfleute zum Taufunterricht kamen, ihr altes heidnisches Wesen ablegen und das Evangelium annehmen wollten.

Von der Geduld sagt die Schrift übrigens: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Mutes Herr ist denn der Städte gewinnt.“¹⁵⁶ Ich war geduldig nicht aus Neigung, sondern aus Grundsatz und in der guten Hoffnung, daß sie¹⁵⁷ zur rechten Zeit auch noch zum Ziele führen würde, und mein Vertrauen wurde denn auch nicht zu Schanden.

Nur durch Geduld konnte die Grundlage geschaffen werden, auf der dann später die Leute auch konnten fester angefaßt werden. Die Geduld wirkte das Vertrauen der Eingebornen zur Mission zu den einzelnen Missionaren, sie wurden immun gegen das Mißtrauen, als könnte ein Missionar es böse mit ihnen meinen, auch wenn er einmal ein scharfes Wort sprechen mußte. Doch war immerhin Vorsicht vonnöten, um gewonnenes Vertrauen und Immunität nicht wieder zu verlieren. Es mußte bei den Eingebornen felsenfest feststehen, daß die Missionare wesentlich andere Leute waren als die Eingebornen.

Auch in anderer Hinsicht waren wir in den Augen der Eingebornen immun geworden, voll vertrauenswürdig, nämlich, daß Missionsleute ihren Frauen und Töchtern nicht zu nahe treten würden, wie es durch andere Weiße geschah. Und doch kamen wir später in Gefahr, solche Immunität, solch Vertrauen wieder zu verlieren, als einige Mitglieder unserer Mission leider der gebotenen Vorsicht vergaßen und Fehler gemacht wurden.

153 Zitat ebd., 3. Teil: Die Kritik und der Zusammenbruch des Systems, Gütersloh 1893. Das Kapitel 1B trägt den Titel: „Missionsmittel und »Kunstgrifflein einer sinnreichen Lieb« behufs Sammlung der Heiden“.

154 Der Senior Johann [Flier], also der Verfasser selbst.

155 Zu diesem Zitat siehe oben, II 53.

156 Spr 16,32.

157 Die Geduld.

Trotz verschiedener Missionsmethode bestand zwischen mir und dem »starken Mann« auf Sattelberg kein Gegensatz. Einmal lag es mir, jungen Mitarbeitern möglichst freie Hand zu lassen und sie nicht zu gängeln oder zu maßregeln. An der Station fügte er sich ja auch in die gute Ordnung und fand sich auch darein, daß ich unsern Jungen gegenüber lieber zu mild als zu streng sein wollte. Ich hatte ja auch meine Erfahrungen gemacht. So einmal bei Beaufsichtigung der Jungen in den Feldarbeiten. Ein Junge drückte sich von der Arbeit, setzte sich viel hin und tat nichts. Da dachte ich schon, ihn zu schlagen, als Mahnen vergeblich war. Wie froh war ich nachher, daß ichs nicht getan. Nach ein paar Tagen starb er plötzlich. Er war nicht faul gewesen, sondern krank, hatte sich nur unpaß gefühlt, ohne daß er es selbst merkte, daß er ernstlich krank, ja totkrank war. So blieb ich in allem darauf bedacht, unsern Schul- und Stationsjungen ihr Los zu erleichtern, auch in Einführung tierischer Hilfskräfte für Transport und Feldarbeit. Ich wollte auch meinen jüngeren Mitarbeitern kein gestrenger Vorgesetzter sein, sondern nur Vorarbeiter, besonders im notwendigen Äußeren.

Ich fand auch keine Veranlassung, meinen starken Nebenmann zur Rede zu stellen. Seine bedenklichen Extravaganzen bei Dörferbesuchen erfuhr ich ja erst nach Jahren, da sie nicht mehr Schaden verursachen konnten.

Einmal war ich zufällig Zeuge, daß Bruder Vetter unten in Jabim ihn mahnte, auf seinen Vormann mehr zu hören. Das war im Jahre 1904 bei einer damals noch kleinen Konferenz, da eben Mailänder und Stürzenhofecker angekommen waren. Ich hatte dazu nicht die Veranlassung gegeben, sondern Keyßer selbst, indem er aus seiner Arbeitsweise erzählte. Es handelte | sich um das kürzlich von ihm in Dobeo gehaltene Missionsfest¹⁵⁸, von dem ich ja wußte und das ich nicht mißbilligt hatte.

Um jene Zeit, da ich zu Epiphaniën 1904 die beiden Erstlinge auf Sattelberg taufte und nach Heldsbach zu neuer Gründung abzog, übergab ich dem Bruder Keyßer als voll eingearbeitet die ganze Arbeit auf Sattelberg ganz selbständig und ließ auch die beiden Neugetauften auf dem Berge zurück und auch den tüchtigen Laienhelfer Keppler mit seiner Schwester. Auch meine Familie hatte ja noch auf Sattelberg zu bleiben, wohin ich alle 14 Tage über Sonntag für ein paar Tage kam mit der Proviantskarre, zuweilen auch mit einem Erholungsgast auf der Ambulanzkarre oder auch auf einem Reitochsen, wie einmal mit Br. Zahn nach schwächendem Schwarzwasserfieber. – So war unter meiner Führung Heldsbach Hilfsstation für Sattelberg. Für die Missionsarbeit auf Sattelberg aber und das ganze Hinterland war Br. Keyßer vollständig selbständig und konnte nach seiner Weise arbeiten. Von den beiden Neugetauften wurde der Eine, Ajang, ein ganz tüchtiger Lehrer auf Sattelberg und der Andere, Guba, führender Gehilfe für das Inland zu Kulungtufu, der ersten Inlandstation.

158 Gemeint ist das in II 362f. geschilderte Tanzfest im November 1903.

Nur in einem leisen Begehren stimmte ich ihm nicht zu, daß nämlich Dobeo mit Zake und einige andere Dörfer ganz nahe bei Heldsbach nach Sattelberg sollten zu Taufunterricht und Kirche. Sie wurden Heldsbach angeschlossen zu Taufunterricht wie Schule und Kirche. Von Heldsbach aus wurde auch den Poom im Norden das *Miti* und die Kate-Sprache gebracht, die ja auch ein papuanischer Stamm waren, mit den Hube verwandt. Diesen wurde vom Sattelberg aus durch Keyßer und seine Gehilfen das *Miti* und die Kate-Sprache für Schule und Kirche gebracht. Es war das eine feine Arbeitsteilung für die Pflanzung des Christentums durch das Dreieck: Sattelberg – Wareo – Heldsbach. Als dann später die Zeit dafür kam, konnte durch Poom das Wareo-Stationsgebiet mit seinem Gehilfenbezirk auf den Ausläufern des Cromwell abgerundet werden mit Tausenden von Gemeindegliedern und einer Anzahl von Gehilfenstationen. Im Süden arbeitete Simbang-Quembung an der Christianisierung der dortigen kleinen Kate-Stämme. Als dann die Zeit gekommen und die Evangelisationsarbeit weit genug fortgeschritten war, um weiße Missionare einzusparen, da wurde Heldsbach-Sattelberg-Hube bis zum vier Tausend Meter hohen Saruwacked, der höchsten Kuppe des Finisterre, mit Wareo im Norden und Quembung im Süden ein Kirchenkreis mit etwa 18 000 Seelen, wovon Zwei Drittel getauft [sind] und ein Drittel der Taufe noch harret. Wareo behielt [eine] gehobene Schule mit missionarischem Leiter und eingebornem Hilfslehrer. Heldsbach behielt die Kate-Gehilfen-Schule, ebenfalls mit weißer Leitung und eingebornen Hilfslehrern. Bis es zu diesen Einrichtungen kam, war freilich der »starke Mann« nicht mehr auf dem Gebiet, heimgekehrt bald nach 1920 bei Eröffnung des Mandatsgebiets. Und der Schreiber dieser Erinnerungen kehrte 1930 nach Australien zurück in den Ruhestand.

Doch noch einmal zurück in die zweite Periode unserer Arbeit¹⁵⁹ mit dem »starken Mann« auf Sattelberg. Die Verschiedenheit der Missionsmethode machte sich nur in der Stille geltend zwischen den verschiedenen Missionsarbeitern im Kate und auch denen zwischen Kate und Jabim, und es bestand beste Aussicht zu allmählichem gutem Ausgleich.

Erst kurz vor dem Weltkrieg wurde die Frage der Missionsmethode akut durch die erste Visitation des Feldes von der heimischen Leitung her. Sehr gerne hätte der Missions-Direktor Kirchenrat Deinzer | diese Visitationsreise nach Neu Guinea gemacht. Er schrieb mir darüber und ich ihm und riet ihm, seines Alters wegen in der ruhigen Heimat zu bleiben und den jungen Mann¹⁶⁰ zu der schweren Aufgabe in die Tropen vorzuschicken, den ich ja auch hatte kennen gelernt während meines Heimaturlaubs. Er tat so, wohl mit schwerem Herzen. Wäre er aufs Feld gekommen, so möchte wohl manches anders gegangen sein. Jedenfalls hätte er den Neutralitäts-Eid als selbstverständlich geleistet und hätte wohl über Amerika heimkehren können, wie

234|235

159 Flierl bezieht sich auf die Zeit unter der Reichsregierung, von 1900 bis 1914.

160 Gemeint ist Karl Steck.

ja auch dem jungen Visitor angeboten war. Manche Not und Schwierigkeit wäre dann wohl vermieden worden. Hätte er über den Weltkrieg draußen bleiben müssen, dann hätte er wohl auf dem Felde sein Grab gefunden.

Der jüngere Visitor hatte seine Arbeit bei uns draußen vollendet knapp vor Ausbruch des Krieges.

Die quecksilbrigen, lebhaften Kate am Sattelberg hatten es ihm angetan, und die Arbeitsweise des »starken Mannes« war ganz nach seinem Herzen. Sie sollte die allein seligmachende Missionsmethode sein. Am liebsten hätte er die benachbarten Mitarbeiter um Sattelberg in weiteste Ferne verschoben. Doch das ging auch nicht an, fand zu starken Widerspruch. So sollte sich wenigstens alles anbequemen.

Ich dachte so manchenmal bei mir: Er hätte besser gesagt: *„Du starker Mann, doch nicht zu weit! Ihr Schwachen, doch nicht zu eng!“* Das hätte auf mittlerer Linie gute Einigung gegeben, wie sie ja schon angebahnt war und schließlich auch zu Stande kommen mußte, wenn auch mit einigen Schrammen und Ungerechtigkeiten. – Er hätte sich selber sagen müssen, daß nicht alle Stämme der Eingebornen in gleicher Weise angefaßt werden konnten wie die etwas ruppigen Bergleute.¹⁶¹

Als er vom Besuch der Tami-Inseln zurück kam, sprach er selber seine große Verwunderung aus, *wie ruhig gemessen* diese Insulaner seien. Und es lag auf der Hand, daß die Melanesier und Inländer nicht konnten methodisch über einen Kamm geschoren werden. – Eines muß sich ja gleich bleiben für alle: *Das Heilige Gottesgesetz und die Frohbotschaft, das eine Miti*. Die Art der Darbietung hat verschieden zu sein nach Zeit, Ort, Land und Leuten. Da gilt die apostolische Regel: *„Dieweil wir wissen, daß der Herr zu fürchten ist, so fahren wir fein mit den Leuten!“*¹⁶²

Nun, der Visitor fand nicht lange Zeit, uns die Methode beizubringen, welche er allein für richtig hielt. Er mußte bald ruhig hinter dem Stacheldraht sitzen drüben in Australien in Liverpool Camp und Trial Bay, an die vier Jahre lang.

Während nun draußen der Krieg tobte, hatten wir in unserm Wasserglas auf dem Missionsfeld den Kampf um die richtige Missionsmethode auszukämpfen. Es geschah hauptsächlich auf den Jahreskonferenzen, die wir ja während des Weltkrieges weiter halten konnten und durften im Unterschied von dem jetzigen Krieg, in welchem nun fast alle reichsdeutschen Missionsleute in Australien interniert sind, während damals

161 Stecks Kritik muß für Flierl sehr verletzend gewesen sein, gewährte er doch seinen Mitarbeitern einen ungewöhnlich weiten Spielraum. „Es war doch eine Tat von außergewöhnlicher Selbstverleugnung, daß er den Sattelberg, den er mit unsäglicher Mühe gegründet hatte, Keyßer überließ, als er dessen Charisma erkannt hatte. Er ließ auch Keyßer in seiner Gemeindegemeindearbeit gänzlich freie Hand, wenn er auch nicht mit allem einverstanden war.“ Pilhofer: *Die Geschichte der Neuendettelsauer Mission in Neuguinea*, Band II, S. 41. Zum Gegensatz der beiden Missionsmethoden und zu den Hintergründen von Stecks Haltung siehe ebd., S. 30–42.

162 2Kor 5,11a.

außer unserm Visitator nur zwei Missionare weggeführt wurden, und auch das hätte damals vermieden werden können.¹⁶³ –

Der Kampf um die Missionsmethode wurde vornehmlich mit geistigen Waffen geführt, wie es ja recht ist, mit Zirkularen und auch mit Abhandlungen und Referaten, die auf den Konferenzen zur Verlesung und zur Besprechung kamen. Auch meine kleine Blickensderfer¹⁶⁴, mit der ich damals arbeitete, mußte wacker daran. Es war ein wunderbarer Mechanismus, hatte kein Farbband, sondern nur Farbröllchen, und gab mit tiefschwarzer Schreibmaschinentinte recht klare Schrift. |

235|236

Ich glaubte damals und glaube noch, daß ich missionsmethodisch die richtige Mitte vertrete, und suchte das in meinen Darlegungen so deutlich als möglich zum Ausdruck zu bringen. – Natürlich wurde auch viel aneinander vorbeigeredet und vorbei geschrieben. Der »starke Mann« auf Sattelberg hatte ja von Anfang an die Freiheit genossen, nach seiner Weise zu arbeiten, und wird inzwischen eingesehen haben, daß er unter deutschen Volksgenossen nicht arbeiten könnte wie unter den Kate-*ngi*¹⁶⁵ um Sattelberg. „Ländlich-Sittlich!“ Mir war es von Anfang an klar, daß man unter einem heidnischen Volk nicht arbeiten kann wie unter dem eigenen Volk der Heimat.

Als in der Anfangszeit ein Mitarbeiter zu mir sagte: „Ich mein' halt, ein Missionar im Heidenland müsse stehen und arbeiten, wie ein Pfarrer zu Haus!“, [konnte ich] natürlich die Meinung nicht teilen. – Der betreffende Bruder starb ja so frühe, daß er keine Heidenchristengemeinde erlebte, an der er Pfarrer hätte sein können.

Ich hatte in drei Sprachen, Dieri, Jabim und Kate, leichte religiöse Liedlein übertragen und den Jungen vorgesungen, war aber nicht der Meinung, daß wir für alle Zeiten den Leuten müßten unsere europäischen Melodien vorsingen. – Als wir einmal Christen hatten, die nun auch singen gelernt hatten und nach eigener Weise eigene Gedanken singen wollten, da freute ich mich gar sehr und freue mich über die Maßen, daß schließlich in unserem Kate-Gesangbuch die eignen Liedlein nach eignen Singweisen weit vorwiegen.

Und auch Stämme, die keine eignen schönen Singweisen haben wie unsere Jabim und Kate – etwa die Azera – mögen doch ihre eigenen Weisen singen: „Walte Gott der Herr, wer nicht singen kann, der plärr!“

Ich freue mich auch, daß unsere Eingebornen auf Neu Guinea gute natürliche Gabe der Beredsamkeit haben, wohl besser wie unsere deutschen Bauern, und, nachdem sie vom Christentum erfaßt sind, auch zur Wortdarbietung zugelassen werden können und so unsere Heidengemeinden in N[eu] G[uinea] nicht leicht in die Verlegen-

163 Siehe dazu II 222–229.

164 Gemeint ist die Schreibmaschine des Verfassers. Die von George C. Blickensderfer entwickelten Modelle waren besonders leicht und ließen sich gut transportieren.

165 Den Kâte-Männern.

heit kommen würden, wie einmal die Gemeinde in Etzelwang, die Wort-, Sang- und Klanglos auseinanderging, weil der Pfarrer nicht zum Gottesdienst erschienen war.

Kurz! Ich bin für weitgehendste Freiheiten in heidenchristlichen Gemeinden und der weißen Missionare an ihnen, dabei aber auch dafür, daß sie zu guten christlichen Gewohnheiten erzogen werden, wie wir ja auch von dem Herrn Christus und seinem Apostel die Formel lesen: „*Nach seiner Gewohnheit!*“¹⁶⁶

Im Wesentlichen *Einigkeit!*
In Nebendingen *Freiheit!*
In allem die Liebe!

Die beste Missionsmethode ist nichts ohne die richtigen Leute, sie zu handhaben. – Auch sind nicht alle Methoden auch begnadeter Leute zum Nachmachen.

Wie seltsam und wirksam war die Methode von Missionar Hebe[...]!¹⁶⁷ Aber nicht zum Nachmachen. –

Zuweilen ist man wohl auch nicht angriffig genug – zu zurückhaltend. Während des Weltkrieges hatte ich einmal weiße Heiden einige Zeit im Unterricht. Die Brüder Batze¹⁶⁸. Ich hoffte vergeblich, daß sie fürs Christentum sich entscheiden würden. –

236|237 Die rechte Methode kann nur der Herr uns lehren. |

166 Das Zitat läßt sich so nicht nachweisen. Zur Sache vgl. 1Kor 7,17–24.

167 Gemeint ist möglicherweise der Missionar Reginald Heber (1783–1826), der der anglikanische Bischof von Kalkutta war.

168 Es handelte sich vermutlich um Adolph Batze, geboren 1901, und seinen Bruder Wilhelm Batze, geboren 1903.

7

**MEIN TÄTIGER RUHESTAND
IN SÜD-AUSTRALIEN
(1930–1937)**

ABSCHIED VON NEU GUINEA UND REISEZURÜSTUNG

Wenn ich nicht irre, war es der Palmsonntag 1930, an dem ich kirchlich Abschied nahm von meinem Amt als Leiter des Missionsfeldes auf Neu Guinea, und zwar in der Neuen Gehilfenschule zu Heldsbach.

Missionar Pilhofer war als Delegat zurückgekommen von der Missionskonferenz in Brisbane, von der früher die Rede war, wobei eine vorläufige Neuordnung festgelegt war. Madang wurde an Barmen zurück gegeben. Die amerikanischen Brüder erhielten die Raiküste, zunächst mit einer Station. Ein Teil ihrer Arbeiter blieben im Rheinischen Gebiet, Andere sollten in unserer Mitte tätig sein und das große Neudettelsauer Gebiet gemeinsam getragen und verwaltet werden durch die Alte und Neue Welt in schwerfälliger dreiteiliger Leitung, bei der Feld-Direktor Theile in Brisbane das Bindeglied bleiben sollte. –

Der Feldleiter sollte nicht wieder ein Senior sein, da man nicht wohl den ältesten Missionar dazu bestimmen konnte, sondern ein Feld-Inspektor mit Beiräten. Erst war Br. Lehner der Feldinspektor und wurde bald abgelöst durch Wilhelm, der es dann blieb bis in den jetzigen Krieg hinein, wo er zum zweiten Mal im Leben in das Internierungslager kam, diesmal nach Tatura in Victoria. –

Damals, an Palmarum 1930, wurde also Lehner zum Feld-Inspektor bestimmt mit drei Beisitzenden: Missionar Pilhofer, Wilhelm Flierl und dem amerikanischen Missionar Hueter¹, Schwiegersohn von Pastor Henkelmann² in O'Bryan.

Bei Einführung dieser meiner Nachfolger in der Leitung war unser Personal von Finschhafen und Umgegend zahlreich vertreten. Ich bot dabei einen zur Sache passenden Biblischen Vortrag aus einem der Pastoralbriefe St. Pauli, den ich in Logaweng hatte sauber vervielfältigen lassen, um ihn nach der Feier an alle meine Mitarbeiter auszuteilen. Die anwesenden Missionsmitglieder gingen nach der Feier an den Männern der neuen Leitung vorbei und gelobten ihnen durch Handschlag Treue im Dienst. –

Wo sollte ich nun hin – mit meinen 72 Jahren reif zum Ruhestand. Auf der letzten Hauptkonferenz war ja diese Frage erörtert worden. Vom Direktor Dr. Epplein wurde auch die Frage aufgeworfen, ob ich etwa auf dem Feld in passender Wohnung mit meiner Lebensgefährtin verbleiben wollte. Ich wendete ein, daß ich ohne weiteren

1 Georg Hueter arbeitete von 1926 bis 1932 als Missionar in Neuguinea.

2 Der 1856 in Günterberg in Brandenburg geborene Friedrich Henkelmann hatte die Ausbildung in Neudettelsau durchlaufen und wurde 1883 als Pfarrer nach Nordamerika ausgesandt.

Dienst auf dem Feld mit Familie nicht in den ungesunden Tropen verbleiben wollte, da es auch sonst zu Unzuträglichkeiten führen könnte.

Da lud mich schon damals der Direktor ein, heim ins Vaterland zu kommen, und der anwesende Pastor Täuber, Missionssekretär der amerikanischen Kirche, lud mich ein nach Amerika. Die dortige Kirche hatte auch beschlossen, die Hälfte meines Ruhegehaltes aufzubringen.

237|238

Dem gegenüber war ich schon entschlossen, in der Heimat meiner lieben Frau, zu Tanunda in Australien, unsern Lebensabend zu beschließen, wohin auch unsere älteste Tochter | Dora als Stütze und Pflegerin für unsere alten Tage mit uns gehen wollte. Sie litt wiederholt an schweren Malaria-Infektionen, wohl in Folge ihrer Heiltätigkeit, und auch öfters an Herzschwäche, so war auch für sie der Klimawechsel ratsam. In Tanunda fanden wir ja nicht mehr das Haus der Eltern und Großeltern, aber immerhin viele Verwandte, Bekannte und Freunde im schönen und gesunden Australien, besonders Süd-Australien.

An einem freien Abend der Hauptkonferenz auf dem Sattelberge hielt ich im Sitzungs-Saal, eigentlich dem Schulzimmer der weißen Kinder, eine Feier mit einer kurzen Stumprede über das Wort: „*Durchmißt die Welt am Wanderstabe!*“³ mit einer Art Aufführung. Ich hatte den Wanderstab zur Hand, den ein Gehilfe aus dem Orowa-Tal mir verehrt hatte, mit seinem eingravierten Namen: Niningjuc, d. h. „Wandle ordentlich!“, den [er] sich als Taufnamen gebildet und gewählt hatte. Also auch ein recht passender Name für einen Wanderstab. Dabei hatte ich in der andern Hand einen Blechkoffer, den »Götzenkoffer«, den ich mit durch Amerika geführt hatte, gefüllt mit Kuriositäten vom Missionsfeld auf Neu Guinea.

Dabei führte ich aus, daß ich es mit Dank annehmen würde, wenn mir einzelne Brüder schöne Sachen nach Australien mitgeben würden, damit ich an meinem Ruhesitz zu Tanunda in dem schönen Südaustralien ein kleines Missions-Museum einrichten konnte, auch den »Götzenkoffer« zu Vorträgen im Lande herumführen und den Missionsfreunden die wunderbaren Dinge von Neu Guinea zeigen. Ich tat auch keine Fehlbite und erhielt von Eingebornen und Weißen manches Schöne, das ich dann nach Tanunda, der deutschen Hauptstadt von Australien, mitnehmen konnte.

Die Zeit der Zurüstung für unsern Abzug vom Arbeitsfelde dauerte ja noch einige Monate, wo wir noch in Heldsbach wohnten und mir in meinem dortigen Studierzimmer noch der große Aktenschrank der Mission zur Verfügung stand. Da hatte ich den Entschluß gefaßt, aus den Akten schöpfend noch ein Büchlein zu schreiben für Druck in Tanunda in der Aurichtschen Druckerei, sozusagen eine authentische Geschichte unserer Gehilfenmission mit dem Titel: „*Wunder der göttlichen Gnade.*“

3 Zitat aus Schillers „Lied von der Glocke“.

*Evangelisten aus Menschenfressern.*⁴ Darin sollte aufgezeigt werden, was unsere verschiedenen Missionsgemeinden in Kate und Jabim jeweils getan hatten, das *Miti* unter den Nachbarstämmen zu verbreiten. Aus Angaben von Konferenz-Protokollen und Mitteilung von Referaten wollte ich auch den Nachweis erbringen, wie, wann und wo unsere Hilfenschulen und Einrichtungen verschiedener Art auf unserem Missionsfelde entstanden seien.

Ganze Bündel von Akten und Dokumenten ließ ich aus dem Aktenschrank in Heldsbach auf den kühlen Sattelberg bringen, wo ich einige Monate an dem Manuskript arbeitete. Darnach arbeitete ich weiter in Heldsbach, wo die Morgensonne Tag für Tag mein kleines Studierzimmer recht heiß machte und ich auf einmal matt und schwach wurde und nicht weiter arbeiten konnte.

Da erschien eines Tages von Finschhafen her der gute Doktor Braun, den die besorgte Tochter Dora heimlich gerufen hatte. Er stellte fest: Blutdruck sei zu hoch, ich müsse etwas ruhen. – Zu der Zeit lebte der junge Missionar Gustav Bergmann in einem Kate-Dorf, um an der Quelle [die] Sprache zu lernen und sich darin zu vervollkommen. Ich bat ihn, mir für etliche Wochen zu Hilfe zu kommen zur Vollendung meines Manuskripts. Er war bereit. So konnte ich auf einem Ruhebett liegend diktieren, und er schrieb mit seiner Maschine, und die Arbeit konnte fertig werden, ohne mich zu überanstrengen. |

238|239

Nun konnte ich zur Besserung meines Befindens heilsame Abwechslung pflegen. Ich besuchte einmal wieder Finschhafen, allwo der geschickte Baumeister Clausen auf einem Grashügel hinter der Pflanzung Finschhafen-Salankaua die Residenz des Feld-Inspektors errichtete, in welche dann auch der große Aktenschrank von Heldsbach mit seinem reichen Inhalt überführt werden sollte, den ich mir noch hatte zu nutze machen können.

Für diesen Bau der Residenz meines Nachfolgers hatte ich schon vor längerer Zeit Vorbereitung treffen können. Der Bruder Ruppert bedurfte eines Aufenthalts in kühler Bergluft. Rechnungsarbeit konnte er ja mitnehmen, aber nicht Haushalt und Stationsjungen. Da sagte ich mir: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen!“⁵ Und ging mit Tochter Dora für ein paar Monate nach Pola, den Br. Ruppert in der Stationswirtschaft zu vertreten. Im Missionslager zu Matatakum waltete ja der handelsbessene Br. Laur. Diesen Aufenthalt in Pola benutzte ich dafür, mit den dortigen Stationsjungen einen guten Weg zu bahnen auf die Grashügel hinter Finschhafen, immerhin mit dem Gedanken, daß auf diese luftigen Höhen einmal ein

4 Johann Flierl: *Wunder der göttlichen Gnade. Evangelisten aus Menschenfressern! Geschichte der Gehilfenarbeit in der Lutherischen Mission bei Finschhafen auf Neu Guinea.* Aus dem Missions-Archiv zu Heldsbach geschöpft und mit Dokumenten belegt, im Selbstverlag, Tanunda 1931. Auf die Publikation der Schrift geht Flierl in II 389–391 noch näher ein.

5 Gal 6,2.

Teil der Gebäude zu Finschhafen kommen könnte zu Schonung der Gesundheit des dortigen Personals. Von diesen Höhen aus überblickte man über die Palmenwipfel der ausgedehnten Pflanzung hinweg weithin die offene See nach Ost, Nord und Süd, hatte frischeren Seewind am Tage und Landwind des nachts, ähnlich wie in Heldsbach, wenn auch nicht so umfassend.

Zur Ausnützung dieser Hügel, die ja noch zum Landbesitz der Mission am Finschhafen gehörten, wurde nun der Anfang gemacht in Errichtung der Wohnung des Feldleiters, der ja am besten in Finschhafen wohnte, dem Ort der Dampferankünfte wie der eingehenden und auslaufenden Post, auch mit [der] Bavaria.

Den Anfang dieses Baues sah ich ja noch, wenn auch nicht die Vollendung und die Ingebrauchnahme. – Bald nach meinem Weggang wurde dann noch ein wichtiger Gebäude-Complex auf einem anderen Hügel hinter der Pflanzung errichtet, nämlich [ein] Krankenhaus für Europäer und Eingeborne und die nötigen Gelasse für Doktor und Pflege-Personal, Diakon und Krankenschwestern. Unten am Finschhafen wohnte man ja gleichsam in einem Loch. Die Halbinsel Kalipopo verdeckte die Aussicht auf die offene See. Nach Errichtung ansehnlicher Gebäude auf den Höhen mußte Finschhafen auch [einen] ganz anderen Anblick bieten für ankommende Schiffe.

Und nun kam für uns die äußere Zurüstung für die Abreise. Sie brachte viel Arbeit für Mutter und Tochter Dora.

Ich hatte mit einem sehr geschickten eingebornen Zimmermann, namens Gomeng, von Clausen ausgebildet, die Kisten zuzurüsten, wofür uns Br. Johann Schmutterer von Logaweng die notwendigen Bretter lieferte. Gomeng fertigte feine Kisten für Kommode, Harmonium usw. Sie können hier noch eingesehen werden. Es war nun ganz anders als bei Abreisen in Urlaub. Diesmal galt es das umfangreiche private Umzugsgut mitzunehmen. Bis September waren wir endlich fertig mit allen Zurüstungen für unsern Auszug. –

Die Erzählung über unsern Abschied von Neu Guinea und Ankunft in Australien folgt im nächsten Abschnitt. |

239|240

ABREISE VON NEU GUINEA UND ANKUNFT IN AUSTRALIEN

Das war nun ein großer Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. In der alten Zeit bei Aufzug und Abzug von einer Station ging alles auf schwankenden Kanus, wobei man fürchten mußte, sie könnten umschlagen, wenn eine schwere Kiste darauf geladen wurde. Es dauerte lange, bis wir uns europäische Boote anschaffen konnten. Nun hatten wir seit langem für Fernfahrten die große Bavaria und für Nahfahrten starke europäische Boote für Ruder und Segel, dazu Scharen von Arbeitern auf unsern Pflanzungen und viele junge Männer in unsern Gehilfenschulen. Die amerikanischen Freunde hatten uns auch eine gute Motor-Pinasse gestiftet. Auch für unsere Pflanzungen waren nun alle diese Hilfsmittel erforderlich für den notwendigen Verkehr und Transport von Personen und Gütern. –

Auch bei unserem Abzug kamen uns nun alle diese Hilfsmittel zu Gute. Der schwarze Zimmermann Gomeng [wußte] mit Zollstock, Winkeleisen, Säge und Hobel wohl umzugehen bei Anfertigung unserer vielen und großen Kisten. Die strammen Gehilfenschüler banden diese an Stangen und trugen sie den Stationshügel hinab an die Straße bei der Kopra-Darre, wo das Ochsenfuhrwerk der Pflanzung von Heldsbach bereit stand. Das fuhr unser Umzugsgut hinaus, etwa eine halbe Stunde weit zum Landungsplatz von Heldsbach, wo von bequemer Landungsbrücke die Güter ein- und ausgeladen werden konnten in große Boote von Finschhafen, welche von der Pinasse ins Schlepptau genommen wurden, so daß sie ohne große Mühe der Bootsjungen in den Finschhafen gebracht werden konnten zur Landungsbrücke der Bavaria beim Lagerhaus der Mission in Matatakum. Auf einer Rollbahn wurden da auch unsere vielen und schweren Kisten ins Untergeschoß des Lagerhauses gebracht, um von da auf gleiche Weise nach dem großen Dampfer für Australien gebracht zu werden.

Und als nun alle unsere Schwergüter glücklich in Finschhafen waren, kam nun auch für uns der Tag der Abreise von Heldsbach, um in Finschhafen den Dampfer von Australien abzuwarten. Den kleinen guten Weg zum Heldsbach-Landungsplatz machten wir Drei natürlich zu Fuß in Begleitung der Lieben in Heldsbach. Unten am Landungsplatz für Heldsbach, bei [der] Brücke und [dem] kleinem Lagerhaus der Pflanzung, hatte die ganze große Schar unserer Heldsbacher Eingebornen Aufstellung genommen, die Gehilfenschüler mit Frauen und Kindern, die Arbeiter der Pflanzung und auch manche Dorfleute. Das gab viel Händedrücken der langen Reihe entlang. Und als wir dann die Pinasse bestiegen, sang uns die Menge das schöne Abschiedslied:

„*Menane goki lonu. Jesunane!*“ Eine Übertragung des bekannten Liedes: *So nimm denn meine Hände* usw.

In rascher Fahrt brachte uns die Pinasse in den Finschhafen hinein, wo wir im Gästehaus zu Pola beherbergt wurden die wenigen Tage bis zur Dampferankunft. Mutter war etwas unpaß, hat aber alle Beschwerden der Reise tapfer ertragen.

240|241

In Pola führte unsere gute Freundin, Fräulein Keppler, den Haushalt, die bald im Anfang des neuen Jahrhunderts von der Yorkes Peninsula her nach Sattelberg zu uns in Neu Guinea kam und jetzt noch dort ist, schon über 70 Jahre alt, und viel Gutes in der Mission und an unserem Personal getan hat. – Hinten in Matatakum hatten sonst die Geschwister Ruppert gewohnt und wohnten noch mehr Missionsleute. |

Unsere Wartezeit in Finschhafen dauerte ja nicht lange. Die großen Fahrzeuge von Burns Philp und Co. hielten sich ja so ziemlich genau an ihren Fahrplan und hatten immer eine gute Anzahl von Passagieren nach und von dem Madang-Gebiet, dem ehemaligen Deutsch Neuguinea.

Es liefen zu der Zeit zwei große Fahrzeuge, beide sehr bequem für Passagiere eingerichtet, der ältere Dampfer Mataram und das neuere Motorschiff Mc Dui. Ich weiß nun nicht mehr, auf welchem der beiden Schiffe wir unsere Heimreise nach Australien machten.

Es war im September 1930, da wir von Finschhafen abfahren konnten. – Also zum allerletzten Mal hatte ich von dem lieben großen Neu Guinea zu scheiden. Ein letzter Blick auf Finschhafen und seine Umgebung, mit der ich so genau bekannt war geworden seit langen Jahrzehnten. Von weiter draußen noch wehmütige Abschiedsblicke auf das schöne Heldsbach:

*Heldsbach, Heldsbach hae biangne,
hae biangne haweko,
siki opa quaia opa ngeka ngonteng jekiko.
Heldsbach, Heldsbach hae biangne,
hae biangne haweko!*

Nach der Weise: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“ Wie oft sangen wir das mit unsern Jungen in Heldsbach. Es heißt etwa: Heldsbach, Heldsbach, Dorf du schönes, schönes Dorf am Meeresstrand. Zwischen dem Siki-Bach und dem Quaia-Bach bist du so schön gelegen.

In Alt-Simbang, in Ober-Simbang hatten wir gehaust, darnach länger auf dem hohen Sattelberg, am längsten jedoch in Heldsbach auf der mäßigen, luftigen Höhe, zwischen seinen Schulen und [der] Kirche und der fruchtbaren Palmenpflanzung.

Zur Zeit unserer Abreise wurde die dritte, geräumige und solide Kirche in Heldsbach gebaut, aus selbstgesägtem Eisenholz in der näheren Umgebung, dem dauerhaftesten Baumaterial auf Neu Guinea. Das Bild der vollendeten Kirche konnte uns erst

nach Australien nachgesandt werden. Durch die große Gehilfenschule am Ort, die Arbeiter der Pflanzung und die Bewohner der nächsten Dörfer hatten die Kirchen in Heldsbach immer guten Besuch, auch dann noch, als es mit Sattelberg und den benachbarten Kate-Stationen ein gemeinsamer Kirchenkreis geworden. Aus den großen Entfernungen konnten ja die Leute nicht allsonntäglich oder gar täglich zur Kirche gehen, sondern es mußte an den verschiedensten Stationen und Mittelpunkten das Wort, das *Miti*, dargeboten werden, aus dem Munde von weißen und von braunen Zeugen des Wortes. Dabei war Heldsbach am günstigsten daran mit seinem großen Seminar für die Katekirche.

Am weitesten hinaus ins offene Meer schimmern die silberfarbenen Wellblechdächer des großen Gebäude-Komplexes auf dem fast Tausend Meter hohen Sattelberg. Ein letzter Blick, der zur Wehmut stimmte beim Abschied, aber auch zum Lobpreis Gottes, der in Neu Guinea so Großes an uns getan hatte. –

Als ich vor Jahrzehnten, am 12. Juli 1886, in Finschhafen auf Neu Guinea landete, als erster und einziger Missionar, ganz allein, da wußten die zahlreichen Stämme im großen Kaiser Wilhelmsland noch nichts von einem Missionar und seiner frohen Botschaft. Und als ich nun im September mit Frau und Tochter wegfuhr, da war aus dem Senfkorn ein großer Baum erwachsen. Wir durften eine christliche Kirche von Eingebornen hinterlassen in vielen Gemeinden und Zungen, in der Zehntausende von Getauften noch lebten und⁶ | viele Tausende auch schon gestorben waren. Daneben waren es nun schon Hunderttausende, die vom *Miti* beeinflußt wurden. Unter dieser großen Menge im weiten Heidenland blieben nun viele Boten des Evangeliums zurück, darunter drei eigene Kinder, im Lande geboren; die jüngere Tochter als Missionarsfrau und die zwei Söhne, welche nach einem bewegten Leben durch den Weltkrieg doch wieder hatten zurückkommen dürfen ins Land ihrer Geburt, um so das von ihren Eltern begründete Werk fortsetzen zu helfen. – Das erinnert an den Ausspruch des großen Neger-Pädagogen, Booker T. Washington: „Unsere Kinder sind gleichsam unsere Arme, um auch in Zukunft unser Werk fortzusetzen!“

241|242

Und auch hinsichtlich der vielen andern zurückbleibenden Mitarbeiter galt das Wort: „Mancherlei Gaben, ein Geist“⁷. Es ist ein Glück und eine Gottesgabe, daß sich seine Arbeiter am Werk einander ergänzen dürfen: Es gibt Schulmissionare, Reisesmissionare, Gemeindeführer, Sprachforscher. Ich hatte vornehmlich Pionier zu sein, mußte Wege bahnen, Häuser bauen, Nägel einschlagen, Stützpunkte schaffen für die weitere Ausbreitung des Evangeliums, des *Miti*. Dieses durfte laufen und gepriesen werden im weiten Heidenlande, trotz der Stürme des Weltkrieges, trotz unserer vielfachen Unvollkommenheiten und mannichfachen Verfehlungen.

6 Der Text ab dem Komma wird auf S. 242 nochmals wiederholt.

7 1Kor 12,4.

Das alles ist vom Herr geschehen und ein Wunder vor unsern Augen. Ihm allein sei die Ehre, Lob, Preis und Dank! –

Von unserer damaligen Fahrt bis Rabaul ist alles aus meinem Gedächtnis verschwunden. Erst nach Ankunft in Rabaul wacht meine Erinnerung wieder auf. Wir mußten vor die oberen Behörden und wurden auf Herzen und Nieren geprüft. Alles wollte man wissen, unsere Größe, die Farbe unserer Augen und Haare, unsere Physiognomie ob *dark* oder *fair*, Alter usw. Dann fragte man uns nach unserem Anhang in Australien, nach Freunden, Bekannten und Verwandten. Wir gaben unter anderen den Doktor Auricht in Hahndorf als nahen Verwandten an, und da unsere verschiedenen Aussagen befriedigten, erhielten wir zuletzt schriftlich *permit*, ins Gelobte Land Australien, vornehmlich Süd-Australien, einzutreten und uns dort beliebig aufzuhalten. So hatten wir denn die Eingangspforte glücklich passiert. – Nun konnten wir nach ein paar Tagen die Weiterfahrt antreten, nachdem in Rabaul noch ein prominenter Mitreisender eingestiegen war und unser nächster Kabinen-Nachbar wurde, nämlich der mir wohlbekannte Bischof Wolff von Alexishafen, den ich schon öfters gesehen, besonders bei Gelegenheit der gemischten Konferenz in Rabaul 1927 nebst seinem Amtsbruder, dem lebhaften Bischof von Vuna Pope, D[r]. Vesters. Dieser begleitete Wolff zum Schiff, und beide begrüßten mich freundlich und sprachen mir zu meinem Ruhestand ihre bischöflichen Segenswünsche aus.

Von der Fahrt bis Sydney weiß ich auch wenig mehr, nur daß es häufig Tanzabende auf dem Promenadendeck gab, wobei die Welt sich ergötzte und seine bischöflichen Gnaden sowie meine Wenigkeit und die Meinen mit unsern Stühlen etwas aus dem Wege rücken mußten. – Daß wir unsere Staatskabinen auf Deck hatten, war insofern von Nachteil, als die Bedürfnisanstalten unten lagen und einmal nachts die liebe Mutter über einen im Weg stehenden Stuhl stolperte, fiel und sich am Handgelenk verletzte, was Dora ihr verband und dem untersuchenden Doktor bei Ankunft in Sydney erklären mußte.

242|243 Diesmal machten wir in Brisbane bei Pastor Theile nicht Station, sondern gingen erst in Sydney an Land und zwar zu | einem achttägigen Aufenthalt.

Ich hatte uns dafür bei dem jungen Pastor Groß unserer VELKA angemeldet und um Freiquartiere gebeten. Mich nahm der Junggeselle in sein geräumiges Pastorhaus auf, wo Gemeindeglieder mich mit versorgten. Mutter und Dora fanden Aufnahme bei einer freundlichen Familie der Gemeinde. Da lernten wir die schöne Hafenstadt zum Abschluß noch näher kennen, die wir immer eiligst durchreist hatten und nur etwas Zwangsaufenthalt zuweilen nehmen mußten. Am Sonntag hielt ich der dortigen kleinen Stadtgemeinde in ihrem gemieteten Saal einen Missionsvortrag. An einem Tag waren wir eingeladen in Goldbach bei der Blumenkünstlerin Wernicke und ihrem Mann, dem Fleischergesellen, die sich nun in Sydney niedergelassen hatten.

An einem Tage wieder durften wir mit dem Pastor und Gliedern seiner Gemeinde einen Ausflug machen mit mehreren Autos zu einer interessanten Stelle der Küste bei Sydney, wo auch Kohlengruben sich befanden, vor allem aber sehr schöne Strandpartien zu beliebten Ausflügen der Städter. Wir fuhren auf sehr interessantem Wege hin und einen andern, nicht minder interessanten zurück in unsere Quartiere.

Das Weltwunder von Sydney war nun auch nahezu vollendet, die berghohe Eisenbahnbrücke von Eisenkonstruktion über einen Arm des Hafens nach dem Nordufer. Ein riesiger Bogen nach oben trug die Brücken für Bahn, Fuhrwerke und Fußgänger, immerhin eine Sehenswürdigkeit.

Und noch einmal unterbrachen wir unsere Reise auf dem Wege nach Süd-Australien, indem wir auf dem Expreß nicht durchfuhren bis Melbourne, sondern in Wallawalla einkehrten bei dem jungen Pastor Johannes Stolz, dem ältesten Sohn des Generalpräses der VELKA, der mit einer Tochter des Direktor Löhe vom Immanuel College verheiratet ist. In Wallawalla befindet sich eine der größten und schönsten Kirchen der VELKA, die nur in der ebenso großen und schönen Kirche zu Loxton in Süd-Australien ihr Gegenstück hat. In dieser Kirche durfte ich auch einen Missionsvortrag halten. Ihr Erbauer war der Vorgänger von Pastor Stolz, der alte Simpfendörfer⁸, dessen Sohn zu Doncaster nahe Melbourne Pastor ist.

Der alte Simpfendörfer hatte in der Nähe von Melbourne sich zur Ruhe gesetzt, auf einer kleinen Farm. Pastor Stolz fuhr uns in seinem Auto zu Besuch hinaus zu seinem Vorgänger. Als bei Ankunft unser Auto tutete, kam eine Kuh herangesprungen, sie dachte, es wäre ihr Kalb. Mit dem alten Herrn konnten wir uns gemütlich unterhalten.

In der Filiale Jindera, nahe bei Wallawalla, wohnte der nun verheiratete ehemalige Ladenhelfer unseres Waarenlagers am Finschhafen,⁹ den wir mit Frau auch besuchten. Sie haben an dem Ort ein kleines Anwesen.

Zum Schluß unseres ebenfalls achttägigen Aufenthalts in Wallawalla brachten uns Pastor Stolz nebst Frau in ihrem Auto nach Albury, der Grenzstadt zwischen New South Wales und Victoria. Sie wollten uns dort noch zu einem großen Stauwerk am oberen Murray fahren, aber da streikte ihr Auto, indem die Steuerung versagte und zwar gerade am rechten Ort, in der Nähe einer Garage, wo der Schaden repariert werden konnte. So blieb nur Zeit, uns auf eine schöne Höhe mit Aussichtsturm zu fahren.

Von Albury fuhren wir dann nach kurzem Aufenthalt bei einer Familie nach Melbourne. Auf der Fahrt von Sydney nach Albury sahen wir einen kleinen Unfall mit an. Ein ältliches Paar fuhr mit uns, ein Koffer fiel von oben und verletzte die alte Frau

8 Der Preuße Gottlob Simpfendörfer (1858–1933) hatte in Basel studiert und war 1885 nach Australien ausgewandert.

9 Friedrich Laur.

leicht. Diese jammerte, der alte Mann klagte, Dora hatte als hilfsbereite *nurse* Hilfe zur Hand. – |

Von Melbourne aus hatten wir nur noch eine Tages-, oder vielmehr eine Nachtfahrt bis Adelaide. Da begann nun schon unsere Heimat. Wir kehrten im Immanuel College ein, einer Mittelschule, der ein Prediger-Seminar aufgebaut war. Es bestand schon und wir sahen es, als wir im letzten Urlaub in Süd-Australien waren, im Jahre 1924 auf 1925. Es hatte sich seitdem gedeihlich weiter entwickelt, und schon eine ganze Reihe wackerer junger Pastoren waren daraus hervorgegangen. Die Pastoren Groß in Sydney und Stolz in Wallawalla hatten wir auf dem Herweg in bester Weise kennen lernen dürfen.

Als bald nach dem Weltkrieg der Präses D[r]. Richter in Australien war, wohnte er auch der Vereinigungs-Synode der VELKA bei und riet auch zur Errichtung eines Prediger-Seminars. Nach dem Weltkrieg war ja an Sendlinge von Deutschland nach Australien nicht mehr zu denken. Ausbildung von Lehrkräften in Amerika war umständlich. – Die ELSA (Evang[elisch-]Luth[erische] Synode in Australien), mit Missouri verbunden, hatte längst ihr eigenes Prediger-Seminar, verbunden mit dem Concordia College in der Hauptstadt Adelaide.

Als General-Präses Stolz mir die Neuigkeit nach Neu Guinea schrieb: Eigene Ausbildung der nötigen Lehrkräfte der Synode der VELKA, äußerte ich erst Zweifel: Das sei ja beinah, als wollten wir in der Neu Guinea Mission unsere eigenen Missionare ausbilden! – Aber es war doch ganz anders, wie ich später ganz von selber einsah. Es war so, wie wir in Neu Guinea in Gehilfenschulen Gehilfen aus den Eingebornen ausbildeten. –

Das Immanuel College mit Prediger-Seminar hatte sich seit unserm ersten Besuch dort von 1924 auf [19]25 in erfreulichster Weise entwickelt. Das College war gut besucht von jungen Leuten unserer Kirche, und es befand sich eine entsprechende Anzahl von Seminaristen im Prediger-Seminar, auch war eine gut besuchte höhere Töchterschule angegliedert. Unsere Dettelsauer Sendlinge Paul Löhe und Wolfgang Riedel waren die richtigen Leute, diese Lehranstalt in Gang zu bringen und zu halten. Finanziell erhalten wurde sie durch unsere Kirche. Der feine Gebäude-Complex mit großem Grundstück befindet sich in guter Lage in der großen Vorstadt North-Adelaide. In Australien geborne und ausgebildete volksdeutsche Lehrer dienten als Hilfslehrer an der Anstalt, die vorm Weltkrieg eine von dem bekannten Herrn Angas gegründete oder gestiftete Missionsanstalt gewesen.

Wir herbergten mit den guten Direktorsleuten etliche Tage in dieser kirchlichen Lehranstalt und aßen mit in dem großen Speisesaal des Hauses am Tisch des Direktors und erfreuten uns beim Anblick der großen Schaar blühender und lernender Jugend, eine Art Neuendettelsauer Missionshaus in vergrößerter Auflage, aber einem engeren Kreise dienend.

Nach einigen Tagen angenehmen Aufenthalts bei den guten Direktorsleuten holte uns unsere Nichte Anny Auricht von der Aurichtschen Druckerei in ihrem Auto nach Tanunda hinauf.

Dortselbst fanden wir vorläufige Herberge bei der guten Schwester und Tante Bertha, geb[orene] Auricht, nun Witwe Lademann. Ihren fleißigen und freundlichen Mann Lademann, der so eifrig im schönen Garten schaffte, hatten wir beim letzten Urlaub noch kennen gelernt. Er starb 1926.

Im Gastzimmer hatten Mutter und ich Raum, Dora im guten Zimmer. Haushalt war gemeinsam. Es war ein Provisorium für einige Monate. |

244|245

DER BAU DES NEUGUINEA-HAUSES IN TANUNDA

Wie am Schluß des letzten Kapitels schon mitgeteilt wurde, hatten wir ja eine ganz gute Ferienherberge gefunden bei unserer nahen Verwandten, der Witwe Lademann, die einsam in einem geräumigen Haus wohnte. Wir für unsere Personen waren mit leichtem Gepäck gut und bequem untergebracht.

Bald jedoch kam unser Umzugsgut von Neu Guinea her von Adelaide herauf, und für dieses wäre nicht Raum gewesen bei unserer Schwester und Tante. Es wurde zunächst verstaut im nahen Schulhaus der Kirchgemeinde von Langmeil und der übrige Teil in einem Schuppen des Kaufmanns Wallent, eines Mitgliedes unserer Kirchgemeinde und auch Vorsteher derselben, der uns alle Freundlichkeit erwies.

Als Ruheständler für dauernd trachteten wir eben doch wieder nach eigenem Haushalt, und unsere Stütze dafür hatten wir auch bei uns, unsere älteste Tochter Dora. Für die Dauer wäre [ein] vereinigter Haushalt für uns und die Tante doch ungemütlich geworden, so freundlich sie uns auch aufnahm und für mehrere Monate im vereinten Haushalt beherbergte.

Nun war die Frage: Mietswohnung oder eigenes Haus der Mission? Ein selbstgebautes Haus zu bauen, dafür hatten wir nicht die hinreichenden Mittel. – Der Australische *board* für die Neu Guinea Mission ging auch nicht ganz leicht an einen Neubau für uns in Tanunda. Der *chairman* oder Vorsitzende, Pastor A. Hiller in Queensland, beauftragte den Pastor Zwar¹⁰ von Pointpass, nach einer Mietswohnung für uns in dem Städtchen Tanunda Umschau zu halten. Er konnte nichts Passendes finden. Nach einigen Sitzungen und Beratungen im Pastorhaus zu Tanunda wurde denn der Beschluß gefaßt zum Neubau, und um den Beschluß zu erleichtern, wurde ich anheischig, unser Guthaben von 200 Pfund Sterling¹¹, das zum größten Teil aus den Spenden zu meinem Siebzigsten stammte, als unverzinsliches Darlehen zu den Baukosten beizusteuern. Die Kirchgemeinde Langmeil gab in hochherziger Weise den sehr passenden Bauplatz gratis. –

So wurde doch schon im November mit dem Bau begonnen, nachdem wir anfangs Oktober 1931 in Tanunda eingetroffen waren. In der schönen trockenen australischen Trockenzeit ging der Bau rasch von statten. Für die Zubereitung des Platzes gab der Vater Wallent seinen sehr geschickten und fleißigen italienischen Arbeiter Alfredo, der bereit war zu jeder rauhen Arbeit und ebenso geschickt für feine Schreinerarbeit.

10 Johann Zwar (1881–1932).

11 Das entsprach einem Betrag von etwas über 4 000 Goldmark.

Alfredo fällt die starken *gum*-Bäume, die an der Baustelle standen, und grub die Stumpen aus und machte so den Platz frei.

Darnach ging der Nachbar, Maurer Stähr, mit einigen Hilfsarbeitern ans Werk in Ausgrabung des Grundes. Ein Baumeister des Ortes hatte den Bauplan ausgefertigt. Sie alle waren Mitglieder unserer Kirche.

245|246 Es wurde ein einstöckiger Backsteinbau mit Hohlwänden, die Temperatur zu mäßigen, und einem etwas verzierten Wellblechdach über dem Ganzen. Die Zimmerdecken waren von Gypsplatten. Das Haus hatte zwei Schlafzimmer, ein Studier-, ein Eßzimmer, Hausflur und Küche, Front-Veranda, Hinter-Veranda mit Wasch- und mit Badekammer und einen Keller. Also eine bequeme Wohnung für alte Ruheständler. Im Hinterhof war ein Holzschuppen und um das Haus Raum zu Gartenanlage. | Da pflanzten wir alsobald gute Weinsorten an und hatten schon in den wenigen Jahren unseres Lebens im Neu-Guinea-Hause schöne Erträge davon. Im Hofzaun an der Straßenseite befand sich ein Einfahrtstor zum Holzschuppen hinter dem Hause und eine Pforte zum Vordereingang des Hauses über die schöne Front-Veranda, deren Dach auf vier mächtigen, runden Zementsäulen [ruhte]. – In das fertige Neu-Guinea-Haus konnten wir nun bald unser Umzugsgut einräumen und herausnehmen aus der Langmeil-Schule und dem Güterschuppen des befreundeten Kaufmanns Wallent.

Was an Einrichtung des Hauses noch fehlte, stifteten die guten Missionsfreunde unserer australischen Kirche, z. B. Betten, Schränke, Tische, Stühle usw., Kücheneinrichtung und Anderes.

Für das Neu Guinea Haus hatte ich vom Schreiner Freitag [ein Schild mit der Aufschrift „Neu Guinea Haus“] anfertigen lassen, über dem Eingang angebracht.

Das Haus hatte sehr günstige Lage an einer Seitenstraße. Nach Osten ging es nur einige Hundert Meter zum Postamt, von wo man täglich sich seine Post selbst abzuholen hatte. Nur Telegramme wurden ausgetragen. Nach Westen ins nahe Tal des Gawler-Flüßchens hinab mit permanent fließendem Wasser, das in Australien ja so selten ist.

Was uns am wichtigsten war: Noch näher als die Post lagen links und rechts unsere beiden Lutherischen Kirchen, besonders unsere eigene, die von Pastor Kavel und Vater Auricht der Gemeinde Langmeil im Jahre 1888 erbaute schöne Dankeskirche mit hohem Turm und weithin hörbarem Geläute. Außerdem sind noch zwei Lutherische Kirchen am Ort, da auch die australische Synode vertreten ist, und im Vorort Bethanien ist noch eine Lutherische Kirche und Gemeinde unserer Synode. Somit könnte Tanunda auch Fünfkirchen¹² genannt werden.

In zwei Stunden Entfernung an der großen Murray-Straße liegt Nuri mit großer Kirche unserer Synode und ein halbes Stündchen seitwärts [Bethanien] mit zwei Kirchen und Pastoren unserer Synode. In Tanunda sind unsere beiden Pastoren Hebart

12 Im Original: &73:&é84c?3:. Offerbar ist der Schreiber auf der Tastatur verrutscht.

und Held¹³ und in Bethanien ein Pastor Röhrs. Die Englischen Kirchen sind in dieser deutschen Gegend von Australien wenig vertreten. Mit der Bahn, oder auch per Auto auf guter Straße ist man in einer Stunde in Adelaide mit dem Immanuel College, der großen Lehranstalt unserer Kirche. Also wohnten wir in unserm neuen Neu-Guinea-Haus zu Tanunda in einem sehr guten Mittelpunkt unserer Kirche und unseres Volkes in Australien.

Zur Einrichtung unseres Neu-Guinea-Hauses ließ uns Freund Wallent durch seinen geschickten italienischen Schreiner noch besonders helfen, der aus großen Neu-Guinea-Kisten schöne Bücher-Regale anfertigte. – In der Gartenarbeit half uns der freundliche Vater Bartsch, der als Farmer in Tanunda sich zur Ruhe gesetzt hatte, wie noch viele Andere seines Standes.

Am Nachmittag des Sonntags Palmarum 1931 wurde nun bei Versammlung vieler Freunde bei unserem neuen Hause dieses eingeweiht. Die Pastoren Hebart und Held hielten dabei Vorträge. Es sprach auch Missionar Saueracker, der auf Urlaubsreise ins Vaterland sich befand und daheim bald starb in der Mitte seiner Jahre, nachdem er soviel Pionier-Arbeit in N[eu] G[uinea], besonders im Finisterre, getan und weiter hätte tun können. Doch Gott hatte es anders beschlossen. Er hielt sich in Tanunda, der Heimat seiner Frau, einige Zeit auf.

Er sagte unter anderem: Manch geringes Haus habe der Senior in N[eu] G[uinea] gebaut. Es sei erfreulich, daß ihm in der Heimat seiner Frau noch ein schöner Ruhesitz gebaut wurde. |

246|247

13 Johann Adolf Richard Held (1884–1954).

MEINE TÄTIGKEIT IM NEUGUINEA-HAUS ALS RUHESTÄNDLER

In einem früheren Abschnitt habe ich schon erzählt, wie ich noch in Neu Guinea, gleichsam als Vorbereitung zu meinem Abschied vom Feld, die Dokumente im Missions-Aktenschrank ausschrieb für mein Manuskript: „*Wunder der göttlichen Gnade – Evangelisten aus Menschenfressern*“.¹⁴

Fertiggeschrieben hatte ich diese Arbeit noch in Neu Guinea vor unserer Abreise. Ich schrieb das Ganze nochmal ab und um in der ersten Zeit unseres Aufenthalts zu Tanunda in der provisorischen Herberge bei unserer Schwester und Tante, der Witwe Lademann. Ich ließ die Arbeit den General-Präses unserer Kirche, Pastor Stolz in Adelaide, lesen, der dann in der Epiphanienszeit 1931 ein Vorwort dazu schrieb.

Es war dann meine erste Arbeit vom Neu-Guinea-Haus aus, dieses Büchlein durch die Presse zu führen und zwar im Selbst-Verlag des Verfassers, gedruckt im Aurichtschens *printing office* zu Tanunda, das auch nahe beim Neu-Guinea-Haus gelegen und also für mich in bequemster Nähe war. Nach dem Tode von dem Eigentümer, unserem Bruder und Schwager,¹⁵ schon im Jahre 1924, war[en] die Tochter Anny mit ihrer Mutter Anna die Eigentümer der Druckerei. So nannte ich die Nichte Anny meine »Firma«, bei der ich beliebig meine Missionsschriften selbstverlegen konnte. In dieser Druckerei wurden die beiden Kirchenblätter unserer Kirche gedruckt, desgleichen die beiden Kalender, alles in den zwei Sprachen Deutsch und Englisch, und allerlei anfallende Geschäftspapiere für den gewerbsreichen Ort. –

Die Druckerei war sehr gut eingerichtet auch mit Setzmaschine und zwei Schnellpressen mit elektrischem Antrieb. Verwalter war der Neu-Guinea-Schultz¹⁶, vor dem Weltkrieg Lehrer, der auch ein Jahr bei uns in Neu Guinea gewesen. Der Hauptsatzter war unser guter Freund, Christian Obst. Die Setzmaschine bediente der tüchtige junge Alfred Pfeiffer, auch Glied unserer Kirche. Der Sohn von Schultz war ein Jahr in Deutschland zu praktischem Studium der größten Druckerei-Betriebe im Vaterland und arbeitete ebenfalls in der Aurichtschens Druckerei. Diese war nun sehr gut eingerichtet mit allen möglichen Maschinen zum Falten, Beschneiden usw.

Welch ein Unterschied von 1878 ab, als ich in Australien ankam und der Vater Auricht erst eine Handdruckmaschine hatte zu recht mühsamer Handhabung. Nun

14 II 374f.

15 Gottlieb Auricht.

16 Gemeint ist Wilhelm Schultz.

waren aber auch die Kalender, die Buchkalender, alljährlich zu broschüren und anderes mehr. Im Laufe des Jahres gab es dann auch Zeiten, da die Druckerei weniger zu tun hatte, und [dann] waren meine Aufträge ganz willkommen, da sie für die Druckerei auch kein Risiko bedeuteten, und meine »Firma« wußte sich immer einzurichten für meine Arbeiten. –

247|248 Und das Neu-Guinea-Haus wurde nun mein Verlagshaus, zunächst einmal für meine „*Wunder der göttlichen Gnade*“, die ich in der Auflage von 5 000 erscheinen ließ, damit sie für die drei Erdteile reichten, und sie reichten natürlich auch. Eine große Kiste davon sandte ich als Fracht nach Amerika an das *publishing house* unserer Lutherischen Kirche drüben mit Zustimmung der dortigen Missionsleitung. Eine Kiste gab ich dem Bruder Saueracker mit ans hießige Missionshaus, und drüben in Australien suchte ich in den Jahren auch soviel als möglich los zu werden. Von Amerika und Deutschland erhielt ich auch Beträge für meine Sendungen, die ein Loch stopften bei meinen| Druckerei-Unkosten. Einiges hatte ich auch zuzuschießen und konnte dafür bei meiner Heimkehr ins Vaterland auch noch Bücherreste mitnehmen zum gelegentlichen Verteilen an Freunde.

Bald wurden Stimmen laut in Australien und besonders herüber von Amerika: Ja, wenn halt die „Wunder der göttlichen Gnade“ Englisch wären, das Gros unserer Lutherischen Gemeinden wird eben mehr und mehr Englisch! –

Da wartete ich nicht darauf, ob etwa die theologische Fakultät des Prediger-Seminars von Dubuque die deutschen „Wunder der göttlichen Gnade“ übersetzen würde, welcher ich das Recht dazu erteilt hatte und der ich das genannte Büchlein gewidmet hatte aus Dank für den verliehenen D[octor] D[ivinitati]. – Ich nahm das Werk der Übersetzung selbst in die Hand, und da ich kein literarisches Englisch schreiben konnte, so ließ ich mir durch Herrn Schultz von der Aurichtschen Druckerei wacker helfen, der in löblicher Weise mein englisches Manuskript hobelte und polierte, so daß es Gnade finden konnte vor einem englischen Publikum.

Die Übertragung wurde etwas gekürzt. Während das deutsche Büchlein mit einigen Bildern im Text über 300 Seiten hatte, so die englische Übertragung nur über 200. Die Bilder mit Gebietskarte sind auf besserem Papier im Anhang gegeben. Und die Auswahl der Bilder mit besonderer Sorgfalt getroffen, auch die Bilder von prominenten amerikanischen Mitarbeitern gegeben.

Der kurze Haupttitel des Büchleins lautet: „Christ in New Guinea. Former Cannibals become Evangelists by the Marvellous Grace of God. A Short History of Mission-work done by the Native Helpers and Teachers in the Lutheran Mission New Guinea. By the retired Senior-Missionary Joh. Flierl, D. D., New Guinea House¹⁷, Tanunda, South-Australia. Printed for the Author by Auricht's Printing Office, Tanunda, South-Australia. Profit for the Lutheran Mission, New Guinea. 1932.“

17 Tatsächlich heißt es im Buchtitel „Neu Guinea Haus“.

Es war ein ganz ansehnliches Büchlein geworden, das in 2 [000] oder 3 000 Exemplaren gedruckt worden war, weiß nicht mehr genau. Das schöne Titelbild zeigt den Senior zwischen Palmen – das bekannte Bild im weißen Tropenanzug mit zwei kleinen Knaben an der Hand, rechts und links, Weiß und Schwarz¹⁸ – mit der Unterschrift: „Jesus Christ, our Lord and Saviour said: Suffer little Children to come unto me and forbid them not, for of such is the Kingdom of God!“¹⁹

Von dieser englischen Ausgabe sandte ich nur etliche Exemplare zur Ansicht nach Deutschland. Einen guten Teil konnte ich in Australien unterbringen, und mehr noch sandte ich nach Amerika und zwar in Buchpacketen. Die Frachtsendung der deutschen Original-Ausgabe hatte sich als sehr umständlich erwiesen und wäre beinahe mißglückt. Die Sendungen mit der Post waren sicherer und nicht kostspieliger.

Aber mit Vollendung dieser Arbeit war meine Kraft zunächst erschöpft. Ernste Herzbeschwerden stellten sich ein. Ich konnte keinen Brief mehr schreiben, keine Seite mehr zusammenhängend lesen. – Zum Glück war gerade der Bruder Karl Kirsch, der Diakon, auf Durchreise nach N[eu] G[uinea] längere Zeit in Australien. Ihn rief ich zu Hilfe. Er schrieb für mich viele Dutzende von Briefen, packte und versandte viele Hunderte | von Buchpacketen nach Amerika. Ich bin dem freundlichen hilfe-
reichen guten Bruder Karl Kirsch jetzt noch dankbar für die Hilfe, die er als guter Diakon für einige Wochen uns erwiesen hat. So war ich denn wieder einmal über ein Berglein gekommen, und mit meiner Gesundheit wurde es langsam wieder besser. –

248|249

Ich konnte noch weiter schriftstellern in meinem herzlichen Verlangen, der Mission, dem geliebten Werk meines Lebens, zu dienen. Größere Schriften schrieb ich ja nun nicht mehr, aber auch für kleinere im Selbstverlag wurde unser Neu-Guinea-Haus Verlagshaus. Vieles schrieb ich auch für unsere Kirchenblätter an Berichten über unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. Ich erhielt ja alle Jahresberichte und auch viele andere Spezialberichte und Briefe von den Brüdern, beides, von Finschhafen und von Madang, von deutschen, amerikanischen und australischen Mitarbeitern, so daß es mir an Stoff niemals fehlen konnte.

Von vielem, das ich an Missionsberichten für unser australisches Kirchenblatt schrieb, ließ meine Druckerei aus Gefälligkeit den Satz stehen, so daß der Inhalt nachher noch als Missionsschrift gedruckt werden konnte.

Besonders im Jubiläumsjahr für die Jahrhundertfeier schrieb ich viel: „Zum Jubiläum der Lutherischen Mission in Neu Guinea“, Nr. I, II und III. Diese drei Schriften hatten auf dem Titelblatt neben andern zusammengesetzten Bildern den Reitochsen

18 Ein Nachdruck der Photographie findet sich im vorliegenden Band als Abbildung 51. Sie zeigt Flierl mit seinem Enkel Helmut an der einen und Zakiacnuc, dem Kind des Gehilfen Bofuenuc, an der anderen Hand.

19 Mk 10,14 und Lk 18,16; fast wortgleich Mt 19,14.

Stern. Der Titel des einen Heftes lautete: „Vom Reitochsen zum Flugzeug.“²⁰ Das größte der drei Hefte war inhaltlich erst in Fortsetzungen im Kirchenblatt erschienen und dann als Sonderschrift.

Nr. I erschien in zweiter Auflage mit den Bildern der Brüder Deinzer auf der Innenseite des Umschlags mit der Unterschrift: „Sie haben getragen Christi Joch – Sie sind gestorben und leben noch!“²¹ [und:] „Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“²² Auf dem letzten Blatt des Umschlags sind die Bilder von Pastor Theile, dem guten Prokurator unserer Mission in Brisbane, und von Pastor Täuber, dem Missions-Sekretär unserer Luth[erischen] Kirche in Amerika.

Nr. II trug den Titel: „1886–1936. Ein dankbarer Rückblick und hoffnungsvoller Ausblick auch in schwersten Zeiten.“ Mit dem Motto: „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes!“²³

Diese drei kleineren und größeren Jubiläumsschriften versandte ich in großer Zahl vom N[eu-]G[uinea-]Haus aus im Jubiläumsjahr heim ins Vaterland und einen Teil auch nach Amerika.

Vorher hatte ich schon ein Erinnerungsblatt geschrieben mit dem Motto: „Gedenket aber an die vorigen Tage!“²⁴ – Auch noch andere Hefte, Missionsberichte und Flugblätter.

Das Jubiläums-Jahr 1936 brachte aber nicht lauter Jubel, sondern auch Bekümmernis und Sorge vom Felde her. Der gute Administrator, der den Feld-Direktor unserer Mission, den Pastor Theile, so freundschaftlich behandelt hatte und dazu gedrängt, daß die guten Lutherischen Missionsgehilfen, die den küstennahen Stämmen das *Miti* gebracht und sie befriedet hatten, auch ins neuentdeckte herrliche Inland vordringen und auch dort ihren guten Einfluß ausüben sollten, war wieder einmal abgesägt worden, und für ihn war ein neuer Mann auf den Plan getreten, ein trockener Schulmann, der nichts wußte oder wissen wollte von Josephs Verdienst, von der guten | Arbeit der Lutherischen Missionsgehilfen.²⁵ Dieser neue Mann lieh wohl auch Missionsfeinden das Ohr, die es wohl immer und überall gibt, gegen deren Interessen es ist, wenn die Eingebornen gehoben und gegen ungebührliche Ausbeutung immun werden. – Es wurden missionsfeindliche Verordnungen herausgegeben und besonders die vielen

249|250

20 Die anderen Hefte hießen „Ein dankbarer Rückblick und ein hoffnungsvoller Ausblick auch in den schwersten Zeiten“ und „Eine kurze Denkschrift“, alle drei im Selbstverlag, Tanunda 1936.

21 Das Zitat geht zurück auf das Kirchenlied „Nun legen wir den Leib ins Grab“, dessen Text Michael Weiße 1531 dichtete.

22 Hebr 13,7b.

23 Ps 50,23.

24 Hebr 10,32a.

25 Der von Flierl hochgeschätzte Thomas Griffiths wurde 1934 durch den Brigadegeneral Walter McNicoll (1877–1947) abgelöst, der bis zum Einmarsch der Japaner 1942 Administrator von Neuguinea war.

Gehilfen, die neuerlich ins ferne Inland gezogen waren, sollten kalt gestellt werden. Es war ein großes Leid nicht nur für die Missionare, sondern vor allem für die alten Christengemeinden, die mit Opfern Schaaren von Gehilfen fürs Inland aufgeboten hatten.

Die Missionsleiter von Finschhafen und Madang, Wilhelm und Pietz, gingen nach Rabaul und machten Vorstellung an oberster Stelle. Eine Deputation ging nach Cannberra zum Kolonial-Minister, darunter Doktor Braun, der Missionsarzt von Neu Guinea, und der General-Präses Stolz von Adelaide.

Vorwand der missionsfeindlichen Maßregeln waren auch unangenehme Vorkommnisse im Inland. Ein röm[ischer] Pater hatte eine Gehilfenstation der Lutherischen Mission von Madang niedergebrannt und erhielt dafür Gefängnis, und damit Parität sei, erhielt unser guter Freund Foege²⁶ wegen einer kleinen Unvorsichtigkeit auch Gefängnis, wurde dann begnadigt und landesverwiesen, so daß er nach Amerika auf immer zurückkehren mußte.²⁷ Der Pater soll durch große Bestechung dann auch frei gekommen sein.

Ich war von N[eu] G[uinea] her über alle Vorkommnisse unterrichtet, und es drängte mich, aus der Ferne auch eine Lanze für unsere bedrängten Gehilfen einzulegen. In meinen Akten hatte ich gutes Material, unverwerfliche Dokumente in gedruckten Zeugnissen höherer Beamter für die gute Arbeit der Lutherischen Missionsgehilfen in Befriedung wilder Stämme.

Da hatte ich die amtliche Druckschrift des Anthropologen Chinnery, der auch Protektor der Eingebornen war, worin er in einem Reisebericht in Gesellschaft mit dem Missionar Johannes Flierl²⁸ am oberen Waria die Arbeit unserer Missionare und der Lutherischen Missionsgehilfen aufs Beste anerkannte und lobte.

Ferner hatte ich einen gedruckten Bericht zur Hand aus einer großen Melbournner Tageszeitung von Lane Poole²⁹, dem obersten Forstbeamten der *Common Wealth*, der seinerzeit über das Vorkommen von Edelhölzern auf Neu Guinea Untersuchungen anstellen sollte und dazu eine große Reise machte von Finschhafen über Heldsbach und Sattelberg durch das Hubeland bis auf den über 4 000 Meter hohen Saruwaked, die höchste Erhebung des Finisterre-Gebirges. Er genoß dabei die Gastfreundschaft

26 Henry Foege kam 1930 im Alter von 27 Jahren nach Neuguinea, wo er zunächst für die Neuendetelsauer Mission, ab 1933 für die amerikanische Mission tätig war. Nach seiner Ausweisung kehrte er als Pfarrer nach Amerika zurück.

27 Foege wurde 1936 wegen Freiheitsberaubung zu zwei Jahren Gefängnis und Strafarbeit verurteilt. Er hatte nach einem Überfall auf drei Missionsgehilfen eigenmächtig den Täter festgenommen.

28 Gemeint ist Flierls jüngster Sohn, vom Verfasser – der hier anscheinend aus Chinnerys Bericht zitiert – sonst Hans genannt.

29 Der gebürtige Engländer Charles Lane Poole (1885–1970), ein ausgebildeter Förster, lebte ab 1916 in Australien. Von 1922 bis 1925 erforschte er im Auftrag der australischen Regierung die Waldbestände von Papua und Neuguinea. 1925 wurde er Forstberater des Commonwealth.

und Unterstützung unserer Gehilfen auf ihren Stationen und lobte ihre gute Arbeit aufs Beste.

Diese beiden Herren, Chinnery und Lane Poole, hatte ich seinerzeit auch persönlich kennen gelernt.

Dazu hatte ich noch einen Brief in der Hand von einem Polizeimeister Nurton, in welchem er einerseits zum Ausdruck brachte, daß er den Glauben der Missionare und ihrer Gehilfen nicht zu teilen vermöge, aber andererseits den besten Eindruck gewonnen hätte von der guten Arbeit der Lutherischen Missionsgehilfen im tiefen wilden Inland, wo sie die Sprache der barbarischen Stämme des Inlandes beherrschten und deren volles Vertrauen besäßen und auch ihn bei seinen Regierungsaufgaben aufs Beste unterstützten. Ohne ihre Hilfe hätte er seine Aufgaben im tiefen Inland nicht erfüllen können. Er gab ausdrücklich Erlaubnis, seinen Brief öffentlich zu gebrauchen, wenn solches der Mission von Nutzen sein könne.³⁰ |

250|251

Herr Nurtons späteres Schicksal zeigte, wie verhängnisvoll es werden kann, die Mission auszuschließen. Weil er den Glauben der Mission nicht teilte, wollte er in einem Gebiet im Finisterre, das er kontrollierte, die von ihm selber so gerühmten Lutherischen Missionsgehilfen nicht zulassen, sondern nur in Reinkultur mit der Kugelbüchse seiner Gehilfen, der schwarzen Polizeisoldaten, dieser „uniformierten Wilden“, missionieren. Diese hausten denn auch hinter seinem Rücken so schändlich, daß ein Haufe von eingebornen Frauen Nurton überfielen und mit Buschmessern übel zurichteten. Sie hätten ihn umgebracht, wenn nicht sein schwarzer Kochjunge, der Lunte gerochen, sich ein geladenes Gewehr zurecht gestellt und unter die Angreifer geschossen hätte. Darauf kamen die Polizeijungen herbei, brachten ihren Meister mit Mühe nach Madang zum Arzt, wo Glieder amputiert werden mußten und [er] in Watte gepackt und verbunden nach Sydney geschickt wurde, ein Krüppel fürs Leben. Alles das stand gedruckt in der Südseezeitung.³¹

Alle diese Dokumente benutzte ich, las und schrieb Tag und Nacht. Wir hatten ja auch in Tanunda elektrisches Licht aus [dem] Kraftwerk der Firma Ernst Schrapel.

Ich bekam heftigste Augenschmerzen und fürchtete das Schlimmste, da kam Dora aus dem Jugendverein zurück, träufelte als *nurse* heilsame Tropfen in meine Augen. Am nächsten Morgen war es wieder gut, und ich konnte mein Englisch Schriftchen vollenden mit dem Titel: „Is the New Guinea primitive race destined to perish at the

30 Im Original ist zwischen S. 250 und S. 251 ein Blatt mit der Grabschrift Luise Flierls eingeklebt.

31 Der Überfall auf Albert Nurton fand am 24. September 1936 statt. Die erstaunliche Tatsache, daß es Frauen waren, die den Beamten angriffen, hat zu der Vermutung geführt, daß Nurton melanesische Frauen mißbraucht hatte (Hermann Joseph Hiery: *The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I*, Honolulu 1995, S. 257).

hands of European civilization? *Observations and Experiences*. By Joh. Flierl, D. D., Senior of the Lutheran Mission in New Guinea. Fifth Edition. Sixth Thousand.³²

Dieses englische Schriftchen mit 32 Seiten, in welchem ich die unverwerflichen Zeugnisse der Herren Chinnery, Lane Poole und Nurton zusammengestellt hatte mit den dazu nötigen Bemerkungen, war wohl das Beste, was aus dem Verlag meines Neu-Guinea-Hauses hervorging und erlebte also in kürzester Zeit fünf Auflagen. Neben weiter Verbreitung schickte ich es an alle zuständigen Stellen, an meine Mitarbeiter auf dem Feld, an die amtlichen Stellen in Neu Guinea, besonders in Rabaul, auch an den Kolonial-Minister in Cannberra, der durch seinen Sekretär den Empfang freundlich bestätigen ließ und Zusage auf Abhilfe machte. Ich schickte es auch an den früheren Administrator, Brigade-General Tom Griffiths, den ich später persönlich darüber sprechen konnte, und der besten Erfolg wünschte. –

Pastor Theile war damals zum Jubiläum in Deutschland, seine Frau, die in Brisbane seine Vertretung hatte, schrieb mir, daß das Schriftchen gut sei. Sekretär Pastor Täuber von Amerika schrieb mir: Der Inhalt des Schriftchens sei von bleibendem Wert. In australischen Missions- und auch Regierungskreisen erweckte es Aufsehen. Missionsmänner von Sydney schrieben mir und baten um Zusendung von Exemplaren. Der Administrator von British New Guinea in Port Moresby ließ durch seinen Sekretär um Zusendung von Exemplaren von diesem „Most excellent Booklet“ bitten.

Das war ein guter Abschluß der Erscheinungen aus meinem Selbstverlag im Neu-Guinea-Haus, wenn dadurch auch die beklagten Übel nicht völlig behoben werden konnten. Der Gegensatz gegen die christliche Mission liegt eben zu tief. |

251|252

32 Der volle Titel lautet: *Is the New Guinea Primitive Race destined to perish at the hands of European Civilization? Observations and Experiences by Joh. Flierl, D. D., who for more than four decades lived and worked in former German New Guinea, and who right to the jubilee year of the Mission in New Guinea has regularly received reports and minutes of meetings held in connection with the work on the mission field*, im Selbstverlag, Tanunda 1937.

GÄSTE IM NEUGUINEA-HAUS

Hier sei zunächst des 5. Oktober 1932 gedacht! Oktober ist der australische Frühling. Wenn die Winterregen normal sind, werden einige Monate vorher die Weizensaaten bestellt, und auf den Fluren um Tanunda wogen die herrlichen Getreidefelder, die Weinfelder ergrünen, die Obstgärten blühen, und es ist die schönste Zeit des Jahres.

Die Küstenebene von Adelaide über Tanunda hinaus weit nach Norden ist einer der gesegnetsten Landstriche Australiens, wo der Regenfall gut und regelmäßig ist, und die Kultur hat nachgeholfen. In den Bergketten östlich von Adelaide und Tanunda wurden große Staubecken geschaffen, in denen die Winterregenwasser sich sammeln, und Wasserleitungen führen den nassen Segen weit übers Land. Auch in unserm Hausgarten hatten wir die Leitung, die wir beliebig anzapfen konnten, um unsern Garten frisch und grün zu erhalten und seiner Früchte zu genießen. Für den Bedarf von Wasser in Haus und Küche hatten wir einen großen Wellblechtank am Haus, der nicht leer wurde bei den öfteren Regen in und um Tanunda. Es ziehen auch Leute mit Maschinerie herum, die um etwas Entgelt schmutzigen Bodensatz aus den Tanks entfernen, ohne das reine Wasser abzulassen.

So war es also im Oktober 1932 wiederum Frühling, wie es, 50 Jahre vorher, im Oktober 1882 Frühling gewesen war und damals der 5. Oktober der schöne Frühlingstag unseres Lebens, nämlich unser Hochzeitstag, da der gute Vater Auricht in der alten Langmeil-Kirche uns traute, der ersten Kirche dieser Gemeinde, die mehr einem großen Schafstall glich als einer Kirche und in der man mit nicht minderer Andacht zusammen kam und den höchsten Herrn [des] Himmels und der Erde anbetete und verehrte in seinem lieben Sohn Jesus Christus, unserm Heiland und Erlöser.

Nun, am 5. Oktober 1932, kamen wir in der neuen schönen Dankeskirche zusammen, die an die Stelle der alten Langmeil-Kirche erbaut worden war. Es geschah am Tag unserer goldenen Hochzeit. Der alte Vater Koschade war mit seiner Tochter Elisabeth von Callington hergekommen. Abends vorher, vom Bahnhof in Tanunda kommend, fiel er trotz Geleit seiner Tochter und verletzte sich etwas. Er hatte die Ansprache in der Kirche halten wollen. Nun tat es an seiner Statt der Direktor Paul Löhe von Adelaide, doch konnte der Vater Koschade mit leicht verbundenem Kopf der Feier beiwohnen. –

Der alte Bruder Kuß war von Lowbank am Murray-Strom hergekommen im eignen Auto, das ein Sohn von ihm führte. Vor allem waren natürlich die beiden Ortspastoren bei der Feier anwesend und noch Andere und vor allem zahlreiche Glieder der Lutherischen Gemeinden am Ort.

Als wir nun aus der Kirche zurückkehrten ins Neu-Guinea-Haus, da begegnete uns, welch wunderbares Zusammentreffen!, der berühmte deutsche Flieger, Hans Bertram, der das Buch geschrieben „Flug in die Hölle!“, in welchem er Gott die Ehre gab, daß er durch »braune Samariter« von Austral-Negern, unter Einfluß der Mission stehend, mit seinem Kameraden vom Tod errettet wurde.³³ Pastor Held stellte uns den Flieger vor, und wir konnten gegenseitig uns beglückwünschen.

252|253

Am Abend hielt Flieger Bertram in der großen *Memorial Hall*, zum Andenken an den Weltkrieg erbaut, einen Vortrag, dem ich natürlich nicht beiwohnen konnte, denn ich hatte | bei meinen Ehrengästen im Neu-Guinea-Hause zu bleiben.

Am Spätnachmittag gab die Gemeinde Langmeil allen Gästen unseres Festes, die dazu kommen konnten, im geschmückten Saal des Schulhauses der Gemeinde ein Festessen.

Es waren noch zwei Brautjungfern unserer grünen Hochzeit am Leben und bei der goldenen Hochzeit anwesend, darunter unsere Schwester und Tante, die Frau Lademann. Die jüngere Schwester der Mutter, Emma, war ja mit Pastor Sabel in Nain verheiratet. Diese nahe wohnenden Verwandten kamen ja mit eigenem Fuhrwerk häufig nach Tanunda zu nötigen Geschäften und dabei auch zu Besuch ins Neu-Guinea-Haus. Diese Familie mit Haustöchtern war natürlich bei der Feier unserer goldenen Hochzeit vertreten. Es war eine so schöne Feier in der Heimat der lieben Mutter, eine Erfüllung des Wortes: „Um den Abend wird es Licht werden!“³⁴

An Gäste im Neu-Guinea-Haus denke ich noch bei einer anderen Gelegenheit, über ein Jahr vor unserer goldenen Hochzeit. Es waren Tage gegen Ende August 1931, da die General-Synode der VELKA, die nur alle drei Jahre tagte, ihre Sitzung in Tanunda abhielt, gegen Ende des August, da auch immer schon die mildere Frühlingszeit einsetzt mit grünenden Saaten.

Dieser General-Synode wohnte auch unser Feld-Direktor, Pastor Theile aus Brisbane, bei, und er war in den Tagen der Synode unser Gast im Neu-Guinea-Haus, wobei wir in meinem schönen Studierzimmer ihm das Quartier bereitet hatten, wo er an meinem Schreibtisch arbeiten konnte. In unserem großen Eßzimmer fand damals auch eine Sitzung des Missions-Komitees für Neu Guinea statt, dessen Vorsitzender der Pastor A. Hiller von Queensland war.

Die Sitzungen der General-Synode wurden in der schon erwähnten *Memorial Hall* abgehalten und auch die Synodal-Gottesdienste, weil dafür unsere Kirchen in Tanunda nicht groß genug gewesen wären.

33 Hans Bertram: Flug in die Hölle. Bericht von der „Bertram-Atlantis-Expedition“, Berlin 1933. Flierl bezieht sich auf das Kapitel „Samariter der Wildnis“, S. 140–148, das mit zahlreichen Photographien bebildert ist.

34 Sach 14,7b.

Ich hatte für diese General-Synode auch eine Arbeit übernommen, nämlich ein Referat über das Thema: „*Ein Majestätsverbrechen der Menschheit gegen den allmächtigen Schöpfergott.*“³⁵

Ich übernahm diese Arbeit aus triftiger Veranlassung. Ein prominenter Mann nämlich hatte mich gleichsam um ein Gutachten gefragt: Ob nicht auch in der Mission Geburtenverhinderung statthaben sollte, da doch die Auferziehung der Missionarskinder so schwierig sei. Ich gab darauf die Antwort: Wenn man in der Mission keine Kinder haben wolle, müsse man auf die Ehe verzichten. Alle anderen Praktiken seien verwerflich.

Es ist bekannt, daß die ersten deutschen Siedler in Australien durchweg große Familien hatten, und Gott segnete sie trotz aller Not und Schwierigkeit. Neuerdings reißt auch da der Rassenselbstmord ein wie bei fast allen Kulturvölkern.

Aus dem Grund fühlte ich mich gedrungen, mein Zeugnis abzulegen. Ich verlas das oben erwähnte Referat in einer Sitzung am 25. August 1931. Nach Verlesung des Referats erließ die General-Synode folgende Resolution:

Resolution der General-Synode in Tanunda die Geburtenkontrolle betreffend:

Nach Anhören des ersten Referats D[r]. J. Flierls und unter dem Eindruck desselben wurde folgende Resolution als Antrag eingebracht und einstimmig angenommen: –

253|254

Da die H[eilige] Schrift 1. Mose 1: »Seid fruchtbar und mehret euch«,³⁶ Psalm 127: »Kinder sind eine Gabe Gottes und Leibesfrucht ist ein Geschenk«,³⁷ Mark[us] 10: »Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht«,³⁸ die Geburtenkontrolle verwirft;

Da ferner die Geschichte unwidersprechlich lehrt, daß irgend eine Mißachtung des göttlichen Willens in dieser Richtung durch Niedergang und Untergang von Völkern und Reichen bestraft wird;

Endlich, da es not tut, daß alle, die ganz und fest auf dem Boden der H[eiligen] Schrift stehen, und denen das Wohl ihres Volkes und Landes am Herzen liegt, in einer Zeit, da die Auflehnung gegen den Willen und das Gesetz Gottes immer mehr zunimmt, ihre Stimme erheben, sei beschlossen: –

35 Der Text des Referats liegt im Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau vor (vorläufige Aktennummer 5.58 I 18). Flierl publizierte ihn später auf deutsch und englisch: Johann Flierl: Ein Majestätsverbrechen gegen den allmächtigen Schöpfergott, im Selbstverlag, Tanunda 1931 = A Capital Crime on the Part of Humanity against God the Almighty Creator, im Selbstverlag, Tanunda 1931.

36 Gen 1,28.

37 Ps 127,3.

38 Mk 10,14.

Die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Australien erklärt sich gegen Geburtenbeschränkung und verpflichtet sich, mit all ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen diese sündliche und verbrecherische Zeiterscheinung zu zeugen und zu wirken.

Des weiteren ward beschlossen, das Referat und diese Resolution in unseren Blättern und als Pamphlet in deutscher und englischer Sprache zu veröffentlichen. – Möge das Zeugnis ein Echo in allen Häusern unserer Kirche und darüber hinaus finden. –

Direktor Löhe übersetzte das Referat in die englische Sprache, und so wurde es in den beiden Kirchenblättern Deutsch und Englisch abgedruckt, ebenso in Sonderheften von rund 30 Oktavseiten im Verlag unserer Kirche und zur Verbreitung durch die Buchhandlung unserer Kirche in Nord-Adelaide.

Im Jahre 1933 hatten wir im Neu-Guinea-Haus längeren Besuch von durchgehenden N[eu-]G[uinea-]Leuten. Br. Wagner brachte unsern Enkel Siegfried mit und nahm ihn nach einigen Monaten mit heim ins Vaterland.

Unsere Tochter Elise mit ihrem Mann, Georg Pilhofer, Missionar, kehrte bei ihrer Rückreise aufs Feld für einige Wochen bei uns ein. Elise sah dabei das letzte Mal ihre Mutter.

Daß Diakon Karl Kirsch etliche Wochen bei uns war zu freundlicher Hilfe während meiner Herzanfälle, ist schon früher erzählt. Zu anderer Zeit war der neue Sendling Horrolt³⁹ bei Ausreise aufs Feld bei uns einige Wochen zur Herberge, um die Aurichtsche Druckerei kennen zu lernen. Missionsrat Linsenmeiers⁴⁰ Braut, Fr. Riedel⁴¹, herbergte bei uns drei Monate, in Tanunda Nähunterricht zu besuchen.

Einmal besuchten uns auch Queensländer Pastoren unserer Synode und mehrmals Pastoren der Australischen Synode mit ihrem Missions-Direktor Noak [und] mit Missions-Kandidaten, die auch ein Arbeitsfeld auf N[eu] G[uinea] übernehmen wollten und dann auch in freundlicher Vereinbarung die Insel Ruk mit Siasi und unserer dortigen Station erhielten.

Gelegentliche Besucher von Freunden aus Nah und Fern hatten wir immer einmal. – Das sei genug über Gäste in unserem Neu-Guinea-Haus. |

39 Der 1903 in Oberwurbach in Mittelfranken geborene Georg Horrolt reiste nach seiner Ausbildung in Neuendettelsau 1932 nach Neuguinea aus. Dort war er bis zu seiner Internierung während des Zweiten Weltkriegs und erneut ab 1947 als Missionar tätig.

40 Der Missionar Georg Linsenmeier, geboren 1901 in Alesheim in Mittelfranken, wurde 1930 nach Neuguinea ausgesandt, wo er bis zu seiner Internierung im Jahr 1940 arbeitete.

41 Margarete Riedel, eine Tochter des Neuendettelsauer Sendlings Wolfgang Riedel in Tanunda, heiratete Georg Linsenmeier 1933 und lebte als Missionarsfrau mit ihm in Neuguinea. Da sie das Tropenklima nicht vertrug, blieb die Familie nach Ende des Zweiten Weltkriegs in Australien.

DAS NEUGUINEA-HAUS WURDE DAS STERBEHAUS DER LIEBEN MUTTER

Es ist bemerkenswert, daß die liebe Mutter alsobald, da [sie] für dauernd nach Tanunda ziehen konnte, an [eine] eigne Grabstelle dachte auf dem Friedhof unserer dortigen Kirche, wo ihre Eltern schon ruhen und ein Teil ihrer Geschwister und so viele andere Freunde, Verwandte und Bekannte. Sie fragte erst die alte Mutter Hahn, ob die einen Teil ihrer Grabstellen abgeben könnte, und als es damals damit nichts wurde, wandte sie sich an den zuständigen Mann, den Kurator des Friedhofes, den Organisten Theodor Geyer⁴². Der fand Rat. Eine aus Tanunda und unserer Gemeinde ausgewanderte Familie nach Sydney oder einem andern Teil von Ostaustralien gab ihre vier Grabstellen zurück, und wir übernahmen sie um ein Pfund Sterling⁴³ pro Grabstelle. –

Ich dachte ja natürlich auch an die Möglichkeit baldigen Sterbens und hatte allen Grund dazu nach meinen öfteren Herzanfällen, schon zur Zeit des Weltkrieges auf N[eu] G[uinea] und auch wieder in Tanunda, und auch an die Regel denkend: Der Junge kann, der Alte muß sterben! Doch machte ich mir keine Sorge über [eine] Grabstelle, eine Familiengruft konnte und wollte ich für uns doch nicht bauen, und sonst dachte ich, wenn ich ja unversehens stürbe, so würden die Freunde wohl ein Plätzlein finden, mich beizusetzen. Doch war mirs auch recht, nach dem Wunsch der lieben Mutter nun [ein] eigen Plätzlein zu haben und zu wissen als sicheres Quartier nach dem Tode.

Doch einige Jahre durfte unsere liebe Mutter noch mit uns und wir mit ihr in dem schönen N[eu-]G[uinea-]Hause wohnen.

Ich dachte dabei an die Erzählung aus dem Leben des frommen Klaus Harms⁴⁴ in Kiel, der, als er in den Ruhestand zu treten hatte, sich außerhalb der Stadt ein kommoderes Häuslein bauen ließ, in welchem seine herzleidende Lebensgefährtin keine Treppen sollte zu steigen haben, aber vor dem Einzug starb sie noch. Unsere liebe Mutter konnte und durfte mit uns ins schöne N[eu-]G[uinea-]Haus einziehen und rund dreieinhalb Jahre drin wohnen. Sie hatte ihre Älteste bei sich als gute Stütze.

In Australien, sonderlich in Tanunda, haben es die Hausfrauen gut. Sie brauchen nicht so viel einkaufen gehen wie etwa hier in Dettelsau, zum Bäcker, Metzger, Krämer usw. Dort wird alles ins Haus gebracht.

42 Theodor Geyer (1873–1945).

43 Etwa 20 Goldmark.

44 Der Theologe Claus Harms (1778–1855) war Pfarrer in Kiel.

Da kommt die Metzgerkarre oder auch Auto, oft gleich zwei Fuhrwerke in Konkurrenz. Man wählt sich seinen Mann und hält sich an ihn und kann jede Auswahl treffen ganz nach Geschmack und Mittel. Der Bäcker bringt auch mit Fuhrwerk seine Weißbrote. Der Krämer und Kolonialwarenhändler schickt den einen Tag seinen Ordensmann herum, der schreibt sich die Wünsche der Hausfrauen auf, und am nächsten Tag kommen dann die Pakete mit Reis, Zucker oder Kaffee – was man eben wieder bestellt hat. – Auch Schnittwaarenläden gibt es am Ort, da kann man selber hingehen und sich das Beste aussuchen, und wenn man [etwas] besonders Feines haben will, so kann man bequem nach der Landeshauptstadt Adelaide fahren.

255|256 Die liebe Mutter war ja von N[eu] G[uinea] her Einfachheit gewöhnt und war es zufrieden, in ihrem Geburtsstädtlein es auch noch etwas bequemer zu haben. |

In den ersten Jahren unseres Lebens im N[eu]-G[uinea]-Haus war die liebe Mutter noch verhältnismäßig gesund und rüstig an der Grenze der Siebzig. Sie konnte mit Bahn und Auto noch Reisen machen und auswärtige Freunde besuchen, auch gelegentlich mich begleiten auf Vortragsreisen.

Am öftesten waren wir natürlich im nahen Nain, bei Pastor Sabels, ihrer jüngsten Schwester Emma. Öfters war sie auch mit in Adelaide, wo sie mit der Frau Direktor Löhe gut befreundet war. Öfters war sie mit in Hahndorf beim einzigen noch lebenden Bruder, dem Jüngsten, welchen sie noch auf den Armen getragen, als ich ins Land gekommen. Er war nun der angesehene Doktor Theodor Auricht. Wir waren auch dort in seiner schweren Trauer, da er seine noch verhältnismäßig junge zweite Frau⁴⁵ zu Grabe geleiten mußte, die ihm zwei Kinder hinterließ.

Einmal war sie mit ihrer Schwester auf der Yorkes Peninsula, wo unser Neffe Hans Sabel⁴⁶ als Pastor stand mit blühender Familie. Wir trafen uns dort, es war gegen Ende 1931, wo ich von Yorke Town aus nach dem Norden der Halbinsel reiste und die Mutter mit ihrer Schwester Emma abholte. Einmal waren wir am Murray, bei der Familie Schmidt. Die Frau Schmidt, geb[orene] Vogelsang, war von Bethesda her der Mutter Patenkind.⁴⁷

In Nain waren wir zur Hochzeit unserer Nichte, der Irene Sabel⁴⁸. Dazu war auch der Bruder der schwesterlichen Braut mit Familie gekommen, beinahe verspätet auf eigenem Auto vom Norden der Yorkes Peninsula herüber. Durch einen Wolkenbruch waren sie unterwegs in Lebensgefahr gekommen. Als sie den hohen Hummoks-Bergen entlang fuhren, ging ein Wolkenbruch nieder, der eine plötzliche Flut und Überschwemmung verursachte, wie es im trockenen Australien gar nicht so selten ist. Im

45 Hilda Auricht, geborene Rudd (1887–1932), hatte sich 1915 mit Theodor Auricht verheiratet.

46 Hans Sabel war der Sohn von Emma und Adolf Sabel.

47 Luise Eleonore Schmidt, geborene Vogelsang (1883–1969), war eine Tochter von Anna Maria und Hermann Vogelsang. 1907 heiratete sie Carl Gottlieb Schmidt.

48 Irene Sabel, nachmalige Schultz, war die Tochter von Emma und Adolf Sabel.

geschlossenen Auto merkten sie die Gefahr gar nicht. Sie wären sicher von den gewaltigen Fluten mitsamt ihrem Auto von der Straße hinuntergerissen worden und hätten mit ihren Kindern elend ertrinken müssen, wenn nicht hinterdrein fahrende Reisende die Gefahr erkannt hätten und zur Rettung herbeieilten. Sie mußten hinten das Verdeck des Auto aufreißen und die Eltern mit den Kindern nach rückwärts herausziehen und aus den Fluten bringen.

Diese verliefen sich schnell. Die Retter in der Not halfen dem Pastor sein Auto in eine nahe Garage schaffen, wo die Schäden ausgebessert wurden und dann am nächsten Morgen der junge Pastor im Auto, dessen Deck wieder geflickt war, mit seiner Familie gerade noch zur Hochzeit der Schwester nach Nain kommen konnte.

Bei einer ähnlichen Flutkatastrophe auf der kleinen Hochebene nahe Pointpass kam der alte Vater Reuther zu Tode mit sammt seinem Fuhrmann, als er mit [dem] *buggy* zur Bahnstation fahren wollte, und Direktor Löhe zur eigenen goldenen und zur grünen Hochzeit seines Sohnes Arthur abholen wollte.

Ähnliche Fluten gibt es in dem verwandten Klima in Texas, wo bekanntlich Wilhelm seine Familie durchs Wasser tragen mußte, um seine Ford nicht zu riskieren.⁴⁹

Wie ich im vorigen Abschnitt erzählte, war also die liebe Mutter im Oktober 1932 noch wohlauf, wo wir fröhlich unsere goldene Hochzeit feiern konnten, und das ganze folgende Jahr, bis Oktober 1933, erfreute sie sich guter Gesundheit.

So hatte sie noch die Freude, während dieses Jahres noch den Enkel Siegfried, den Ältesten unseres Jüngsten, und Elise mit ihrem Mann, Missionar Pilhofer, für längere Zeit | im N[eu-]G[uinea-]Hause als Gäste zu beherbergen.

256|257

Da, an einem der ersten Tage des Oktober 1933, als sie morgens aufstehen wollte, fiel sie vor ihrem Bette hin. Sie war nicht bewußtlos, suchte wieder aufzustehen, an einem Griff der nahen Kommode sich anhaltend. Dora, die in ihrem Zimmer den Fall gehört, eilte herbei, und wir halfen ihr auf und brachten sie wieder auf ihr Bett. Sie blieb bei Bewußtsein, fühlte sich aber schwach. Dora rief telephonisch den Arzt, Doktor Altmann, herbei, der am andern Ende des Ortes wohnte. Er stellte fest, daß es ein Schlaganfall gewesen, der zunächst leichte Lähmung der einen Seite, an Hand und Fuß, zurückließ und anfänglich etwas lallendes Sprechen, was alles sich merklich besserte durch einige Tage Bettruhe.

Hier möchte ich gleich den beiden Ärzten ein ehrendes Denkmal setzen, Altmann in Tanunda und Hoopmann in Nuri oder Angaston, Letzterer Pastors-Sohn von Yorke Town, seine Mutter eine warme Freundin unserer N[eu-]G[uinea-]Mission, obwohl der Missouriisch gerichteten ELSA oder Australischen Synode angehörig. Sie gab immer wieder als ungenannt eine Gabe für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. Altmann gehörte der gleichen Synode an. Sie hatten das Concordia College oder Mittelschule der ELSA besucht und dann an der Universität Medizin studiert, hielten sich strikt

49 Diese Begebenheit wurde in II 272 berichtet.

zu ihrer Kirche und behandelten die Pastoren umsonst und auch uns Missionsleute von N[eu] G[uinea]. Bei der Todeskrankheit unserer Mutter im nächsten Jahr kam Dr. Altmann an einem Tag neun Mal zum N[eu-]G[uinea-]Haus. Beide Ärzte hatten natürlich Autos.

Als ich nach dem Tode der Mutter an einem Herrenabend in Pastor Helds Haus, da ein Weltreisender einen Vortrag hielt, im dunklen Hauseingang eine falsche Tür öffnend in den Keller hinabfiel, hatte ich mich zwar nicht ernstlich verletzt, aber etwas Gehirnerschütterung davon getragen. Doras Fernruf an Dr. Altmann gab dessen Frau weiter an Dr. Hoopmann, da Altmann nicht zu Hause [war], und Hoopmann kam sofort mit seinem Auto und ordnete das Nötige an. Auch während unseres letzten Urlaubs in Lightspass lebend, hatte Dr. Hoopmann Mutter gratis behandelt. Auch Dora erfuhr während ihrer Ausbildungszeit in Australien von den beiden genannten Ärzten Freundlichkeiten. –

Mutter erholte sich also von ihrem ersten Schlaganfall anfangs Oktober 1933 wieder ziemlich gut. Weitere Wege konnte sie freilich nicht mehr machen und nur an meinem Arm sich anhaltend. So besuchten wir noch oft die Schwester Bertha Lademann, die in ihrem Witwensitz ganz nahebei wohnte, auch einige Male die befreundete Familie Graetz und nur einmal in dem Jahr die etwas entfernter wohnende Familie August Geyer.

Zu unserer nahen Kirche gingen wir miteinander regelmäßig jeden Sonntag. Ich nahm immer unsern leichten Hocker aus Spanischem Rohr von N[eu] G[uinea] mit, in welchem Mutter bequem sitzen konnte, und ich saß in der Kirchenbank daneben.

Ich hatte Mutters Krankheitsfall etwas zu leicht genommen, hoffte, es würde langsam immer besser gehen. Sie war noch immer tätig in der Küche neben ihrer Dora bei Gemüseputzen und dergleichen leichten Arbeiten. In Freistunden saß sie dann im bequemen Klappstuhl auf der vorderen Veranda. –

Die alte Mutter Graetz hatte schon vor unserer Ankunft in Tanunda einen schweren Schlaganfall gehabt, wurde bewußtlos im Garten liegend gefunden und war nun seit Jahren schon wieder wohlauf. So, hoffte ich, würde es auch Mutter gehen. Neben meinen Lese- und Schreiarbeiten machte ich fast täglich größere Spaziergänge in der schönen Umgebung von Tanunda. Als ich einmal wieder ging und sie auf der Veranda saß, fragte ich Mutter, so gleichsam zum Scherz, ob sie nicht mitgehen | wollte? – Sie sagte nur still und traurig das Wörtlein: *cruel* – grausam. Sie konnte ja nicht.

257|258

Es hat mir später leid getan, daß ich nicht mehr der lieben, leidenden Mutter meine freien Stunden gewidmet. Sie litt natürlich mehr in ihrer Schwachheit, als sie sich merken ließ. – Ich hätte das beachten sollen und mehr Rücksicht nehmen auf ihren Zustand.

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!

Es kommt gar bald die Zeit und Stund',
Da du am Grabe stehst und klagst.⁵⁰

So kam der Oktober 1934 herbei. Es jährte sich der Schlaganfall der lieben Mutter vom vergangenen Jahr.

Pastor Sabel und Tochter waren wieder einmal in Tanunda und hatten vor Abfahrt bei uns im Eßzimmer Nachmittagskaffee. Mutter saß dabei und war recht still. Ich machte ahnungslos Scherze. – Die Gäste brachen auf, und wir begleiteten sie zur Haustür. Die Mutter winkte den Lieben von Nain noch nach.

Ich ging in den Hühnerstall, um die Eier abzunehmen. Ich kehrte ins Haus zurück und wollte den Segen der Mutter zeigen. Sie war in Doras Schlafzimmer auf dem Bett. Tante Bertha Lademann, die wegen Unpäßlichkeit sich mehrere Wochen bei uns aufhielt, sagte zu mir: „Luise kam eben herein und sagte, sie sei nicht wohl, auf meinen Rat hat sie sich hingelegt.“

Das war gut. Da sie sich rechtzeitig legte, fiel sie bei diesem zweiten Schlaganfall nach Jahr und Tag vom ersten nicht hin. Sie mußte sich erbrechen. Dora kam herbei und nahm der Mutter die Brille ab und rief den Arzt. Der kam bald und verordnete kalte Überschläge auf den Kopf. Die Kranke sollte ganz ruhig liegen bleiben, zunächst in der Kleidung.

Sie atmete schwer mit Rasseln auf der Brust. Offenbar war beim Erbrechen etwas in die Luftröhre gekommen. Der Arzt kam wiederholt, und spät nachts half er mit dem freundlichen Nachbar Stähr die Kranke regelrecht zu Bette bringen auf ihrem Bett in unserem Schlafzimmer.

Das wurde nun ihr Sterbebett und Sterbezimmer. Sie kam nicht mehr zum Bewußtsein. Sie lag gleichsam 45 Stunden im Todeskampf. Es war eine Qual, ihr schweres Atmen und Röcheln Stunde um Stunde anzuhören. Der Arzt, der immer wieder kam, sagte, die Leidende hätte davon keinerlei Empfindung, er würde sonst schmerzstillende Mittel anwenden.

Wir konnten kein Wörtlein mehr mit ihr reden, nicht mit ihr, nur für sie beten und uns mit ihr dem Willen Gottes empfehlen. Auf Anordnung des Arztes sollten nur ihre Lippen ständig angefeuchtet werden. Freundliche Nachbarinnen, darunter die Frau Missionar Tremel, die noch bei ihrem Bruder, dem Theodor Geyer, wohnte, halfen dabei.

Wir taten die beiden Nächte kein Auge zu.

Am fünften Oktober, nachmittags, an ihrem und unserem zweiundfünfzigsten Hochzeitstag, ist dann die gute Mutter verschieden. Während ihrer kurzen Krankheit kam Pastor Theile, der gerade in Süd-Australien weilte, mit Pastor Sabel von Nain herüber, sah die Schwerleidende noch und betete für sie.

50 Es handelt sich hier um die erste Strophe des Gedichts „Der Liebe Dauer“ von Ferdinand Freiligrath.

Die guten Freunde taten alles für uns in unserem Leid auch zur Vorbereitung der Bestattung, welche am Sonntag Nachmittag stattfand, nachdem sie am Freitag Nachmittag gestorben war. Bruder Theodor von Hahndorf kam auch dazu und von Adelaide Direktor Löhe und Pastor Riedel. Der Ortspastor Hebart hielt die Leichenpredigt in der Kirche. Männer der Gemeinde, darunter Vater Wallent, trugen den Sarg vom Haus zum nahen | Friedhof bei der schönen Dankeskirche unserer Gemeinde. In Gegenwart einer großen Trauerversammlung wurde die Feier am Grabe gehalten mit Gottes Wort, Gesang und Gebet und darauf der Sarg an der Stelle ins Grab versenkt, die wir nach dem Anmahnen der sorgenden Mutter vorher erworben hatten.

Es erfüllte sich an der lieben Mutter das Liedeswort:

Dem Leib ein Räumlein gönn'
Bei seiner Eltern Grab,
Auf daß er seine Ruh'
An ihrer Seite hab.⁵¹

Auf die Trauermeldung hin nach Neu Guinea schrieb uns unsere Tochter Elise unter anderem, daß bei ihrem kürzlichen Besuch bei uns im N[eu-]G[uinea-]Haus die liebe Mutter einmal bekümmert gesagt hätte: Wenn wir, die Eltern, einmal von hinnen geschieden, dann würde ihre Älteste, die Dora, ganz allein in Australien bleiben müssen, während ihre Geschwister im Vaterland sein würden. – Sie, die Elise, hätte sie dann getröstet, daß sie alles tun wollte, daß auch die Dora bei den übrigen Geschwistern im Vaterland sein könnte.

Nun hätte ja freilich die jüngere Schwester dazu wenig tun können. Nur unser himmlischer Vater konnte es also fügen. Und er hat wohl die heimlichen Gebete der liebenden Mutter damit erfüllt.

Als ich 1936 die Einladung erhielt, ins Vaterland zu kommen, da gedachte ich der Mitteilung der Tochter Elise über das letzte Anliegen der Mutter, und das half mir zu dem Entschluß, mit Dora womöglich nach Deutschland zu ziehen. –

So sehe ichs auch von diesem Gesichtspunkt aus an als eine göttliche Fügung, ja als eine freundliche Gebetserhörung letzter Bitten unserer lieben Mutter, daß alles so gekommen, wie es kam, gegen alle unsere früheren Absichten. Die Vollendete wird von ihren lichten Höhen aus unsere Heimkehr ins liebe Vaterland mit Freuden begleitet haben.

Als anfangs 1937 es bei uns fest beschlossen war, nach Deutschland zu ziehen, da ließen wir noch der lieben Mutter Grab richten. Es war Zeit dafür, denn es war in den paar Jahren eingesunken.

Wir wollten nicht einen großen hohen Grabstein aufrichten lassen, wie es auch in Australien vielfach üblich ist. Solche senken sich leicht und stehen dann schief.

51 Zitat aus dem Kirchenlied „O Gott, du frommer Gott“, 1630 von Johann Heermann verfaßt.

Wir ließen auf dem Grab [eine] Zementdecke mit Einfassungsmäuerlein errichten mit ein paar Zoll Sand bedeckt, daß nicht viel Unkraut aufkommen kann. Zu Füßen wurden ein Paar große Trochusmuscheln aus Neu Guinea in die Zementdecke eingemauert und zu Häupten ein pultartiger Grabstein, auf dessen *Marmorplatte* folgende Inschrift steht: „Jesus – Christus. Hier ruhet in Gott Beate Maria Louise Flierl, Tochter des Pastor Auricht zu Langmeil-Tanunda. Geboren am 20. Mai 1861. Als treue Missionarsfrau pilgerte sie 52 Jahre auf Missionspfaden in Australien und Neu Guinea. Heimgegangen am 5. Oktober 1934 im Neu Guinea Haus allhier an ihrem 52. Hochzeitstag. Sie ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte ihr. Ps. 23. »Sie hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch.«⁵²“

Nahebei sind die Gräber der Missionare Tremel und Vetter. |

259|260

52 Nach dem Kirchenlied „Nun legen wir den Leib ins Grab“, das Michael Weiße 1531 dichtete.

WIE ICH IM NEUGUINEA-HAUS FREUND UND MITARBEITER DES FÜHRERS DER DEUTSCHEN NATION WURDE

Noch auf meinem Arbeitsfelde auf Neu Guinea las ich in deutschen, auch kirchlichen Blättern Nachrichten über die so seltsamen „Zionistischen Protokolle“.⁵³

Ich ließ mir dieselben kommen und erhielt eine englische Übersetzung, die den Inhalt des Russischen Textes wiedergab ohne eigenen Kommentar. Später las ich dann noch zweierlei deutsche Übersetzungen mit Zugaben der Übersetzung, die mir nicht gefallen konnten; um der entarteten Judenheit willen, von der so viel Übles ausging, wurde auch das ganze Alte Testament verworfen. Ich sagte mir, daß wer das Alte Testament verwirft, mit unerbittlicher Konsequenz dazu gezwungen wird, auch das Neue Testament zu verwerfen. Dieses ruht auf der Grundlage des Alten Testaments nach den einstimmigen Zeugnissen des Herrn Christus und seiner Apostel.

Moses und die Propheten! „Moses hat von mir gezeuget!“⁵⁴ sagt unser Herr Christus.

Wer am Alten Testament Anstoß nehmen will, der beachte das bündige Zeugnis eines Alten, der fest auf der göttlichen Wahrheit des Alten und Neuen Testaments steht. Er sagt:

Das Alte Testament ist ein Garten, ein Park, in dem herrliche Bäume, Sträucher und Kräuter stehen, viele Blumen, Blüten und Früchte zu Nutz den Menschen – aber in Winkeln und Ecken dieses Gartens und Parkes finden sich auch Misthaufen, die an ihrem Ort auch ihren Zweck haben. – Kommen Menschen in diesen Garten, welche Gutes suchen, die finden dessen genug zu ihrem Nutz und Heil. Kommen aber Säue hinein, die rennen in die Ecken und Winkel zu den Düngerhaufen und wälzen sich im Kote.

Welch herrliche Stellen finden sich im Alten Testament! So etwa der 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“ usw. – Oder das gute Wort: „Wie sollte ich ein so groß Übel tun und wieder Gott sündigen?“⁵⁵ – „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? – Wenn er sich hält nach Deinem Worte!“⁵⁶

53 Zu den „Protokollen der Weisen von Zion“ siehe die Einleitung in Teil 1, S. XXXVf.

54 Joh 5,46b.

55 Gen 39,9b.

56 Ps 119,9.

Die heiligen Schriftsteller auch des Alten Testaments trieben keine Schönfärberei, wie es unsere weltlichen Schriftsteller so häufig tun und dabei die Sünden beschönigen und ihre Helden in Rosenrot und Gold malen. Schonungslos werden die Sünden der Heiligen des alten Bundes genannt, nicht beschönigt oder entschuldigt. Die heiligen Schreiber und Propheten nennen und strafen die Sünden und treiben die Sünder in die Buße. Was da geschrieben ist, das ist uns zur Lehre und Besserung geschrieben. Es zeigt uns das Gericht des heiligen Gottes und auch die Gnade des barmherzigen und gnädigen Gottes. Vieles im Alten Testament, ja Alles ist Vorbild und Hinweis auf das Neue Testament, aus dem wir klar erkennen und lernen sollen, daß wir allzumal Sünder sind und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten, und daß wir allein können gerecht und neue Menschen werden durch den Glauben an den Sünder-Heiland Jesus Christus, der die ewige Erlösung für uns alle erworben hat am Kreuzes-Stamm auf Golgatha. |

Doch nun zurück zu den jüdisch-zionistischen Protokollen. Juden und Judengenossen sagen, schreiben und behaupten zwar: Die Juden hätten mit diesen zionistischen Protokollen nichts zu tun, sie seien eine Verfälschung der *gojim*, das heißt der nichtjüdischen Völker, diese Protokolle seien nicht echt.

Ja, sie werden insofern nicht echt sein, als die Juden selber sie sicher und wohlweislich nicht veröffentlicht haben, sie werden ihre schlimmen Pläne für die Weltrevolution nicht verraten haben. Jedoch nach meiner Überzeugung sind die in den zionistischen Protokollen ausgesprochenen Pläne jüdischen Ursprungs, welche wider ihren Willen und zum Glück für die Menschheit an das Tageslicht gekommen sind.

Es ist bezeichnend, daß dies Schriftstück auf russischem Boden entstanden ist, erst in hebräischer Sprache, dann ins Russische übersetzt und daraus später in Englisch und in Deutsch erschienen. Das geschah alles im Lauf des vorigen Jahrhunderts.⁵⁷

In Rußland sind alle diese Pläne zuerst pünktlich und man darf sagen mit photographischer Treue verwirklicht worden und vornehmlich durch jüdische Agenten von Amerika und dem Westen her. Die übrigen Völker, Reiche und Herrscher der *gojim*, sollten nach und nach das gleiche Schicksal erleiden. Die Juden sollten durch Besitz des Goldes und der Presse allüberall die Herrschaft antreten, die *gojim*-Völker und besonders ihre Jugend sollte durch Laster und Unglauben verdorben werden und damit alle Widerstandskraft gegen den Bolschewismus in der Weltrevolution verlieren.

Das große Verderben und Elend in dem ungeheuer großen Rußland sollte ich so ganz ungesucht kennen lernen. Ich war noch gar nicht lange in Australien in meinem zugebilligten Ruhestand, da wurde ich aus meiner Ruhe aufgeschreckt durch eine ganze Reihe von Briefen, über ein halbes Dutzend, die ich schnell hintereinander aus Rußland erhielt und zwar von verschiedenen Wolga-Deutschen, die ich nicht kannte

57 Das trifft nicht zu: Die Schrift wurde 1905 erstmals veröffentlicht, und eine hebräische Urfassung der „Zionistischen Protokolle“ hat es nie gegeben.

und die jedenfalls meine Anschrift aus Missionsschriften erfahren hatten. Die große Menge der Wolga-Deutschen waren ja Lutherische Christen und Missionsfreunde. Diese deutschen Briefe auf armseligem Papier enthielten jammervolle Hilferufe und tief erschütternde Bittgesuche aus abgrundtiefer Not des russischen Bolschewismus.

Was sollte ich armer und geringer Mann nun mit diesen tief [erschütternden] Bittbriefen anfangen? Einen veröffentlichte ich in unseren australischen Kirchenblättern, und es wurde in der Folge eine ansehnliche Summe gesammelt, welche die Leiter unserer Kirche an eine Stelle in Deutschland schickten, die zur Linderung der russischen Not geschaffen war. Einen solchen Brief sandte ich an die neue deutsche Reichsregierung und erhielt Bestätigung, daß er an eine Organisation „Brüder in Not“ wäre weiter gegeben worden, die dafür eingerichtet war, unsern leidenden Volksgenossen in Rußland zu helfen. Die meisten dieser Briefe aber sandte ich an den Pastor Ortenburger, der damals schon im Vaterland war und Erfahrung hatte in brüderlicher Nothilfe. Er sandte sie weiter an Herrn Professor Ulmer⁵⁸ in Erlangen, den Vorstand des Martin-Luther-Bundes, der mir daraufhin schrieb, daß an alle Absender der Bittbriefe an mich Nahrungsmittelpackete geschickt worden seien. Das geschah damals, anfangs der dreißiger Jahre, häufig. So war wenigstens auf alle an mich gesandten Bittbriefe hin etwas geschehen. Ich sagte mir natürlich, daß alle derartigen Hilfsleistungen an leidende und hungernde Volks- und Glaubensgenossen nur Tropfen auf heißen Stein seien, | so lange die schreckliche Quelle ihrer großen Notlage nicht verstopft werden kann, der Bolschewismus beseitigt. –

261|262

Durch die „Zionistischen Protokolle“ und die Bittbriefe aus Sowjet-Rußland aufmerksam gemacht, schaffte ich mir an Schriften alles an, in Deutsch und Englisch, aus dem ich Aufschluß gewinnen konnte über diese beiden Fragen, die mir so überaus aktuell geworden, über die Frage der „Zionistischen Protokolle“ und den Bolschewismus in Rußland.

Ich schrieb nicht allein im Neu-Guinea-Haus, ich las und studierte auch. Ich schaffte mir alle Schriften über die Judenfrage an, von Luther und Professor Kittel⁵⁹.

Ich trat in Verbindung mit dem „Fichte-Bund“ in Hamburg und erhielt von dorther viel wertvolles Material. – Ferner mit den „Briton Publishers in London“, die den Wahlspruch haben: „Britain for the Britons.“ Von dorthier erhielt ich das Buch Henry Ford[s] „The Jewish Question“⁶⁰ und viele Biographien von jüdischen Revolutionären

58 Der Theologe Friedrich Ulmer (1877–1946) war von 1924 bis 1937 Professor für Praktische Theologie in Erlangen und leitete in den Jahren 1928 bis 1939 den Martin-Luther-Bund, der lutherische Diasporakirchen unterstützt. Wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus wurde Ulmer 1937 zwangspensioniert und erst wenige Monate vor seinem Tod rehabilitiert.

59 Der Neutestamentler Gerhard Kittel (1888–1948) verfaßte eine Monographie mit dem Titel: Die Judenfrage, Stuttgart 1933.

60 Henry Ford (1863–1947), heute hauptsächlich als Gründer des Automobilkonzerns Ford Motor Company bekannt, trat seinerzeit als Verfasser antisemitischer Schriften hervor. Flierl bezieht sich

in Rußland, eine Menge kleiner Monographien. Ich erhielt auch eine einschlägige Zeitschrift über die Judenfrage aus Erfurt.

Ich ließ mir das Büchlein kommen von Hugo Flemming: „Israel, Gottes Volk oder Satansvolk“⁶¹ und fand darin diese Frage beantwortet nach meiner eigenen Überzeugung: Israel, Gottes Volk der Offenbarung im Alten Testament. Vom Hügel Golgatha ab, da es und soweit es Christus verwirft, wird es zum Satansvolk, bis auf eine kleine Auswahl am Ende, die den erkennen werden, in welchen ihre Väter gestochen haben, und dadurch wieder ein Segen werden für die *gojim*. – Ich habe das Büchlein: „Die Hungerpredigt, Deutsche Notbriefe aus der Sowjet-Union 1933“.⁶² Ebenso habe ich das Buch von Johannes Schleuning: „Aus tiefster Not! Schicksale der deutschen Kolonisten in Rußland“, in zweiter Auflage, das 1922 geschrieben wurde.⁶³

Zu der Zeit las ich in unserem amerikanischen Kirchenblatt die Anschrift des prominenten Mennoniten Abraham Kröker⁶⁴ in Mountain Lake, Minnesota, der in der russischen Revolution Unsägliches erlitten, bis er endlich und nach ihm auch seine Familie glücklich nach Nord-Amerika entkam. Er hatte eine Anzahl von Büchlein über seine Erlebnisse und Erfahrungen geschrieben. Er war ein führender Mann in den blühenden mennonitischen Kolonien in Südrußland, hatte eine Druckerei, gab eine christliche Wochenschrift heraus und einen christlichen Buchkalender und hatte in seinen Schriften Zeugnis abgelegt gegen die gottlose atheistische und antichristliche Revolution in Rußland von 1917 an. Dafür sollte er erschossen werden. Seine Frau hatte es erfahren und riet ihm eines Tages, er müsse verschwinden, um sein Leben zu retten. Nach kurzem Abschied floh er aus seinem Haus und von seiner Familie. Ein ganzes Jahr ging er flüchtig in Rußland, von Freunden verborgen gehalten, bis er seinen Weg über Konstantinopel nach Amerika fand. Ergreifend ist seine Erzählung: „Meine Flucht“ mit dem Motto: „Jehova hilft – Erfahrungen unter der Sowjet-Herrschaft, wie der Herr hindurch und herausgeholfen hat.“⁶⁵

In wie viel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet.⁶⁶

auf ein Kapitel des im Jahr 1920 von Ford veröffentlichten Sammelwerks „The International Jew. The World's Foremost Problem“.

61 Hugo Flemming: Israel Gottesvolk oder Satansvolk? Luther, die Juden und wir, Schwerin 1929.

62 Kurt Ihlenfeld [Hg.]: Hungerpredigt. Deutsche Notbriefe aus der Sowjet-Union, Berlin 1933.

63 Johannes Schleuning: Aus tiefster Not! Schicksale deutscher Kolonisten in Rußland, Berlin 1922.

64 Der aus der Ukraine stammende Abraham Kröker (1863–1944) wanderte 1922 nach Amerika aus.

65 Abraham Kröker: Meine Flucht, Striegau 1930.

66 Zitat aus dem 1680 von Joachim Neander gedichteten Kirchenlied „Lobe den Herren“.

Ich schickte an Kröker meine Missionsschriften und erbat dafür seine Schriften, die er mir alle schickte und die ich mit Eifer studierte. Wir wechselten auch Briefe.

Von Amerika erhielt ich auch eine wertvolle Monatsschrift der Baptisten: *Defender*⁶⁷, ein eifriger Verteidiger der | Biblischen Wahrheit. Der Schriftführer des *Defender* schrieb mir einmal nach Australien: „We are a Bible loving Family!“ Die Losung des *Defender* lautete: „Zurück zur Bibel, zurück zu den Glaubensliedern unserer Väter!“ Der *Defender* vertrat die Wahrheit, die auch meiner persönlichen Überzeugung entspricht, daß wohl einzelne Juden auch gegenwärtig noch sich aufrichtig zum Christentum bekehren können und dann keine Gefahr mehr sein werden für die Völker, unter denen sie wohnen. Dies umfangreiche Monatsblatt brachte allzeit sehr wertvolle Mitteilungen über die große Gefahr für die christliche Welt durch Kommunismus und Bolschewismus. Er brachte genaue Angaben darüber, wie stark und gefährlich die Partei des Kommunismus für Amerika sei, der sich einbohre in gar viele höhere Lehranstalten nicht nur des Staates, sondern auch in Kirchliche, weißen Ameisen gleich, und daß Kommunismus und Bolschewismus nächste Verwandte sind.

262|263

Das *Defender*-Blatt gab gelegentlich genaue Aufschlüsse über die Kriegshetze in Amerika vor dem Weltkrieg und stellte fest, daß vor diesem letzten Krieg die Hetze der jüdischen Kreise um Roosevelt womöglich noch größer sei. [Der] *Defender* bekämpfte mit allen Mitteln solche Kriegshetze, und bei Ausbruch dieses Krieges überschwemmten die *Defender*-Leute das Weiße Haus mit zwei Millionen Protesten gegen die Kriegshetze gegen Deutschland, die dadurch auch etwas eingedämmt wurde. Der *Defender*-Verlag gab auch eine sehr große Auflage von Plakaten heraus mit dem kurzen Satz in großen Lettern: „Keep America out of the war!“ An Autos und Häusern anzubringen. Der Schriftleiter des *Defender*, D[r]. Winrod, wurde auch dem neuen Deutschen Reich so ziemlich gerecht.

Ich las in Australien dieses Blatt Jahre lang und erhielt [es] hierher noch. Nun ist es natürlich ausgeblieben.

Bei meiner genauen Kenntnis der Judenfrage und der so hoch anschwellenden nahe verwandten Bewegungen des Kommunismus und Bolschewismus auf der ganzen Welt, die die Welt-Revolution anstreben und von dem entarteten Christus hassenden Judentum ausgehalten und mit allen ungunstigen Mitteln gefördert werden, achtete ich auch genau auf die großen Tages-Zeitungen in den australischen Hauptstädten, die ich ja nicht selber hielt, aber in den Häusern unserer Freunde kennen lernen konnte. Die australischen Farmer und Geschäftsleute, auch die Deutschstämmigen, müssen solche Zeitungen halten, schon des Geschäftes wegen. –

67 „The Defender“, die Monatsschrift der Organisation „Defenders of the Christian Faith“, wurde von dem baptistischen Fundamentalisten Gerald Burton Winrod (1900–1957) gegründet. Zu den fast 100 000 festen Abonnenten der kruden Schrift, die Hitler mit Martin Luther verglich, gehörte also auch Johann Flierl.

Da fand ich nun, daß alle diese Blätter offenbar jüdisch beeinflusst waren. Alles, was von Moskau kam, wurde in [den] Blättern gelobhudelt, alles, was mit Deutschland und besonders mit dem neuen Reich zusammenhing, begeistert. Charakteristisch war auch die Stellung von allen diesen Blättern zum letzten Spanischen Krieg. General Franko und die Kreise um ihn wurden als Rebellen bezeichnet, die Gegenseite als die Loyalisten.

Für meine Wenigkeit war es natürlich unmöglich, gegen diese großen Tagesblätter anzukämpfen.

263|264 Australien hatte natürlich verhältnismäßig nicht so viele Juden wie unser Vaterland. Es fehlte ja der direkte Zustrom von Ostjuden. Aber die Juden in Australien waren gewichtige Leute der großen Mehrzahl nach und prosperierten sehr. Ein junger Jude, der um die Zeit wie ich *pennyles* in Australien einwanderte, wurde mit seinen Nachkommen zu Millionären und besaß riesige Kaufhäuser in den Hauptstädten, und die Juden verstanden es auch, um die Gunst des Volkes zu buhlen mit passenden Zugmitteln. Adelaide hatte eine Zeit lang einen jüdischen Bürgermeister.⁶⁸ Das sei ein sehr guter Mann gewesen, sagte ein befreundeter Farmer zu mir. | Da war es denn kein Wunder, daß in Australien jüdisch Trumpf war. Sogar einen jüdischen General-Gouverneur hatte Australien längere Zeit, den Lord Isaak.⁶⁹

Es war so nur möglich, indirekt gegen die jüdischen Einflüsse in Australien anzukämpfen und wenigstens unsere Volks- und Glaubensgenossen in etwas zu immunisieren gegen diese beständigen Einflüsse der großen Tageszeitungen, die voll jüdischen Geistes waren.

Unsere VELKA hatte zwei Kirchenblätter, den Englischen *Lutheran Herald* und das deutsche *Kirchenblatt*. Im Einverständnis mit dem Schriftleiter, dem General-Präses Joh[anne]s Stolz, konnte ich durch ein paar Jahre im ganzen 22 Artikel in Englisch und Deutsch darin abdrucken lassen. Alle hatten die Überschrift „Stimmen aus Sowiet-Rußland!“ – „Voices from Soviet Russia!“ Dabei wurden natürlich die australischen Tageszeitungen nicht genannt, aber unsere Leute vernahmen nun auch die andere Seite, und allen, die hellhörig genug waren, mußte es aufdämmern, daß sie durch die Tageszeitungen hinsichtlich der europäischen Verhältnisse und Zustände hinter das Licht geführt wurden.

Schon in Neu Guinea hatte ich in den kirchlichen deutschen Blättern gelesen, wie jammervoll die Verhältnisse im Vaterland waren durch die Vorherrschaft der Linksparteien, die Zerrissenheit, die Arbeitslosigkeit, die Unterdrückung und endloses Aussau-

68 Der Jurist Isaac Isaacs (1855–1948), Sohn eines jüdischen Schneiders aus Polen, war von 1915 bis 1917 Bürgermeister von Adelaide. 1930 wurde er Präsident des Obersten Gerichts und Generalgouverneur von Australien.

69 Es ist dem Verfasser anscheinend nicht bekannt, daß es sich bei dem Bürgermeister und Generalgouverneur um ein und dieselbe Person handelt.

gen durch die übermütigen Siegerstaaten⁷⁰. Da las man mitunter Seufzer wie diese: „Möchte doch Gott der Herr unserm Volke einen richtigen Führer erwecken!“ – Und plötzlich stand ein solcher auf. Ich verfolgte die Vorgänge in der Heimat genau, drüben im fernen Südland. –

In Tanunda lebte ein reichsdeutscher Doktor, ein Arzt, welcher der Landesführer für die N.S.D.A.P. für ganz Australien wurde.⁷¹ Ein einziger unserer Pastoren gehörte der deutschen Partei an, ein Balte, der im Weltkrieg russischer Offizier gewesen war und darnach die Schrecken der Revolution erlebte, ebenso seine Frau, eine geb[orene] Baronin.⁷² Der Mann hatte im Baltenland die Mittelschule besucht und kam dann nach Australien und machte da in Nord-Adelaide unser Prediger-Seminar durch. Wir kamen in Tanunda öfters zusammen und ventilierten auch die Judenfrage. Er sprach über mich zum dortigen Landesleiter der N.S.D.A.P. Von diesem erhielt ich den Erlaubnisschein, in Adelaide das sogenannte „Hitlerzimmer“ zu besuchen und das dort aufgelegte Schrifttum zu gebrauchen.

Ich las um jene Zeit das Buch des Führers, „Mein Kampf“.⁷³ Ich las aber auch den „Mythus“⁷⁴ und die Gegenschriften von Pastor Künneth⁷⁵ und Pastor Homann⁷⁶,

70 Flierl bezieht sich auf die Reparationszahlungen, die das Deutsche Reich den Siegermächten des Ersten Weltkriegs zu leisten hatte.

71 Gemeint ist Johannes Heinrich Becker; Flierl nennt ihn nirgends namentlich. Siehe bezüglich seiner Person die Einleitung in Teil 1, S. XXXVI.

72 Der Verfasser bezieht sich offensichtlich auf den aus Fischhausen bei Königsberg stammenden Johann Adolf Richard Held und seine Frau Anna.

73 Adolf Hitler verfaßte seine autobiographisch angelegte Programmschrift „Mein Kampf“ in der Festschrift. Das Buch erschien zunächst in zwei Bänden, München 1925 und 1926, später als ungekürzte »Volksausgabe« in einem Band. In vielen immer wieder überarbeiteten Fassungen wurde „Mein Kampf“ bis 1945 in 12,5 Millionen Exemplaren verkauft.

74 Alfred Rosenberg: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, München 1930. Das Buch des nationalsozialistischen Ideologen Rosenberg erreichte bis Kriegsende eine Auflage von über einer Million Exemplaren. Rosenberg propagierte darin eine neuheidnische Rassenlehre, die anders als Hitlers scheinbar kirchenfreundliche Haltung bei gläubigen Christen wie Johann Flierl Widerspruch hervorrief.

75 Der Theologe Walter Künneth (1901–1997) stammte aus Etzelwang, wo auch Flierls Eltern zeitweilig gelebt hatten. Er war Mitglied der Bekennenden Kirche. Sein Buch: Antwort auf den Mythus. Die Entscheidung zwischen dem nordischen Mythus und dem biblischen Christus, Berlin 1935, vertritt zwar durchaus eine antijudaistische Position, wendet sich aber strikt gegen Rosenbergs Neuheidentum. Innerhalb weniger Monate wurden 36 000 Exemplare verkauft. Künneth wurde in der Folge mit Schreib- und Redeverbot belegt, und die *venia legendi* als Privatdozent in Erlangen wurde ihm entzogen. 1938 vermittelte ihm Hans Meiser eine Pfarrstelle in Starnberg. Nach dem Krieg erhielt Künneth in Erlangen eine Honorarprofessur und 1953 den Lehrstuhl für Systematische Theologie.

76 Rudolf Homann ist der Verfasser der Schrift: Der Mythus und das Evangelium. Die Evangelische Kirche in Abwehr und Angriff gegenüber dem „Mythus des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg, unter Berücksichtigung der soeben erschienenen neuesten Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“, Witten 1935.

die meiner Überzeugung voll entsprachen. Wie oben schon bemerkt, las ich damals auch zweierlei Übersetzungen der „Zionistischen Protokolle“ ins Deutsche, in denen, wie Freund Gielow sich ausdrückte: „Das Kind mit dem Bade aussgeschüttet wurde“, nämlich um der entarteten Juden der Gegenwart willen das Alte Testament verworfen.

Der uns befreundete Doktor⁷⁷ hatte einem unserer Pastoren gesagt, er solle keine Texte mehr aus dem Alten Testament nehmen, was der natürlich auf solche Autorität hin nicht annahm, und ich sagte dem Doktor gelegentlich in meiner Studierstube: „*Hands off* vom Alten Testament, wer das Alte Testament verwirft, hat auch kein Neues Testament mehr und keine Offenbarung der göttlichen Wahrheit.“

Bei gelegentlichem Besuch beim Doktor zeigte er mir auch Anmeldungen von unsern Missionaren in Neu Guinea. Ich selber trat der Partei nicht bei, wollte meine Vollbibel behalten | und meine christliche Weltanschauung im recht verstandenen Sinn der heiligen Schrift.

Aber als reichsdeutscher Volksgenosse, der Hitlers treffliches Buch: „Mein Kampf“ gelesen, der in deutschen Zeitschriften Gutes gelesen von der neuen Bewegung im Vaterland und von heimkehrenden Deutschland-Reisenden Gutes gehört von hoffnungsvollem Aufstieg des deutschen Volkes, war, blieb und bleibe ich ein Freund und soweit möglich ein Mitarbeiter des Führers der deutschen Nation.

Als im Lokalblatt von Tanunda ein Engländer Hitler schmähte als *soapbox orator*, schrieb ich eine scharfe Entgegnung, mich auf das Buch „Mein Kampf“ berufend, und fand den Beifall unserer Volksdeutschen. –

Und nun empfangen wir die Nachricht: Hitler sei zur Macht gelangt unter dem Reichs-Präsidenten General-Feldmarschall von Hindenburg – nun würde es wieder aufwärts gehen in Deutschland. Im Sinn vieler Freunde sandte ich [ein] Glückwunschschreiben nach Berlin, legte auch meinen Artikel aus der *Barossa News* bei und einen Bittbrief der Wolga-Deutschen Brüder und erhielt zu seiner Zeit Rückantwort.

Nachstehend die Correspondenz nach Berlin, eine Abschrift von dem Durchschlag in meinen Akten:

Neu Guinea Haus, Tanunda P. O., South-Australia,
den 22. Mai, 1933.

An Seine Exzellenz,
den Deutschen Reichskanzler,
Adolf Hitler.

Sehr geehrter Herr Reichskanzler.

Sie möchten es einem alten Bayern, deutschen Reichsangehörigen, zu Gute halten, wenn er Ihnen vom fernsten Südlande aus Gruß und Glückwunsch zusendet.

⁷⁷ Der bereits erwähnte Johannes Heinrich Becker.

Mit vielen Deutsch-Australiern freue ich mich von Herzen der großen Erneuerungsbewegung im alten Vaterland.

Die Englisch-Australischen Tageszeitungen hetzten ja erst böse, aber neuerdings kommen recht günstige Berichte von englischen Augenzeugen in Deutschland über die überaus heilsame Umwälzung dort gegen Juden und Kommunisten.

Die große Bewegung, welche Sie in einem Jahrzehnt harter Arbeit im ganzen Reich gegen die mächtigsten Widerstände bewirken konnten, ist zugleich ein Wunder der göttlichen Gnade. Diese Bewegung wird um so vollständiger werden und um so besser Bestand haben, je mehr Sie und Ihre Anhänger dem Allmächtigen Gott die Ehre geben, wie Sie ja auch tun und in den Auswirkungen der großen Bewegung im ganzen Lande geschieht.

Denn wahrlich: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen, wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst!“⁷⁸

Ihre große Zuversicht des Gelingens, als Sie noch weit vom Ziele waren, kann ich Ihnen nachfühlen in Erinnerung an eigne Erlebnisse, da ich im Jahre 1886 als Missionar-Pionier nach dem unbekanntem Menschenfresserlande Neu Guinea ausziehen durfte, wo ich dann beim Rücktritt 1930 Zehntausende von Missionschristen und noch viel mehr Anhänger der Mission unter meinen beiden Söhnen und den andern Missionaren zurücklassen konnte. – Auch im fernen Neu Guinea haben wir an den Schicksalen des teuren Vaterlandes teilgenommen.

Bald nach Kriegsausbruch mußte unser ältester Sohn, eben als junger Missionar aufs Feld gekommen, hinter den australischen Stacheldraht zu Liverpool bei Sydney wandern, und der Jüngere, daheim in der Ausbildung begriffen, hatte drei | Jahre dem Vaterland an der Westfront zu dienen. Geheilt von schwerer Verwundung wurde er Gefreiter mit dem eisernen Kreuz und hatte Rekruten zu drillen. Mit 60 derselben hatte er im Herbst 1918 nochmal ins Feld zu rücken nach Belgien. Dann kam bald der große Rückzug, weil in allen Feindesländern Revolution ausgebrochen sei! – Er fand diese dann nur im unglücklichen Vaterland. –

In Ihrem Buch „Mein Kampf“, das ich jüngst zum Lesen erhalten konnte, fand ich die Bemerkung: – Es sollte Jedermann in der Regierung, und selbst, wenn es ein gekröntes Haupt sei, freundliche Kritik vertragen können. Es würde das heilsam für seine große Aufgabe sein. – So darf ich ja wohl hoffen, daß Sie auch von mir altem Manne ein bescheidenes Wörtlein annehmen

265|266

78 Ps 127,1.

werden. Zunächst möchte ich meine große Freude aussprechen über den feinen Grundsatz, der auf Seite 127 Ihres Buches zu lesen ist: „Dem politischen Führer haben religiöses Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein.“ Dem gegenüber war mir ein Satz an anderer Stelle Ihres Buches bedenklich, nämlich: Die Kirchen in Deutschland sollten nicht an Hottentotten und Zulukaffern im fernen Afrika Mühe und Geld wenden, sondern besser den Nöten abhelfen, beim eignen Volk daheim.

Als Missions-Senior, der 52 Jahre seines Lebens nicht an afrikanischen Stämmen, sondern an noch ärmeren und geringeren, an Australnegern im Inland dieses Kontinents und an Papua auf Neu Guinea arbeiten durfte, darf ich wohl auch ein Wort für die christliche Heidenmission sagen. Ich möchte drei triftige Gründe für dieselbe vorbringen: – 1) Die Kirchliche Einrichtung der Heidenmission ist nicht etwa eine bloße Liebhaberei der christlichen Kirchen, sondern ihre ernste und heilige Pflicht gemäß dem Gebote des Herrn der Kirche, Matth[äus] am Letzten: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur!“ – 2) Diejenigen Kreise daheim, welche für die fernen Heiden Opfer bringen, opfern auch am willigsten für die Not daheim. Ich darf dabei verweisen auf unsere Neuendettelsauer Gesellschaft für Innere und Äußere Mission, die über 1 000 Diakonissinnen – Dienerinnen der Barmherzigkeit – daheim im Dienste stehen hat in Schulen, Krankenhäusern, Pflegeanstalten usw., dazu auch noch Dutzende von Diakonen. – 3) Die für Heidenmission aufgewandten Gelder kommen zu einem guten Teil auch wieder der heimi[schen Gesells]chaft zu Gute, bei Ausbildung der Missionare, bei Aussendung so viel immer möglich mit deutschen Schiffen usw. Auch wird ein gut Teil der fürs ferne Arbeitsfeld notwendigen Waaren von Deutschland bezogen. – Hier gilt es nicht kleinlich und engherzig zu sein. „Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit.“⁷⁹ Unsere Missionschristen in Neu Guinea haben sehr bald die guten deutschen Waaren schätzen gelernt, die sie auch nicht geschenkt erhalten. – Sie freuen sich, daß nun auch wieder Lloyd-Dampfer Finschhafen anfahren. Die gesammten Aufwendungen aller deutschen Missionsgesellschaften sind geringfügig im Vergleich zu Aufwendungen eines Teils des deutschen Volkes für ganz unnötige Luxusartikel vom Auslande her. So las ich kürzlich, daß von Paris um 7 Millionen R[eichs-]M[ark] *lipsticks* eingeführt wurden zum Färben der Lippen von Modedamen. Derartige Extravaganzen dürften wohl gesteuert werden. –

Ich vertraue, daß der christlichen Heidenmission von Seite Ihrer Regierung keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt werden wird. Noch einige Stellen ganz

79 Pred 11,1.

anderer Art finden wir in Ihrem Buch und sind mir aufgefallen und haben in mir ernste Bedenken erweckt, und ich darf mich wohl offen darüber aussprechen. | Es sind die Stellen, wo Sie sagen: – *Das neue Deutsche Reich müsse sich nach Osten hin mit dem Schwert mehr Raum schaffen für seine wachsende Bevölkerung.* –

Es ist doch höchst wahrscheinlich, daß Ihr überaus wichtiges und berühmtes Buch auch in fremde Sprachen übersetzt wird, und solche Eroberungsabsichten des neuen Reiches wären wohl als Achilles-Ferse desselben anzusehen, geeignet eine allgemeine Deutschenhetze bei allen Nachbarvölkern zu erwecken.

Was dem Einen billig ist, das ist dem Andern Recht. Wir tadeln an Frankreich die alten Raubzüge gegen Osten nach unserem Vaterland her und sein gegenwärtiges Girren nach dem herrlichen Rheintal und der überaus wertvollen Ruhr. So möchten wir ihnen uns nicht gleichstellen. Der Raummangel für unser Volk ist ja ein großes und schweres Problem. Aber da kann nur Gott der Allmächtige helfen. Er allein hat [ein] Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lang und wie weit ein jedes Volk wohnen soll. Er kann wohl unser neues Reich, nachdem es im Inneren wahrhaft erneuert ist, nach Osten weisen zu großen Aufgaben des Aufbaues, die alle Welt als gut und rechtmäßig ansehen müßte. Es könnte sich da um den Aufbau der großen Wüstungen handeln in Ost-Europa und Sibirien, welche gegenwärtig durch die grausamen Zwingherren in Moskau verwüstet werden, wodurch auch rund eine Million unserer Stammesgenossen im fernen Osten langsam und grausam dem Hunger, Frost und [der] überschweren Sklavenarbeit unter ihren Zwingherren sterben und verderben müssen.

Ich lege einen jammervollen Bittbrief von dort bei. Vielleicht wird ihn die Reichskanzlei an die deutsche Organisation „Brüder in Not“ weiterleiten. Es wird auch durch unsere Kirchen hier und in Amerika Einiges geschehen. Doch all diese freiwilligen Hilfeleistungen sind nur Tropfen auf heißen Stein, so lange die kommunistische Zwingburg im Osten nicht zusammenbricht. – Sie erwähnen in Ihrem Buch auch die „Zionistischen Protokolle“, das Programm der „Internationalen Geheimregierung“. Auch ich las vor Jahren in Zeitungen davon, da ich noch in Neu Guinea war, und ließ mir die Schrift kommen, sandte sie dann an australische Freunde, der Meinung, daß sie in unsern Kirchenblättern bearbeitet werden sollten. Den betreffenden Personen schien der Inhalt so ungeheuerlich, daß sie glaubten, ihn nicht ernst nehmen zu dürfen. –

Die gegenwärtigen Zustände in Rußland jedoch sind die Probe auf das Exempel. An der Echtheit dieser Dokumente kann nicht mehr gezweifelt werden.

So gilt es auch für jede gewissenhafte, nicht jüdische Regierung, aus dem Schriftstück die notwendigen Konsequenzen zu ziehen zur Rettung des Volkes. Das Gebot der Stunde würde sein, daß von autoritativer Regierungsstelle ein geeigneter Auszug von den „Zionistischen Protokollen“ gemacht würde, etwa mit der Überschrift: – *Was die deutsche Jugend von den unheilvollen Plänen der Juden unserer Zeit wissen muß.* – Dies kleine Schriftchen wäre in Millionen und aber Millionen von Exemplaren zu drucken und in den oberen Schulklassen in geeigneter Weise zu besprechen und allen entlassenen Volksschülern auf den Lebensweg mitzugeben, damit sie sich baß hüten möchten vor den mannigfachen Fallstricken der Juden. Es müßte in solchem Leitfaden freilich auch alles vermieden werden, was wie Judenhetze aussehen könnte, nicht Haß gegen sondern vielmehr Mitleid mit den abtrünnigen Juden unter dem Fluch wäre bei der Jugend zu wecken und Vorsicht, um nicht aus gleichen Ursachen unter gleichen Fluch zu kommen.

267|268

Es wäre klar zum Ausdruck zu bringen, daß Juden für Straftaten nicht weniger zu strafen seien wie Deutsche und daß | das Gastvolk der Juden sich zu bescheiden und in den ihm gebührenden Schranken sich zu halten habe dem großen Wirtsvolk gegenüber.

Vor allem darf das widerwärtige Verhalten der heutigen Juden nicht dazu verleiten, das Alte Testament der heiligen Schrift anzutasten oder gar den lebendigen Gott der Offenbarung, Jehova, zu lästern. Wer die Judenfrage unserer Tage genau verstehen will, der muß aufmerksam lesen, was der Mann Gottes, Moses, vor Jahrtausenden über sein Volk niedergeschrieben hat, im dritten Buch Mose, Kapitel 26 und im fünften Buch, Kapitel 28. Segen und Fluch über das Volk der Offenbarung lesen wir in beiden Kapiteln. In den langen Abschnitten vom Fluch sind uns die Juden unserer Tage genau beschrieben. – Bis zum Tag der Kreuzigung Christi galt das Wort, das der Herr Jesus im Johannes-Evangelium zur Samariterin sagte: „*Das Heil kommt von den Juden!*“⁸⁰ Vom Tage der Kreuzigung an, da Israel seinen Messias verworfen und ans Kreuz gebracht, gilt das Gegenteil: – „*Unheil kommt von den Juden!*“ Das meint der Apostel, wenn er an die Christen schreibt: – „*Sie – die Juden – gefallen Gott nicht, und sind allen Menschen zuwider!*“⁸¹ – Und der erhöhte Herr sagt zu seinem Knecht Johannes in der Offenbarung, dem letzten Buch der Bibel: „*Ich kenne die, so da sagen, sie sind Juden und sinds*

80 Joh 4,22b.

81 1Thess 2,15.

*nicht, sondern sind des Satans Schule.*⁸² Die Juden sind nun unterm Fluch, seit sie den lebendigen Gott in ihrem Messias und im Heiland aller Völker verworfen haben und das rote Gold zu ihrem Abgott gemacht.

Sie selbst stehen unter dem Fluch und bringen den Fluch auch den nicht-jüdischen Völkern, desto mehr, je mehr diese Völker auch vom Christenglauben und dem lebendigen Gott abfallen.

Wollen die Juden durchaus mit ihrem zusammengehaften Goldhaufen die Völkerwelt beherrschen und sich unterwürfig machen, so sollten kräftige christliche National-Regierungen den *Juden-Abgott »Gold«* in Verruf erklären und proklamieren: – Ein Gutschein der Regierung ist mehr wert als irgendein Goldklumpen der Juden. –

Beruht am Ende die gegenwärtige Welt-Depression auf einer MACHENSCHAFT der Juden!? –

Woher kommt es doch, daß auch das große und reiche Amerika in eine Krise sondergleichen gekommen?

In einem Brief, den ich von dort drüben gestern erhielt: „Unsere Verhältnisse hier werden immer trübseliger – es wird dunkler und dunkler!“ –

Aber nun zum Schluß nur noch ein paar Worte zu der herrlichen Bewegung und Erhebung in unserem geliebten Vaterland.

Die Jugend, besonders die studierende Jugend, jubelt dem neuen Volkskanzler zu, von dem sie hofft, daß er ihr Lebensarbeit durch weise Regierungsmaßnahmen vermitteln wird. –

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!“⁸³ – Blühende Jugend, du Hoffnung der künftigen Zeiten! –

Da wir zur Zeit Enkelkinder zur Erziehung und Ausbildung in Deutschland haben, so schlagen die Wellen frischer Begeisterung auch an unsern stillen Ruhesitz.

Da flehte ein kleiner Lateinschüler⁸⁴ seine Mutter an, die zur Erholung daheim war: „Bitte, stimm doch auch für Hitler, der christliche Volksdienst ist ja ganz gut, aber zu klein, kann nichts schaffen fürs Reich!“ Und das Schwesterlein⁸⁵ unterstützte die Bitte des Bruders, indem sie eine lustige Hitler-Anekdote aus der Töchterschule heimbrachte. Da hätte irgendwo ein (katholischer) Pfarrer gewaltig gegen die Hitler-Bewegung gepredigt und gesagt, diese Bewegung würde zerbrechen, wie diese irdene Schüssel zerbrechen wird,

82 Offb 2,9.

83 Dieses Zitat wird Napoleon zugeschrieben.

84 Hier muß es sich um Ottmar Pilhofer handeln, den Sohn von Elise und Georg Pilhofer.

85 Agnes Pilhofer.

die ich jetzt von der Kanzel hinunterwerfe! – Er hätte die Schüssel hinabgeworfen, und sie wäre ganz geblieben. |

Jüngst durften die Eltern dieser Kinder wieder auf ihr Arbeitsfeld in Neu Guinea zurück reisen. Auf dem Deutschen Dampfer Main konnten sie bis Adelaide fahren. Am denkwürdigen 5. März⁸⁶ war auch auf der Main Wahltag. Das Schiff hatte ja stets Radioverbindung⁸⁷ mit der Heimat. Mit dem größten Teil der Mannschaft wählten auch die Eltern nach dem Wunsche der Kinder daheim.

Neueste Zeitungen melden aus Deutschland, daß auch nach der großen Wendung in der Regierung immer noch Kommunisten heimlich wühlten, sogar in Kinderschulen, und die Seelen vergiften wollen mit ihren unheilvollen Gedanken. –

Es wird eben auch da heißen müssen: „Und ist ein Kampf wohl ausgerichtet, das tuts noch nicht!“⁸⁸

Es wird für die Regierung wie für alle Kreise der Rechtschaffenen im Volke gelten, auch weiterhin zu wachen und zu kämpfen.

Bitte meine Weidläufigkeit mir zu Gute zu halten.

Dem Herrn Reichskanzler – ehrerbietigen und herzlichen Gruß im deutschen Sinn und Geist. Gottes Schutz, Heil und Segen zur schweren Aufgabe.

Ganz ergebenst –

Joh. Flierl, Missions-Senior i[m] R[u]hstand]

Auf obiges Schreiben nach Berlin erhielt ich [eine] Dankkarte mit folgendem Inhalt:

Der Reichskanzler Berlin, Datum des Poststempels.

Für Ihre freundlichen Grüße und für die mir in Ihrer Zuschrift zum Ausdruck gebrachte treue Gesinnung spreche ich Ihnen meinen aufrichtigen Dank aus.

Gezeichnet: Adolf Hitler.

Zugleich ging mir ein Handschreiben vom Stellvertreter des Führers zu. Es hat nachstehenden Wortlaut:

86 Am 5. März 1933 fanden die letzten Reichstagswahlen statt, bei denen Parteien außer der NSDAP zur Wahl standen. Obwohl die Anhänger von KPD und SPD im Vorfeld stark unter Druck gesetzt worden waren, verfehlte Hitler mit 43,9 Prozent der Stimmen die absolute Mehrheit.

87 Funkverbindung.

88 Flierl bezieht sich auf das Lied „Es kostet viel, ein Christ zu sein“, das 1704 von Christian Friedrich Richter gedichtet wurde.

Auswärtiges Amt
Nr. III. K. L. 3643/33.

Berlin W. 8, den 8. Juli, 1933.

Ihre an den Herrn Reichskanzler gerichtete Eingabe vom 22. Mai d[es] J[ahre]s ist zur zuständigen Erledigung an das *Auswärtige Amt* weitergeleitet worden.

Von dem Inhalt der Eingabe und ihren Anlagen habe ich mit Aufmerksamkeit Kenntnis genommen. Die in der Eingabe enthaltenen Ausführungen sind ein Beweis für die Sympathie mit der Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland und für das sichtbare Interesse an anderen Fragen.

Der der Eingabe als Anlage beigefügte Bittbrief ist weiter gegeben worden.

Im Auftrag
gezeichnet: Rudolph.

Herrn Missions-Senior i. R. Joh. Flierl
Neu Guinea Haus
Tanunda P. O.
South-Australia. |

269|270

Zur obigen Correspondenz mit der Regierung in Berlin nun folgende Zwischenbemerkung:

Es ist ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich mir meinen Durchschlag des Briefes nach Berlin im Jahr 1933 als Beglückwünschung der Machtübernahme durch den Führer letzten Sonnabend, den 21. Juni, und den Schluß heute Vormittag, den 23. Juni, von Alma Helbig in die Maschine konnte diktieren lassen, und dazwischen liegt Sonntag, der 22. Juni,⁸⁹ dieser denkwürdige Tag des Kriegsausbruches mit Sowjet-Rußland.

In aller Frühe hörten wir schon im Radio die Note an die Machthaber in Moskau vom deutschen Außenminister v[on] Ribbentrop verlesen und die Proklamation des Führers, verlesen vom Minister Dr. Goebbels, ebenso den Tagesbefehl des Führers an die Soldaten der Ostfront. – Monatelang war ja die Haltung von Moskau undiscutable von wegen des bestehenden Paktens unseres Reiches mit Moskau. Nun die dortigen Machthaber den Pakt in brutalster Weise gebrochen haben, hat der Führer das Schweigen gebrochen – ist durchaus zeitgemäß, was ich in solcher Angelegenheit schon 1933 nach Berlin schrieb.

Die Mitteilungen unserer Regierung über die Untaten des Bolschewismus decken sich mit dem, was ich einst in 22 Artikeln in unsern beiden Kirchenblättern in Australien veröffentlicht habe unter dem Stichwort: „Stimmen aus Sowiet-Rußland.“

89 Der 22. Juni 1941.

Der Führer ruft am Schluß seiner Mitteilungen an das deutsche Volk unsern Herrgott an um Hilfe bei den schweren Kämpfen, die Gestern Früh begonnen haben an der ganzen Ostfront vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer und worüber das Radio täglich mehrmals Nachricht gibt. Der Anfang hat ja gut begonnen und schreitet schon in diesen Tagen gut vorwärts. Möge der Allmächtige weiter helfen und alles zu einem guten [Ende] führen. Im Kriege sei ja alles ungewiß, sagte einmal der alte Reichskanzler Bismarck.

Möge unser Volk für alle erfahrene Hilfe Gott die Ehre geben und seinem Christus, unser aller Heiland und Erlöser. Möchten doch durch den großen Kampf im Osten, den unser Volk zu führen hat, viele Menschen aus den Händen der Schreckensmenschen im Kreml errettet werden, und möge unser Volk und seine Führung sich also verhalten, daß Gott ihm die Aufbauarbeit im Osten übergeben kann, von der ich damals im Jahre 1933 in meinem Brief nach Berlin schrieb.

Ganz besonders freut mich bei diesem jetzigen Krieg, daß das kleine edle Volk der Finnen nicht allein dem Ungeheuer von Moskau gegenüber stehen muß, das es verschlingen möchte, und daß auch die Rumänen auf unserer Seite stehen, so daß vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer ein eiserner Damm den trüben Fluten des Bolschewismus entgegensteht.

Möge sich hier nun das Wort des ehemaligen Kaisers erfüllen, der jüngst im Hause Dorn in Holland zur ewigen Ruhe eingehen durfte: „*Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!*“⁹⁰ – Kaiser Wilhelm II. dachte damals an die Gelbe Gefahr. – Die Rote Gefahr jedoch, die seit über 20 Jahren Europa und die ganze Welt bedroht, ist nicht geringer. Sie will Gottes-Glauben und Christentum mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Gott wolls machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist. Laß die Wellen ringsum schwellen, wenn du nur bei Jesu bist!⁹¹ – Ja bei Jesu bist! Möge der seligmachende Glaube an den Herrn Jesus Christ wieder wachsen und zunehmen unter unserem Volk unter den Schrecken dieses furchtbaren Krieges. –

270|271

Und nun will ich wieder fortfahren in der Erzählung meiner | Erfahrungen, wie ich im Neu-Guinea-Haus zu Tanunda vielfach Veranlassung fand, für Volk und Vaterland und den Führer einzutreten.

Durch meine Briefe nach der Alten und Neuen Welt und auch Versendung verschiedener meiner Schriften und Flugblätter wurde ja meine Anschrift ziemlich weit bekannt und ging allerlei Post bei mir ein.

90 Wilhelm II. ließ 1895 durch den Maler Hermann Knackfuß ein allegorisches Gemälde mit dem Titel „*Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!*“ anfertigen, auf dem die europäischen Völker einem aus der Ferne heranschwebenden Buddha gegenüberstehen. Er schenkte das Bild dem russischen Zaren Nikolaus II.

91 Flierl zitiert hier die ersten Zeilen des gleichnamigen Kirchenlieds. Der Text wurde 1704 von Johann Daniel Herrnschmidt verfaßt.

Einmal erhielt ich vom Europa-Haus in Berlin ein Büchlein zugesandt ins Neu-Guinea-Haus mit dem Titel: „Der bewaffnete Aufstand!“⁹² Es handelte sich um den Aufstand der Kommunisten. Es waren grausige Geschichten mit gruselichen Bildern. Ein andermal wurde mir ein Bündel *Stürmer*⁹³ zugesandt mit einem Begleitschreiben, in welchem ich ersucht wurde, in Australien die Agentur des *Stürmer* zu übernehmen, man hätte durch Freunde meine Anschrift erfahren. Es waren dem Bündel von Blättern auch verschiedene Hefte beige packt, wie Reden des Führers und dergleichen. Die fand ich ja annehmbar, und ich bedankte mich dafür. Die Agentur für den *Stürmer* hingegen lehnte ich dankend ab, da das Blatt für unsere australischen Landsleute nicht eben geeignet wäre. Der Antragsteller antwortete ja wieder freundlich: Er könne sich wohl denken. Mutter und Tochter fühlten sich auch gar nicht angesprochen von den Bildern des *Stürmers*.

Ein Freund sandte mir auch [eine] Probenummer zu von einem Sonntagsblatt der *Deutschen Christen*, das in Berlin herausgegeben wurde von einem gewissen Bischof Hossenfelder, von dem man später nichts mehr las.⁹⁴ Es wurde bemerkt: Dieses neue Sonntagsblatt der *Deutschen Christen* würde wohl in Deutschland große Zukunft haben. Die Probenummern waren ja nicht übel, und ich sandte an die Schriftleitung meine Missions-Schriften mit dem Ansuchen, mir dafür das Blatt zu schicken, was auch Jahre lang geschah, auch dann noch, als ich einmal den Inhalt kritisierte. Wir lasen das Blatt mit Interesse. Auch der Pastor Held. Es brachte allerlei über kirchliche Vorgänge in Deutschland und nicht lauter Erfreuliches. Auch über den neuen »Reichsbischof«⁹⁵ war Verschiedenes zu lesen.

Gegen einen Artikel meinerseits in unsern Kirchenblättern, den einen Artikel der *Voices from Russia*, griff mich einmal ein englischer Schreiber an in einem Eingesandt⁹⁶ an den *Christian Messenger*, das Kirchenblatt der australischen Presbyterianer. Das Exemplar wurde mir zugeschickt, und ich schrieb entsprechend an den Schriftleiter jenes Kirchenblattes, und [damit] war damit der Streitfall erledigt.

92 Gemeint ist vermutlich A. Neuberg: *Der bewaffnete Aufstand*, Zürich 1928. Der Name des Autors und die Ortsangabe sind fiktiv, die Schrift wurde in Moskau von einem Kollektiv um Hans Kippenberger, M. N. Tuchatschewski und Ho Chi Minh verfaßt (vgl. dazu die von Erich Wollenberg eingeleitete Neuauflage Frankfurt 1971).

93 Die 1923 gegründete Wochenzeitung „Der Stürmer“ war ein antisemitisches Hetzblatt. Es wurde von Julius Streicher herausgegeben.

94 Der evangelische Pfarrer Joachim Hossenfelder (1899–1976) war Mitglied der NSDAP und gründete 1932 die antisemitisch-rassistische »Glaubensbewegung Deutsche Christen«, die etwa das Alte Testament ablehnte. 1933 war er zwei Monate lang Bischof von Brandenburg, wurde aber nach dem Skandal um die Kundgebung der Deutschen Christen im Berliner Sportpalast am 13. November 1933 von seinen Ämtern beurlaubt.

95 Gemeint ist Ludwig Müller. Eine Auseinandersetzung mit Müller findet sich unten, II 516f., wo Flierl von einem Vortrag des »Reichsbischofs« berichtet.

96 In einem Leserbrief.

Schließlich sollte ich noch Gelegenheit finden, vor einem größeren englischen Publikum für unser Volk und Vaterland und seinen Führer einzutreten. Ein gewisser Rev[erend] Cresswell⁹⁷, Anglikaner, suchte mich im Neu-Guinea-Haus auf und stellte sich vor als Hilfs-Redakteur der in Sydney erschienenen *Christian World*, einem großen Sonntagsblatt aller protestantischen Denominationen in Australien, welche auch Nachrichten über die Lutherische Kirche in Australien bringe. Ich sollte das Blatt doch auch halten. Als Mitglied des geistlichen Standes hätte ich auch Ermäßigung in Bezug auf Lesegeld. Ich sagte dem Mann, der seinen Wohnsitz in Adelaide hatte: Sein Blatt sei mir bekannt, hätte es bei Freunden eingesehen. Ich hätte aber an diesem Blatt das Gleiche auszusetzen, was mir auch an den großen weltlichen Tageszeitungen sehr mißfiel: Das bolschewistische Rußland und Moskau würde immer gelobt und gepriesen und mein geliebtes Vaterland geschmäht. Doch – ich würde sein Blatt halten, aber mit der Vereinbarung, daß ich über alles, was mir inhaltlich mißfiel, ihm stets offen, frank und frei meine Meinung schreiben dürfte. Es galt. – |

271|272

So erhielt ich nun wöchentlich dieses umfangreiche englische Wochen- und Sonntagsblatt mit immer rund dreißig Seiten Großquart. Ich las es immer genau durch von der ersten bis zur letzten Seite.

Dem Rev[erend] Cresswell überreichte ich auch meine kleine Englische Schrift, in der ich für unsere eingebornen Gehilfen eingetreten war,⁹⁸ und er empfahl sie in seinem Blatt, und unter seinem Schriftstellernamen „Onesimus“ schrieb er daraus auch einen schönen Bericht über die Gehilfenarbeit in Neu Guinea.

Bald fand ich auch einen Bericht über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, in welchem der Führer angegriffen war, als verfolge er die Lutherische Kirche. Ich schrieb darauf: Unsere englischen Freunde sollten sich erst genau unterrichten über die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, ehe sie unzutreffende Urteile fällten. Das deutsche Kaiserreich sei ein Bundesstaat gewesen mit vielen Ländern und Ländlein, und da hätte jedes Territorium, Königreich oder Fürstentum eine eigene Landeskirche gehabt mit den vielen Landesfürsten als quasi Oberbischöfen. Nun sei Deutschland endlich ein Einheitsstaat geworden, wie es England, Frankreich und andere Länder in Europa schon lange seien. So könnten nun im neuen deutschen Einheitsstaat nicht mehr 25 oder mehr Lutherische und verschiedene Landeskirchen fortbestehen, sie müßten nun in eines zusammenrücken usw. Das wolle die neue deutsche Reichsregierung jedenfalls veranlassen und nicht im Ernste die Lutherische oder eine andere Kirche verfolgen.

97 Der in Adelaide geborene James Edwin Cresswell (1867–1954) arbeitete im Lebensmittelhandel, ehe er Theologie studierte und Pfarrer wurde. 1920 war er als Missionar auf den Cook-Inseln, kehrte aber bereits 1921 wieder nach Australien zurück.

98 Gemeint ist der oben, II 393–395, besprochene Aufsatz mit dem Titel: Is the New Guinea primitive race destined to perish at the hands of European civilization?

Hierauf schrieb mir Rev[erend] Cresswell ein Kompliment: Meine gegebenen Auskünfte über die kirchlichen Verhältnisse seien faszinierend für jeden englischen Leser, und er formte aus meinem Eingesandt⁹⁹ an ihn einen schönen Artikel mit der Überschrift: *Hitler and the Lutheran Church in Germany*.

So beifällig wurde freilich kein weiteres Schreiben an Cresswell aufgenommen, denn ich hatte vielem scharf zu widersprechen. Am leichtesten tat ich mich einer Mitteilung gegenüber in der *Christian World*, da von einer Judenverfolgung in Deutschland geschrieben wurde. Da sandte ich an Cresswell eine englische Schrift, die ich zur Hand hatte, mit genauen statistischen Angaben über die ganz untragbare Verjudung Deutschlands besonders durch Zustrom von Ostjuden. Da fanden sich in dieser Schrift die genauesten Angaben, wie die Juden dem Gastvolk möglichst alle besser bezahlten Stellen weggenommen hatten und alle Schlüsselstellungen auch im Medizinalwesen, im höheren Schulwesen und auch in der Beamtschaft. In einem Begleitbrief schrieb ich an Rev[erend] Cresswell: Diese Statistik möchte in der Redaktionsstube der *Christian World* aufgelegt werden, damit sich die Herren orientieren könnten über die unnatürlichen Verhältnisse, welche in meinem Vaterland durch die immer mehr zunehmende Vorherrschaft des Judentums geschaffen würden.

Die Wiederaufrüstung Deutschlands verurteilte auch die *Christian World* als Echo der großen Tageszeitungen der Hauptstädte. Daraufhin schrieb ich an Cresswell: Es wäre geradezu Selbstmord für Deutschland, wenn es zwischen Paris und Moskau, die sich gerade verbündet hätten, wehrlos und unbewaffnet bliebe.

In einer andern Nummer der *Christian World* wurde Bezug genommen auf die Wiederbesetzung des Rheinlandes durch deutsche Garnisonen. Dies entmilitarisierte Territorium | hätte doch eine Art *buffer*-Staat bleiben sollen. Ich schrieb darauf Cresswell, die Engländer hätten ja fein gelernt von Napoleon I., der als *buffer*-Staat im Herzen von Deutschland das Königreich »Westphalia« gründete und dann auch den Engländern so unangenehm wurde, daß sie sich gern mit Preußen verbündeten, um den Korsen einzufangen und nach St. Helena in Gefangenschaft abzuführen. Ich fragte, wie es wohl England gefallen würde, einen seiner schönsten Landesteile als *buffer*-Staat abzugeben?! –

272|273

Das sind so einige Anwürfe des englisch-australischen Sonntagsblattes *Christian World* aus Sydney in getreuer Gefolgschaft der großen politischen Zeitungen, die sich mir am genauesten eingepägt haben. Es waren nur wenige Nummern des Sonntagsblattes im Lauf eines Jahres, in denen ich nichts zu beanstanden fand.

Einmal fand ich eine Mitteilung, daß in deutschen Konzentrationslagern Hitler für die Gefangenen als Quartiere Steinsärge hätte bereitstellen lassen. Ich fragte Cresswell, was denn das für Unsinn sei, in Steinsärgen könne doch Niemand herbergen außer Toten, sie seien auch viel zu kostspielig, und der Führer hätte doch wohl Nötigeres

99 Leserzuschrift.

zu tun, als Steinsärge anfertigen zu lassen. Mir wurde geantwortet: Die Mitteilung stamme aus sicherer Quelle.

Einmal wurden im Sonntagsblatt die Deutschen geschmäht als rohe Leute. Ich fragte entrüstet, ob es bei den Engländern keine rohen Leute gäbe? Es folgte eine Entschuldigung.

Cresswell nahm meine deutliche Sprache nicht übel. – Als zu Neu-Jahr 1937 feststand, daß ich mit Tochter ins Heimatland übersiedeln würde, bestellte ich bei Cresswell das Sonntagsblatt ab. Er schrieb mir herzbeweglichen Antwortbrief: In meinem Vaterland würden gewiß meine Freunde mich herzlich bewillkommen – aber ich solle doch auch in Deutschland das schöne Blatt weiter beziehen. Das Porto koste ja nicht viel. – Meine Antwort: Das ginge nicht, ich [sei] zu alt, 120 Jahre, über 80 nach dem Buchstaben, davon über die Hälfte im tropischen Neu Guinea, zähle doppelt. –

Auf solche Weise wurde ich also im Neu-Guinea-Haus zu Tanunda, Süd-Australien, Freund und Mitarbeiter des Führers und brach manche Lanze für Vaterland und Führer. Ihn konnte ich in Tanunda sozusagen auch persönlich kennen lernen.

Der Landesgruppenleiter für Australien, Doktor N. N.¹⁰⁰, brachte in der großen *Memorial-Hall* zu Tanunda manch schönen Tonfilm zur Aufführung, worin auch Hitler auftrat und Reden hielt und viel Schönes und Interessantes aus Deutschland zu sehen und zu hören war. Ein Lehrer der ELSA meinte freilich einmal: Den lieben Gott brauchen die Deutschen wohl nicht mehr, können alles selber machen.

Doch ging die Begeisterung hoch bei den Deutschen der Umgegend. In Tanunda befanden sich etliche Reichsdeutsche. Doch auch australische Staatsangehörige steckten sich das Parteizeichen an, so Drucker Alfred Pfeiffer und sogar Pastor Held. Ich sagte ihnen gelegentlich: Das sei nicht ratsam, das wolle auch der Führer nicht. Die Zeichen verschwanden. Die betreffenden sind mir vielleicht jetzt dankbar.

Ein Anhänger des Doktor N. N. bemerkte einmal zu ihm: Als Führer der deutschen Partei sollte er auch fleißiger die deutsche Kirche besuchen. Daran ließ er es fehlen.

Doch vermittelte er mir auch Schrifttum, aus dem ich das Werk des Führers kennen und ihn schätzen lernte. |

273|274

100 Johannes Heinrich Becker.

8

**IM VATERLANDE
(1937–1941)**

WIE ES ZU DEM ENTSCHLUSS KAM, INS VATERLAND HEIMZUKEHREN

Als ich vor Ende des Jahres 1930 als zweiundsiebzigjähriger Ruheständler mit der Mutter und unserer ältesten Tochter Dora von Neu Guinea nach Tanunda in Süd-Australien übersiedelte, da hegte ich auch nicht den leisesten Gedanken, jemals ins Vaterland heimzukehren, sonst hätte ich auch nicht die Veranlassung gegeben, daß für uns ein eigenes Altenheim in Tanunda gebaut wurde.

Für die Mutter war es geradezu ideal, an ihrem Geburtsort ihren Lebensabend mit mir zuzubringen, mit der ältesten Tochter als Stütze und wonötig Pflegerin. Sie freute sich, daß für uns ein schöner Ruhesitz von der Mission, Synode und Gemeinde gebaut wurde, und zu gleicher Zeit war sie besorgt, wie ich schon früher bemerkte, ein eigenes Ruheplätzlein auf dem schönen Kirchhof im Schatten der Dankeskirche unserer Gemeinde zu erwerben, nahe bei den Gräbern der lieben Eltern.

In und um Tanunda lebten ja auch noch viele nähere Verwandte, Freunde und Bekannte. – Ich war ja mit meiner Familie reichsdeutsch, und bei unseren vorgeschrittenen Jahren dachten wir nicht daran, noch das australische Bürgerrecht zu erwerben, aber wohl hatten wir den Gedanken, für unsere Tochter, Stütze und Pflegerin die Einbürgerung auszuwirken, die nach Menschengedanken wohl noch ein längeres Leben, nach unserem Ableben, vor sich haben konnte.

So wendete ich mich ihrethalben an einen jungen deutschen Juristen in Tanunda, den jungen Herrn Teusner, der unser Immanuel-College in Adelaide besucht hatte und darnach auf der Universität in Adelaide die Rechte studiert, und [der] auch unserer Luth[erischen] Gemeinde angehörte. Der Herr Teusner nahm unsere Angelegenheit in die Hand und zog bei der Bundesregierung in Canberra Erkundigung ein. Der Bescheid lautete: Die Petentin hätte so und so viele Pfund anzuzahlen und müßte erst fünf Jahre im Lande sich aufhalten – ihre früheren Aufenthaltsjahre in Süd-Australien sollten nicht gelten –, ehe ihrem Ansuchen entsprochen werden könnte. Darauf riet uns Herr Teusner, die Sache fallen zu lassen. Für seine bisherigen Bemühungen verlangte er nichts als guter Bekannter und Freund der Mission.

Es war auch eine glückliche Fügung, daß es mit der beabsichtigten australischen Einbürgerung für die Dora auf diese Weise nichts wurde. Es wäre ja nicht von Vorteil für sie gewesen, im Besitz der australischen Bürgerschaft mit mir in die alte Heimat zu kommen.

Da war nun im Jahre 1936 für unsere Neu-Guinea-Mission die Halbjahrhundertfeier, nachdem ich am 12. Juli 1886 in Finschhafen auf N[eu] G[uinea] gelandet war

zur Gründung unserer Mission in dem eben durch Deutschland eröffneten Heidenland.

274|275 Zu dieser Feier wurde Pastor Theile als der gute Prokurator unserer Mission durch den Weltkrieg und darnach und als Feld-Direktor und Vertreter der Lutherischen Mission bei der australischen Mandats-Regierung nach Deutschland eingeladen, um in Neuendettelsau und Gunzenhausen der Jubelfeier beizuwohnen. Bei seiner Ausreise von Australien kam er von Brisbane | auf seinem deutschen Lloyd-Dampfer nach Port Adelaide, wo sein Dampfer lange genug hielt, daß er noch ein letztes Mal seine alte Mutter besuchen konnte, die dann während der Europa-Reise ihres Sohnes starb.

Herr Schultz aus der Druckerei holte mit seinem Auto Pastor Theile ab, und ich konnte mitfahren. Theile's Mutter hielt sich gerade in Eden Valley in den Barossa-Bergen auf. Von dort bestellten wir bei Dora Kaffee im Neu-Guinea-Haus. Bei dieser Gelegenheit war Theile ein letztes Mal bei uns im N[eu-]G[uinea-]Haus. An diesem Nachmittagskaffee nahm auch Pastor Held teil.

Ich konnte Pastor Theile aufs Schiff begleiten. Außer seinem regelrechten Quartier in einer Kabine mit anderen Passagieren hatte er allein noch eine Arbeits-Kabine für seine schriftlichen Arbeiten, was ihm sehr angenehm war und eine besondere Vergünstigung. Im Scherz fragte ich ihn noch, ob er mich nicht nach Deutschland mitnehmen wolle – nicht ahnend, daß ich bald darauf auch noch eine besondere Einladung zur Vortragsreise ins Vaterland erhielt zum Jubiläumsfest, mit der Bemerkung, daß die Direktion des Bremer Lloyd für mich freie Fahrt bewilligt hätte von Australien nach Deutschland und zurück. Ich war nicht bereit, solch weite Reise hin und her zu machen für einen Vortrag meinerseits am Jubelfest. Einen Vortrag, von dem ich mir sagte, daß ich ihn im Ernstfall vielleicht gar nicht würde halten können zur Enttäuschung der Festgäste. Ich wollte gar nicht auf die Einladung antworten. Da sagte die Tante Lademann – die Frauen sind ja meist weiser als wir Männer – besonders ältere Frauen: „Auf ein so nobles Angebot freier Fahrt nach Deutschland und *retour* muß man doch wenigstens dankend antworten, auch wenn man denkt, es ablehnen zu müssen.“ Dazu kam noch etwas: Die Brüder Schuster und Lehner warfen sich ganz besonders ins Zeug für meine Reise zum Jubelfest nach Deutschland. Ja, der Bruder Lehner, der einen Freund aus Nürnberg, einen Herrn Klose, bei der Direktion des Lloyd hatte, den er bewegen konnte, für meine freie Reise ins Vaterland einzutreten und den Beschluß auch durchzusetzen, schrieb mir sehr angelegentlich, doch ja zu kommen, auch für Tochter Dora sei freie Fahrt bewilligt. Letzteres war zunächst ein Irrtum.

Ich aber wurde nun lebendig. Zwar zur Reise hin und her, nur zum Jubelfest, zu einem kleinen Vortrag, konnte ich mich nicht entschließen. Ich hätte auch zu eilig mein Köfferlein packen müssen, um noch zum Fest zurecht zu kommen.

Ich schrieb nun: Wenn die beiden Direktionen, die der Mission und des Lloyd, bereit seien, die Frist zu verlängern, daß ich im Frühjahr nach dem Fest kommen könnte mit Tochter, so würden wir uns zur Heimreise vorbereiten und zwar, um daheim zu bleiben. Die Brüder Schuster und Lehner taten alles, uns die Heimreise zu ermöglichen, und weil ich auf [die] Rückfahrt nach Australien verzichtete, so wurde auch die anfängliche Falschmeldung wahr, daß auch Dora freie Heimfahrt haben sollte. Auf nochmalige Eingabe von Schuster nach Bremen: Da der Senior auf [die] Rückreise nach Australien verzichtet, so möchte das der Tochter für die Heimreise mit dem Vater zu Gute kommen. Es wurde genehmigt.

Den beiden Brüdern Schuster und Lehner sind wir dankbar, daß sie uns beiden freie Heimkehr auswirken konnten.

Also gratis I. Klasse konnte ich 1886 von Cooktown nach Finschhafen fahren auf dem Dampfer Ottilie der N[eu] G[uinea] Co., und nun wiederum gratis I. Klasse auf dem Lloyd-Dampfer von Melbourne-Australien nach Antwerpen-Europa.

So ging der stille Wunsch der Mutter für ihre Älteste in Erfüllung. |

275|276

DIE ZURÜSTUNGEN ZUR HEIMREISE UND DER ABSCHIED VON AUSTRALIEN

Die frühere Nachricht der Tochter Elise nach dem Heimgang der Mutter erleichterte mir den Entschluß für die Rückkehr ins Vaterland mit Tochter Dora, als ich von da an wußte, daß es der Mutter letztes Anliegen war, daß ihre – unsere – Kinder im Vaterland vereinigt werden möchten.

Gleich als ich die Einladung erhielt, zum Jubiläumsfest unserer N[eu-]G[uinea-]Mission nach Deutschland zu gehen, zuckte in mir der Gedanke auf, daß solches eine Fügung vom Herrn sein möge, nach Deutschland zu gehen und dort zu bleiben.

Die Einladung des Missions-Direktors Dr. Epplein mochte nur aus Höflichkeit geschehen sein. Die Bemühungen der Brüder Schuster und Lehner halfen dazu, daß der Einladung Folge gegeben werden konnte, indem unsere Mission damit keine besonderen Reisekosten auf sich zu nehmen hatte und wir beide gratis heimkehren konnten.

Herr Direktor Dr. Epplein schien etwas betroffen zu sein, als er hörte, daß ich wirklich kommen wollte, um zu bleiben. Er sagte zu einem bayrischen Pfarrer: „Nun kehrt der Senior nach Deutschland heim. Er weiß nicht, wie es da aussieht. Und man kann es ihm auch nicht schreiben!“

Aber ich kannte die Lage im Vaterland wohl, wie aus verschiedenen Kapiteln dieser Erinnerungen ersehen werden kann. Ich hatte in Blättern und Schriften dreier Erdteile genug darüber gelesen, um mir über Zustände und Verhältnisse im Vaterland klar zu sein: Äußerlicher Aufstieg in allen Dingen durch die neue Volksbewegung bei innerem Verfall des christlichen Glaubens und Lebens und in den kirchlichen Zuständen. Viel weltlicher Gegenwind gegen das Reich Gottes und die Werke desselben. –

Das Wissen darum konnte mich nicht abschrecken. Ich wollte schicksalhaft mit meinen Kindern und dem Vaterlande verbunden sein. Vielleicht konnte ich auch noch Zeugnis ablegen. Es war auch wohl Gottes Fügung, daß ich noch rechtzeitig vor dem neuen großen Kriegswetter heimkommen konnte. Vielleicht hätte ich als steinalter Reichsdeutscher, der bei jeder Gelegenheit fürs Vaterland eintrat in Wort und Schrift, auch noch hinter den Stacheldraht gemußt, wo nun Wilhelm ein zweites Mal gefangen sitzt, auch der Doktor N. N.¹, Parteileiter für ganz Australien, sitzt dort.

Die Missionsbrüder aus Neu Guinea, rund dreißig, wie werden sie schmachten nach wahren Nachrichten über das liebe Vaterland, und was für Moritaten über die

1 Johannes Heinrich Becker.

alte Heimat werden ihnen aufgetischt werden und diese geschmäht, und dürfen nichts mehr dagegen sagen, und wie wird Moskau gelobhudelt werden, das nun unser Vaterland mit seinem Bolschewismus überziehen wollte.

Wie haben wir im Weltkrieg² geschmachtet nach Mitteilungen über die Lage der Welt und unsers Vaterlandes, und selten erfuhren wir einen Tropfen Wahrheit und zuletzt das Schlimmste³. Oft sagte ich damals, wir müßten das Beste hoffen und auf das Schlimmste gefaßt sein. Und das Schlimmste kam dann, aber der Herr half durch.

276|277

Hier nun erzählt uns das Radio jeden Tag das Wichtigste von allen Fronten. Heute, am vierten Tag des Kampfes gegen | die Bolschewisten im Osten, lautet der kurze Wehrmachtsbericht verheißungsvoll: Die Operationen des Heeres, der Luftwaffe und Marine gehen planmäßig sehr günstig vorwärts und lassen große Erfolge erwarten.

Möge die große Güte und Hilfe Gottes unser Volk und Führung zu Besinnung und Einkehr bringen in Gottesfurcht, damit Er unser Volk und unsere Regierung als Werkzeug brauchen könne, im Osten die Wüstungen wieder aufzubauen, die das Ungeheuer von Moskau in einem Vierteljahrhundert verschuldet hat.

Aber nun zurück zu den Vorbereitungen zur Heimkehr von Australien ins Vaterland von Ende 1936 an. Sobald Pastor Theile von seiner Reise aus der nördlichen Erdhälfte wieder heimgekehrt war, teilte ich ihm meine Absicht mit, ins Vaterland heimzukehren. Er antwortete, daß er bereit sei, mit mir zu überlegen, ob solches ratsam [sei]. Ich schrieb ihm, die Zeit der Überlegung sei vorüber, mein Entschluß stünde fest, und wir hätten die Vorbereitung schon begonnen. So stimmte er zu, ohne mir abzuraten etwa im Sinne von Herrn Missions-Direktor Dr. F. Epplein. Er mochte ja manches in Deutschland beobachtet haben, was Heimkehr konnte unrätlich erscheinen lassen.

Er teilte mir noch mit, daß nach einer Verordnung des Reiches heimkehrende Reichsdeutsche keine Guthaben im Ausland stehen lassen dürften. Demzufolge war er bereit, unser unverzinsliches Darlehen zum N[eu-]G[uinea-]Haus im Betrag von 200 Pfund Sterling⁴ uns aus der Missionskasse gutzubringen. Ich erinnerte mich an den Zehnten im Alten Bund und erließ 20 Pfund Sterling für unsere N[eu-]G[uinea-]Mission. So erhielt ich 180 Pf[und] ausgezahlt. Diesen Betrag und noch einigen Erlös aus verkauftem Hausrat, der uns privat gehörte, ließen wir auf den reichsdeutschen Doktor in Tanunda⁵ vor der Abreise in Registermark umwechseln, wobei man am wenigsten verliert.

Unsere Abreise geschah keinesfalls übereilt. Wir hatten Monate Zeit, gegen Ende von 1936 und anfangs 1937 alles wohl vorzubereiten und unsern Haushalt langsam

2 Gemeint ist der Erste Weltkrieg.

3 Flierl bezieht sich auf die Niederlage des Deutschen Reichs.

4 Etwas über 4 000 Goldmark.

5 Johannes Heinrich Becker.

aufzulösen, alles für Deutschland erwünschte Umzugsgut sorgfältig einzupacken und Anderes einigermaßen preiswert zu veräußern. Das erforderte viele Überlegung, Mühe und Arbeit, besonders auch für die Dora. Doch sie unterzog sich der Mühe gern, freute sich ja auf Deutschland wie ein Kind auf Weihnachten.

Und die letzten stillen Wünsche unserer vollendeten lieben Mutter gingen dabei auch in Erfüllung, und ihre Gebete für ihre Kinder wurden damit erhört, daß sie alle ihre Kinder nun wohl im Vaterland vereint weiß und in lichter Höhe im Angesicht Gottes uns auf der Heimreise im Geist geleiten durfte. – Zu unserer Reisevorbereitung gehörte auch, wie im früheren Abschnitt über Heimgang der Mutter erzählt, daß wir ihr Grab zweckentsprechend herrichten ließen mit sicherer Zementfassung, kleinem Grabstein und Inschrift und die großen Neu-Guinea-Muscheln eingemauert. Das Grab war damit also hergerichtet, daß eine dauernde Pflege nicht vonnöten blieb, sondern, wie es war, permanent in Ordnung bleiben mußte.

Mitten in unserer Vorbereitungszeit für Heimreise konnten wir noch eine kleine Erholungsreise machen und einen Teil von Süd-Australien kennen lernen, den wir bis dahin noch nicht gesehen hatten, nämlich an der sogenannten Westküste den riesigen Pfarrsprengel des Pastors Christoph Stolz⁶, auch einem Sohn vom General-Präses Stolz, der mit einem Nebenmann die zerstreuten Lutherischen Siedler in dem großen Gebiet zwischen Port Augusta und Port Lincoln betreut. Er lud mich mit Tochter Dora ein, einige Vorträge dort zu halten während | der Zeit von über einer Woche. In Begleitung eines Farmers Pfeiffer holte er uns von Port Lincoln ab, wohin der Dampfer einer Nachtfahrt uns gebracht, und wir hatten mit ihm unser Quartier im großen Haus des Kirchenältesten Pfeiffer, der den Pastor stets beherbergte, wenn er in der Süd-Provinz seines weiten Gemeinde-Sprengels amtierte. Der Pastor fuhr uns dabei weit herum, doch in sein Pfarrhaus fern im Norden kamen wir dabei nicht. Doch hatten wir seine Familie schon früher in Tanunda kennen gelernt, da die junge Pfarrfrau eine Tochter von Kaufmann Wallent war.

277|278

Manch große und abenteuerliche Autofahrt hatte Pastor Christoph Stolz in seinem weiten Missionsgebiet zu machen. Doch das Schlimmste war eine Nachtfahrt mit Familie, da ein großes Känguruh der Wildnis, von der Autolaterne geblendet, in dasselbe sprang, wobei die Glasscheibe zerschmettert wurde und die Glassplitter eins von den zwei Pfarrtöchterlein schwer im Gesicht verwundeten, so daß der junge Vater spornstreichs zum fernwohnenden Doktor [fuhr], der das Gesichtchen vom Töchterlein möglichst gut zusammennähte, so daß es wieder ordentlich ausheilen konnte.

Den sehr jungen Pastor Chr. Stolz hatte ich wiederholt sprechen hören auch in unserer Kirche zu Tanunda, wo er von seiner großen Missionsarbeit erzählte. Nun sah ich einen Teil seines weiten Arbeitskreises, in dem [ich] ganz gute und für die Sache des Herrn warmherzige Leute kennen lernen durfte.

6 Christoph Stolz (1903–1986) war von 1925 bis 1945 Pfarrer auf der Eyre-Halbinsel.

Schon bei meinem letzten Urlaub 1924/25 lernte ich den jungen Chr. Stolz als Studenten in seinem Elternhaus zu Lightspass kennen. Ein unersetzter Mann von mittlerer Größe, war er ein kräftiger Turner – Turnen wurde ja unter den Lernenden im Immanuel College fleißig gepflegt. –

Damals in Lightspass sah ich den jungen Stolz ein fast unglaubliches turnerisches Kunststück ausführen, das man wohl selber gesehen haben muß, um es nur glauben zu können. Sein kleines Schwesterlein Veronika, etwa zweijährig, mußte sich oben an einen starken Riegel, etwa 6 Fuß lang, fest anklammern. Der große Bruder hob Riegel sammt Schwesterlein mit der einen Hand auf den Handteller der andern Hand und streckte den starken muskulösen Arm aus, den Riegel mit dem Schwesterlein so geschickt balancierend, daß er ihm nicht von der Hand fiel. Die Mutter⁷ schaute unbesorgt dem Spiel ihrer Kinder zu. Ein sicherer Beweis, daß sie es nicht für gefährlich hielt. Sie kannte ihren starken und geschickten Christophorus⁸.

Nun kam die Zeit immer näher, da wir aus dem lieben N[eu-]G[uinea-]Haus ausziehen mußten. Da überdachte man nochmal die darin zugebrachten schönen Jahre. In einem besonderen Abschnitt ist ja schon der Gäste im N[eu-]G[uinea-]Haus gedacht. Man erinnerte sich nun noch mancher flüchtiger Besucher, die dort nicht Erwähnung fanden, so der Gertrud Bamler⁹, die als Braut Vicedoms über Australien reiste in Begleitung von Jutta Keyßer¹⁰, sie waren ein paar Tage bei uns, und der Herr Schultz von der Druckerei fuhr uns auf seinem Auto in die Barossa-Berge und kaufte gute Äpfel für uns.

Die in Tanunda geborne Tabea Hoh¹¹ fuhr mit Rechnungsführer Bertrams Braut¹² – Tabea war Br. Neumeiers Braut – so eilig durch Australien, daß sie nicht an ihrem Geburtsort einkehren konnte. Ich durfte sie aber doch in großer Eile am Bahnhof in Adelaide begrüßen. Ihr deutscher Dampfer hielt in Port Pirie, der Erzstadt nahe bei Port Augusta, an, und Pastor Ernst Stolz¹³ von Appila mußte die zwei Bräute in |

278|279

7 Margarethe Stolz, geborene Kind (1880–1953), eine gebürtige Wienerin, hatte neun Kinder.

8 Flierl spielt auf die Bedeutung des Namens, „Christusträger“, an. Der heilige Christopherus trug der Legende nach das Christuskind durch einen Fluß.

9 Die 1906 auf der Station Wareo geborene Gertrud Bamler, eine Tochter der Missionsleute Frieda und Georg Bamler, heiratete 1931 den Missionar Georg Vicedom.

10 Jutta Keyßer, eine Tochter von Emilie und Christian Keyßer, war 1907 auf dem Sattelberg geboren und arbeitete dort von 1931 bis 1936 als Wirtschafterin. Sie heiratete dann den Missionar Friedrich Bergmann (1910–1936), der nur drei Monate später starb. Jutta Bergmann ging 1937 als Witwe nach Deutschland.

11 Tabea Hoh war das einzige Kind des Missionars Adam Hoh und seiner Frau Else. 1931 heiratete sie den Missionar Hans Neumeyer.

12 Gemeint ist Anneliese Götz, die 1931 den Missionskaufmann Karl Bertram heiratete. 1932 wurden die Eheleute in den Dienst der amerikanischen Mission in Madang übernommen.

13 Ernst Stolz (1906–1982), ein Bruder von Christoph Stolz, war von 1928 bis 1939 Pfarrer in Appila.

seinem Auto eiligst zum Expresß in Adelaide fahren, um in Sydney den Schiffsanschluß für Neu Guinea zu gewinnen.

Die Bräute fragten immer wieder ihren geistlichen Fahrer, ob er nicht noch etwas schneller fahren könnte. Und er fuhr schon so schnell, sagte er mir, als ich ihn bald darauf bei Aussegnung der Schwester Clara Pech für die N[eu-]G[uinea-]Mission sah, daß bei einem *blowout* eines Reifens das Fahrzeug sich würde überschlagen haben und sie alle in Gefahr waren zu verunglücken.

Ja, vom lieben Neu-Guinea-Haus aus machte ich so manche Ausfahrt, auch nach Adelaide zu Besuchen, entweder mit der Bahn oder auch aus Gefälligkeit in Autos von Freunden. Die Pastoren Hebart und Held, Schultz aus der Druckerei oder auch Anny Auricht fuhren uns. Die Letztere das letzte Mal mit der lieben Mutter im Mai 1934 nach Lightspass zur freundlichen Familie Jakob, deren ältere Tochter der Mutter ein letztes Kleid machte.

Nach ihrem Heimgang schlief einmal auch der Direktor Löhe bei mir und zuletzt der junge Missionar Bär¹⁴, dessen Braut in Moskau geboren war und deren Familie Habenstein in Forchheim wohnt, wo wir sie von Neuendettelsau aus einmal besuchen konnten. Der Großvater der Habenstein, ein Bauer von der Wolga, wurde von den grausamen Bolschewiken verschleppt. – Während des Baues des N[eu-]G[uinea-]Hauses besuchten uns in Tanunda einmal die durchreisenden jungen Missionare Linsenmeier und Methsieder, nicht lange vor Ende unsers Aufenthaltes die jungen Brüder Maurer¹⁵ und Hofmann¹⁶. –

Und nun war die Zeit des Aus- und Umzuges gekommen. Unsere Kirchgemeinde Langmeil-Tanunda mit den Pastorsleuten hielten mit uns noch eine abendliche Abschiedsfeier im Langmeil-Schulhaus, wo wir seinerzeit auch unsere goldene Hochzeit gefeiert hatten, und beschenkten uns zum Abschied.

Wir konnten schon nicht mehr in unserer Küche Essen bereiten, die Räume des Hauses waren leerer und leerer geworden. Wir aßen ein letztes Mal bei Tante Lade-

14 Der 1913 in Bayreuth geborene Michael Bär wurde 1936 nach Neuguinea ausgesandt. 1938 heiratete er Martha Habenstein. Nach seiner Internierung während des Zweiten Weltkriegs kehrte er 1947 zunächst nach Deutschland zurück, um von 1952 bis 1959 seine Arbeit in Neuguinea wieder aufzunehmen.

15 Hans Maurer, geboren 1906 in Kitzingen in Unterfranken, wurde im Anschluß an seine Ausbildung in Neuendettelsau 1933 nach Neuguinea entsandt. Im Anschluß an seine Internierung in Tatura konnte er 1947 als Missionar nach Neuguinea zurückkehren.

16 Georg Hofmann aus Eckersdorf in Oberfranken (1909–1952) ging ebenfalls 1933 als Missionar nach Neuguinea. Auch er war im Krieg mehrere Jahre in Tatura interniert und konnte erst dann seine Arbeit wieder aufnehmen. Nach dem Tod seiner Ehefrau Clara, geborener Helbig, die 1951 starb, und Konflikten um das Aufkommen des Cargo-Kults in seiner Gemeinde nahm sich Hofmann das Leben.

mann. Wir nahmen Abschied vom Grabe der Mutter, wobei der junge Photograph Geyer von Nuri von uns und dem Grab ein Bild nahm.¹⁷

Eines Morgens kam dann das Last-Auto vor unser Haus und lud unsere über 20 Kisten des Umzugsgutes auf einmal auf, um sie nach dem Port Adelaide zu bringen. Da wir unsern Europa-Dampfer erst in Melbourne besteigen konnten, riet uns der Agent, unser Umzugsgut gleich in Port Adelaide aufzugeben, wo gerade direkte Gelegenheit nach Bremen war mit einem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie – Hapag.

Wir selber begaben uns mit dem Kabinen-Gepäck nach Adelaide und herbergten die letzten Tage in North-Adelaide in dem Lutherischen Hospiz von Benno Stolz und Familie um billigen Preis. – Von da aus konnten wir mit Unterstützung des freundlichen General-Präses Stolz alle unsere letzten und nötigen Geschäfte erledigen bei den Schiffsagenturen, beim Geldwechseln und auch bei den erforderlichen Formalitäten mit den Regierungsbehörden.

Wir konnten auch noch kurze Besuche machen in Hahndorf, wo Doktor Theodor Auricht sich nochmal verheiratet hatte mit einer guten älteren Krankenpflegerin¹⁸, die uns bei unserm Abschiedsbesuch auf das freundlichste aufnahm. Ebenso konnten wir die Nichte Irene, geb[orene] Sabel von Nain, besuchen als Schulmeisterin Schultz in Port Viktor.

279|280 Ich konnte auch nochmal mit der Bahn nach Tanunda kommen und die Tante Lademann ein letztes Mal sehen und in Nuri bei der Jahresversammlung unserer VELKA in Süd-Australien ein kurzes | Abschiedswort sprechen.

Aus unserem Garten beim N[eu-]G[uinea-]Haus, der nun aber aufhörte, der unsere zu sein, konnten wir noch ein kleines Kistchen der ersten reifen Trauben mitnehmen für die kleine Seereise nach Melbourne.

Und nun gings zu Schiff in Port Adelaide, anfangs März 1937. Es war ein sehr großer und feiner Küsten- und Passagierdampfer, den wir zu besteigen hatten, ganz anders als der kleine schmutzige Kasten, auf dem ich mit Bruder Matschoß im August 1878 den umgekehrten Weg von Melbourne nach Adelaide zu fahren hatte. Damals war ich 20, nun 78 Jahre alt.

Wir kamen glücklich in Melbourne an. Ich hatte vor einiger Zeit an den dortigen Pfarrer Steiniger geschrieben, dessen dortige Gemeinde nicht mehr zur VELKA gehörte. Ihr letzter VELKA-Pastor hatte sie der preußischen Landeskirche zugeführt. Wir fanden jedoch auch unter den veränderten Verhältnissen bestes Entgegenkommen.

Ich erhielt Freiquartier bei einem deutschen Färbermeister und Fabrikanten, Herrn Grützer, der eine englische Frau hatte, [die] aber sehr freundlich war zu ihrem Gast. Da ich den bei Melbourne wohnenden Brigade-General Tom Griffiths besuchen wollte, den ich in guter Erinnerung hatte von Neu Guinea her, wo er am Ende des Welt-

17 Die Photographie ist am Ende des vorliegenden Bandes als Nummer 56 abgebildet.

18 Helene Auricht, geborene Boehm (1892–1973), war die dritte Ehefrau von Flierls Schwager.

krieges Administrator war und nochmal 1933 und allzeit sehr freundlich zu uns und unserer Lutherischen Mission – da telephonierte die Mrs. Grützer an ihn, und er erklärte sich gleich bereit, als der Jüngere mich, den Älteren, in meinem Quartier zu besuchen, und die Mrs. Grützer leistete uns Gesellschaft in ihrer guten Stube oder *parlour* und servierte uns den *afternoon tea*. Der hohe Herr zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit sehr wohlwollend gegen uns und unser Werk, und da ich vom Kolonialminister guten Bescheid auf mein Schutzschriftchen für unsere Gehilfen erhalten, sagte er: Nur gleich wieder schreiben und weiter bitten.

Der alte Herr Grützer fuhr mich in seinem Auto über ganz Melbourne und weit in der Umgegend herum, auch zu dem Freiquartier von Dora bei einer Mutter einer Missionschwester, welche in der Methodisten-Mission im Archipel diente und der deutschen Gemeinde in Melbourne entstammte.

Vom Haus des Herrn Grützer aus bestellte und bezahlte ich die fünfte Auflage meiner kleinen englischen Schutzschrift für unsere guten Missionsgehilfen auf Neu Guinea.¹⁹

Wiederholt kam ich auch in das Pfarrhaus in Melbourne, mir ja wohlbekannt. Es war ja noch dasselbe, in welchem Br. Matschoß und ich nach Ankunft im Lande den Pastor Herlitz besuchten, bei welcher Gelegenheit Freund Matschoß um Gewährung der Mittel für die Überfahrt nach Adelaide bitten mußte. Auch in späteren Jahren, besonders auch unter Pastor Frank, kam ich öfters in dies Pfarrhaus.

Herr Grützer war ein gutes Gemeindeglied und wohlhabend, er hatte Pfarrer Steiniger ein Dienstauto angeschafft. Grützer kam arm ins Land. Er arbeitete sich empor, und seine englische [Frau] half treulich. Er sagte von ihr: „I have a good wife!“

Pfarrer Steiniger hatte mich aufgefordert, den Sonntagsgottesdienst zu halten. Ich predigte in der schönen Kirche über das Wort: *Jesus Christus gestern und heute und derselbige in Ewigkeit!*²⁰

Das war mein Abschied von Australien. |

280|281

19 Zu dieser Schrift siehe II 393–395.

20 Hebr 13,8.

DIE HEIMFAHRT AUF DEM DAMPFER MOSEL UMS KAP DER GUTEN HOFFNUNG

Und nun konnten wir endlich unseren Dampfer Mosel besteigen, der bei Melbourne vor Anker lag, nachdem er von den östlichen Hauptstädten Australiens sich auf der Rückfahrt befand. Ich hatte vorher den Herrn Kapitän Viereck begrüßen können und beim Agenten des Lloyd das nötige besorgen.

Mit dem Pfarrer Steiniger war ich mit Dora zum Mittagessen eingeladen beim deutschen Berufskonsul in Melbourne und seiner Gemahlin. Diese Leute waren vorher in Venezuela, Süd-Amerika, stationiert gewesen.

Wir schuldeten viel Dank unsern freundlichen Quartierleuten, besonders der Familie Grützer und der guten Mutter, bei der Dora die Wartewoche Herberge gefunden hatte.

Der Dora wurde auch ein Pflegekind anvertraut, eine etwa sechsjährige Anna Kuhwaldt, die wir zu ihrem Vater in Bremen bringen sollten. Mutter und Pflegemutter des kleinen Mädchens brachten es mit seinem Päckchen aufs Schiff und übergaben es der Obhut meiner *nurse*.

Vor Abfahrt des Dampfers besuchten uns noch zwei Pastoren unserer VELKA, der Pastor Simpfendörfer von Doncaster, wo ich mit Mutter einmal logiert hatte, und der ältere Pastor Pröve aus Germantown bei Geelong.

Der Victorianische Distrikt unserer VELKA hatte kurz vor unserer Abreise noch seine Jahresversammlung gehabt, zu der ich auch eingeladen war, doch war die Gelegenheit, dorthin zu kommen und an dieser Synode teilzunehmen, nicht günstig für uns. So gingen wir lieber mit dem großen Küstendampfer nach Melbourne und nahmen die freundliche Vermittlung des dortigen Pfarrers Steiniger zu Freiquartieren an, um unsern Europadampfer in Ruhe abwarten zu können. Auf diese Weise kam auch unser Kabinen-Gepäck am sichersten, billigsten und bequemsten zum Ziel.

Vor Abfahrt der Mosel gab es an Bord noch einen recht starken Kaffee, von dem ich recht durstig zu viel trank, was mein Magen übel nahm, was sonst nicht leicht vorkommt. Die kleine Kuhwaldt meinte, der Großvater habe schon Seekrankheit, ehe noch die Fahrt losgegangen war. Doch dem war nicht so. Im besten Wohlsein konnte ich die schöne Abendfahrt durch das weite Becken des Port Philipp genießen, und es ging hinaus durch die enge Pforte in den weiten Ocean, wo uns das beste Wetter begünstigte, das auf unserer ganzen weiten Reise anhielt durch die zwei großen Weltmeere.

Doch nun wollen wir unser Quartier durch ganze lange sieben Wochen uns ansehen. Die Mosel war kein eleganter Passagierdampfer, wie der, auf dem Pastor Theile vor nicht ganz einem Jahr nach Europa fuhr, und ging daher auch nicht durch den Suez-Kanal zum Mittelmeer und nach Genua, wie ich früher mit Mutter und Wilhelm gefahren war.

281|282

Die Mosel war ein ganz gewöhnlicher, sehr lang gebauter Frachter, der Weizen, Wolle und dergleichen ins Vaterland bringen sollte. Seinen Tonnengehalt wußte ich nicht oder habe ihn vergessen. Nur erinnere ich mich, daß er sehr lang gestreckt war und man auf seinem eisernen Deck einsame Spaziergänge machen konnte. In der Mitte befand sich ein Aufbau mit den Quartieren der Mannschaft, Speisezimmer, Aufenthaltszimmer für die Offiziere und etwa ein Dutzend Passagiere, für welche | Kabinen auf dem Frachter vorhanden waren. Es gibt ja immer etliche Leute, welche lieber in kleiner Gesellschaft weite Seereisen machen als im Gedränge der großen Passagierdampfer. Sogar die Engländer zeigen eine solche Liebhaberei.

Ich will nun unsere Mitreisenden auf der Mosel vorstellen, soweit ich mich noch an sie erinnern kann.

Da waren vor allem zwei ältere Herren aus Sydney, die einen Besuch machen wollten in „the old country“. Sie waren in Birmingham beheimatet und genossen so die Seeluft auf einer weiten und langwierigen Reise um die Südspitze von Afrika, wie auch wir taten. Bei Gelegenheit feierte einer unsern Kapitän Viereck als einen ganzen und tüchtigen Mann, denn das deutsche Wort „Viereck“, auf englisch *square*, bezeichne ja etwas Ganzes Tüchtiges und Vollendetes.

Eine Mitreisende war ein englischer Blaustrumpf²¹ in mittleren Jahren, die den Plan hatte, von England aus das Sowiet-Paradies zu besuchen, welches ja in den englischen Tageszeitungen allezeit angepriesen wurde. Und den englischen Touristen wurde ja im Bolschewisten-Reich immer große Aufmerksamkeit erwiesen und ihnen Potemkinsche Dörfer gezeigt.

Einmal hörte ich auch im großen Raum der *Memorial-Hall* in Tanunda einen Vortrag eines aus Rußland heimgekehrten Herrn, und [er] erzählte allerlei Wunder aus diesem unserem Wunderland im fernen Osten, wie da beispielsweise mit dem Flugzeug gesät wurde. Meinte dabei freilich auch: Ernten würde man wohl mit dem Flugzeug nicht können. Auch sonst schien ihm dort Verschiedenes etwas bedenklich und zweifelhaft vorzukommen, worüber er Andeutungen machte sozusagen im Vertrauen, er wolle nicht, daß seine Gastfreunde in Ost-Europa wieder alles erfahren, was er in Tanunda uns sagte.

Mit dem englisch-australischen Blaustrumpf auf unserm Schiff war auch unser Kapitän Viereck nicht recht zufrieden. Sie hatte abfällige Äußerungen getan über die deutsche Seefahrt, worüber er sich ärgerte.

21 »Blaustrumpf« ist eine meist abwertend gemeinte Bezeichnung für eine unverheiratete gebildete Frau.

Ferner waren auf unserer Mosel auch noch einige Fräulein – ob deutschen Stammes, konnte ich nicht genau ausmachen.

Dora mit ihrer kleinen Kuhwaldt hatte eine feine Kabine mit zwei Betten, Tisch und Sopha, nahe beim Eßzimmer. Da konnte ich zuweilen einkehren und mich aufhalten, wenn ich von oben kam und müde war vom Spaziergehen auf dem großen Deck.

Ich selber hatte ja mein Quartier oben, in der Nähe vom Kapitän. Eine eigentliche Kabine war für mich nicht frei gewesen, so bekam ich das Lotsenzimmer, also eine Einzelkabine für einen Mann, und tat mir natürlich auch etwas darauf zu Gute.

Von Melbourne aus ging unser Kurs gegen Westen, etwas zu Nord bei herrlichem Wetter, und [wir] langten nach etlichen Tagen glücklich in Fremantle [bei] Perth, West-Australien, an, wo unsere Mosel ein paar Tage hielt. Da stieg auch ein weiterer Passagier ein, ein junger Deutscher Musiker nebst Frau und einer großen Baßgeige, der in etwas die komische Gestalt auf unserm Dampfer spielte.

Hier gingen wir auch etwas an Land spazieren mit der kleinen Kuhwaldten. Voraussichtlich konnten wir ja erst nach geraumer Zeit wieder an Land gelangen. In Fremantle, Westralia, nahm ja unsere Mosel letzte Ladung ein, eine große Quantität guten australischen Weizen für London. Das Einladen war sehr interessant. Durch einen sinnreichen Mechanismus krochen die schweren Weizensäcke aus dem Schuppen heraus auf eine Bahn, auf und nieder, bis sie in den Bauch des Schiffes hinabkolerten. Dort waren nur einige Mann nötig, um die Säcke ordentlich hinzuschlichten.

|

Nachdem wir Weizen genug hatten in unsere Mosel inkriechen lassen, wurden die Luken geschlossen, die Anker gelichtet, und hinaus ging es in den großen indischen Ocean, der zwischen Australien und Afrika liegt, erst ein wenig nordwestlich, dann geradeaus nach Westen, mehrere Wochen lang.

Da hätten wir auch mit Columbus sagen mögen: „Nach Westen, o nach Westen hin, beflüge dich, mein Kiel!“ Doch wir waren weit besser daran als weiland Columbus. Einmal waren wir nicht von wechselnden Winden abhängig. Unsere Mosel dampfte wacker dahin, und wir kannten²² ja unser Ziel. Es war der Hafen Durban, eine gute Strecke östlich von Kapstadt. In Durban wollte unsere Mosel Kohlen nehmen, nahebei sind Kohlengruben in der Provinz Natal und daher in Durban die Kohlen billiger als in Kapstadt, wo wir also nicht anhalten würden.

Immerhin war unsere Heimfahrt günstiger als die Ausfahrt im Jahre 1878. Damals, auf der Somersetshire, gingen wir so weit südlich, bis in die Schneeregion hinein, daß wir gar keinen Stutzen von Afrika sahen. Wir wollten nur günstige Westwinde haben, um auf unserem Segelschiff damaliger Zeit, der Somersetshire, desto schneller nach Australien getrieben zu werden, dafür hatten wir auch rauhe Lüfte und rauhe See,

22 Im Original versehentlich „und kannten wir“.

während wir diesmal unter mehr nördlichen Himmelsstrichen durchweg herrliches, mildes Frühlingswetter hatten.

Ich schrieb für unser australisches Kirchenblatt auf unserer Heimfahrt sechs Fortsetzungen von Reiseberichten unter der Überschrift: „Ein zweites Mal ums Kap der guten Hoffnung“, die dann auch zum Abdruck in fünf Nummern unseres Blattes gekommen sind.

Ja, in guter Hoffnung fuhr ich damals im Jahre 1878 nach dem Südländchen aus, und der Herr ließ meine Hoffnung nicht zu Schanden werden, und nun zum zweiten Mal führen wir um dies Kap auf Heimatkurs, und der Herr gab auch diesmal wieder Gnade zu unserer Reise.

Und nun langten wir im Hafen von Durban in Südost-Afrika an, und unsere Mosel warf Anker, um zu kohlen. Da wäre ja etwas längere Entfernung vom Kohlenstaub hinweg angebracht gewesen. Aber wir hatten nur etliche Münzen zur Hand. Unsere Schätze an Register-Mark-Schecks hatten wir beim Zahlmeister in Verwahrung gegeben, um nicht das Schicksal der China-Braut zu erleiden, die einst mit Bruder Mailänder nach Ostasien ausreiste.²³ Zur Ausgabe auf Englischem Gebiet konnten wir keine Register-Mark einwechseln, d. h. umwechseln. So machten wir nur einen kleinen Ausflug nach der schönen Stadt Durban, wofür unsere Münzen gerade reichten.

Ein kleines Motor-Boot brachte uns an Land. In der Nähe konnten wir auf einer Straßenbahn fahren und ein wenig in der Stadt spazieren gehen. Da begegneten uns unter Weißen auch schwarze Modedamen, bunt behangen.

Wir fuhrten zurück zum Schiff. Zum Glück alsbald nach dem Aussteigen bemerkte Dora, daß sie ihre Handtasche hatte liegen lassen. Darin war ihr Paß! Das wäre es gewesen. Wir riefen darnach, und ein stämmiger Kaffer rettete die Situation. Ich gab ihm meine letzten Pennies als Trinkgeld, und er dankte lebhaft. Noch dankbarer waren wir.

Auf dem Fährboot zur Mosel hatten wir als Begleiterin eine robuste Kafferfrau, aber in Nationaltracht mit solider Lederschürze. – So hatten wir also schon bei kurzem Ausflug allerlei Erlebnisse.

Das Einkohlen der Mosel ging weiter flott von statten mit allerlei sinnreichen Ladeeinrichtungen, ähnlich, aber wieder anders, wie beim Weizenladen in Westralia. | 283|284

Und nachdem wir die nötigen Kohlen eingenommen, ging die Fahrt glücklich weiter um die Südspitze Afrikas herum in respektvoller Entfernung, doch nahe genug, um die Berge sehen zu können. Am nächsten kamen wir denselben bei der Südostspitze, nahe der Kapstadt. Doch diese sahen wir nicht. Auch war der Tafelberg nicht klar auszumachen.

23 Die Begebenheit, auf die der Autor anspielt, wurde in II 302 geschildert.

In dieser Gegend gab es ungeheure Schwärme einer bestimmten Art Seevögel, Albatrosse, glaube ich, heißen sie. Sie umschwärmten unsere Mosel für einige Tage. Weiter nördlich kamen sie nicht mehr vor.

Als anfangs der achtziger Jahre mein Vetter²⁴ ums Kap nach Australien reiste, hielt sein Dampfer bei Kapstadt länger an, so daß er den dortigen Pastor Hahn besuchen konnte.

Unsere Mosel nahm nun Kurs nach Norden durch den langgestreckten Atlantik. Das Wetter war und blieb herrlich durch alle Breitengrade. Unsere kleine Gesellschaft vertrieb sich die Zeit recht angenehm. Auf Deck wurde ein Bade-Bassin voll Seewasser in Segeltuchfassung hergestellt. Ich zog das Wannbad vor. Der Kapitän fertigte auf seiner Höhe in seinen Musestunden feine Holzschnitzereien, und ich als Zimmer Nachbar schaute ihm zu. Ich las auch einiges auf dem Schiff. Dabei las ich Hitlers Buch „Mein Kampf“ nochmal durch.

Ich erinnerte mich einer Nacht in Tanunda, da uns, nämlich den Pastor Hebart –, der ja eine Reise nach Deutschland hinter sich hatte und sehr begeistert zurückkam –, den Vater August Geyer und mich, der Drucker Schultz in seinem Auto in stiller Mitternacht zu sich holte, um eine Radiomeldung aus Deutschland zu vernehmen über eine Reichstagssitzung von ein paar Stunden ohne Redeschlachten, nur mit kurzen Erklärungen. Das war ganz anders als das Parlamentsgebahren in der alten Zeit in Deutschland und auch noch neuerdings in der Alten und Neuen Welt. Es hatte Vieles für sich.

Ein andermal hörten wir in Tanunda den Rundfunk von Klemzig aus, dem früheren Pfarrsitz des Auswanderer-Pastors, also auch vom fernen Vaterland her, und stündlich kamen wir diesem [nun] näher: Ja – „*Ans Vaterland, ans Treue, schließ dich an! Dort sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.*“²⁵

So manchen herrlichen Sonnenuntergang erlebten wir in der weiten Wasserwüste des Atlantik! – Bei Aufgang der Sonne waren wir ja in der Regel selber noch nicht aufgegangen. Ein Schauspiel, das mir bei der Hinfahrt nach Australien anno 1878 so viel Freude bereitet in stillen schönen Abendstunden, war auf der Heimfahrt nun nicht oder ganz wenig zu sehen – das Meerleuchten.

Einmal begegneten wir einem englischen Dampfer. Wir hielten an. Der Engländer war durch Zeichen gebeten worden, uns für kurze Zeit seinen Schiffsarzt zu schicken, wegen einem Krankheitsfall unter der Mannschaft. [Die] Mosel hatte keinen Schiffsarzt. Bald ging die Fahrt wieder weiter nach Norden.

24 Der Verfasser bezieht sich auf seinen Namensvetter und Cousin Johann Flierl, der 1883 als Missionar nach Australien ausgereist war.

25 Flierl zitiert, leicht abgewandelt, einen Vers aus Schillers „Wilhelm Tell“.

Wir kamen auch an der Insel St. Helena vorüber, ohne sie jedoch zu sehen – dort mußte ja der gebändigte Korse seinen Lebensabend verbringen unter Britischer Obhut.²⁶

Die Osterfeiertage waren wir an Bord. Ich durfte [eine] kurze Osterpredigt halten und ausklingen lassen in das Liedeswort:

Jesus lebt, sein Heil ist mein,
Sein sei auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich sein
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht,
Das ist meine Zuversicht.²⁷ |

284|285

Ein paar Mal hielt ich auch Vortrag über unsere Neu-Guinea-Mission, die mit Interesse gehört wurden.

Ein angenehmer Mensch war der Schiffszimmermann, mit dem ich mich öfters unterhielt und dem unsere muntere Anna Kuhwaldt hobeln helfen wollte.

Der Zahlmeister und zugleich auch unser Schatzmeister war Amtswalter der Partei, er war zugleich auch der „Drahtlose“,²⁸ und durch ihn sandten wir eine Botschaft nach Australien zurück, ehe wir zu weit entfernt waren. Er gab auch die Radio-Nachrichten²⁹ aus.

Auch meinen Geburtstag, den 16. April, verlebte ich auf der Mosel, und er wurde ganz solenn gefeiert mit Geburtstagskuchen und Festmahl. Der Koch Schaumlöffel wußte ganz wunderbare Blumen aus Kartoffeln herzustellen, und der Kapitän verehrte mir ein schönes Buch: „*Gorch Fock, Seefahrt muß sein*“³⁰. Der Held dieser Geschichte, ein wackerer Seemann von der Wasserkante in der Gegend von Bremen, starb im Weltkrieg den Heldentod. Der Kapitän schrieb folgende Widmung in das schöne Buch:

Dem Senior! Alles Glück und allen Segen wünscht zu seinem 79. Geburtstag
D[ampfer] »Mosel«
Viereck, K[a]p[i]t[än].
16. April, 1937.

26 Nach der Niederlage der französischen Armee in der Schlacht von Waterloo wurde Napoleon I. auf die Insel St. Helena verbannt, wo er 1821 starb.

27 Es handelt sich hier um eine Strophe aus dem Lied „Jesus lebt, mit ihm auch ich“, 1757 von Christian Fürchtegott Gellert geschrieben.

28 Das heißt wohl, daß er für den Sprechfunk zuständig war.

29 Gemeint sind Funkbotschaften.

30 Gorch Fock [Pseudonym des Schriftstellers Johann Wilhelm Kinau]: *Seefahrt ist not!*, Hamburg 1912.

Und nun kamen wir wieder zu einer Haltestation, „Las Palmas“, die Palmenstadt auf den Kanarischen Inseln, von wo wohl unsere zierlichen Kanarien-Vögelein stammen, unseren im Neu-Guinea-Haus hatten wir dort zurückgelassen.

Las Palmas und die Kanarischen Inseln sind ein Besitz der Spanier, wo damals und noch geraume Zeit später der Bürgerkrieg tobte zwischen „dem Rebellen Franko und den Loyalisten“, um mit unseren australischen Tageszeitungen zu reden.

Las Palmas und die Kanarischen Inseln waren damals von den Anhängern Frankos schon freigekämpft und wurden streng bewacht und Besucher genau untersucht, ob sie unverdächtig. Wir hätten wohl an Land gedurft, wenn wir etwas *hard cash* in der Tasche gehabt hätten. Es wäre aber umständlich gewesen von wegen der Überfahrt nach der schönen Inselstadt mit dem verlockenden Namen. So begnügten wir uns, die schöne Aussicht vom Schiff aus zu genießen. Wir sahen Autos drüben auf erhöhter Straße entlang fahren und prächtige Gebäude, darunter auch eine stattliche Kathedrale.

Unsere Mosel nahm wieder etwas nötige schwarze Diamanten ein, um dann die Fahrt nach Europa weiter machen zu können. Nun kamen wir bald in den Golf von Biskaya, der ja wegen seiner Rauheit nicht im guten Rufe steht, aber sich uns gegenüber ganz manierlich benahm. Von der spanischen Küste hielt unsere Mosel guten Abstand wegen des dortigen Kriegszustandes, wie der Lloyd seinen Schiffen zu jener Zeit vorschrieb, so daß wir die malerischen Bergufer der Iberischen Halbinsel nicht bewundern konnten.

Auf einmal waren wir im englischen Kanal, wo es schwärmte von Schiffen aller Größen, die in den verschiedenen Richtungen fuhren.

Eines Morgens lagen wir vor Anker bei Antwerpen, und da endete denn auch die lange und so schöne Reise mit unserer guten Mosel. Ein belgischer Beamter kam an Bord und visierte unsere Pässe. Ihm folgte der dortige Agent des Nord-deutschen Lloyd und eröffnete uns: Da die Mosel noch nach London fahre zu längerem Aufenthalt, so sei für uns ratsam, hier vom Schiff zu gehen, und weil wir der Anna Kuhwaldt wegen nach | Bremen mußten, erhielten wir die Kosten der Bahnfahrt auf der allein günstigen Linie über Köln.

285|286

Die Frau des Kapitän Viereck war von Bremen nach Antwerpen gekommen.

Von dem berühmten Antwerpen konnten wir weiter nichts sehen. Es war auch trüb und regnerisch. Wir hatten unser Kabinen-Gepäck zu packen, und ein Stuart half uns wacker dabei.

Wir machten den Fehler, unser schwereres Kabinen-Gepäck von Antwerpen aus nach Dettelsau aufzugeben, statt es auf [der] Mosel weiter zu schicken [nach Bremen] und von dort mit deutscher Bahnfracht gehen zu lassen. Die Frachtzahlung an die belgische Bahn machte Schwierigkeit der Devisen halber. Sie mußte schließlich von Australien aus durch Direktor Theile bezahlt werden.

Ein Offizier der Mosel geleitete uns mit unsern Sachen zur Bahnstation. In den vielen Taschen meines Überziehers mußte ich die Fahrkarten so mühsam und lange suchen, um gerade noch unsere Sachen aufgeben und abfahren zu können.

Die Bahnfahrt ging durch das schöne, wohlangebaute Land der Belgier und der Rhein-Provinz. In Köln hatten wir kurzen Aufenthalt für Geldwecheln und neue Fahrkarten nach Bremen zu nehmen, und dann ging es weiter, zunächst durch das Industrie-Gebiet mit unzähligen hohen Schlöten. Allmählich wurde es Abend, und es war finstere Nacht, bis der Zug im Bahnhof zu Bremen einlief.

Vater Kuhwaldt war zur Stelle mit ein paar seiner Schwestern, um das kleine Kuhwäldtchen in Empfang zu nehmen. Er brachte uns schon einen brieflichen Gruß aus der Lloyd-Agentur von Neuendettelsau mit dem Bescheid, daß ich bis zum Missionsfest an Himmelfahrt in Dettelsau sein möchte.

Vater Kuhwaldt brachte uns auch in seine Wohnung zu Abendbrot und Übernachten. Wir wurden gut untergebracht, aber am nächsten Morgen erfuhren wir, daß er selber nicht in seiner Wohnung geschlafen hatte, weil die Nacht vorher Einbrecher bei ihm eingekehrt waren. Na, uns war ja nichts passiert. Er führte ein Eßhaus, und wir blieben bei ihm bis über Mittag. Vormittags führte uns ein Verwandter, und wir suchten die Direktion des Lloyd auf, uns für die feine Fahrt zu bedanken, auch konnte ich durch Zahlmeister Dora die Fracht für unser Haushaltsgut bezahlen lassen, welches inzwischen auf dem Dampfer der Hamburger Linie angekommen war und per Bahn nach Neuendettelsau abgesandt wurde. Der Herr unterhielt sich sehr freundlich mit uns. Ich erkundigte mich nach dem Herrn Klose, der nicht zur Stelle war und von dem er sagte, er würde wohl einmal wieder nach Neuendettelsau kommen. Ich bekam ihn jedoch noch nicht zu sehen.

Am Nachmittag fuhren wir weiter von Bremen nach Hamburg, nachdem wir von den Kuhwäldtern, Groß und Klein, uns verabschiedet hatten.

In Hamburg war ja kurz vor uns Wilhelm mit Maria und ihren beiden Kindern, Anne-Marie und Hans Erich, aus Neu Guinea angekommen, und ihre dortigen Verwandten hatten ihnen Quartier besorgt. Wir hatten uns angemeldet, und Wilhelm begrüßte uns am Bahnhof zusammen mit einem früheren australischen Missionar Siebert, den ich früher vor der Jahrhundertwende in Bethedsa gesehen, als ich mit Pastor Caselmann dortselbst zu Besuch war. Vor rund dreißig Jahren war ich dann bei Siebert und Frau in Fürstenwalde, wo er Anstellung hatte in den Anstalten eines Pastor Burgdorf in Fürstenwalde. Und nun sah ich ihn noch einmal. Er kam mit in Wilhelms Wohnung zum Kaffee und hatte eine Anstellung nahe bei Hamburg in Holstein.

Über den ersten Mai 1937 waren wir nun bei Wilhelm, seiner Familie und seinen Verwandten. Wir waren rund eine Woche | in Hamburg, also auch über einen Sonntag, da wir in einer Kirche einem Gottesdienst beiwohnten, der gut besucht war und [wo] auch die Predigt gut war. Also zum ersten Mal im Vaterland in der Kirche. –

Die große Michaeliskirche besuchten wir an einem Werktag, um sie innen und außen zu besehen, bestiegen auch den hohen Turm, von dem aus man Hamburg gut übersehen konnte. Wir sahen auch das Bismarck-Denkmal und besuchten den Tiergarten von Hagenbeck.

Ferner besuchte ich mit Wilhelm verschiedene Persönlichkeiten. So den Sprachmann Doktor Dempwolff, bei dem Wilhelm während seines Hamburger Sprachstudiums vor seiner ersten Ausreise gehört und gelernt hatte. Doktor Dempwolff kannte ich von Neu Guinea her. Er hatte auf seine alten Tage geheiratet, hatte ein kleines Töchterlein und meinte, mit der Jugend wird man selber nochmal jung. Nun ist er aber doch vor ein paar Jahren gestorben.

Ferner besuchten wir den alten Missionsmann Meinhof³¹ und zugleich Sprachmann und den jüngeren Missions-Direktor Walter Freitag³² und unterhielten uns über Mission und andere Sachen. Meinhof sagte – weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang: Die Obrigkeit habe das Schwert zu führen und nicht einen Fuchschwanz. – Auch bei den Herren vom Fichtebund waren wir, mit dem ich von Australien aus schon Jahre lang in Verbindung stand.

Und nun ging es nach Süden, nach Bayern, Franken und schließlich Neuendettelsau. In Nürnberg sahen wir die ersten lieben Verwandten. Hanna war mit ihren übrigen drei Kindern kurz vor uns heimgekommen und einstweilen in Weißenburg. Sie war in Nürnberg zu unserer Begrüßung, als wir dort mit dem Zug ankamen.

Und Elise Pilhofer kam von Alt-Erlangen her zu unserer Begrüßung und mietete ein Auto, um uns in ihr Heim zu bringen und kurz zu beherbergen. Man sah sich wieder nach langer Zeit. Als Mutter noch lebte, war sie mit Georg im Neu-Guinea-Haus gewesen für einige Wochen, und dort hat sich – unbewußt für mich – angebahnt, daß ich die Älteste ins Vaterland bringen mußte zur jüngeren Schwester.

Die liebe Mutter in lichten Höhen vor dem Angesicht Gottes, unseres himmlischen Vaters, durfte sich wohl unserer Heimfahrt freuen.

Wir erleben ja in unseren Zeiten natürliche Wunder, die ein Gleichnis sein mögen für die übernatürlichen Realitäten. So mag uns das Wunder des Radio ein Gleichnis und Hinweis sein mit seiner Überwindung von Raum und Zeit, da man im gleichen Augenblick die menschliche Stimme, die diesseits spricht, auf der andern Seite der Erde hört mit der ganz natürlichen eigenen Klangfarbe. –

Und nun gings von Alt-Erlangen nach Nürnberg. Von dort – es ist mir, als träumte mirs – brachte uns Bruder Schuster nach Neuendettelsau, wo wir vor dem Missions-

31 Der Theologe und Afrikanist Carl Meinhof (1857–1944) lehrte bis zu seiner Emeritierung 1936 an der Hamburger Universität Afrikanische Sprachen. Er arbeitete eng mit zahlreichen Missionsgesellschaften zusammen.

32 Walter Freitag (1899–1959) war von 1929 bis 1955 Hanseatischer Missionsdirektor in Hamburg. Er lehrte Missionswissenschaft an den Universitäten Hamburg und Kiel.

haus freundlich begrüßt wurden. Weiß nicht mehr, wo wir das erste Mal aßen und wo wir schliefen.

Ich sehe mich wieder zum Missionsfest im Gemeindehaus, wo ich über das Wort redete: „Ich danke dem Herrn, der mir geraten hat, auch züchtigen mich meine Nieren des Nachts.“³³ |

DIE HEIDEN-MISSIONS-ANSTALT NEUENDETTLSAU VOR DREISSIG JAHREN UND JETZT

In großen und bewegten Zeiten habe ich meine Lebens-Erinnerungen nieder zu schreiben. Gestern vor 8 Tagen hatte unsere deutsche Wehrmacht dem drohenden Angriff der Bolschewisten im Osten entgegenzutreten. Es war Sonntag Morgen früh um drei Uhr, den 22. Juni.³⁴

Eine Woche lang waren die täglichen Heeresberichte nur kurz und allgemein über [den] guten Anfang, um den Feinden nichts zu verraten. Gestern, Sonntag, den 29. Juni, kamen nun 12 Sondermeldungen über die ungeheuren Anfangserfolge: Die Grenzbefestigungen durchbrochen, über 4 000 Flugzeuge vernichtet, über 2 200 Panzerwagen vernichtet oder genommen, 40 000 Gefangene gemacht, zwei russische Armee'n eingekesselt, über 600 Kanonen erbeutet und unübersehbares Kriegsgerät. Tief ins Festland vorgestoßen hinter dem zurückweichenden Feind. – Wir sangen Gestern bei der Abendandacht: „Nun danket alle Gott!“³⁵

Heute, den 30. Juni nun, hat Wilhelm als Gefangener in Tatura bei Melbourne seinen 49. Geburtstag. Wie werden er und seine Mitgefangenen sich nun sehnen nach guten Nachrichten und Freiheit! –

Aber nun weiter in unsern Erinnerungen. Wir waren also glücklich in Neuendettelsau angelangt am Tag nach Himmelfahrt 1937, um am Sonntag an dem üblichen Missionsfest hier teilzunehmen.

Vor dem Eingang des Missionshauses begrüßt von vielen hiesigen Freunden, hatten wir, wie ich mir nun von Dora sagen ließ, unsere erste Mahlzeit bei Herrn Missions-Direktor, Dr. F. Epplein, und vor Abend wurden wir eingeführt in das niedliche kleine Haus unserer Mission neben dem Hause von Bruder Schuster, in welchem seinerzeit die Frau Kirchenrat Magda Deinzer ihren Witwensitz gehabt hatte, als in unsere vorläufige Herberge. Man dachte, der alte, bald achtzigjährige Mann wolle ganz allein und recht stille wohnen. –

Also das Heidenmissionswerk von Neuendettelsau vor rund dreißig Jahren und jetzt. Meine ersten Beobachtungen in der Heimat. Ich meine damit, wie sich es in unserem Missionshaus und seiner Umgebung am Ort bemerkbar machte, daß es eine Heidenmission geworden und als solche nun nicht mehr ganz jung war.

34 Die Rede ist vom 22. Juni 1941.

35 Dieses Loblied wurde 1636 von Martin Rinckart geschrieben.

Es dauerte etwas lang, bis unsere Mission und [ihre] heimatliche Leitung sich allgemach umstellte auf die Heidenmission. Als ich in den Siebziger Jahren unser Missionshaus zum ersten Male sah und 1875 in dasselbe eintrat, da trug der Hauptbau, das sogenannte Alte Missionshaus, die Inschrift „Missionsanstalt für Nord-Amerika“, und der Spruch des Propheten war darunter zu lesen: „Ich will das Verlorene suchen und das Verirrte wieder bringen und des Schwachen warten usw.“³⁶

Die Sendlinge unseres Hauses waren bis dahin nur nach Amerika gegangen. Sie nahmen drüben, in dem ungeheuer großen Land, ihre Arbeit auf unter den ausgewanderten Glaubensgenossen und machten sich drüben heimisch, in einem Lande mit vorwiegend weißer Bevölkerung und mit sehr ähnlichem und im Ganzen gesundem Klima, unter gleichen Breitengraden liegend wie unser Vaterland, nur unendlich größer. Viele dieser | Sendboten nach Amerika kamen überhaupt nicht mehr nach dem Vaterland zurück, und wenn, so war es zu kurzem Besuch ihrer Verwandten und dabei auch ein paar Tage nach Dettelsau und ins Missionshaus. Ihre Kinder wuchsen im großen Abendlande auf und hatten dort auch gute Gelegenheit zur Ausbildung und Lebensstellungen. – Da waren natürlich bei unserm Missionshaus für seine damaligen Leitung keinerlei Veranstaltungen nötig, für Unterkunft der Sendlinge und ihrer Familienmitglieder zu sorgen.

Auch als ich als Heidenmissionar nach dem fernen Australien auszog, dachte ich nicht an einstige Wiederheimkehr und kam auch erst nach einem Menschenleben, nach 31 Jahren, wieder auf längeren Urlaub ins Vaterland zurück. Ich hatte ja auch im fernen Südland eine liebe Heimat gefunden, in der ich auch erste Urlaubs- und Erholungszeiten zubringen konnte.

Doch fand ich mit der Zeit meine eigentliche Lebensaufgabe im tropischen Heidenland Neu Guinea. Die Arbeit dort wuchs, die Zahl der Mitarbeiter nahm zu. Es folgten auch mehr und mehr Familiengründungen im tropischen Heidenland, und Neu-Guinea-Kinder wurden geboren und wuchsen heran.

Meine Mitarbeiter hofften, daß ich auch in der Hinsicht ihr Vorgänger und Bahnbrecher werden würde, bei der heimischen Leitung darauf hinzuwirken, daß für Fürsorge und Ausbildung der Missionarskinder vom Feld daheim Veranstaltungen getroffen werden möchten. – Sie wurden in etwas durch mich getäuscht. Ich war recht bescheiden. An eine höhere Ausbildung unserer Kinder durch Missionsmittel zu denken, daran mochte ich nicht denken. Mir lag vor allem am Herzen, daß die Missionseinnahmen in der Heimat vor allem dem wachsenden Werk zugeführt und erhalten werden möchten.

Dabei bleibt natürlich wahr, daß nicht alle Missionarskinder etwa wieder bei der Missionsarbeit unterkommen können und daß es für sie schwerer ist, in der Heimat Lebensstellungen zu finden, wie [für] in der Heimat geborne und aufwachsende Kin-

36 Hes 34,16.

der. Dafür brauchen natürlich im Tropenland geborne Missionarskinder besondere Zubereitung und Nachhilfe je nach Begabung und Anlagen.

Für mich und meine Familie wollte ich Gott den Herrn sorgen lassen, und er hat auch alles wohlgemacht. Den älteren Sohn Wilhelm meldete ich bald im Missionshause an. Missions-Inspektor Martin Deinzer äußerte sich auch dahin, daß ein Missionarssohn den Bildungsweg seines Vaters einschlage, sei wohlgetan. – Für die andern drei Kinder kam dann mit der Zeit der Rat, daß sie während unseres großen Urlaubs in Australien eine höhere Deutsch-Englische Schule besuchen konnten, die unser Freund, Pastor Leidig, in Pointpass gegründet hatte.

Unsere Kinder hatten auf Sattelberg gute Volksschulbildung erlangen können, indem die heimische Leitung eine im Beruf bereits bewährte gute Volksschullehrerin aussandte, das Fräulein Heumann, nachmals Frau Missionar Keyßer.

Soweit war in unserer Familie alles gut gegangen, und es ging auch weiter gut. Nur war unsere Weise und unser Weg nicht allgemein gangbar. Auch unser verhältnismäßig gesunder Sattelberg war dafür günstig, daß unsere Kinder möglichst auf dem Felde aufwachsen konnten.

Für unsere heimische Leitung war in damaliger Zeit diese Weise am meisten wünschenswert, und sie lernte etwas schwer um etwa durch Beispiel und Vorgang anderer Heidenmissionsgesellschaften, welche Arbeitsfelder in tropischen Ländern hatten. |

289|290

Als Missions-Inspektor Martin Deinzer zum 50jährigen Jubiläum längere Zeit in Amerika weilte und Missions-Konrektor Starck ihn am Missionshause vertrat, wurde Bruder Leonhard Wagner für Neu Guinea abgeordnet. In seinem Abschiedswort sagte Starck zu ihm: Er hoffe, daß er nicht wieder nach Deutschland zurückkehre.

So ähnlich waren unsere guten Missionsfreunde auch in der Leitung daheim eingestellt. Unser zweites, kleineres und näher gelegenes Hinterland, Australien, nahm in der Hinsicht unserer Heimatleitung manche Last ab.

Neu Guinea ist für Deutschland ja auch das entlegenste Missionsfeld; West- und Ostafrika und Indien sind nur ungefähr ein Drittel so weit vom Heimatland entfernt. Daher kann man es auch ganz wohl verstehen, daß wegen der hohen Reisekosten man sehr zurückhaltend war in Erwartung von Heimreisen von uns Missionsleuten aus dem so fernen Neu Guinea.

Doch waren vor mir schon zwei Brüder in der Heimat gewesen, nämlich Bruder Vetter als Witwer, der sein erstes Töchterchen aus erster Ehe in Begleitung von Fräulein Götz mit heimbrachte. Bald nach ihm reiste Br. Pfalzer heim als Junggeselle. Das war vor Schluß des Jahrhunderts. In beiden Fällen entstanden ja noch keine Schwierigkeiten für Unterbringung. Im Jahre 1906 wollte dann Vetter mit Familie heimreisen, mit zweiter Frau und Kindern. Er starb vor Adelaide auf dem Schiff und wurde auf unserm Gottesacker zu Langmeil-Tanunda zur Ruhe bestattet und die Witwe mit Kindern bis zum nächsten Schiff in dem Pfarrhaus Auricht beherbergt.

Nun kam ich zum Mai 1909 mit Mutter und Wilhelm nach Deutschland und Dettelsau. [Der] Missions-Inspektor schrieb mir ja hinaus, daß wohl besser meine Frau bei den drei Kindern in Australien bleiben möchte. Ich hielt entgegen: Ihr Elternhaus bestände seit kurzem nicht mehr, sie zu den großen Kindern ins *college* in Pointpass zu stecken, sagte uns nicht zu, so sollte sie doch am Besten mit mir in den Urlaub ins Vaterland gehen, das ja auch das Vaterland ihrer Voreltern sei, und sie wäre eine gute Deutsche. Wir wollten die Reise möglichst billig machen, indem wir mit den fünf jungen Männern in dritter Klasse des Lloyd-Dampfers reisen würden. So stimmte er zu, nur sollten wir nicht dritter Klasse reisen.

Wir taten es doch, ohne eine Entbehrung. Frau Pastor Löhe war kurz vor uns mit ihrer ältesten Tochter Ingeborg in gleicher Klasse gereist und recht zufrieden gewesen. – Wir hatten [eine] eigene gute Außenkabine, und unsere Leibwache, die fünf jungen Männer als Anwärter unseres Missionshauses, drei Brüder Reuther und Lu[dwig], der Sohn von Pastor Döhler, mit unserm Wilhelm, hatten in unserer Nachbarschaft auch gute Kabinen. Verpflegung und alles Übrige war auch gut, nicht einmal durchs Rote Meer litten wir an Hitze wie Passagiere in den höheren Klassen. So kamen wir wohl und munter in Neuendettelsau an.

Unsere Unterkunft bereitete keine Schwierigkeit. Wir beanspruchten keine Familienwohnung. Ich sollte ja meist auf Vortragsreisen sein. Da lohnte es nicht der Mühe, eigenen Haushalt zu führen. Mutter konnte unsere Wäsche in Ordnung halten im Waschhaus des Kosthauses, und wir waren herzlich zufrieden, oben im Kosthaus zwei nette Zimmer zu haben zum Wohnen und Schlafen. Frühstück und Abendbrot wurde uns hinaufgebracht, das Mittagessen hatten wir zusammen mit den Zöglingen, wie sie damals noch hießen, und damit mit Wilhelm und unserer Leibgarde von Australien herüber. Wenn ich auf Reisen war, frühstückte die Mutter zusammen mit der Hausmutter Bartels.³⁷ |

290|291

Gelegentlich waren wir auch zu Tisch geladen im Missionshaus bei Inspektor Deinzer oder im Pfarrhaus bei Pfarrer Sabel, dem Bruder unsers Schwagers Pastor Sabel in Australien. Die Mutter fand in Dettelsau verschieden[en] freundlichen Anschluß bei Fräulein Drexel, Frau Inspektor Haffner und Anderen und fühlte sich in Deutschland recht glücklich in der Nähe unseres Wilhelm. Auch durfte sie mit mir einige Reisen machen, besonders auch in meine engere Heimat.

Aber nun zum Thema: Neuendettelsauer Missionshaus als Heidenmissionswerk vor Dreißig Jahren und jetzt.

Eine Veränderung war in der Hinsicht vor sich gegangen: Am Alten Missionshaus war nicht mehr die Inschrift zu lesen „*Missions-Anstalt für Nord-Amerika!*“ Dem entsprechend hatte unsere Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft auch ihren Namen

37 Hier folgt noch der Anfang des Satzes, der auf S. 291 neu begonnen wird: „Gelegentlich waren wir auch zu Tisch geladen oder mit den“.

geändert und nannte sich hinfort nur noch „*Gesellschaft für Innere und Äußere Mission!*“

An den Baulichkeiten des Missionshauses hatte es etwas Änderung gegeben, die nicht in direkter Beziehung zur äußeren Mission stand. Schon unter Inspektor Johannes Deinzer war zwischen dem Alten und Neuen Missionshaus [ein Bau] aufgeführt worden, der beide Gebäude verband und Raum bot für einen zweiten größeren Lehrsaal. Sogar mit einem kleinen Turm wurde dieser Zwischenbau versehen. Und im Missionshaus wurde dann später das stattliche Kosthaus des Missionshauses gebaut durch Konrektor Starck, in welchem dieser mit seiner großen Familie dann auch seine Wohnung hatte. Das Missionshaus hatte hinfort eigenen Haushalt für die wachsende Zahl der Missions-Seminaristen. In diesem Kosthaus hatten also auch wir als Urlauber, wie vorhin erwähnt, unser Unterkommen und unsere Verpflegung.

Im Jahre 1912 auf 1913 kam Missionar Zwanzger mit Familie zum Urlaub nach Deutschland und unmittelbar vor Kriegsausbruch des Weltkrieges die Familien Pfalzer und Hoh, die über Genua eben noch das Vaterland erreichten, während ihr Schwerkgepäck durch den Kriegsausbruch verloren ging, da ihr Dampfer in dem erst neutralen Portugal Zuflucht suchen mußte. Während des Weltkrieges und in den Jahren darnach konnte nichts getan werden in Errichtung von Urlauber- oder Invalidenwohnungen.

Etwas hinderlich ging es Bruder Decker, der bald nach mir mit Familie nach Deutschland in Urlaub kam und vor Ausbruch des Weltkrieges wieder hinaus. Sein Urlaubsgesuch traf ein, als ich noch zu Hause war und ich gerade zu Tische war bei Kirchenrat und Missions-Direktor Deinzer und seiner Frau. Sie besprachen die Sache mit mir und fragten, ob denn nicht Decker und Familie ihren Urlaub in Australien zubringen könnten.

Ich sprach mich dagegen aus: Die Geschwister Decker hätten gar keine Beziehungen zu Australien und seien da völlig fremd. Dieser kleine Freundeskreis in der australischen Kirche sei doch sehr vielfach abgegrast. Abgesehen von mir hätten die Brüder Tremel, Lehner, Wacke und auch Zwanzger sich Frauen von Australien geholt,³⁸ und bei diesen Gelegenheiten seien auch immer in Australien Missionsvorträge gehalten worden und für Neu Guinea auch viel gesammelt worden. Dazu hätten diese Gemeinden auch noch ihre eigene Mission unter den Australnegern und würden vielfach in Anspruch genommen, auch indem sie ihr eigenes Kirchwesen ganz allein erhalten | müssen. Und es würde doch für unser Missionswerk auf Neu Guinea sehr zweck-

291|292

38 Dies waren Christiane Tremel (geborene Geyer), Klementine Lehner (geborene Döhler), Magdalene Wacke (ebenfalls eine geborene Döhler) und Margarete Zwanzger (geborene Koschade).

Teilnahme, Opfer und Fürbitte so not taten zu gesundem Wachstum. – Dann wurde noch eingewendet: Aber die Frau Missionar Decker sei doch noch nicht so lange draußen, sie könnte doch wohl auf dem Felde bleiben. – Dem gegenüber war zu bedenken, daß Frau Decker etliche Jahre als ledige Helferin auf dem Felde war, nach ihrer Verheiratung mit Br. Decker auf der Küstenstation Deinzerhöhe vier Kinder geboren hatte, wohl in 5 oder 6 Jahren, und sie somit auch urlaubsreif sei, auch würde es für Decker kein guter Erholungsurlaub sein, ohne seine Familie heimzugehen, und für die Mutter der 4 Kinder keine beneidenswerte Sache, ohne Familienvater im fernen Lande zu bleiben.

So erhielt denn Bruder Decker die Genehmigung, mit Familie Heimaturlaub zu nehmen.

Die Erörterung wirkte offenbar in bester Weise nach. Bald nach meiner Heimkehr nach Neu Guinea, 1912, erhielt Bruder Zwanzger sogar [eine] telegraphische Einladung, über Australien, der Heimat seiner Frau, nach Deutschland in Urlaub zu kommen.

Der gute Bruder Decker hatte übrigens keinen zu guten Heimaturlaub. Wissend, daß für ihn und Familie in Neuendettelsau kein Unterkommen sein würde, reiste er gleich nach Bamberg, wo die Schwester seiner Frau an einen Lehrer verheiratet lebte. Diese suchte eine Mietswohnung für die Missionarsfamilie Decker, die allem Anscheine nach nicht so ganz geeignet war. Mitten im Stadtgetriebe mit unruhiger Straße, wo Kinder nicht wohl sein können, ohne Hof, ohne Garten, ohne geeigneten Spielplatz für die vier lebhaften Deckers-Buben, hatte der ernste Vater auch keine stille Studierstube. –

Nun auf diesem dunklen Hintergrunde unser Neuendettelsau der Heidenmission bei meiner Heimkunft zum Sommer 1937.

Da befand sich in der Heilsbronner Straße das schöne und geräumige Neu-Guinea-Heim, ein Missionarskinderheim für solche, welche aus Neu Guinea je und je heimkommen, ohne bei den Eltern sein zu können, die, wo immer möglich, wieder aufs Feld zogen. Die Leitung war allzeit bestrebt, [eine] geeignete Hausmutter oder auch Hauseltern an diesem Heim anzustellen mit dem nötigen Hilfspersonal.

Jüngere Kinder konnten von da aus in Neuendettelsau die Volksschule besuchen, größere Mädchen die höhere Töchterschule am Ort. Größere Knaben mit der erforderlichen Begabung konnten das Pro-Gymnasium in Windsbach besuchen, später das Vollgymnasium in Ansbach. Dafür bedurfte es gar keines Gesuches der Eltern. Es war selbstverständlich. Die Missionsleitung wollte die Missionarskinder soweit fördern in Erziehung und Schulung, daß sie einmal auf eignen Füßen stehen konnten.

In gleicher Weise wurde für die großen Missionsleute gesorgt, für Urlauber und Invalide, für Ledige und Verheiratete. Vorm Weltkrieg gab es für solche keine eigentlichen Quartiere im lieben Dettelsau. Während des Weltkrieges und noch viele Jahre

darnach konnte nichts darin geschehen, hier Quartiere für Urlauber und Invalide zu schaffen. Erst gegen Ende der Zwanziger Jahre wurde das alles geschaffen durch das Direktorium der Neuendettelsauer Heidenmission.

Nachstehend ein kurzer Überblick über die nun vorhandenen Missionarshäuser: Da ist die Missionsstraße mit den Wohnhäusern der Missionare Pfalzer, Keyßer und Langhof. | Ferner besitzt unsere Mission ein Wohnhaus für Urlauber in der Hager Straße, eins in der Friedens-Straße nächst zum Wohnhaus von Bruder Schuster. In der Bahnhof-Straße das Lützelburger Zweifamilienhaus und dahinter noch ein sehr bequemes Zweifamilienhaus.

292|293

Soweit diese Unterkunftshäuser für Urlauber und Invalide aus der Neu-Guinea-Mission oder auch aus dem Diasporawerk der Neuendettelsauer Mission noch nicht reichen, ist für zweckmäßige Mietswohnungen gesorgt, so das feine Zweifache Familienhaus Nr. 4 in der Friedens-Straße, das braune Haus in Neuendettelsau. Auch Missionarwitwen wohnen zur Miete in Neuendettelsau, nämlich Frau Missionar Örtel, Frau Missionar Bamler.

Wo Missionsleute, die nicht mehr aufs Feld zurückkehren können, zu Eigenwohnungen kommen konnten, sah es unsere Leitung gern. – So wohnt Frau Missionar Bayer mit ihren drei Töchtern hier im eigenen Haus, ebenso Bruder Johann Schmutterer, der fleißig Gemüse baut. Bruder Mailänder besitzt ein eigenes Haus in Nördlingen, Missionar Gottfried Schmutterer in Augsburg. – Da aus unserer groß und alt gewordenen Mission nicht alles hier am Ort sitzen kann und auch zu Erleichterung der Werbearbeit fürs Werk sitzen Missionsleute auch noch auswärts in Mietswohnungen. So Familie Zahn in Bayreuth, Missionar Leonhard Flierl mit Familie in Hof. Zwei Witwen wohnen in Erlangen, die Frau Missionar Saueracker und Stolz. Und Missionar Pilhofer, der der Gesundheit wegen vom Feld wegmußte, wohnt in Alterlangen.

Nun noch [ein] kurzer Überblick, was bisher aus Missionars-Kindern, die in Neu Guinea geboren sind, geworden ist:

Wilhelm Flierl durfte nach Absolvierung des Missionshauses unter Kirchenrat und Direktor noch ein Jahr in Hamburg Sprachwissenschaft treiben. Sein jüngerer Bruder besuchte das Missionhaus und machte den Weltkrieg durch, um Pastor in Amerika und Missionar auf Neu Guinea zu werden.

Von Missionar Zwanzgers – nachmals Pfarrer – Kindern sind zwei Söhne Pfarrer, einer hat das Missionshaus durchlaufen und ist nun im Krieg, eine Tochter ist Diakonissin, eine andere Kindergärtnerin.

Von Bruder Vetter: ein Sohn Pfarrer, einer Offizier, Fliegermajor mit Ritterkreuz, eine Tochter Lehrerin, eine andere Stütze.

Von Br. Pfalzer: ein Sohn Pfarrer, der nächste Führer beim Arbeiter-Einsatz, der Jüngste noch Gymnasiast, die Tochter: eine Lehrerin, die andere Kindergärtnerin.

Br. Keyßers drei Töchter: an Missionsarbeiter auf Neu Guinea verheiratet.

Br. Schnabels: eine Pfarrfrau, eine Missionarsfrau, eine Offiziersfrau, nun junge Witwe.

Bruder Bamler, vier Kinder: zwei Söhne in der Handlung, nun im Krieg, eine Tochter Missionarsfrau, die andere Offiziersfrau.

Br. Hohs einzige Tochter Missionarsfrau.

Bruder Mailänders Kinder: ein Sohn durchs Missionshaus gegangen, nun im Krieg, der andere Sohn Offizier, die Tochter Missionarsfrau.

Bruder Stürzenhofeckers Kinder: der älteste Sohn Missionsarzt, der jüngere noch Gymnasiast, der mittlere Offizier, eine Tochter Missionarsfrau, zwei andere Pastorenfrauen in Brasilien, zwei hier im Lande Pflegerinnen.

293|294 Missionar Schmutterer³⁹: Söhne im Krieg, Tochter Missionarsfrau auf Neu Guinea. |

Bruder Wagners⁴⁰ Kinder: ein Sohn Missionar auf Neu Guinea, der Andere in Australien tüchtiger Arbeiter geworden und nun Laienhelfer in unserer Mission auf Neu Guinea. Die beiden Töchter: eine Rote Kreuzschwester, die jüngere Kindergärtnerin.

Br. Zahns Alexander ist Pfarrer geworden.

Br. Lehnerts Theodor Regierungsbeamter, die Tochter Ella an einen Fabrikanten in Nürnberg verheiratet.

Fritz Örtel steht bei den Fliegern.

Siegfried Wacke im Krieg.

Ottmar Pilhofer ist Sanitäts-Feldwebel und studiert Medizin. Seine Schwester Agnes hat noch ein Jahr auf der Lehrerschule in Würzburg.

Bruder Decker: ein Sohn Pfarrer, der andere Gärtner, die beiden Jüngeren bekanntlich bei Bootunglück auf Neu Guinea im Jahre 1912 mit ihrer Mutter ertrunken.⁴¹

Missionar Leonhard Flierl: ein Sohn Gärtner, der andere besucht noch [die] Mittelschule in Hof.

Siegfried Flierl in Rummelsberg eingetreten, um Diakon zu werden. Helmut Flierl besucht noch [die] Oberschule in Erlangen.

Der älteste Sohn unseres fleißigen Baumeisters Joh. Hertle, Willy Hertle, steht auch als Missionar seit längerer Zeit in N[eu] G[uinea].

Der jüngere Sohn von Br. Johann Schmutterer, das Heinerle von Lindelbronn, besucht das Proseminar in Windsbach.

Die drei Kinder von Bruder Döbler besuchen ebenfalls die Mittelschulen, und sein Ältester hat sich als Marine-Offiziers-Anwärter in Kiel gemeldet. Da solche Anwärter empfohlen werden müssen, was aber nicht durch ihre Eltern oder Lehrer geschehen

39 Hier ist Gottfried Schmutterer gemeint.

40 Gemeint ist Leonhard Wagner.

41 Siehe dazu II 52.

darf, so nannte er mich zu dem Zweck. So erhielt ich von einer Marinestelle in Kiel zugesandt einen Fragebogen, den ich mit Freuden für Hermann Döbler ausfüllte. Er ist nun vorläufig eingezogen an einen Ort am bayrischen Chiemsee, wo solche süddeutschen Anwärter sich einstweilen an große Wasserflächen gewöhnen sollen, ehe sie an die salzige Wasserkante ingerufen werden.

Es ist nun eine lange Liste geworden von Missionarskindern aus Neu Guinea, die schon fertig für Lebensberufe ausgebildet sind, oder sich noch in der Esse⁴² befinden. Es mögen noch etliche mehr sein.

Was in rund 15 Jahren geschehen ist in Ausbildung von Missionarskindern, an Einrichtungen für Urlauber und Invalide, das ist viel mehr, als wir in der alten Zeit zu bitten und zu hoffen wagten, und ein Wunder vor unsern Augen.

Wären wir im bürgerlichen Stande geblieben, dann hätten wir nicht so viel für unsere Kinder und für unsern Lebensabend tun können. Wir schulden Gott und Menschen Dank dafür, unserem Missions-Direktorium, vor allem Herrn Direktor Dr. Fr. Eppelein und seinem Adjutanten, dem Br. Schuster.

Und noch ein Wörtlein am Schluß dieses Abschnittes: Es ist gut, daß in diesen prekären Zeiten die Heimatleitung unserer Neuendettelsauer Mission stabil geblieben. Und daß auch der Feld-Direktor, Pastor Theile, nun rund ein Viertel Jahrhundert der gleiche geblieben, die Lutherische Mission in Finschhafen und Madang vor der australischen Regierung zu vertreten. – Unsere gefangenen Brüder in Tatura werden gewiß der gleichen Meinung sein. – |

294|295

42 In der Ausbildung (wörtlich „im Schmiedeherd“).

UNSERE GROSSE RUNDREISE DURCHS VATERLAND

Wie schon erwähnt, hatten wir unser australisches Guthaben auf Rat des australischen Landesleiters Doktor N. N.⁴³ in Register-Mark umgesetzt. Diese dürfen vorschriftsmäßig nur für Reise-Auslagen verwendet werden. Da wir beide freie Passage hatten, wurden diese Mittel durch Nebenausgaben nicht erschöpft. So konnten wir eine große Reise durchs teure Vaterland machen, wie mir es in früheren Tagen nicht möglich gewesen war.

Zunächst gingen wir auf [eine] kleine Fahrt gegen Osten, und zwar in die engere Heimat. Diese konnte ich vor rund dreißig Jahren der lieben Mutter zeigen und nun unserer ältesten Tochter.

Da wir unsern Haushalt in der Heimat noch nicht eingerichtet hatten, so konnten wir bald nach Ankunft in der Heimat solche Reise am besten machen. Wir fuhren nach Nürnberg und mit der Ostbahn nach Sulzbach, in den schönen bunten Frühling hinein. Ich durfte nun zum zweiten Male und wiederum nach langen Jahrzehnten die geliebte Heimat sehen. Hatte ich zum ersten Male solches nicht erwartet, nun noch weniger im hohen Alter.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches von selbst zufallen!“⁴⁴ So sagte mir mein alter Lehrer Waldau bei der Schulentlassung. Das traf auch in diesem Falle zu.

Am kleinen Bahnhof in Sulzbach stand ein Hoteldiener mit dieser Aufschrift an der Dienstmütze. Wir waren nicht angemeldet und von Niemand erwartet, so übergaben wir diesem dienstbaren Geist unser Gepäck und folgten ihm in die „Goldene Krone“, ein großes altes Gasthaus, nahe der Stadtkirche, in welchem vor Zeiten Kaiser Karl IV. einzukehren pflegte, wenn er von Prag kommend in Sulzbach, dieser alten kleinen Bergstadt, einkehrte. An der Außenwand der Stadtkirche ist noch ein kleines Standbild dieses Kaisers.

In der „Krone“ war man gut aufgehoben und auch nicht zu teuer, und man war völlig unabhängig und konnte seine Besuche nach Belieben ausführen. Ich führe solche Besuche hier an, die ich bei zweimaligem Aufenthalt in Sulzbach gemacht habe.

Wir hatten verschiedene Verwandte in Sulzbach, mehrere Nichten, und Verwandte von Missionar Pilhofer und auch etliche Freunde der Mission, die ich noch von alten Zeiten her kannte. Der Stadtpfarrer Pöschel war ein Sohn von dem Pöschel, der mit

43 Johannes Heinrich Becker.

44 Mt 6,33. Vollständig lautet der Vers: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches von selbst zufallen.“

mir im Missionshaus gewesen und den ich vor dreißig Jahren an der Michaeliskirche in Fürth traf und in seiner großen Kirche eine Missionspredigt halten durfte.

Pfarrer Pöschel begleitete mich nach Amberg, der alten Hauptstadt der Oberpfalz, in der das Luthertum ausgerottet wurde durch die Jesuitische Gegen-Reformation. Amberg liegt an der Vils, hat eine große, alte und schöne Stadtkirche, und auf einem nahen Waldberg steht die stattliche Wallfahrtskirche „Maria Hilf.“

295|296 Lange Zeit gab es keinen Evangelischen mehr in Amberg, nun aber befindet sich wieder eine ziemlich große Evangelische Gemeinde dort mit mehreren Geistlichen und sogar einer Theologin zu Hilfsarbeit an den Frauen. Dieser Gemeinde ist auch wieder eine geräumige alte schöne Kirche eingeräumt worden. |

Nur eine kleine halbe Stunde von dem Bergstädtchen Sulzbach entfernt und in guter Sicht liegt das große Dorf Rosenberg mit der Maxhütte, wo das Erz aus den Eisengruben von Sulzbach verarbeitet wird. Auf Drahtseil laufen die emsigen Hunde auf und ab, um das Erz von den Eisengruben hinter Sulzbach zum Hochofen in Rosenberg zu bringen, wo auch Eisenbahnschienen in Menge fabriziert werden. Berge von Schlacken-Abfällen sind hinter Rosenberg aufgehäuft, und am Orte werden auch eine Menge Bausteine von Schlacken produziert.

Durch die Eisengruben und den nahen Hochofen haben die Sulzbacher viel Arbeit. Auch sind viele Arbeiter aus der stockkatholischen Hinterpfalz zum Hochofen in Rosenberg gezogen. Dadurch wurde die Simultangemeinde⁴⁵ in Rosenberg zu groß. So bauten die Katholiken eigene große und schöne Kirche, die Evangelischen renovierten ihre alte Kirche gut. Die beiden Parteien verlangten von einander Entschuldigungen und kamen schließlich vernünftig überein: Mir nichts, Dir nichts! sich zu trennen.

Ich stand vor der Evangelischen restaurierten Kirche und beschaute sie mir, da kam aus dem nächsten Hause ein alter Mann in meinen Jahren und sagte: „Sie sind wohl der Senior Flierl, ich bin Zagel, alte Schulkameraden in Fürnried. Vom Grosanger ließ ich Mal nen Stein rollen, ging Dir an [den] Kopf, hast geblutet, mir ward angst. Es ging noch gut vorüber.“⁴⁶ Zagel ging mit mir zum nahen Breitenbrunn, mit Stammhäuslein von uns Flierl. Nahebei ist die alte Mühle, des Mühlzacherl, wo mein Vater Mahlknecht gewesen und meine Mutter kennen gelernt hat.

In dem großen Dorf Rosenberg liegt der kleine Schloßberg mit Kriegerdenkmal darauf, den die Maxhütte hat erbauen lassen. Darauf stehen die Namen aller Gefallenen von beiden Kirchengemeinden Rosenberg beider Bekenntnisse. Ich zählte achtzig Namen, darunter acht Flierl. Wir sind doch wohl ein tapferer Stamm. –

Bei Sulzbach ist der Wallfahrtsberg Annaberg mit schöner Kirche. Ich war zum Fest oben. Da gab es viele Leute in und vor der Kirche, auch Buden mit gutem Essen für gutes Geld.

45 Bezüglich dieser Einrichtung siehe I 25f.

46 Das Erlebnis wurde in I 9 geschildert.

Bei Sulzbach sah ich auch die alte Hosaklal nochmal, die mir mit und Vater vor 70 Jahren gereist war bis nach Kloster Heilsbronn, wo ihre Schwester an den dortigen Schinder verheiratet war. Sie war nun an die 90 Jahre und begreiflich ziemlich teilnahmslos. Weiß nicht, ob sie mich noch gekannt und verstanden hat.

Hinter Sulzbach bei den Eisengruben sinkt hie und da das Land ein wegen der Aushöhlungen im Erdinnern. Manche Plätze sind gefährlich zu betreten, da kann man in die Tiefe versinken, besonders um den Juden-Friedhof herum. Die armen, friedlosen Juden, die „Mandelbaum“ und Andere. Die Synagoge ist zum Museum der Landschaft gemacht. Sogar ein altertümliches Kruzifix ist darinnen als Kuriosum zu sehen.

An einem Sonntag waren wir im Hause eines Verwandten, eines Autobesitzers, der mich bei [einem] späterem Besuch nach Fürnried gefahren hat. Er hatte eine Großnichte von mir geheiratet, die Tochter des alten Munker. Der alte Munker, den ich vor 30 Jahren gesehen, lebt nicht mehr, und die alte Mutter Munker, meine Großnichte vom Eichhorn, ist seitdem auch gestorben. Ebenso ein Großneffe Maul, Hochofenarbeiter, der vom Weltkrieg her noch eine Kugel im Kopfe herumgetragen hat. –

Bei unserm ersten Besuch fuhr ich mit Dora von der „Krone“ aus zur Burgruine Poppberg. Der Schinderhannes von Haslach, Vater der Klara, sagte mir in der Jugend,⁴⁷ | daß ein Herr von Popp vor Zeiten diese Bergfeste besessen hätte. In unserem Volk ging die Sage: Im dreißigjährigen Krieg hätten die Schweden auf dem nahen Zant-Berg ihre Kanonen in Stellung gebracht und die Burg zusammengeschoßen. Wir Kinder sangen noch in unserer Jugend:

296|297

Der Schwed' ist gekommen,
Hat alles mit g'nommen,
Hat d' Fenster ei'geschlog'n,
Hat's Blei davon trog'n,
Hat Kugeln d'raus 'gossen,
Hat d' Bauern derschossen.⁴⁸

Am Fuß der Burgruine, auf der Wasserscheide, liegt das Schuldorf, welches zu Fürnried gehört. Wir kehrten im dortigen Wirtshaus ein und bestellten Mittagessen für uns drei. Da traf ich nochmal das Knurrn Myrl, etwas älter als ich, Tochter des Knurrn in Eckeltshof. Ihr Schwiegersohn begleitete uns und unsern Fahrer auf die Schloßruine, vom herrlichen gemischten Frühlingwald umkränzt. Umfassungsmauern standen noch, wie ichs von meiner Jugend her kannte, auch der Burgfried, ein massiver Turm mit Leiter und Geländer. Es bietet sich eine feine Aussicht über meine Heimatberge,

47 Am Ende der Seite folgt im Original noch: „daß ein von Popp“.

48 „Der Schwede ist gekommen, hat alles mitgenommen, hat die Fenster eingeschlagen, hat das Blei davongetragen, hat Kugeln daraus gegossen, hat die Bauern erschossen.“

das Sulzbacher Jura. Nahebei im Süden soll eine neue Autostraße gebaut werden von Nürnberg nach Regensburg.

Nur eine Stunde südlich liegt das große alte katholische Pfarrdorf Lauterhofen, schon zur Zeit Karl des Großen kaiserliches Kammergut. Zur Zeit der Mission in Deutschland wurde von da aus die Missionsfiliale Fürnried gegründet.

Von Lauterhofen fließt der klare Bach der Lauter nach dem uralten Marktflecken Kastl hinab, weiterhin zur Vils und diese zur Donau nach dem schwarzen Meer.

Von Kastl, etwa zwei Stunden südöstlich vom Poppberg, holte meine Mutter von der stark besuchten Herbst-Kürwa⁴⁹ ihr nötiges irdenes Geschirr.

Beim Herbstbesuch in der engeren Heimat ließ ich von Alfeld aus mich per Auto über Neumarkt nach Kastl fahren. In Kastl beschaute ich die große Klosterkirche auf dem Berg mit Schweppermanns⁵⁰ Grab. Die zwei Eier, welche der „fromme“ Schweppermann nach der Schlacht bei Mühlendorf verzehrt, sind nachgebildet auch in der Kirche zu sehen. Nahe bei Kastl, im Tal der Lauter, ist noch die Ruine der Schweppermannsburg zu sehen. In Kastl und Sulzbach hausten in der alten Zeit Grafen, die gemeinsam Kirche und Kloster in Kastl erbauten. Eine Grafentochter von Sulzbach verheiratete sich nach Byzanz-Konstantinopel an den Oströmischen Kaiser.⁵¹ So weit und vornehm waren also in ältesten Zeiten die Beziehungen meiner engeren Heimat.

Nachdem wir vom Turm der Schloßruine Poppberg aus die Umgegend genügend beschaut hatten, nahmen wir im Wirtshaus des Dorfes beim Knurrn-Myrl unser Mittagessen ein. Der Laib Brot, der dabei auf den Tisch kam, war wohl seine 6 Wochen alt. Mit dem Messer konnte man kaum etwas abschneiden, man hätte schon ein Beil dafür gebraucht. Das gekochte Essen ging ja an. Der Schwiegersohn des Knurrn-Myrl unterhielt bei Tisch. Er stammt von Heinfeld, vom Hof des „Roten Bauer“. Er kannte unsern früheren Mitarbeiter Hans Raum, als dieser noch Knecht des „Roten Bauer“ war und von da aus sonntägliche Stunden mit Leonhard Flierl von Buchhof beim Pfarrer Seeberger in Fürnried besuchte. Man hätte ihn deshalb den „Roten-Bauer“-Pfarrer von Heinfeld genannt.

297|298

Nach dem Mittagessen ließen wir uns bald nach Buchhof weiter fahren, bezahlten und verabschiedeten unsern Automann von Sulzbach und blieben etliche Tage bei den Verwandten | in Buchhof. Wir bestiegen den nahen Bärenfelsen, eine Viertelstunde östlich vom Buchhof, von einem frischen Buchenkranz umgeben. Ein ähnlicher Aussichtspunkt wie Poppberg, nur nicht ganz so hoch und umfassend. Ich brachte seine

49 Herbstkirchweih.

50 Der Hauptmann Seyfried Schweppermann (um 1257–1337) soll sich 1322 in der Schlacht von Mühlendorf ausgezeichnet haben.

51 Zu Bertha von Sulzbach siehe I 25 mit Anmerkung 31.

Besteigung fertig, indem ich meine Schuhe auszog, meinte aber doch, es sei etwas zu viel für einen *Neunundsiebzigjährigen*.

Auf der obersten Plattform des Felsens steht seit ältesten Zeiten ein Mäuerlein als trigonometrisches Zeichen und neuerdings ein Kreuz. Man beschaut neben Buchhof und andern kleinen Orten das größere Dorf Frechetsfeld, im Süden den Poppberg, im Norden den Zantberg bei Mittelrheinbach, verschieden von dem näheren Zantberg bei Heinfeld, und im fernerer Osten die Wallfahrtsberge und Kirchen Annaberg und Mariahilfsberg bei Sulzbach und Amberg, jenseits der Wasserscheide zum Schwarzen Meere.

Nach glücklich vollzogenem Abstieg gingen wir noch zum nahen Kapfersberg und besuchten die Hansenlöcher, zwei Felsenhöhlen im Buchenwald versteckt, wohin ich als Hirtenknabe anno [18]66 meines Vaters Kühe hatte treiben wollen, wenn die erschienenen Preußen-Mecklenburger Buchhof hätten niedergebrannt. – Vor Jahrzehnten hatte der etwas sonderbare Finkenmartin von Frechetsfeld in den Hansenlöchern seine Sommerresidenz aufgeschlagen und sich im Krüglein Wasser aus dem Tal geholt, wie mir vor rund dreißig Jahrend dessen Schwester erzählte. Der Finken-Martin war nun längst tot.

Ich durchstreifte mit Dora die mir wohlbekanntem Waldungen der Peterhöhe, und wir kamen nahe beim Buchhof wieder aus den Büschen heraus.

Am nächsten Tag besuchten wir den Herrn Pfarrer Dr. Ammon⁵² in Fürnried mit Frau und Kind, der wacker gegen die feindseligen D[utschen] C[hristen] von Thalheim gekämpft, die nicht aus Heilsbegierde öfters seine Kirche besuchten. Als sie sich etwas frech benahmen und die Predigten des Pfarrers etwas sehr ostentativ nachkritzeln wollten,⁵³ haben kräftige Fürnrieder Bauernburschen sie an die Luft gesetzt.

Auf dem Wege nach Fürnried, auf der Höhe des Neubrunnen, sahen wir etwas fremdartig aussehende Kinder mit einer Schiebkarre. Auf die Frage, ob sie aus Fürnried seien, antworteten sie: „Nein, aus Oberschlesien.“

Zur Gemeinde von Fürnried gehörte der sehr intelligente Besitzer des Einzelhofes Tanlohe, der, aus dem Steigerwald stammend, den Tanlohe-Hof erworben hatte, nachdem seine früheren Besitzer, die Rösel, die ich von meiner Knabenzeit her kannte, verhaust hatten. Der neue Besitzer hatte große Familie und war recht kirchlich. Bei meinem zweiten Besuch allein, im Herbst zu einem Missionsgottesdienst, holte er die Pfarrfamilie und mich zum Sonntagsnachmittagskaffee nach seinem Hof, und auch der kirchliche Lehrer von Schwend, Silbermann, kam auf seinem Rade mit.

52 Hans Ammon (1905–1978) war von 1935 bis 1948 Pfarrer in Fürnried. Er bezog in seinen Predigten Stellung gegen den Nationalsozialismus. 1943 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und konnte erst zwei Jahre später in seine Gemeinde zurückkehren.

53 Diese Kirchenbesucher schrieben demnach in denunziatorischer Absicht brisante Passagen aus Ammons Predigten mit.

Die freundliche Bäuerin schickte mir nach Fürnried Spätkirschen, da sie aus meinem abgedruckten Brief im Sulzbacher Gemeindeblatt wußte, daß wir Buben der Fürnrieder Schule beim Soldaterles-Spiel unter unserm Hauptmann Bär von Nonhof, später Bauer in Woppental, einen Kirschbaum auf dem Tanlohe zu plündern versuchten.

Bei diesem ersten Besuch in Buchhof suchten wir auch die nächsten Nachbarn auf, Haslach, wo der Schinder Eichinger wohnte, der Enkel vom Schinderhannes und Neffe der Hosaklal, sein Vater hatte Andres geheißt. Er hatte ein paar muntere halbwüchsige Buben, die bei unsern Verwandten Haas das Haus schmückten mit blumentumwundenem „Willkomm-Gruß“.

298|299 Auch den neuen Buchhof-Bauern Loos besuchten wir. Mein Schulkamerad Kölbl war schon vor längerer Zeit gestorben. | Vor allem aber den freundlichen Nachbarn, den kleinen Hufnagel, von dem eine Schwester in der Ökonomie des hiesigen Diakonissenhauses dient. Er erwies vorm Abschied die Gefälligkeit, mit dem Rad nach Alfeld zu fahren und von dort telephonisch für uns ein Auto von Hersbruck zu bestellen.

Dieses kam auch bald, und wie im Fluge ging es aus meiner engeren Heimat wieder weg. In Alfeld hielten wir vor dem Pfarrhaus kurz an und begrüßten den dortigen Pfarrer, der mich zu einem Missionsgottesdienst im Herbst einlud.

Da war ich dann über einige Tage und über einen Sonntag dort bei der Pfarrfamilie Jahn. In Alfeld lernte ich bei der Gelegenheit den freundlichen Rektor Nikol⁵⁴ von der Rummelsberger Diakonienanstalt kennen und besuchte Bekannte und Freunde in Alfeld, so den Schuhmacher Johann Husler und die Hinterbliebenen von Schmied Dorn, mit denen wir Geschäftsverbindungen vor dem Weltkrieg nach Neu Guinea hinaus unterhalten hatten.

Im nahen Kegelheim befand sich ein kleines Quartier für Sommerfrischler aus Nürnberg, besonders des guten Uhrmachers Harrer aus Nürnberg, ein sehr opferfreudiger Missionsfreund, bei dem ich bei Durchreisen in Nürnberg öfters einkehrte und der mir wiederholt ansehnliche Gaben für unsere Mission mitgab. Er wurde kürzlich durch Räuber bei nächtlichem Einbruch in seinem Laden grausem ermordet.

Ein Vikar aus Nürnberg war im Herbst gerade in der Sommerfrische in Kegelheim und öfters im Pfarrhaus in Alfeld zu Besuch, und er hielt beim Missionsgottesdienst den Vorgottesdienst für mich. Rektor Nikol mit Familie wohnte in der Nachbarschaft des Pfarrhauses, und wir machten am Nachmittag dieses Sonntages einen Ausflug nach Liritzhofen und Waller. Er lud mich bei der Gelegenheit zum Besuch von Rummelsberg ein, und [so] war ich nachher auch mit Dora an dem schönen Ort mit ausgedehnten Anstalten und einem schönen Hospiz. Es war gewachsen seit meinem

54 Der Theologe Karl Nicol (1886–1954) war ab 1919 Rektor der Landesdiakonienanstalt im mittelfränkischen Rummelsberg.

früheren Besuch dort vorm Weltkrieg. Zu Beginn des Weltkrieges war dann Hans einige Monate dort als Hilfsbruder, sozusagen als Vorläufer seines Sohnes Siegfried, der nun dort wirklicher Diakonenschüler ist.

Die seit meinem früheren Besuch dort entstandene schöne Kirche haben die Diakonenschüler selber erbaut von Steinen, welche auf dem Anstaltsland gebrochen wurden.

Doch nun vollends zurück von unserer ersten Reise in meiner alten Heimat.

Von Alföld ging es weiter mit dem Auto nach Hersbruck und von dort mit der Bahn über Nürnberg und Wicklesgreuth nach Neuendettelsau.

Die Erinnerungen an die erste Reise mit der Dora sind etwas sehr ausführlich geworden. Das kommt von der Liebe zur alten, schönen Heimat. Über die große Reise durch ganz Deutschland werde ich mich nun kürzer fassen und nur die Hauptstationen und Hauptsachen erwähnen.

Wenige Tage nach Ankunft von Osten her, aus der Oberpfalz und dem Sulzbacher Land, brachen wir nun auf zunächst nach Westen, ins schöne Schwabenland.

Da war unsere erste Station das Tropengenesungsheim im schönen Tübingen, wo wir nur etliche Tage blieben, da kein besonderer Schaden an uns gefunden wurde. Beim Aufbruch ging ich ins Büro und verlangte die Rechnung behufs Bezahlung. Man hielt mir entgegen, das würde ja wohl vom Missionshaus Neuendettelsau aus geschehen. Ich zahlte aber diesmal selber, um unsere Register-Mark zweckentsprechend auszugeben.

Ich will hier gleich voraus nehmen, daß ich | ein zweites Mal in Tübingen war etwa anderthalb Jahre später; diesmal mit Hans und Hanna, und auch den lieben Bruder Wagner traf ich dort. Aus verschiedenen Selbstbeobachtungen hatte ich geschlossen, ich könnte vielleicht auch die schädliche Amöben-Brut beherbergen. Ich war mehrere Tage dort, wurde genau beobachtet und von zwei Ärzten der Anstalt genau untersucht und von meinem Verdacht über mich selber freigesprochen.

299|300

Mein Zustand entspräche etwa dem eines Sechzigjährigen, ich sei ganz gesund, und wenn nicht zu alt, könnte ich gleich wieder nach Neu Guinea ausreisen. Ja, das schöne Neu Guinea! Werde es nicht mehr sehen. – Ich glaube, daß die Ärzte meinen Zustand doch etwas zu günstig beurteilten. Immerhin, Amöben-Einquartierung hatte ich wohl nicht.

Ich machte mit Wagner Spaziergänge auf den schönen [Wegen] hinter dem Genesungsheim. Ein Basler Laienmissionar, wohl Missionskaufmann, war auch dort, der hielt einen Lichtbildervortrag. Bruder Wagner sprach auch etwas. Mit dem Basler wurden Wagner und ich eingeladen zum Sonntagnachmittagskaffee bei einem Basler Emeritenmissionar, der ein ausgesprochener und eifriger D[eutscher] C[hrist] war.

An einem Tage machte ich per Bahn einen weiteren Ausflug nach Herrenbrecht⁵⁵, dem Mutterhaus unserer Schwester Bezler, der Schwester Sophie in N[eu] G[uinea], mußte dort auch sprechen. Es ist ein wunderschönes Land, dieses Württemberg. Ich kam mit dem Zug an dem Berge vorbei, von dem gesungen wird:

Droben stehet die Kapelle
Schaut ins schöne Tal hinab!⁵⁶

Ja, diese herrlichen Berge und Täler, Rebenhügel und Obstgärten, diese prächtigen Wälder und Felder!

Bei der Heimfahrt stieg ich in Crailsheim aus und ließ mich durch Pastor Mittelmeier⁵⁷ in seinem Auto zu seinem nahen Pfarrsitz bringen. Er ist Dettelsauer, der in Brasilien gewesen. Er lud mich ein, um Himmelfahrt in seinen Gemeinden Missionsgottesdienst zu halten, was dann später geschah. –

Aber nun zurück zur ersten Reise mit Dora. Wir reisten beim ersten Besuch von Tübingen zunächst nach Stuttgart zurück und herbergten in dem christlichen Hospiz für ein paar Tage, besahen uns das schöne Stuttgart genauer und besonders das dortige Bibelhaus, wo gerade unser Neues Testament in Kate gedruckt wurde, von dem Wilhelm in Hamburg und später hier in Dettelsau die fortlaufenden Korrekturen las. Es wurde uns das ganze Bibelhaus von oben bis unten gezeigt. Es ist ein großes Werk. Das Kate-Testament wie früher das Jabim-Testament wurde sehr gut ausgestattet, auch mit guten biblischen Bildern. –

Als wir in Stuttgart waren, hatte mein Pate⁵⁸, Peter Pfalzer, gerade in Esslingen Stellung als bayrischer Austauschstudent für Württemberg. Wir hatten seine Adresse und luden ihn an einem Tag zu uns im Hospiz zum Abendbrot ein.

Auch ein Sohn von Pastor Held aus Tanunda war damals in Stuttgart. Seine Adresse wußten wir nicht, aber mit Hilfe der Hospizleitung und der Polizei konnte Dora sie ausfindig machen. So hatten wir am andern Abend einen Australier als Gast bei uns und konnten uns über das schöne Sonnenland unterhalten, welches wir alle drei so gut kannten.

Damit ging unser Aufenthalt im schönen Stuttgart zu Ende, und wir planten für den nächsten Tag die Abreise zum Rhein und nach Nord-Deutschland.

55 Gemeint ist wieder die Schwesternschaft in Herrenberg, das etwa 20 Kilometer westlich von Tübingen liegt.

56 Ludwig Uhlands Gedicht „Die Kapelle“, das von Friedrich Silcher vertont wurde, bezieht sich auf die Wurmlinger Kapelle Sankt Remigius. Sie liegt oberhalb des Neckartals.

57 Der 1883 in Unterampfrach in Mittelfranken geborene Wilhelm Mittelmeier war 1911 zunächst als Pfarrer nach Brasilien gegangen, ehe er dauerhaft nach Deutschland zurückkehrte.

58 Gemeint ist ein Patenkind.

Als ich vor rund dreißig Jahren schon einmal mit Mutter im schönen Stuttgart war, hatte ein guter Freund von Neuendettelsau und unserer Neu-Guinea-Mission uns eingeladen. Es war | der Stadtpfarrer John, der in Stuttgart am Feuersee wohnte, doch war bei seiner Wohnung weder von Feuer noch einem See etwas zu sehen. – Er begrüßte uns freundlich mit seiner Frau Pfarrer. Er brachte uns in [eine] gute Herberge, auch das Hospiz vom „Herzog Christoph“. Ich hatte unter anderem in einem Frauenverein vor lauter Schwäbinnen zu erzählen aus unserer Neu-Guinea-Mission. Pfarrer John war ja längst tot. Er hatte einen Sohn, der auch Doktor war und sich für N[eu-]G[uinea-]Mission interessierte, ging aber nicht hinaus.

Nachdem wir bei diesem Besuch, Dora und ich, im Frühjahr 1937 uns Stuttgart sattsam beschaut hatten, auch in einem Autobus für Touristen uns die schöne Schwabenhauptstadt und ihre Umgebung sattsam beschaut hatten, sollte es weiter gehen nach Norddeutschland.

Da ging es zunächst mit der Bahn schräg hinüber zum herrlichen Rhein-Strom durch die wunderbaren süddeutschen Landschaften von Württemberg und Baden, im schönsten Frühlings-Schmuck prangend. – Wir sahen in der Ferne die Türme von Heidelberg. Gegen Mittag kamen wir in Mainz an. Von der Stadt konnten wir in der kurzen Zeit wenig sehen. Wir nahmen Erfrischungen ein und besorgten uns Fahrkarten für den nächsten Rhein-Dampfer. Wir wollten bis Köln die Rhein-Talfahrt machen im feinsten Abschnitt des Stromes. Vor rund dreißig Jahren hatte ich diese Strecke von Köln nach Mainz [und] Frankfurt mit der Bahn bergauf gemacht, doch im Eisenbahnzug eingeeengt kann man von durchfahrener Landschaft wenig sehen. Ganz anders auf [einem] Dampfer, wo man alle wünschenswerte Bewegungsfreiheit hat und nach [allen] Seiten Ausschau halten kann. Flußfahrten zwischen flachen Ufern bieten auch weniger Reize, ganz anders der Rhein bei dem langen Durchbruch durch die lieblichsten Mittelgebirge. Zu beiden Seiten steigen die mannichfachsten Rebenhügel auf, vielfach mit Schlössern und Burgruinen gekrönt, und zahllose kleine und große Ortschaften nebst blühenden Städten am ebenen Fuße der Höhen. Es geht vorbei am Mäuseturm, am Stolzenfels und andern interessanten Orten, von denen man früher gelesen oder gehört hat.

Wir fuhren an dem ersten Nachmittag nicht bis Köln, sondern unterbrachen die Fahrt schon zeitig am Nachmittag, um mit vielen andern Mitreisenden von Aßmannshausen aus das Niederwalddenkmal⁵⁹ zu besuchen, welches auf einer waldigen Anhöhe liegt, an deren Fuß stromaufwärts der Ort Rudesheim liegt, bekannt durch den Rudesheimer Wein.

Also in Aßmannshausen stiegen wir aus. Ein Hoteldiener, bepackt mit unserem Reisegepäck, führte uns zur Gaststätte, wo wir uns niederließen und dann balde auf einem Autobus zur Höhe fuhren, auf der das deutsche National-Denkmal, eine mäch-

59 Dieses Denkmal erinnert an die Gründung des Deutschen Reichs 1871.

tige Statue der Germania, an einem die weite Umgegend beherrschenden Punkte steht, die wir uns von allen Seiten beschauten. Nahebei steht die Wohnung des Aufsehers und [ein] Laden mit Bildern und Schrifttum über das Denkmal. Es wurde uns erzählt, wie seinerzeit die französische Besatzung übel an dem Ort hauste und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte vor Zerstörungen.

Gegen Abend fuhren wir in unser Quartier nach Aßmannshausen zurück, und nächsten Tages nahmen wir einen anderen Dampfer zur Weiterfahrt.

Der zweite Tag der Fahrt war nicht ganz so schön wie der erste, doch immerhin noch *passable*, die Herrlichkeiten an beiden Stromufern anzuschauen.

301|302 In Köln kehrten wir in einem Hospiz ein. Ich hatte den alten Vater Schneller⁶⁰ von unserer Ankunft in Köln benachrichtigt. Schon in Australien hatte ich ja seinen Boten aus Zion und dem syrischen Waisenhaus gelesen und stand mit ihm in | Verbindung. Er besuchte uns im Hospiz in Begleitung eines Bruders aus den Betheler Anstalten, und wir hatten an dem Abend miteinander eine angenehme Unterhaltung.

Ich wußte von Vater Schneller, daß er häufig nach Haus Dorn⁶¹ kam, und ich fragte ihn, was der ehemalige Kaiser zur jetzigen Lage und Bewegung in Deutschland denke. Er sagte: Darüber etwas auszusagen, sei ihm verboten.

Durch Vermittlung von Br. Pfalzer und Vater Schneller erhielt der ehemalige Kaiser mein Buch: „*Gottes Wort in den Urwäldern von Neu Guinea!*“ Ich erhielt dafür des Kaisers Bild mit seiner Unterschrift noch in N[eu] G[uinea]. In Tanunda ließ ich es einrahmen zusammen mit seiner Großmutter, der *Queen* Victoria, und seinem Vetter, dem damaligen *King* von England. Die Großmutter ist in der Mitte, zu beiden Seiten ihre Enkel.

Bei unserer Durchreise von Antwerpen nach Köln und Bremen waren wir in Köln nur zum Bahnhof gekommen. Dieses Mal nahmen wir uns Zeit, auch den Kölner Dom außen und innen genau zu besehen. Mit einer größeren Reisegesellschaft, darunter auch Engländer, wurden wir herumgeführt von Priestern, die uns die Herrlichkeit des gewaltigen Baues und seine Kunstschatze genau erklärten. –

Von Köln fuhren wir nach Barmen und wurden dort im Missionshaus freundlich beherbergt. Der Missionar Wullenkord, den ich ja auf Neu Guinea genau kennen gelernt hatte, war zur Zeit Hausmeister und Inspektor am Missionshaus, und [so]

60 Ludwig Schneller (1858–1953), als Sohn des Missionars und Pädagogen Johann Ludwig Schneller in Jerusalem aufgewachsen, engagierte sich als Pfarrer in Deutschland für das von seinem Vater gegründete Syrische Waisenhaus in Jerusalem, das sein Bruder Theodor fortführte. Er gab die Zeitschrift „Bote aus Zion“ heraus.

61 Haus Doorn war der Wohnsitz Wilhelms II. im niederländischen Exil. Ludwig Schneller kannte den einstigen Kaiser von dessen Orientreise her, auf der er ihn 1898 begleitet und durch Jerusalem geführt hatte.

wurden wir dort aufs Beste betreut. Auch der derzeitige Direktor⁶² sprach mit mir. Unter anderem klagte er, daß Barmen sein Feld auf Neu Guinea hatte an Amerika abgeben müssen. Er fand jedoch kein Wort des Bedauerns darüber, daß Barmen sein größeres Feld auf Borneo hatte an Basel abgegeben, das jedenfalls für Borneo nicht so große Opfer gebracht, wie unsere amerikanischen Lutherischen Brüder für das Rheinische Feld auf N[eu] G[uinea] gebracht. Und Barmen hat ja außer den beiden Nebefeldern auf N[eu] G[uinea] und Borneo noch weltweite und viel größere Felder, so in Süd-Afrika, Holländisch Indien und China, während Neuendettelsau nur sein einziges Schäflein auf N[eu] G[uinea] hat. So konnte ich zu dem beklagten Verlust von Barmen kein besonderes Mitleid empfinden. –

Barmen hat während des Weltkrieges ein neues großes Missionshaus gebaut, außerhalb der Großstadt, auf einer Höhe, der sogenannten Hardt. Dieser Neubau, der nun nicht recht zur Ausnutzung kommt, wurde mir auch gezeigt. Das Interessanteste an oder in dem prächtigen Neubau ist das überaus reichhaltige Missions-Museum, in welchem große Schätze von Sehenswürdigkeiten sehr vorteilhaft ausgestellt sind von Afrika, Holländisch Indien, China und Neu Guinea.

Recht interessant ist in Barmen, dieser Großstadt an der Wupper, die Schwebebahn. Auf hohem Gestell über dem Fließchen Wupper durchzieht diese Bahn in verschiedener Richtung die große Stadt, ohne Platz wegzunehmen. Die sehr nahe bei Barmen liegende Stadt Elberfeld ist gleichsam die Zwillingstadt zu Barmen. In den beiden Städten hatte zu bestimmten Zeiten die „Wuppertaler Festwoche“ statt.

Da Barmen sehr große Arbeitsgebiete in Holländisch Indien hat, so unterhielt sie⁶³ auch viele Beziehungen zu dem nahen Holland. Wir merkten davon auch etwas, indem im Missionshaus ein holländischer Lehrer in mittleren Jahren mit uns zu Tische saß, der auf dem Barmer Feld auf Sumatra arbeitete, aber im Solde der holländischen Regierung. Er sprach gut deutsch. Ich sagte scherzend zu ihm: Holland sei doch eigentlich nur ein Stück deutscher Küste, da wäre es doch gut für beide Teile, wenn es dem Reich sich anschlösse. Davon wollte er natürlich nichts wissen. |

302|303

In den Tagen, da wir in Barmen uns aufhielten, erfuhren wir, daß in allernächster Zeit das Jahresfest der großen Betheler Anstalten bei Bielefeld stattfinden sollte. Das wollten wir auf jeden Fall mitmachen. Wullenkord hatte dort Verbindung. Er meldete uns an. Um nach Bethel-Bielefeld zu kommen, mußten wir über Köln reisen.

Wir kamen glücklich an unser Ziel und erhielten Freiquartier, ich im Hospiz der Anstalt, Dora in einem anderen Hause.

62 Gemeint ist entweder Johannes Warneck (1867–1944), der von 1932 bis 1937 Direktor der Rheinischen Missionsgesellschaft war, oder Hermann Berner (1888–1973), der sie von 1937 bis 1958 leitete.

63 Die Rheinische Missionsgesellschaft.

Bethel ist gleichsam eine Vorstadt der Großstadt Bielefeld mit 6 000 Einwohnern von Personal und Pflegebefohlenen. Das Diakonissenhaus von Bethel, Sarepta, hat bedeutend mehr Schwestern als unser Dettelsau hat. Vor allem hat Bethel viel mehr Diakone und Brüder. Die Anstalt, vom alten Vater Bodelschwingh⁶⁴ gegründet und von seinem Sohne⁶⁵ fortgeführt bis auf unsere Tage, ist eine Stadt sehr großer und zweckmäßiger Anstaltsgebäude zur Pflege von Leidenden aller Art, auch mit allerlei Gewerben, um den Genesenen Arbeit zu geben, die im öffentlichen Leben noch nicht den vollen Kampf ums Dasein aufnehmen können. Die geräumige Kirche der großen Anstaltsgemeinde heißt die Zions-Kirche. Fast alle Teilanstalten mit ihren Gebäuden haben biblische Namen.

Ein Fräulein von etwa dreißig Jahren, die in Bethel vom schweren Leiden der Epilepsie frei geworden, schloß sich uns bald als Führerin an. Sie hing mit großer Verehrung am jetzigen Vater Bodelschwingh,⁶⁶ sein Vater war 1910 gestorben, als ich noch im großen Urlaub in Deutschland war. Der gegenwärtige Leiter begrüßte mich beim Besuch dort und auch der Leiter der Betheler Heidenmission, die in Afrika ihr Feld hat und den Negern in Ost-Afrika hilft. Ja, es ist so, wie ich anno [19]33 im Glückwunschsreiben in Verteidigung der Heidenmission dem Führer schrieb: Das Eine tun, das Andere nicht lassen!⁶⁷ Die beiden Bodelschwingh, Väter der Brüder von der Landstraße im Vaterland und Pfleger der Ärmstern unter den Armen in der Heimat, sind auch Missionsmänner mit warmen Herzen. –

Am Vorabend des Jahresfestes in Bethel war Gottesdienst in einer großen Stadtkirche in ziemlicher Entfernung. Unsere treue Führerin geleitete uns hin. Der Prediger nannte Namen, die auch uns wert sind, wie Bezzel, Löhe. An einem Abend war Zeltmission in der Stadt. Es war das erste Mal im Leben, daß ich einer solchen beiwohnte und die Vorträge dabei hörte.

Am Festsonntag Vormittag war Gottesdienst in der großen Zionskirche von Bethel. Nachmittag aber Versammlung im Freien, auf dem Festplatz dicht vor der Kirche, ein großer Buchenhain mit hochstämmigen Schattenbäumen, aber natürlich ohne

64 Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910) arbeitete als Botaniker zunächst in der Landwirtschaft, ehe er 1854 einen »Ruf Gottes« erhielt – wie Flierl bei der Lektüre eines Missionsblattes für Kinder – und Theologie studierte. Bodelschwingh übernahm 1872 die Leitung der später von ihm in Bethel umbenannten Heil- und Pflegeanstalt und baute sie in den folgenden Jahrzehnten zu einer der wichtigsten Einrichtungen der Inneren Mission aus.

65 Der Theologe Friedrich von Bodelschwingh der Jüngere (1877–1946) leitete Bethel als Nachfolger seines Vaters. Am 27. Mai 1933 zum »Reichsbischof« gewählt, trat er schon am 24. Juni von diesem Amt zurück. Als entschiedener Gegner der Euthanasie erreichte Bodelschwingh durch seinen persönlichen Einsatz, daß die Nationalsozialisten keine Kranken aus Bethel zur Ermordung abholten.

66 Gemeint ist hier der jüngere Friedrich von Bodelschwingh.

67 Siehe II 418.

Unterholz, von der Buschkanzel im Freien sanft ansteigend mit zahllosen einfachen Sitzbänken.

Es sprachen verschiedene Redner, einer aus Berlin, und auch der Vater Bodelschwingh sprach. Ich konnte alles gut hören, da mir zuvorkommend ein guter Platz im Vordergrund angewiesen worden war. Leider kann ich nicht mehr sagen, was gesprochen wurde, habe nur noch den allgemeinen Eindruck, daß es gut war.

Auch die Posaunen ließen sich hören an dem langen Nachmittag. Es war ja der alte Posaunenkönig, der Vater Kuhlo⁶⁸, da, der die etwa Tausend Bläser leitete. Der Festgäste an diesem Nachmittag waren es 15 [000] bis 20 000. Von Vater Kuhlo habe ich mir ein Wort gemerkt in einer Übungspause, da Mißtöne hörbar wurden, die natürlich er und nicht ich hörte: „Wir sind doch keine Alkoholiker!“ –

Das war ein schönes und unvergeßliches Fest. |

303|304

Am Tage nach dem Fest, am Montag, führte uns ein Bruder von Bethel noch herum und zeigte uns verschiedene der weitläufigen Anstalten. Da sahen wir viel namenloses tiefstes Elend, doch auch getröstetes Elend. Wir sahen auch den großen Fleiß von Geheilten in verschiedenen Handwerken, wie sie dankbar geschickte Hände regten zum Preise dessen, der ihnen geholfen, und zur Freude ihrer guten Pfleger und Lehrmeister.

Nicht sehr weit von Bielefeld-Bethel, auch noch in Westphalen, liegt die Heimat unserer beiden Missionare Bergmann in Neu Guinea, des Wilhelm und Gustav, die ich beide vor unserem Abzug von Neuguinea in Heldsbach noch genauer konnte kennen lernen. Der ältere Bruder der beiden Missionare mit der Mutter und mit seiner Familie hauste noch auf dem väterlichen Anwesen auf einem Gütlein zu Ost-Cliver.

Im Telephonamt der Betheler Anstalten konnten wir die Verbindung mit den guten Leuten erlangen und den Bescheid, daß unser Besuch willkommen und [daß] wir von der und der Eisenbahnstation würden begrüßt und mit dem Auto abgeholt werden.

So fuhren wir denn eines Morgens hin. Die Mutter selber holte uns von der Bahn ab. – Es war noch im Juni, und der Sohn und Besitzer des Anwesens mähte mit einem Kuhgespann schon reife Gerste nahe beim Haus. Sein Töchterlein konnte in den landesüblichen Holzschuhen lustige Sprünge auf dem Felde machen. Wir wurden bei den guten Leuten bestens untergebracht in einem Westphälischen Hause mit großer Tenne im Mittelraum, wo auf der einen Seite die Rinder in ihren Ställen zu sehen sind, auf der andern die Stuben der Familie sich befinden und an der Stirnseite Küche und Eßzimmer seinen Platz hat.

Der Sohn mit einem anderen älteren Bruder hatte den Weltkrieg mitgemacht, war an der Ostfront 1916 gefangen worden und nach dem fernen Sibirien verschleppt, all-

68 Der Pfarrer Johannes Kuhlo (1856–1941) arbeitete zunächst im Rauhen Haus in Hamburg, von 1892 an in Bethel. Selbst ein virtuoser Musiker, war Kuhlo einer der wichtigsten Protagonisten der Posaunenchorbewegung, die Bläserensembles als Kirchenmusik etablierte.

wo er im Süden am mittelasiatischen Grenzgebirg 4 Jahre in Gefangenschaft schmachtete und Niemand mehr sich um seine Befreiung kümmerte. Da machte er eines Tages sich selber auf die Strümpfe, und keine Wache kümmerte sich um ihn.

Die ungeheure Entfernung vom südlichen Sibirien über den Ural und das ausge dehnte europäische Rußland nahm er unter seine Fußsohlen. Hie und da konnte er einmal auf einer Eisenbahn aufsitzen. Bald jedoch wurde er von Aufsichtführenden wieder herunter gejagt mit der Bemerkung: „Die Bahn ist für unsere Lait!“ Ohne [ihn] jedoch am Weiterwandern zu hindern. Er fand schon die Kirchen zerstört im weiten Lande.

Das gewöhnliche russische Volk fand er gutmütig und konnte immer wieder das nötigste Essen erlangen, zuweilen durch kleinen Tauschhandel für Zündhölzer und ähnliche leichte Waare. So langte er eines Tages in seiner Westphälischen Heimat an, zur Freude der alten Mutter und der ganzen Familie, Nachbarn und Freunde.

Die Familie gehört zu einer atlutherischen Breslauer Gemeinde jener Gegend. Am Abend des Tages unseres Besuches kamen etliche kirchliche Freunde und Nachbarn zum Feierabend im Hause Bergmann zusammen. Wir schrieben gemeinsam Grußkarten an die beiden Missionare Bergmann auf Neu Guinea, und wir mußten von ihnen und ihrer Arbeit etwas erzählen.

304|305

Nächsten Tages brachte uns die Mutter Bergmann per Auto wieder zur Bahn. Wir fuhren nochmal nach Barmen zurück, und nach kurzem zweiten Aufenthalt im dortigen Missionshaus ging es weiter nach der Reichshauptstadt Berlin, wo ich uns in dem großen Hospiz am Gendarmen-Markt im Voraus angemeldet hatte. Hier im Zentrum der großen Vier-Millionen-Stadt fanden | wir auch gute Aufnahme.

In Berlin hielten wir uns einige Tage auf und blieben über einen Sonntag. Am Vormittag dieses Sonntags ließen wir uns in die Kirche der Alt-Lutheraner fahren. Wir begrüßten nach dem Gottesdienst den Pastor in der Sakristei, der auch Dettelsau und den Herrn Pfarrer Götz hier kannte. Am Abend gingen wir zum Gottesdienst in den nahen Dom.

Amtliche Stellen der Regierung besuchte ich bei diesem letzten Besuch in der Reichshauptstadt nicht, wie damals vor rund dreißig Jahren, auch nicht den Reichstag.

Wohl aber besuchten wir unsern guten alten Bekannten von Neu Guinea her, den ehemaligen Kaiserlichen Gouverneur Dr. Albert Hahl. Er war noch im Dienste der N[eu] G[uinea] Co., welche Besitzungen im tropischen Gebiet von Mittel-Amerika hat. So konnten wir ihn in seinem Büro sehen und uns länger mit ihm unterhalten. Er schenkte mir sein letztes Buch, in dem er über seine Gouverners-Jahre in N[eu] G[uinea] schreibt.⁶⁹

Seine Gemahlin war schon vor längerer Zeit gestorben an schwerer Krankheit, Krebs. Der Sohn, der, wenn ich nicht irre, die Rechte studiert hat, war gerade Soldat

69 Albert Hahl: Gouverneursjahre in Neuguinea, Berlin 1937, Neuauflage Hamburg 1997.

in Erlangen. Die beiden Töchter waren weithin verheiratet, die eine im Baltenlande, die Andere in Spanien. Über die jetzige Lage in Deutschland machte er Bemerkungen, die mir sehr wertvoll waren und mit meinen eigenen Beobachtungen und Überzeugungen sich deckten.

Wir besuchten auch das Berliner Missionshaus und da den Direktor D[r]. Knack⁷⁰ und Familie und hatten da Kaffee zu trinken. Es wurde uns das sehr interessante Museum des Missionshauses gezeigt. Man brachte uns freundlich im Auto in unsere Herberge. Dieses Hospiz ist ein sehr großes Haus, mehrstöckig, quadratisch angelegt um einen Innenhof, hat natürlich auch [einen] Aufzug, doch muß man dazwischen auch Treppensteigen. Auf solcher Treppe begegnete eines Tages ein anderer Gast der Dora, der den Berliner Witz machte: Solch Treppensteigen ergebe schlanke Linien. – Die Korrespondentin des großen Hauses gehörte zur Reformierten französischen Gemeinde der Hauptstadt, deren große Kirche in der Nähe des Hospizes stand. Die Verpflegung im Hospiz war recht gut.

Nahe beim Hospiz befand sich ein Eingang zur Untergrundbahn, die ich aber diesmal nicht benutzte. Auch Miet-Autos hielten immer in der Nähe, die uns gelegentlich zu statten kamen.

Einmal mieteten wir ein solches für einen ganzen Tag um annehmbaren Preis, um uns zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten in und um Berlin bringen zu lassen, auch in der weiteren Umgebung. In Berlin waren wir auf einem Friedhof und sahen das Grab von Horst Wessel⁷¹. An anderer Stelle wurde uns das berühmte Liebknecht-Haus⁷² gezeigt.

Wir fuhren auch hinaus nach Potsdam und gingen in die Potsdamer Garnisonskirche, wo anno [19]33 der Führer von dem Reichs-Präsidenten, General-Feldmarschall von Hindenburg, zum Reichskanzler [ernannt] wurde.

Wir sahen auch Schloß und Park von Potsdam, sahen auch die historische Windmühle, die im Leben Friedrich des Großen eine Rolle spielte. An geeigneter Stelle hatten wir mit unserem wackeren Fahrer ein gutes Mittagessen und tranken auch eine Berliner „Weiße“. Auf der Rückfahrt hielten wir etwas an an den Ufern des großen

70 Der Missionswissenschaftler Siegfried Knak (1875–1955), ein führendes Mitglied der Bekennenden Kirche, leitete die Berliner Mission von 1921 bis 1949.

71 Der Pfarrerssohn Horst Wessel (1907–1930) war seit 1929 SA-Sturmführer gewesen. Nachdem er unter ungeklärten Umständen in seiner Wohnung erschossen wurde, stilisierten ihn die Nationalsozialisten zum »Märtyrer der Bewegung«. Ein von ihm verfaßtes Gedicht wurde als „Horst-Wessel-Lied“ zur inoffiziellen Nationalhymne, die immer auf das Deutschlandlied folgte.

72 Das ursprünglich nach Karl Liebknecht benannte Haus war seit 1926 Sitz der KPD gewesen. Von den Nationalsozialisten am 23. Februar 1933 besetzt, wurde es in Horst-Wessel-Haus umbenannt. Unklar ist, ob Flierls Qualifizierung als „berühmt“ sich auf die kommunistische Vergangenheit des Hauses bezieht oder auf die Nutzung zur Internierung von NS-Gegnern und Juden, die dort 1933 mißhandelt wurden. Zur Zeit von Flierls Berlinreise war das Gebäude Sitz der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg.

Wannsee's, einem beliebten Ausflugs- und Badeort der Berliner. Auch in Spandau waren wir und besuchten auch das Mausoleum Wilhelm I. Von diesem hatte mir schon der schwerreiche Farmer Schilling in Yorkes-Peninsula erzählt, der so viele Pfunde besaß, daß er mit | Frau und Tochter eine Europa-Reise machen konnte. Er erzählte uns seiner Zeit viel davon, als ich mit Mutter ihn und Familie auf ihrer Farm besuchen konnte. Besonders in Berlin sei es herrlich gewesen. Da hätte er hohe und gelehrte Herren und Professoren besuchen und mit ihnen plaudern können. Das tat Herr Schilling ja sehr gern.

Ein gelehrter Professor in Berlin hätte ihm auch gesagt, diejenigen Teile des Körpers, die man am meisten gebraucht, würden auch am meisten abgenützt. So hätte er, der Professor, alle Haare verloren und sei ein Kahlkopf geworden vor lauter Denken, und sein Fraund Schilling hätte einen ganz grauen Bart um den Mund vor lauter Reden und Erzählen.

Auch die Gruft des alten Kaiser Wilhelm hatte Schilling besucht, die wir nun auch gesehen. Schilling nannte sie aber nicht Mausoleum, sondern „Museelium“, es sei so schön gewesen an der Ruhestätte des alten großen Kaisers, daß man sich gleich auch hätte dahinlegen mögen zum ewigen Schlaf. –

Unser Fahrer brachte uns am Abend jenes Tages, da wir so viel in und um Berlin gesehen hatten, wohlbehalten zu unserem Quartier. Wir hatten nun genug von Berlin gesehen und reisten eines Morgens weiter nach Osten zur damaligen Reichsgrenze. Da hatten wir uns auch schon angemeldet gehabt bei dem Pfarrer Grollmus zu Klemzig über Züllichau.

Am Bahnhof von Züllichau empfing er uns zugleich in Gesellschaft des alten Pastors Saft⁷³ an der freikirchlichen Gemeinde der Breslauer Alt-Lutheraner in Züllichau. Da hatten wir zunächst einzukehren. In der Kirche des Pastor Saft sollte ich gleich einen Missionsvortrag über unsere Mission auf Neu Guinea halten. Bei Pastor Saft lebte noch eine uralte Schwiegermutter, die ebenfalls recht missionsfreundlich war. Pfarrhaus und Kirche bei Pastor Saft war in einem, d. h. unter einem Dach. Ein altes, sehr solides Brauhaus war passend umgebaut worden. Der Eingang befand sich unter massiven Gewölben, darüber war die feine Pastorswohnung und im Hinterhaus ein schöner großer Kirchraum.

Zu meinem Vortrag hatte ich zahlreiche Zuhörerschaft. Darnach hatten wir am Abendbrot teilzunehmen mit Pfarrer Grollmus und zwei jungen Geistlichen der Landeskirche, die freundlich auch beim Vortrag gewesen waren.

In Barmen hatte ich in der Zeitung gelesen, daß in Züllichau zwei Pfarrer verhaftet worden seien. Ich fragte nach deren Schicksal, da sagten mir die beiden Tischgenossen: Sie beide wären es gewesen. Ursache: Sie hätten einem Buchhändler ihrer

73 Reinhold Saft (1870–1942) war von 1907 an Pfarrer in Züllichau.

Gemeinde Vorhalt gemacht, daß er antichristische Schriften vertrieb. Dafür seien sie ein paar Tage eingesetzt worden.

Und nun brachte uns Pfarrer Grollmus per Auto in sein Pfarrhaus zu Klemzig, wo eine alte Mutter dem schon ältlichen Junggesellen Haus hielt. Wir verlebten an dem Ort einige schöne Tage. In seiner Kirche mußte ich auch vor seiner Gemeinde an einem Abend einen gutbesuchten Missionsvortrag halten. Ich sprach dabei von der Kanzel des Pfarrer Kavel, der einem Moses gleich im Jahre 1838 eine Gemeinde von Hunderten von Lutheranern nach Süd-Australien führte, die nicht der Union⁷⁴ hatten beitreten wollen, dem Beispiel des bekennnistreuen Pastor Kavel folgend. Viele Gemeindeglieder von Klemzig wanderten damals mit dem Pfarrer Kavel nach Süd-Australien aus, auch die Familie Auricht, von der die Mutter stammt⁷⁵ als Tochter des Pastor Auricht von Langmeil-Tanunda, dem Schüler und Nachfolger des Pastor Kavel. Der Heimatort der Familie Auricht ist Klastave, ganz nahe der Grenze von Posen, vor diesem letzten Krieg | polnische Grenze. Per Auto fuhr Pastor Grollmus einmal mit uns nach Klastave, um dortige Verwandte von uns zu besuchen. Wir konnten auf dieser Fahrt nach Polen hineinsehen, d. h. die Provinz Posen. In Klastave wurden wir in die Kirche geführt, in der der spätere Pastor Auricht war getauft worden, und sahen die alte Schmiede seines Vaters am Ort.

306|307

Bei Klastave ist die Dreiländer-, richtiger Dreiprovinzenecke, nämlich Brandenburg, Posen und Schlesien. Hier in der Nähe ist auch die Heimat unseres Missionars Wacke.

In der Nähe liegt die Pfarrei Schwendten, welche die Polen nach dem Weltkrieg einstecken wollten. Schwendten wurde vor dem polnischen Zugriff gerettet durch seinen mutigen Pfarrer, der mit seiner Gemeinde die Republik Schwendten ausrufen ließ, er wurde zum Präsidenten gewählt, der Bürgermeister zum Außenminister und der Forstmeister mit mächtigem Schnauzbart zum Kriegsminister. So ließ sich die herannahende polnische Freischaar abschrecken. Als nach einiger Zeit die Gefahr für Schwendten vorüber war, schloß die winzige Republik sich wieder an Deutschland an,

74 Gemeint ist die unierte Kirche in Preußen, zu der die reformierten und lutherischen Gemeinden im Jahr 1817 vereinigt wurden.

75 Gemeint sind Luise Flierls Großeltern: Der Hufschmied Christian Auricht (1806–1860) und die Bauerntochter Maria Elisabeth Löchel (1808–1839) heirateten 1830. Zwei Kleinkinder starben ihnen; mit den zwei überlebenden Kindern – der ältere war Flierls nachmaliger Schwiegervater Johann Christian Auricht – wanderten sie 1839 nach Südastralien aus. Christian Auricht war zuvor mit Geldbußen und Gefängnisstrafen belegt worden, weil er sich als überzeugter Lutheraner der preußischen Kirchenunion widersetzte. Acht Monate nach der Ankunft in Australien starb seine Frau im Kindbett. 1840 verheiratete er sich erneut; aus der Ehe mit Johanne Eleonore Pfeiffer (1807–1895) gingen fünf weitere Kinder hervor.

und der Pfarrer von Schwentden – habe augenblicklich seinen Namen vergessen⁷⁶ – wurde wieder geistlicher Amtsnachbar von Pfarrer Grollmus.⁷⁷

Ein kleiner Zweig der Familie Auricht lebt noch in Klemzig.⁷⁸ Wir besuchten sie wiederholt, und sie pflegt die Verwandtschaft mit uns, indem die einfache Familie uns öfters Liebesgaben schickt. Auch Pfarrer Grollmus schickt von Zeit zu Zeit Missionsgaben der Gemeinde an mich.

In Klemzig befindet sich auch ein herrschaftliches Gut und Schloß. Wir wurden zu dieser Herrschaft auch zu Besuch geführt. Der Gutsherr heißt – wenn ich nicht irre – Philipsohn. – Die Kirche in Klemzig ist nebst Turm ganz von Holz, aber sehr merkwürdig und kunstvoll, hat Kunstwert und steht unter Denkmalschutz, wurde jüngst durch Künstler von Berlin restauriert. – Pfarrer Grollmus hat als Leutnant aus dem Weltkrieg den Polenfeldzug mitgemacht. [Die Stadt] Klemzig sollte nach dem Plan benachbarter Polen verbrannt, ihre Bewohner massakriert werden. – Da schon fünfzig, wurde Pfarrer Grollmus aus dem Heer entlassen und betreut nun neben Klemzig noch drei weitere Nachbar-Kirchgemeinden, da die jungen Pfarrer eingezogen sind. Er steht gut positiv und denkt über die Lage der Kirche in dieser Zeit dementsprechend.

Vor diesem Krieg war er einige Tage zu Besuch hier bei uns. Es gefiel ihm sehr gut in Neuendettelsau und im Frankenland. Als er hier war, mußte ich, im Herbst vor zwei Jahren, gerade nochmal nach Augsburg. Da wurde Br. Schmutterers Tochter verabschiedet als Braut von Missionar Holzknecht, der jetzt auch in Tatura sitzt.⁷⁹

Pfarrer Grollmus fuhr damals per Auto des Herrn Boas nach dem berühmten Eschenbach und nach Kloster Heilsbronn und nahm Dora nebst Elfriede⁸⁰ und Traudele⁸¹ mit zu diesen vergnügten Ausfahrten, woran diese dankbar gedenken.

Da Frau Pfarrer Mutter Grollmus inzwischen 80 Jahre alt geworden, wurde ihr der Pfarrhaushalt ihres Sohnes zu viel, und dieser tat mit seinen fünfzig Jahren den vernünftigen Schritt und heiratete die gute Gemeindegemeinschaft Martha, die wir bei unserem Besuch in Klemzig anno dazumal auch kennen lernten. Wir konnten den

76 An dieser Stelle hat Flierl handschriftlich „Pfr. Hegemann“ ergänzt.

77 Der Pfarrer Emil Hegemann verfaßte dazu eine Darstellung unter dem Titel: Der Freistaat Schwentden oder Not und Treue in der Grenzmark Posen, Prenzlau 1936. Den historischen Kontext der Geschichte, die in der NS-Zeit zur Heldentat stilisiert wurde, und eine kritische Auseinandersetzung mit Hegemanns Rolle bietet Martin Sprungala: Der Großpolnische Aufstand im südlichen Kreis Bomst aus „katholischer Sicht“, Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte 6 (2004), S. 152–161.

78 Hier handelt es sich um die Familie von Samuel Auricht (1804–1860), dem einzigen Bruder Christian Johann Aurichts, der das Erwachsenenalter erreichte.

79 Helene Schmutterer (1917–2004) und der Missionar Karl Holzknecht (1911–2000) heirateten 1938. Holzknecht war 1935 nach Neuguinea ausgesandt worden.

80 Elfriede Flierl, die ältere Tochter von Flierls Sohn Hans.

81 Gertraud Flierl, ihre jüngere Schwester.

Herrn Pfarrer und seine ehrwürdige Mutter zu diesem Schritt nur beglückwünschen und Gottes Segen wünschen. –

Und nun wars Zeit in jenen schönen Frühlingstagen des Jahres 1937, wieder von Klemzig Abschied zu nehmen und weiter zu reisen der Heimat Neuendettelsau zu. Noch einen | Besuch jedoch wollten wir auf unserer Heimfahrt machen, noch einmal auf einen Tag unsere Reise unterbrechen.

307|308

Irgendwo in einer abgelegenen Ecke, in der preußischen Lausitz wohl, stand Pfarrer Daniel Koschade, der Sohn unseres alten Freundes, Pastor Koschade in Australien zu Callington. Den kleinen Daniel hatte eine Tante Pick von ihrem Besuch zu Yorketown mit nach Deutschland genommen zu den andern Tanten Pick – Frau Pastor Koschade⁸² war auch eine geb[orene] Pick aus Lemberg. Der Proselyt⁸³ Pick hatte eine ganze Anzahl Töchter. Es war eine fromme Familie, und ein Teil der Töchter stand im Dienst der Mission, eine im Dienst einer schottischen Gesellschaft in Konstantinopel, eine andere im Dienst der Rheinischen Mission zu Stellebosch in Süd-Afrika. Ihren Lebensabend verbrachten diese Missionarinnen zu Ballenstett am Harz, wo andere Schwestern Pick eine höhere Töchterschule leiteten und ein paar schöne Häuser dort am prächtigen Unterharz besaßen. Mit Mutter besuchten wir sie dort vor rund dreißig Jahren.

Hier nun wurde der kleine Daniel Koschade von seinen Pick betreut, die ihn später studieren ließen, so daß er Pastor wurde in der preußischen Landeskirche.

Vor dreißig Jahren war er Pastor in Kaina, in der Provinz Sachsen, wo ich ihn auch besuchte. Später war er in Berlin, Rektor eines kleinen Diakonissenhauses, und in der neueren Zeit wurde er abseits gestellt. Die Tanten Pick sind natürlich längst in Frieden heimgegangen. Sie hatte[n] neben Daniel auch die kleine Elisabeth bei sich, die vorm Weltkrieg ihre Eltern in Australien besuchte und dann nicht mehr nach Deutschland zurückkonnte. –

Wir wußten nun die Anschrift von Pastor Daniel Koschade und meldeten uns von Klemzig aus an und erhielten einladende Antwort. So fanden wir glücklich hin in die Gegend, und er holte uns von der Bahnstation ab. Er hat eine Landpfarrei in sehr unkirchlicher Gegend, und seine Stellung ist nicht leicht. Die Gutsherrschaft am Ort hält sich zur Kirche.

Er war inzwischen grau geworden, ist verheiratet, aber kinderlos. Es war zur Zeit unserer Ankunft gerade Besuch im Pfarrhaus. So war nur Platz für mich dort, doch Dora fand gute Nachtherberge bei der gnädigen Frau im Schloß. Wir hatten Zeit, unsere Bekanntschaft wieder aufzufrischen, und konnten einander erzählen von der Neuen und Alten Welt.

82 Charlotte Koschade, geborene Pick (1850–1916). Sie war in Senftenberg geboren, nicht in Lemberg.

83 Ein Konvertit, im vorliegenden Fall anscheinend vom Judentum.

Am nächsten Tag brachte uns Pastor Daniel Koschade wieder zur Bahn, und nun fuhren wir in einem Zuge heim, durch Sachsen und die herrlichen Berge des Thüringer Waldes herab nach Franken.

Unser Schwergepäck wartete nun schon auf uns im Schuppen von Herrn Ascheneller. Doch wir ließen unsere großen Kisten nicht mehr ins kleine Haus bringen. Die steile Treppe auf und nieder sagte mir nicht zu und die verschiedenen Räumlein unten und oben. Das braune Haus Nr. 4 nahebei war frei. Es machte mir gar nichts aus, über mir gute Nachbarsleute zu haben. In der unteren Etage, Hochparterre, richteten wir unsern Haushalt ein im Juli 1937. Im nächsten Monat zog ins obere Geschoß die große Schwiegertochter Hanna mit ihren vier Kindern. Siegfried der Größte, Traudele die Kleinste, dazwischen Helmut und Elfriede. Das war fein. Hans, der Familienvater, war noch in Neu Guinea. |

308|309

MEINE VORTRAGSTÄTIGKEIT IM VATERLANDE AM LEBENSABEND

Ich werde hier natürlich nicht meine verschiedenen Reisen zu den Vortragsorten schildern, sondern im Wesentlichen nur die Orte angeben, wo ich in Kirchen oder Sälen Missionspredigten oder Vorträge hielt in den ersten beiden Jahren nach meiner Heimkehr ins Vaterland.

Ich habe schon in den vorausgehenden Abschnitten erwähnt, daß ich gleich nach meiner Ankunft hier beim Mai-Missionsfest in Neuendettelsau im Gemeindehaus des Diakonissenhauses kurzen Vortrag gehalten habe.

Darnach auf unserer Reise durch Nord-Deutschland sprach ich in der Freikirche zu Züllichau und in der alten wunderbaren Holzkirche des Dorfes Klemzig des Pfarrers Grolmus, aus der vor über Hundert Jahren der Pastor Kavel, der Stammvater der Lutherischen Kirche in Süd-Australien, auszog.

Dem Nürnberger Missionsfest konnte ich auch gleich beiwohnen und durfte abends in einer Kirche sprechen, wenn ich nicht irre, war es die Jakobskirche. Bei der Gelegenheit begrüßte mich Pfarrer Steck und fragte, ob das Sprechen mich nicht zu sehr angestrengt hätte? – Ach nein, meine Stimme war ja noch kräftig und mein Gedächtnis frisch, und die Liebe zum teuren Lebenswerk drängt. Die Ankunft in der Heimat frischte die sinkenden Kräfte auf.

Auch dem Jahresfest zu Gunzenhausen konnte ich beiwohnen, wo im Jahre vorher das fünfzigjährige Missionsfest gefeiert worden war, dem Pastor Theile beiwohnte und zu dem auch ich eingeladen war und nun um ein Jahr verspätet kam. Nach dem Programm hatte ich am Nachmittag in der Kirche zu reden, neben verschiedenen anderen Sprechern. Da begab es sich, daß bald, nachdem ich zu reden angefangen hatte und ich eben mich in Positur setzen wollte, mir ein Zettel von hinten auf die Kanzel geschickt wurde – ich zog meine Brille aus der Tasche, setzte sie auf und konnte nun die Botschaft lesen vom Festordner, Inspektor Heinrichsen: „Zeit abgelaufen, Schluß machen.“ So eilte ich denn gehorsamlich zum Schluß und dachte: Wie gut, daß ich nicht im Jahre vorher extra nach Gunzenhausen vom fernen Australien gekommen war.

Ich war dann später einmal in Gunzenhausen, um Vortrag zu halten im großen Saal der Kinderschule bei der Schwesterstation, da war ich Alleinherrscher und konnte mich satt reden. Nach dem ersten Teil ließ ich ein Lied singen, schaltete ein Lied ein und machte dann beliebig Schluß mit dem zweiten Teil meines Vortrags.

Vor dem Fest in Gunzenhausen waren wir ein paar Wochen im Erholungshaus zu Waldheim, da legte mir die Oberschwester Eleonore Müller, die Enkelin meines Pfarrers Müller in Fürnried, nahe, in der Kapelle des Erholungsheims Waldheim die Sonntagsgottesdienste zu halten in Gestalt von Missionsgottesdiensten, was ich an den beiden Sonntagen unseres Dortseins auch tat. Das war ein ganz profitlicher Aufenthalt im schönen Waldheim. Schwester Eleonore behandelte uns als ihre Gäste, so daß wir gratis den Aufenthalt genossen, und in der Kapelle wurde noch für unsere Mission gesammelt. Gott segne die Freunde.

309|310

Im August dieses ersten Jahres war ich dann noch in meiner Oberpfälzer Heimat und durfte Missionsgottesdienste halten | und zum Teil auch Vorträge an verschiedenen Orten. So in der großen Stadtkirche zu Sulzbach, in der Dorfkirche meiner Heimat Fürnried und auch in der Kirche der Nachbargemeinde Alfeld. Später konnte ich dann auch noch in der evangelischen Kirche zu Amberg Missionsgottesdienst halten. –

Ja, meine Heimat mit dem Sulzbacher Jura muß ich bei dieser Gelegenheit nochmal preisen. Der Jura, dieses wundersame große Gebirge, ist in der Schweiz 5 000 Fuß hoch, im Schwabenland nur noch 3 000 Fuß, und der Frankenjura in Bayern gar nur noch 2 000 Fuß. Den Schweizer und schwäbischen Jura trennt der Rheinstrom, den schwäbischen und Frankenjura die obere Donau, und der Frankenjura wird durch drei kleine Flüsse in vier Sektionen geteilt, die Wörnitz, die Altmühl und die Pegnitz.

Im Altmühltal finden sich an einem südlichen Uferberg die Solenhofer Platten und bis jetzt nur an diesem einzigen Ort auf der ganzen Erde, die als Lithographie-Steine zu Steindruck benutzt werden und wunderbare vorgeschichtliche Abdrücke zeigen von Tieren und Pflanzen, wie Fische und Vögel. In meiner Jugend war ich einmal in Solenhofen.

In Hartmannshof, ganz nahe meiner Heimat, an einem Zufluß der Pegnitz, sind große Steinbrüche mit Kalkfabriken. »Jura« heißt der charakteristische Stein unseres Gebirges, der in mächtigen senkrechten Felswänden da vorkommt, auch »Dolomit« genannt. Die Täler sind tief eingeschnitten, die Bergwände steil. Man kann unser Gebirge Miniaturalpen nennen, und so wird auch der nördlichste Teil »Fränkische Schweiz« genannt, die sich vom »Hansgörgl« bei Hersbruck, nahe meiner Heimat, bis nahe nach Bamberg hinauf erstreckt. Die Quellen im Jura sind selten, aber umso stärker und wasserreicher, wie bei Thalheim und bei Raina im Pegnitz-Tal.

Häufig sind Erdfälle, große trichterförmige Gruben ohne Boden. Hineinströmendes Wildwasser kann sie nicht auffüllen. Zuweilen entstehen neue von solchen Erdfällen, indem eine unterirdische Höhle einbricht. So brach einmal ein pflügender Bauer mitsamt seinem Gespann ein auf seinem Acker und konnte nur mit Mühe wieder auf die Erdoberfläche hinauf kommen.

Höhlen sind häufig in diesem Kalkgebirge. Die Hansen-Löcher am Kapfersberg habe ich schon genannt. Das Windloch bei Kauernheim, nahe Alfeld, soll bei engem Eingang [eine] sehr ausgedehnte Höhle sein, in der in Urzeiten eine Druidin gehaust haben soll vom nahen Waller. Ich fand nie Gelegenheit, in dies Windloch zu kommen, man bräuchte dazu Licht und Führer. Zu Dollmannsberg, nahe Fürnried, ist das Osterloch. Die größte Höhle in Bayern findet sich bei Neuhaus, nahe Königstein,⁸⁴ also auch in unserem Franken-Jura und nur wenige Stunden nördlich von meiner Heimat. Diese Höhle wurde durch eine nachtwandelnde Frau entdeckt. Mein Schulkamerad, der Naglers Johann, der in Königstein Verwandte hatte, erzählte mir das Nähere darüber: Die Frau eines Wirtes in Neuhaus war nachts verschwunden. Der Wirt bot alles auf, seine Frau wieder zu finden. Am dritten Tag hörte ein Sucher ein unterirdisches Wimmern im Walde. Das führte ihn zu einem großen Loch im Erdboden, das bis dahin nicht besonders beachtet worden war. Das war die einzige Öffnung der größten Höhle im Frankenjura und Bayernland. Leitern und Stricke wurden geholt, und die Frau konnte, ob auch sehr schwach, gerettet werden. Der Wirt belohnte die Finder seiner Frau reichlich mit Bewirtung und Geschenken. In die große Höhle wurde ein seitlicher Eingang geschaffen | und die seltsame Höhle für Touristen zugänglich gemacht.

310|311

Die schönste Wegstrecke im Frankenjura bildet das Tal der Pegnitz zwischen der Fränkischen Schweiz und dem Sulzbacher Jura. Diese Windungen des Tales und der Pegnitz, welche die Bahn zwingt, durch neun Tunnels bei Bergecken zu kriechen! Diese steilen Berghänge und schroffen Felswände, überkleidet von den herrlichsten gemischten Wäldern! – Wie schön und wunderbar sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. – Mehrmals habe ich nun zu verschiedenen Jahreszeiten seit meiner Heimkehr ins Vaterland diese Strecke auf und nieder durchfahren bei Reisen nach und von Bayreuth und Hof. Im Jahre 1875 wanderte ich zu Fuß dieses schöne Tal hinauf.

In Bayreuth durfte ich im schönen Löhe-Haus einen Abend-Vortrag halten, in einer Kirche im Kindergottesdienst aus unserer Neu-Guinea-Mission erzählen. Bruder Eber holte mich von der Bahn ab, bei Pfarrer Spluger wurde ich beherbergt und bei dem guten Oberkirchenrat Prieser, einem entfernten Verwandten von Sulzbach, den ich vor 30 Jahren in München kennen lernte. Auch konnte ich den alten Dekan und K[irchen]r[at] D[r]. Lippert, der schon tief in den 90 steht, besuchen. Ihn lernte ich in Sulzbach als Spitalpfarrer kennen, war bei ihm vor dreißig Jahren wieder als Dekan von Kirchenlamitz. Vor meinem ersten Auszug nach N[eu] G[uinea], also

84 Es handelt sich hier um die Maximiliansgrotte.

anno [19]33, sah ich ihn.⁸⁵ Wir blieben immer in Verbindung, und er schickte mir sein wertvolles Buch: „Reformation und Gegenreformation in der Oberpfalz“.⁸⁶ Mit 90 Jahren schrieb er noch die „Geschichte der Hermunduren“⁸⁷ und schickte sie mir nach Tanunda. Er hat in seiner Familie viel schweres durchmachen müssen.

In Hof, zu Besuch beim Neffen Leonhard⁸⁸, durfte ich durch Pfarrer Griefßhammer veranstaltet in der größten Kirche von Hof, in der Lorenz-Kirche, am Vormittag Missionsgottesdienst halten und abends einen geschichtlichen Vortrag: Über Deutsche Auswanderer nach Amerika und ihre kirchliche Betreuung durch Pfarrer Löhe und seine Nothelfer. – In der großen Kirche wurde der Lautsprecher eingestellt, und ich sollte von der Kanzel zum Anprobieren etwas deklamieren. Nun was denn? Da fiel mir ein:

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt!
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab!
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an der Kranken Bett, den Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du vereinst in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!⁸⁹

Scherzend fragte ich Pfarrer Griefßhammer, ob ich bei meinem langen Geschichtsvortrag das Wort bis Mitternacht verziehen dürfte und dann etwa Hörer vom Schlaf übermannt von der Empore fielen?⁹⁰ Antwort: Ja, wenn ich wie der Apostel Paulus sie auch wieder lebendig machen könnte. Natürlich hielt ich Maß am Vormittag wie auch am Abend, und so ging in Hof alles gut. |

311|312

Im Herbst 1937 war die Jahresversammlung der bayrischen Missions-Konferenz in unserer hintersten Oberpfalz, in Weiden an der Nab, nahe dem Böhmerwald. Verschiedene Brüder hatten Sonntags Missionsgottesdienste zu halten in verschiedenen

85 Die Jahreszahl ist offenbar falsch. Flierl kam 1886 erstmals nach Neuguinea; 1933 lebte er in Südaustralien und war nicht in Europa. Er hatte Friedrich Lippert jedenfalls schon in seiner Ausbildungszeit kennengelernt (I 110).

86 Zu dieser Publikation siehe I 82.

87 Hierzu siehe II 175.

88 Gemeint ist Leonhard Flierl, der Neuguinea-Missionar.

89 Flierl zitiert Schillers Gedicht „Die Johanniter“.

90 Anspielung auf Apg 20,9.

Kirchdörfern des weitläufigen Dekanats. Ich war mit Wilhelm zur Herberge in einem freundlichen Weidener Pfarrhaus. Zur Versammlung der Konferenz war mir die Aufgabe geworden, ein Referat über unsere Neu-Guinea-Mission zu verlesen. [Die] Sonntagabend-Versammlung fand in der großen Evangelischen Kirche in Weiden statt mit verschiedenen Ansprachen. Am Montag Morgen ließ mich der Dekan in seinem Auto zur Bahn fahren, und die Pfarrerstochter, eine Lehrerin, half mir in den Zug. Es war eine herrliche Bahnfahrt durch die sanften Keuper Hügel, die dem Franken-Jura im Osten vorgelagert sind.

Die Zweigbahn von Weiden nach Neukirchen führt an dem Städtchen Vilseck vorbei. Ich sah es da liegen im Mittagssonnenglanz, und mir fielen Erzählungen meines Vaters ein über Vilseck aus meinen Kindheitstagen: Die Schindersöhne von Sulzbach mit ihrer Schwester Nany waren unter die Räuber gegangen. Alle Zufahrtsstraßen nach Sulzbach waren unsicher geworden, auch die Straße durch den großen, schönen Forst Wagensaß, den man zu durchwandern hat, wenn man nach Fürnried und Buchhof gelangen will. Der Raubüberfälle nachts wurden immer mehr auf Straßen und in Häusern. Die Gerichtsbehörden in Sulzbach standen im Bann der Räuber. Als dann auch ein Kirchenraub in der Gegend von Vilseck verübt worden war, kam der Landrichter von Vilseck nach Sulzbach vor und sagte: „Nun, ihr Sulzbacher, wollen wir euer Schindersnest ausnehmen!“ In der Schinderswohnung zu Sulzbach fand man unter dem Fußboden versteckt allerlei Raub- und Diebesgut. Große Gerichtsverhandlungen fanden statt, auch der Schindersvater wurde belangt wegen Hehlerei und weil er seine Sprößlinge nicht besser erzogen. Die Schinderseltern erhielten Gefängnis wegen Hehlerei, ihre entarteten Sprößlinge schwere Zuchthaus-Strafen. Das alles ereignete sich, kurz bevor ich zur Welt gekommen war.

Bald nach Vilseck fuhr mein Zug nahe hinter Sulzbach vorbei, und man hatte den malerischen Anblick des großen Felsen-Schlusses von Sulzbach. In Neukirchen verließ ich meinen Zug, um der Einladung des Herrn Pfarrers Herbst zu folgen, bei dem ich schon vor 30 Jahren mit Mutter und Wilhelm zu Gaste gewesen. An dem Orte lebte auch der Melber-Hanskoul aus Fürnried, Schulkamerad von mir und Bruder des Melber-Loeil, meines Schwagers.

Am Abend meines Besuches beim Pfarrer Herbst hielt in seiner Kirche die Theologin von Amberg, welche ich bei meinem ersten Besuch in Amberg hatte kennen gelernt, eine Bibelstunde mit Frauen der Neukirchner Pfarrgemeinde. Mit Pfarrer Herbst konnte ich dieser Versammlung beiwohnen, und zum Schluß der Bibelstunde wurde ich aufgefordert, den Frauen auch ein Wort zu sagen über unsere Heidenmission in N[eu] G[uinea], was ich natürlich gerne tat.

In unsern beiden nächsten großen Städten Nürnberg [und] Fürth hatte ich wiederholt zu sprechen. Nach dem ersten Nürnberger Missionsfest, bald nach unserer Ankunft, durfte ich bei den nächsten beiden Missionsfesten in zwei Gemeinden Mis-

sionsgottesdienste halten, das letzte Mal in Eibach und das Jahr zuvor in einem andern Vorort von Nürnberg. Es war ja bis dahin immer Gepflogenheit gewesen, daß am Sonntag vor dem Missionsfest wir Dettelsauer in verschiedenen Kirchen von Nürnberg und Umgegend Missionsgottesdienste halten durften. – Vor dreißig Jahren wurde die Nachversammlung des Missionsfestes immer im Rathaussaal gehalten. So was gibt es jetzt ja nicht mehr. Kirchliche und Missionsveranstaltungen | dürfen hinfüro nur noch in kirchlichen Lokalen, also Kirchen und kirchlichen Sälen abgehalten werden, um die weltlichen Säle nicht zu entweihen.

Beim ersten Missionsfest gleich nach Ankunft herbergte ich mit Wilhelm, Dora und Elise im christlichen Hospiz. Kirchrat Klingler⁹¹, der Vorsitzende des deutschen Pfarrervereins, übergab mir damals bei [der] Versammlung im Saal zum Willkomm einen Rosenstrauß, den ich an die Töchter verteilte.

Beim nächsten Missionsfest war ich mit Wilhelm Gast bei dem Bankbeamten Johannes Lehner, dem Bruder unseres Missionars in Neu Guinea. Im Jahr darauf war ich wieder bei Lehnern, in Zwiebelbirgs-Straße, oder wie es heißt, Nr. 10. Wilhelm war da schon wieder abgereist nach dem Feld. Seitdem ist nun der gute Missionsfreund Johannes Lehner aus dem Leben geschieden.⁹² Er war auch guter Kamerad von Hans im Weltkrieg.

Zu verschiedenen Zeiten durfte ich in Nürnberg noch an verschiedenen Plätzen Missionsvorträge halten. Einmal im ersten Winter in der Moritzkapelle und ein andermal am Maxfeld, im Kirchsaaal der dortigen Gemeinde. Einen geschichtlichen Abendvortrag durfte ich in der schönen großen Ägydien-Kirche halten, von Herrn Kirchrat Götz eingeladen. Da berichtete ich über die große Auswanderung aus Deutschland in die Vereinigten Staaten im vorigen Jahrhundert und die Kirchliche Arbeit drüben durch die Löhéschen Sendboten und Nothelfer. Im Januar 1939 durfte ich zum guten Abschluß noch einen Missionsgottesdienst in der großen neuen Johannis-Kirche des Obmann Wirth halten und darnach auch noch den vielen Kindern jener Gemeinde im Kindergottesdienst aus unserer Neu-Guinea-Mission erzählen.

In dem benachbarten Fürth durfte ich zwei Jahre nacheinander am dortigen Missionssonntag immer im Winter teilnehmen. Das erste Mal hielt ich Missionsgottesdienst in der Auferstehungskirche, das zweite Mal in der Kirche zu Burgfarnbach. Beide Male konnte ich die guten Missionsfreunde in Unterfarnbach besuchen, die Familie Öster-Bauer. Bei der Großmutter der jetzigen Frau Bauer, der Witwe Öster, war ich in allen Ferien als Missionszögling von Fürth aus zu Besuch. Die Missionsfreundschaft dieses Hauses ist traditionell geworden. Die Familie unterstützt immer

91 Fritz Kingler (1882–1951) war von 1926 an Pfarrer in Nürnberg. 1935 wurde er Reichsbundesführer der Deutschen Evangelischen Pfarrervereine.

92 An dieser Stelle ist maschinenschriftlich nachgeschoben: „Ach so – Winzelbirgstraße heißt der Platz, wo seine Familie wohnt“.

noch treulich unsere Mission. Gleich nach [meiner] Ankunft aus Australien kam von dieser Familie ein Liebespaket an mich.

Im benachbarten Erlangen durfte ich auch sprechen, zwar nicht in einer Kirche, aber einmal vor der Pfarrkonferenz des dortigen Dekanats, eingeladen vom Herrn Dekan Haffner, und auch noch in der Sakristei am Abend vor missionsfreundlichen Studenten.

Nach den südlichen großen Städten unseres engeren bayrischen Vaterlandes, nach Augsburg und München, kam ich zweimal. Einmal in Begleitung von Dora, als die Missionsbraut aus Bruder Schmutters Haus verabschiedet worden ist. Ich hatte bei beiden Besuchen an je zwei Orten Vortrag zu halten. Das eine Mal war ich dabei in Lechhausen bei dem freundlichen Pfarrer Schlier. Ich war auch in zwei anderen Pfarrhäusern in Augsburg. Mit Dora besuchte ich auch die Verwandten der Nichte Otilie Flierl, die in Augsburg wohnen. Bei dem einen Besuch war[en] auch Wilhelm und Hans mit in Augsburg, besonders auch bei den Barfüßern. Bei der Gelegenheit sah ich auch die Schwester Tamminga aus der N[eu-]G[uinea-]Mission und die | Kuni Pilhofer⁹³, die Schwester von Georg, die in der Gegend in Stellung ist.

313|314

In München sprach ich das eine Mal, da Dora mit war, im Hospiz der Mathilden-Straße vor dem Evangelischen Arbeiter-Verein, aufgefordert von dem Vereinsgeistlichen, dem Pfarrer Hofmann. – Bei dieser Gelegenheit wurden wir gastfreundlich beherbergt von der Schwester Julie Stirner in ihrer kleinen Anstalt und hatten dabei Gelegenheit, allerlei Sehenswürdigkeiten der Stadt München zu sehen, so das Haus der Kunst, den Englischen Garten, die Bavaria, in der wir *inside* hinaufstiegen und alle drei in ihrem Haupte Platz fanden und aus ihren Augen gucken konnten. Mit Dora bestieg ich an einem Tag den hohen Turm der Frauenkirche mit prächtiger Aussicht ringsum und allerlei schönen Sachen beim Turmwächter zu haben. Früher einmal hatte ein 117jähriger aus Berchtesgarden diesen Turm bestiegen, also brauchte ich Achtzigjähriger mir nichts einbilden.

In München erlebte ich auch göttliche Bewahrungen. Das erste Mal, mit Dora dort, fiel ich eine Steintreppe hinab, als wir das Grab des „Unbekannten Soldaten“ uns ansahen, und ich hatte dabei nicht den geringsten Schmerz oder Verletzung. Das zweite Mal, allein dort, fiel ich in meinem Quartier auf der Diakonissenstation den unteren Teil der Treppe hinab und erlitt dabei nur geringe Beschädigung meines rechten Beines, ohne weitere Behinderung.

Mit der Dora machten wir einen feinen Ausflug zum Starnberger See, in welchem der König Ludwig II. ertrunken. Wir fuhren auf dem See mit dem großen feinen Dampfer München und besuchten kurz den Pastor Künne[n]th am Ort. Richtiger *Pfarrer* [Künne[n]th].⁹⁴

93 Kunigunde Pilhofer (1886–1965) arbeitete in München als Hausgehilfin.

94 Es handelt sich um den Theologen Walter Künne[n]th, der von 1937 bis 1945 Pfarrer in Starnberg war.

In München-Laim besuchten Dora und ich auf Einladung meinen Schulkameraden vom Nonhof, den Lehrer Leonhard Bär i[m] R[uhestand], bei seinem Schwiegersohn, Major und Lehrer, Lehrers-Sohn aus Alfeld. – Wir besahen uns auch den leeren Platz, wo ehemals die abgebrochene Evangelische Matthäus-Kirche gestanden hat. In der Umgebung konnten wir keinen Platzmangel noch Enge beobachten, die den Abbruch hätte rechtfertigen können.⁹⁵ Wir besuchten den Sonntagsgottesdienst der Matthäus-Gemeinde in dem vorläufig zur Verfügung gestellten Raum, einer ehemaligen Klosterkirche.

Als ich zum zweiten Mal, von Pfarrer Seidel eingeladen, allein in München war, hielt ich Missionsvorträge in dessen Notkirche zu München-Laim, von ihm begleitet in ein paar Schulklassen und an einem Außenort im Kirchsaal eines jungen Geistlichen [namens] Wittenberg, der aus Nord-Deutschland stammt.

An einem Nachmittag machte Pfarrer Seidel mit Frau und Diakon Seidel Alpenwärts. An einem Aussichtspunkt hatten wir Kaffee. Auf der Heimfahrt fuhren wir an einem anderen schönen See entlang, der auch wie der Starnberger in der Nachbarschaft von München liegt. Die Nachbarschaft von München und die ganze Umgebung fand ich viel schöner, als ich mir vorgestellt hatte. Es lag mir eben König Gustav Adolfs Wort über München im Gedächtnis: München sei silberner Sattel auf magerem Pferd.⁹⁶ – Jedoch da gibt es schöne, frische Wälder und Felder, Hügel und Ebenen, prächtige See'n und auch den kräftig strömenden Isar-Strom, wodurch das Gelände belebt wird. Es waren schöne Tage in München, die ich nicht möchte missen.

Im nahen Ansbach durfte ich zweimal sprechen. Einmal Abends in einer Kirche und ein andermal an einem Weihnachts-Abend im Jugendverein. Dabei konnte ich in der blühenden Familie des guten Missionsfreundes Hermann, des Bruders von Frau Döbler, übernachten.

Hier in Neuendettelsau durfte ich auch in beiden Kirchen sprechen. In der Dorfkirche bei Gelegenheit meines achtzigsten Geburtstages hatte ich einen Überblick meiner missionarischen Laufbahn gegeben, der dann vervollständigt gedruckt wurde als kleines Heft: „Sechzig Jahre Missionsdienst“.⁹⁷ Dann noch einmal im August 1938 hielt ich einen Geschichtsvortrag „Über die fränkische | Auswanderung im vorigen Jahrhundert“ und die Arbeit an diesen Auswanderern durch Pfarrer Löhes Nothelfer. In der großen Anstaltskirche durfte ich im ersten Jahr einen Missionsvortrag über unser Werk auf Neu Guinea halten.

314|315

95 Die 1913 zu einer Kirche umgebaute Scheune soll für die stark angewachsene Gemeinde zu klein geworden sein. Ein Kirchenneubau konnte erst 1955 begonnen werden.

96 Das Bonmot, München sei ein goldener Sattel auf einem mageren Pferd, wird Gustav II. Adolf nach der Einnahme der Stadt 1632 zugeschrieben.

97 Johann Flierl: 60 Jahre im Missionsdienst, Neuendettelsau 1939.

Kürzlich nun erzählte ich im Eßsaal des Mutterhauses aus der kirchlichen Geschichte der Gemeinde Tarutino in Bessarabien mit ihrer großen Kirche, blühendem Volksschulwesen und zwei Mittelschulen am Ort, wie das alles in 120 Jahren sich entwickelt hat nach der Chronik von Oberlehrer Mutschall, meinem Jugendfreund und Studiengenossen, mit dem ich im Jahre 1875 auf 1876 zusammen lebte, wo der feine Mann aus Bessarabien unser von allen geschätzter und beliebter Riegenmeister war; das war der Abschluß meiner Vortragstätigkeit im Vaterland. Auch in unsern Monatsversammlungen hier durfte ich zweimal berichten von dem alten Dettelsauer Sendling Mutschall von und nach Tarutino in Bessarabien, dem Schulmann von Bessarabien, wie ihn Student Liebelt, ein Schüler von Mutschall, nannte. – Mein erster Vortrag war eine Gedächtnisfeier für Wilhelm Mutschall gewesen.

Und nun gehen wir zur Nachlese nochmal hinaus auf die Dörfer. Im ersten milden Winter ließ Bruder Schuster durch den Herrn Boas in seinem Auto mich an einem Sonntag nach Wald bei Gunzenhausen fahren, um für den dortigen leidenden Pfarrer einen Sonntagsgottesdienst zu halten, der natürlich auch ein Missionsgottesdienst wurde. Wald ist ja der Geburtsort von dem Diakonissen-Rektor und Kirchen-Präsidenten Bezzel, dessen Grab ich bei der Gelegenheit besuchte.

Nahe bei Wald, in Unterschwaningen, näher zum Hesselberg, ist der Pfarrsitz von Pfarrer Schmetzer, unserm alten Bekannten von Pointpass her in Süd-Australien. Er und seine Frau luden mich und Dora ein zum Besuch. Wir kamen über Sonntag, und ich durfte in seiner Kirche Missionsgottesdienst und Vortrag halten. Über diesen Sonntag war dort auch der Missions-Seminarist Örtel auf Ferienbesuch. Das Dienstmädchen aus dem Dorf, die Rosa, interessierte sich auch sehr für Neu Guinea und das Missionswerk dortselbst. Ich gab ihr mein kleines Schriftchen „Sechzig Jahre“ – aus Dankbarkeit requirierte sie das Fuhrwerk ihres Vaters und brachte uns und unser Gepäck auf dem Kuhfuhrwerk zur Bahnstation. Solche Ehrung war mir in meinem bisherigen Leben noch nie widerfahren.

Nicht sehr weit von Unterschwaningen liegt noch näher zum Hesselberg das Pfarrdorf Dambach. Der dortige Pfarrherr Ernst lud mich auch ein, und [so] durfte ich in seiner Kirche Missionsgottesdienst halten. Meist durfte ich bei solchen Gelegenheiten auch den Kindern im Kindergottesdienst erzählen.

Dem Pfarrer Ernst sagte ich, daß ich gerne einmal auf den berühmten Hesselberg⁹⁸ kommen möchte. Er wußte Rat, machte gegen Abend mit mir einen Spaziergang zu seinem Amtsnachbarn in einem größeren, nur eine halbe Stunde entfernten Pfarrdorf. Der dortige Pfarrherr besaß ein Auto, und er war bereit, mich am nächsten Tage mitsamt meinem Gepäck über den Hesselberg zur Bahn nach Wassertrudingen zu bringen. Pfarrer Ernst machte die Fahrt auch mit. Auf einer Seite führte eine gute

98 Der Hesselberg, die höchste Erhebung in Mittelfranken, war zur NS-Zeit Schauplatz großer Parteikundgebungen, der »Frankentage«. Der Berg wurde zum »Heiligen Berg der Franken« stilisiert.

Straße auf den Berg. Droben ergingen wir uns auf dem breiten und langen Rücken des Berges, auf dem auch ein paar Häuser stehen. Auf der großen »Osterwiese«, dem Hauptversammlungsort des Berges, liegt ein riesiger, erst hingebachter Steinblock, der einmal ein Götzenaltar werden sollte.

315|316 Die Aussicht von diesem kahlen Berge ist „Prächtig, da sieht man weitmächtig“⁹⁹. In dem weiten ziemlich ebenen Gelände um diesen isolierten Berg liegen sehr viele große Pfarrdörfer. Man soll bei gutem klaren Wetter und mit einem guten Glas an die hundert Kirchtürme nah und ferne zusammen zählen können. | Im Westen vom Hesselberg sieht man den Silberfaden der Wörnitz durchs breite Tal sich hinschlängeln, von Dinkesbühl kommend und durch Öttingen durch die fette Aue des bergumgürteten Ries schleichend, wo sie bei Harburg eine Stelle findet, den Bergkranz zu durchbrechen und schließlich zur Mutter Donau zu eilen. – So schön die Gegend um den Hesselberg ist, so hat im kleineren Maßstab auch das weite Tal bei Hersbruck, nahe meiner Heimat, seine besonderen Reize, wo aus allen Richtungen muntere Bäche aus waldigen Bergtälern kommen, um sich zur Pegnitz zu sammeln. – Einen Missionsgottesdienst durfte ich auch halten in dem Dorfe Mönchssondheim bei Markt-Einersheim, wo der junge Pfarrer Maßmann mich eingeladen hatte, ein Norddeutscher, der in Wilhelmshafen konfirmiert worden war vom späteren *Reibi*¹⁰⁰. Er zeigte mir noch von demselben ein Wort zur Konfirmation in einem Heft. – Nach Vollendung seiner Studien wollte Maßmann in seiner Heimatprovinz Oldenburg ins Amt treten. Da sollte er einen Revers unterzeichnen, der wider sein Gewissen ging. So kam er zu uns. Er ist ein Freund von meinem Paten¹⁰¹ Peter Pfalzer.

In einem Pfarrdorf nördlich, nicht weit von Ansbach, hatte mich ein ältester Pfarrer, ein Jungeselle, zu einem Missionsgottesdienst am Sonntag eingeladen, ein recht treuherziger, missionsfreundlicher Mann, habe aber den Namen von ihm und seinem Pfarrort vergessen.

Ein Pfarrer Dürroff von Emmetzheim bei Weißenburg, den ich nebst seiner jungen Pfarrfrau in Waldheim hatte kennen gelernt, ließ mich auch kommen, um an seinen beiden Kirchorten in der Nähe von Weißenburg zu sprechen. Dora war mit mir eingeladen. Unsere Reise ging durch Weißenburg, wo wir auch die Familie Schmidt¹⁰² kurz besuchen konnten.

Im Herbst 1938 war die Versammlung der bayrischen Missionskonferenz in Treuchtlingen an der Altmühl. Bei dieser Gelegenheit durfte ich in Wettelsheim, der

99 Verszeile aus dem Gedicht „Mei Häusl steaht droben auf 'n Roan“ von Ignaz Franz Castelli.

100 »Reichsbischof« Ludwig Müller.

101 Gemeint ist ein Patensohn.

102 Die Familie von Flierls Schwiegertochter Hanna, einer geborenen Schmidt. Hanna Flierls Schwester Babette, nachmalige Schuster, arbeitete ebenfalls für die Mission in Neuguinea.

Heimat von Missionar Lechner, am Sonntag zuvor Missionsgottesdienst halten und zweimal sprechen in der Kirche von Kirchenrat Putz.

Die Frau Pfarrer, eine Tochter von dem alten Pfarrer Rupprecht, der das Büchlein geschrieben: „Licht im Dunkel“,¹⁰³ war verlegen, was sie dem alten Mann kochen sollte, und frug dieserhalb an. Ich schrieb ihr: Meine Leibspeise, von Kindheit her gewöhnt, Wassersuppe, Buttermilch und Kartoffel, kenne sie doch nicht, aber sie möge sich keine Sorge machen, ich esse alles, was auf den Tisch kommt, nach dem Rezept eines Doktors in Neu Guinea: Die Hauptsache sei, daß man immer Einiges mit einigem Appetit essen kann, [es] brauche gar nicht so köstlich zu sein.

Meinen letzten Missionssonntag, mit Missionspredigt am Vormittag und Geschichtsvortrag nachmittags, hatte ich bei Pfarrer Hopf zu Mühlhausen, bei Bamberg. Dora ging mit, und Boas von hier fuhr uns mit Auto hin, wobei wir in Erlangen bei Elise einkehrten zum Mittagessen. In Forchheim kehrten wir abermals ein bei den Schwiegereltern des Missionar Bär, wo wir etwas aus Neu Guinea abzugeben hatten, und leisteten [uns] ein zweites Mittagessen. Diese Leute waren früher in Moskau, und der Vater der Frau, ein Wolga-Bauer, ist nach Sibirien verschickt und sein Schicksal den Kindern unbekannt.

Wir fuhren weiter nach Bamberg und beschauten den Dom. Bald waren wir in Mühlhausen und wurden vom Pfarrer Hopf und seiner Mutter, die ihm haushält, freundlich begrüßt. Boas fuhr heim. Mit uns fuhr am Montag Pfarrer Hopf mit einem Amtsnachbarn in dessen Auto nach Neuendettelsau zu einer Versammlung im Freizeitenheim. – Den Sonntag und seine Anstrengung mit zweimal sprechen hatte ich gut überstanden, obwohl mich zu der Zeit nächtlicherweise vielfach Husten quälte, was zur Sommerszeit hier im Vaterland meist der Fall war, während ich im Winter vom Husten meist frei wurde. Doch beeinträchtigte | der Husten meine Stimme nicht. Auch in diesem Frühjahr quälte mich wieder Husten und Rasseln auf der Brust, während ich im letzten strengen Winter frei davon war. Durch verschiedene Hausmittel und etwas Husten-Medizin bin ich auch jetzt zum Sommer wieder frei geworden.

316|317

Mit dem Missions-Sonntag in Mühlhausen kam nun meine Vortragstätigkeit in Deutschland zum Abschluß. Es ist nun bald zwei Jahre Krieg, und ich werde allgemach zu alt, um noch öffentlich auftreten zu können. In Australien hatte ich ja schon abgeschlossen. Das Stehen wurde mir schwer, und in dem kleinen Kreis hatte ich mich ausgegeben.

Die Luft des Vaterlandes frischte nochmal auf. Ich konnte die Kanzeltreppen nochmal mit Vorsicht auf- und niedersteigen und, die feste Brüstung vor mir, mit Freudigkeit stehen und sprechen. Es war nochmal ein schöner Indianersommer vor dem Winter meines Lebens.

103 Zu dieser Publikation siehe I 107.

Im Jahre 1938 beging man in Australien die Hundertjahrfeier der Lutherischen Kirche drüben. Daran wollte ich auch in der Heimat in Vorträgen gedenken. Dazu kam noch eins: In einer hiesigen politischen Zeitung wurde der geistliche Stand geschmäht – Pfarrer hätten deutsche Volksgenossen aus der Heimat ins Ausland geführt. – Es war wohl eine Anspielung auf Pfarrer Cloeter¹⁰⁴, dessen etwas schwärmerische Anhänger aus der Nähe des Hesselberges nach dem Kaukasus auswanderten. Aber was sind diese paar Hundert Leute, die zum Kaukasus gingen, und auch die etlichen Hundert, die um des Glaubens willen, um ihres Lutherischen Bekenntnisses willen, mit Pastor Kavel und ihm nach, nach Australien auswanderten und sich dort eine neue, auch kirchliche Heimat gründeten – gegenüber den vielen Millionen, die aus bitterer wirtschaftlicher Not im vorigen und vorvorigen Jahrhundert nach Amerika gingen, und Niemand hat sich zunächst um sie und ihr Los gekümmert. Auch aus meiner Familie gingen Onkel und Tanten nach Amerika, weil sie in der alten Heimat keine Heimat finden konnten. Unser Großvater mußte als Gemeindegemeinderat alle 9 Jahre die Stelle wechseln, um im zehnten Jahr nicht heimatberechtigt zu werden am Ort. Verhältnisse, Gesetze, auch Fürsten, böse Zeitläufte waren Schuld an der bitteren wirtschaftlichen Not. Wir können unsere derzeitige Staatsführung nur loben für [die] Einführung besserer Gesetze im Reich. – Anno dazumal verkauften auch Landesfürsten ihre Landeskinder als Landsknechte an die englische Seemacht. Der böse Nachbar im Westen machte einmal ums andere Raubzüge in unsere schönsten und besten südwestdeutschen Gemarkungen, und viele Landeskinder entflohen der großen Not übers Meer, da keine kräftige und einheitliche Reichs-Regierung ihnen half. Dazu kam die allgemeine wirtschaftliche Not, bei der nachgeborne Kinder schwer konnten Unterkommen finden. Ich studierte diese Fragen und legte die Ergebnisse in einem Aufsatz nieder: „Hundert Jahre Lutherische Kirche in Australien – Drei Hundert Jahre Lutherische Kirche in Amerika!“ In den ersten Hundert Jahren waren es die Schwedischen Siedler am Delaware, die [die] Lutherische Kirche in Nord-Amerika gründeten, wozu König Gustav Adolf die erste Anregung gab. Das zweite Jahrhundert Pfälzer, Badener, Württemberger, Hessen in Pensylvanien und Philadelphia, und als Geistliche unter ihnen für den Kirchenbau Sendlinge von Halle her durch den Gottesmann Franke¹⁰⁵, als Bahnbrecher Mühlenberg¹⁰⁶ und seine Nachfolger. Das dritte Jahrhun-

104 Der Pfarrer Samuel Gottfried Christoph Cloeter (1823–1894) wurde wegen seiner chiliastischen Bibelauslegung 1880 aus dem bayrischen Kirchendienst entlassen. 1881 gründete er die Auswanderergemeinde Gnadenburg im Kaukasus, lebte aber selbst weiterhin in Franken.

105 Der Theologe Gotthilf August Francke (1696–1769) war Direktor der von seinem Vater August Hermann Francke gegründeten Franckeschen Stiftungen in Halle. Er unterstützte die Missionsarbeit in Übersee und sandte Pfarrer nach Nordamerika.

106 Heinrich Melchior Mühlenberg (1711–1787), 1741 von Francke als Pfarrer nach Philadelphia ausgesandt, gilt als ein Gründer der lutherischen Kirche in Nordamerika. Vgl. Hermann Wellenreuther: Heinrich Melchior Mühlenberg und die deutschen Lutheraner in Nordamerika, Berlin 2013.

dert die Auswanderung aus Franken im vorigen Jahrhundert, in welchem allein über fünf Millionen aus ganz Deutschland nach Nord-Amerika gingen, um | sich Heimstätten gründen zu können. Niemand hierzulande kümmerte sich um das Schicksal dieser Ausgewanderten. Nur die Kirche und Pfarrer nahmen sich ihrer an, besonders Pfarrer Löhe von Neuendettelsau, der ihnen »Nothelfer« zu Hilfe sandte, welche verschiedene fränkische Kolonien in Michigan gründeten, und auch sonst im weiten Lande, in Urwäldern und Steppen, die Ansiedler sammelten in Gemeinden, wodurch auch die deutsche Sprache, so lange nur immer möglich, drüben über dem großen Atlantik erhalten wurde.

Das war das Material, worüber ich an verschiedenen Orten im Laufe des Jahres meine Geschichtsvorträge hielt in Kirchen und Sälen über Löhe und sein Werk.

Noch für Februar 1939 hatte ich einen solchen Vortrag zugesagt im Christlichen Verein Junger Männer in Nürnberg. Am Sonntag vorher wollte ich diesen Vortrag gleichsam zur Probe in der Monatsversammlung abends im Freizeitenheim halten. Auf dem Wege dahin befahl mich plötzlich Lungenbluten. Ich mußte umkehren und jemand anders für mich einspringen. In Nürnberg am Sonntag darauf trat Bruder Schnabel für mich ein und gab Lichtbilder von Neu Guinea.

Der Arzt verordnete Ruhe. Nach einigen Tagen verlor sich das Leiden völlig, doch war Vorsicht geboten. Ich sprach nach geraumer Zeit noch ein paarmal, an Pfingsten in Hof, darauf zum Nürnberger Missionsfest und im Sommer in Mühlhausen, worüber oben schon berichtet. Und nun bin ich im wirklichen Ruhestand. –

Das Haupt-Thema meiner Missionspredigten war: *Gottschau von unten – Gottschau von oben!* Schon der heilige Apostel Paulus kannte die »Gottschau von unten«, und wir Heiden-Missionare kennen sie auch. „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen – den Heiden – offenbar.“¹⁰⁷ Aus den Werken der Schöpfung kennen sie alle den Allmächtigen Schöpfer. Es ist die Uroffenbarung, die Überlieferung aus dem Paradies. Die Indianer wissen vom großen Geist, [d]ie Neger im Hintergrund ihrer Viel- und Abgötterei von dem einem großen und guten Gott, die Chinesen vom Herrn des Himmels; unsere Papua vom *Ambumtao Untambi*, dem Himmelshauptling,¹⁰⁸ von Anutu, dem Schöpfer aller Dinge.

Primitive Naturmenschen sind keine Atheisten, keine Gottesläugner, solche kann es nur unter abtrünnigen Christen geben. Aber wohl ist bei den primitiven Naturmenschen die ursprüngliche Gottes-Erkenntnis getrübt – getrübt durch den Sündenfall. Vielgötterei, Geisterglaube und Geisterdienst, Geisterfurcht, Zauberei machen die Heiden tiefunglücklich.

In keinem Fall reicht die »Gottschau von unten« für den gefallen Menschen aus fürs zeitliche und ewige Heil. Da bedarf es der »Gottschau von oben« in der

¹⁰⁷ Röm 1,19.

¹⁰⁸ Jabêm (heutige Schreibweise: apômtau undambé).

Offenbarung der h[ei]l[igen] Schrift: „Also hat Gott die Welt geliebt usw.“¹⁰⁹; „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“¹¹⁰; „Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst Du und Dein Haus selig.“¹¹¹ – „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“¹¹²

Einwurf des Unglaubens: Christentum international, darum abzulehnen! – Aber wir lehnen doch auch nicht internationale Notwendigkeiten fürs irdische Leben ab. So z. B. die internationalen Winde, welche die Regenwolken aus den Weltmeeren über unser Vaterland tragen und austeilen.

Ein anderer Einwurf: Die Lehren des Christentums kann unser Verstand nicht fassen, darum abzulehnen. – Aber Freunde, wir können auch manches Natürliche nicht so recht begreifen, und müssen uns doch den Tatsachen beugen. Wer begreift genau die Wunder der Elektrizität und des Radio, da unsere Stimme und Sprache im gleichen Augenblick, da sie hier hörbar ist, auch auf der andern Seite des Erdkreises hörbar gemacht werden kann im gleichen Tonfall, in der individuellen Klangfarbe,¹¹³ | die uns ein- für allemal eigen ist, wie der Ausdruck unseres Gesichtes. – Darin das Wunder, daß Musik und Rede auf Platten fixiert werden kann durch unzählige Pünktchen, und zu beliebiger Zeit wieder und immer wieder hörbar gemacht werden kann! – Dann die Wunder der Technik, daß der Mensch auf Maschinen durch die Lüfte schweben kann und schwere Lasten durch die Lüfte fortführen. – Das ist eben so gut, sagt der primitive Eingeborne auf Neu Guinea, wenn er die Flugzeuge über Berg und Tal nach den Goldfeldern schweben sieht und nach Umständen selbst mitfliegt. „Der Weiße kann eben Alles!“

Und unser Herrgott kann nicht mehr? Das wäre keine höhere, keine göttlich geoffenbarte Religion, die keine unbegreiflichen Wunder bergen dürfte, sondern menschliches Machwerk. „Unser Gott ist im Himmel, er kann schaffen, was er will.“ Das leuchtet unseren primitiven Naturmenschen ein. Er ist noch mehr gottnahe als der hochzivilisierte Europäer.

Es bleibt dabei: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Es ist ihm eine Torheit, und [er] kann es nicht begreifen, denn es muß geistlich gerichtet sein!“ Die »Gottschau von oben« zu begreifen, brauchen wir auch Licht von oben, Gottes heiligen und guten Geist, der die göttliche Offenbarung gegeben und allein

109 Joh 3,16.

110 1Tim 2,4.

111 Apg 16,31.

112 Joh 14,6b.

113 An dieser Stelle ist im Original eine zweiseitige „Herzliche Danksagung“ anlässlich des achtzigsten Geburtstags von „Joh. Flierl, Alt-Senior von Neuguinea“ eingefügt, datiert zu Neuendettelsau, 19. April 1938.

uns verständlich machen kann. Diese seine Hilfe anzunehmen, die Wunder des Christentums zu begreifen, müssen wir demütig genug sein.

Inzwischen ist uns das Natürliche, Irdische und Menschliche ein Gleichnis fürs Himmlische und Göttliche, wie durch Radiosendung nach der andern Seite der Erde Raum und Zeit überwunden werden. Ein Abbild göttlicher Allgegenwart.

DIE FEIER MEINES ACHTZIGSTEN IN GEGENWART ALLER KINDER UND KINDESKINDER

Zu diesem Feste verhalf uns viele gnädige und freundliche Gottes-Führung. Zunächst mußte ich mit Dora nach dem Wunsch und jedenfalls auch den stillen Gebeten unserer Mutter glücklich ins Vaterland kommen. Kurz zuvor kam Wilhelm mit Frau und ihren beiden Kindern ebenfalls heim, und mit gleicher Gelegenheit die Elise und die Hanna mit ihren drei übrigen Kindern, während Siegfried ja schon hier war. Auch beide Pilhofers-Kinder waren schon länger hier.

Wilhelm und Familie wohnten erst in Hamburg bei ihren dortigen Verwandten. Er kam zunächst nur von Zeit zu Zeit auf etliche Wochen nach Neuendettelsau, um dazwischen der Leitung der Mission nahe zu sein und sich an der Werbearbeit fürs Werk beteiligen zu können. Da wohnte er dann in [einem] kleinem Kämmerlein bei uns. Jedoch vor meinem Geburtstag zog er mit Familie ganz hierher nach Neuendettelsau und wohnte in einem Haus der Mission in der Hager-Straße.

Dann wurde Dora im Herbst 1937, dem Jahr unserer Ankunft, gefährlich krank, und es war auch freundliche Gottesfügung, daß die Gefahr rechtzeitig erkannt wurde und sie auf Rat von Elise und Hanna in die Frauen-Klinik nach Nürnberg kommen konnte, wo in zwei Wochen der Schaden behoben wurde und ich sie in Begleitung von Fäulein Drexel im Auto des Herrn Boas wieder abholen durfte. Sie hatte noch ein paar Wochen hier zu liegen, von Hanna und der Gemeindegeschwester | betreut, doch bis zu Weihnacht war sie wieder wohlauf.

319|320

Nun fehlte nur noch der Jüngste, Hans, der seine Familie mit den Freunden vorausgeschickt hatte und sich noch einige Zeit seinen eingebornen Pflegebefohlenen im Innern von Neu Guinea widmen wollte. Doch auch von ihm war Nachricht eingelaufen, daß er den Gestaden Europas sich näherte. Er wurde seiner Familie, der Hanna und den vier Kindern, gerade noch unterm Christbaum geschenkt. Da konnten wir uns nicht halten, wir mußten unserer großen Freude mit einigen Knüttelversen Ausdruck verleihen. – Nach der Melodie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“

Kinder:

Zu Weihnacht kommt der liebe *Dadd*,
Das wird dann werden gar arg nett.
Lieb' Mutti wird sich freuen sehr
Und wir vier Kinder noch viel mehr.

Chor:

Heut ist er schon in Genua,
Wo Mussolini ihm ist nah.
Bei dem er doch nicht bleiben kann,
Der Führer Hitler ist sein Mann.

Großvater:

Hans trifft die Hanna beim Christbaum,
Sie kann es nun erwarten kaum.
Es jubeln die vier Kinderlein
Jetzt unterm hellen Lichterschein.

Chor:

Ach lieber Gott, wir danken Dir,
Der Vater ist nun wieder hier,
Auch Mütterlein ist ganz gesund,
Erhalt uns, Herr, in Deinem Bund.

Chor:

Gott segne unser Vaterland,
Christen, bekannt und unbekannt.
Er segne unsre Mission,
Auf Neu Guinea ist's so schön.

Mutter Hanna:

Die Tante Dora freut sich fein,
Hat nun ihr kleines Brüderlein
Im gleichen Haus, dem gleichen Dach,
Wie ehemals dort in Heldsbach.

Dora:

Großvati denkt in seinem Sinn:
Da ist mein lieber Benjamin.
Mit Frau und Kindern sitzt er da
Beim Christbaum – singt Halleluja!

Chor:

Doch endlich ich aufhören muß,
So sag' ich nun nochmal zum Schluß:
Lob, Preis und Dank sei unserm Gott,
Der gnädig hilft aus aller Not.

So befand sich nun von Weihnacht 1937 an meine ganze Großfamilie am hiesigen Ort. Der milde Winter 1938 ging schnell vorüber, und es kam Ostern herbei und damit mein achtzigster Geburtstag.

Freunde und Verwandte taten ihr Bestes, den Tag schön zu gestalten. Ein Teil der Feier fand in der hiesigen Dorfkirche statt. Missions-Direktor Dr. Fr. Eppelein hielt eine Missionspredigt über unsere liebe Neu-Guinea-Mission, ihre Gründung und Fortführung unter Gottes Gnadenbeistand.

Ich bestieg nach ihm die Kanzel zu kurzem Vortrag, der | vervollständigt und abgerundet als Schriftchen durch den Freimundverlag gedruckt wurde, unter dem Titel: „60 Jahre im Missionsdienst“.¹¹⁴

320|321

Die Feier im Hause verlief den ganzen Tag über sehr schön. Kinder und Kindes-
kinder weckten mich mit dem Gesang des schönen 121. Psalm: „Ein Lied im höheren
Chor“.

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.
Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet schläft nicht.
Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.
Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand.
Daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts.
Der Herr behüte dich vor allem Übel. Er behüte deine Seele.
Der Herr behüte deinen Ausgang von nun an bis in Ewigkeit.

Nachher kam noch ein Sängerkorps vor unser Haus, die Missionsleute unter Anführung von Herrn Pfarrer Hammerbacher.

Der Postbote hatte an dem Tag und des Tags zuvor öfters herzukommen. Ein Lehrer Silberhorn von Schwend, den ich im Herbst 1937 in Fürnried hatte kennen gelernt, ein guter kirchlicher Mann, sandte mir ein Schmuck-Telegramm. Der Herr Landesbischof Meiser ein freundliches Glückwunschsreiben. Die Verwandten in Buchhof, Hof usw. sandten Glückwunschsreiben. Pfarrer Dr. Ammon und Herbst in Neukirchen schenken mir die Dokumente zu meinem arischen Stamm-Baum, die dann die Söhne Wilhelm und Hans zusammenstellten. Ein Handwägelin kam vor die Tür mit allerlei Geschenken, darunter vom Herrn Obmann Wirth ein Korb mit schönen Blumenstöcken. Glückwunschbriefe und Glückwunschkarten kamen rund Hundert Stück. So daß ich ein Antwort- und Dankschreiben in der Anstaltsdruckerei vervielfältigen ließ.¹¹⁵ Auch die Verwandten Auricht in Klemzig sandten handgreifliche Glückwünsche, und Pfarrer Grollmus sandte neben [einem] Brief noch eine

114 Zum bibliographischen Nachweis siehe II 490.

115 Es handelt sich wohl um das drei Seiten weiter vorne ins Manuskript eingeklebte Blatt „Herzliche Danksagung“.

Missionsgabe, ebenso die guten Leute vom Hof Tanlohe, von der Stelle, wo zwischen Tanlohe und Högen Knorr von Rosenrot aus Sulzbach sein schönes Lied gedichtet: „Morgenglanz der Ewigkeit!“ Auch von der Familie Öster-Bauer aus Unterfarnbach kam [ein] dankenswerter Glückwunsch mit Gabe.

Unter und vor allem strengten sich die Kinder an und verehrten mir [einen] sehr schönen Arbeitstisch mit vielen Schubladen und Fächern und dazu [einen] bequemen Arbeitsstuhl, aus dem und an dem ich auch gegenwärtige Lebenserinnerungen schreibe.

Der Geburtstagskaffee am Nachmittag wurde im oberen Stock von Hans und Hanna angerichtet, wonach die Kindeskinde oder Enkel allerlei Spiele und Aufführungen brachten.

Dora nahm auch Bilder von der Großfamilie. Ein solches mit den vier Kindern, acht Großkindern und zwei Schwiegertöchtern ist in der kleinen Geburtstagschrift¹¹⁶ erschienen.¹¹⁷ Die Anwesenden waren: Wilhelm und Maria nebst ihren beiden Kindern Annemarie und Hans-Erich. Hans und Hanna mit Siegfried, Helmut, Elfriede und Traudele. Elise mit Agnes, der Lehrerin *in spe*, und dem langen Ottmar, damals noch Kanonier, jetzt Sanitäts-Feldwebel und Doktor *in spe* mit langem Säbel. Der Vater Pilhofer noch in Neu Guinea. *Last not least* die Tante Dora, unsere Stütze und Pflegerin. – Es war ein wunderschöner und glücklicher Tag.

321|322 Ich spreche mit dem heiligen Chrysostomus: „Gott sei Dank für alles!“¹¹⁸ |

116 Der Verfasser bezieht sich auf seine oben erwähnte Schrift „60 Jahre im Missionsdienst“.

117 Ein bislang unpubliziertes Bild derselben Photoserie findet sich im Abbildungsteil des vorliegenden Bandes als Nummer 57.

118 Der griechische Kirchenvater Johannes Chrysostomos (um 345–407), geboren in Antiochia am Orontes, war Bischof von Konstantinopel. Er soll mit diesen Worten gestorben sein.

**ALLERLEI ERNSTE
BEOBACHTUNGEN UND GEDANKEN
EINES CHRISTLICHEN AUSLANDDEUTSCHEN
IM AUSLAND UND IM VATERLANDE**

Diese nachstehend verzeichneten Beobachtungen und Gedanken schreibt nicht der Missionar oder Missions-Senior für seine Kinder und Kindeskinde nieder zum Nachdenken und behufs Beachtung, sondern der Christliche Auslandsdeutsche, und er denkt, daß diese Materie ernster Überlegung und Erwägung wert ist. –

Ich habe zeitlebens viel gelesen an Büchern und Zeitschriften und denke, daraus auch einiges gelernt zu haben, auch Manches, was für Wohl und Wehe unseres Vaterlandes und für uns alle wohl von Bedeutung sein könnte. In früheren Abschnitten kann ja Manches in dieser Hinsicht zu Tage treten.

Wenn in diesen Tagen und Wochen immer wieder im Radio zu hören ist von den abgrundtiefen Scheußlichkeiten der Bolschewisten, so höre ich dabei durchaus nichts Neues. In meinen 22 Artikeln: „Stimmen aus Sowjet-Rußland“ in unsern beiden Australischen Kirchenblättern wurden im Wesentlichen alle diese grauenhaften Tatsachen dargetan, wie ich sie aus Briefen gequälter Notleidender von der Wolga erfahren und in den Büchlein meines Freundes, des frommen Mennoniten Abraham Kröker, und noch in vielen anderen Schriften, deutschen und englischen. Ich ließ mir alles Derartige kommen, wovon ich Kunde erlangte und was ich erhalten konnte aus der Alten und aus der Neuen Welt. – Ich habe darin auch gelesen, daß besonders die entarteten Juden unserer Zeit, deutsche und amerikanische, in der schrecklichen Revolution in Rußland besonders tätig waren. Hat doch auch im Verlaufe des Weltkrieges die damalige deutsche Regierung schlimme jüdische Revolutionäre aus der Schweiz in versiegelten Eisenbahnwagen nach Rußland losgelassen mit der offenbaren Absicht, daß sie über dies große Land sollten äußerste Unordnung bringen. Sie haben ihre Arbeit gründlich getan und wurden bald zur Gefahr für unser eigenes Vaterland. Da erfüllte sich auch das Dichterwort: „Die Geister, die ich rief – oder auch losließ – werd' ich nun nicht mehr los!“¹¹⁹

Ich bin nun aber durchaus nicht der Meinung, daß unsere Feinde wie die Engländer, die schon im Weltkrieg das große Weltärgerniß gegeben haben, besonders auch

119 Flierl bezieht sich auf einen Vers aus Goethes Gedicht „Der Zauberlehrling“.

durch Internierung deutscher Missionare – daß auch nicht die Bolschewisten und ihre jüdischen Treiber allein Sünder sind. – Wir müssen hier an das Wort unsers Herrn Jesus denken: „*So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.*“¹²⁰

Schreckliche Strafgerichte sind im Gange gegen und über England und die Sowiet-Union und wohl auch die Vereinigten Staaten, welche den Mächten des Verderbens beistehen wollen. Aber auch die Füße derer, die über Deutschland Unheil bringen werden – so es sich nicht bessert –, sind schon unterwegs. In Rußland herrscht der Atheismus, die Gottes-Feindschaft – in unserem teuren Vaterland nimmt die Christusfeindschaft immer mehr überhand. Der flache und seichte Deismus, der Deutschgottglaube, birgt keine Heilskraft in sich, die, welche ihm huldigen, gleiten auf der schiefen Ebene immer mehr ab, in den religiösen Nihilismus und Atheismus hinein. |

322|323

Man treibt die Juden wohl aus, aber die Infection des deutschen Volkes behält man zurück, die durch das entartete Judentum stattgefunden hat. Man hegt und pflegt die jüdische Christus-Feindschaft, die Verachtung der Kirche und der Geistlichen, will christlichen Einfluß auf die heranwachsende Jugend möglichst ausschalten, erhofft alles von der Reinkultur der naturalistischen *und* materialistischen Weltanschauung. Mit dem Glauben an den Herrn Christus, den Sohn Gottes, unsern einzigen Heiland und Erlöser, verliert man den Glauben an den wahren, lebendigen Gott. Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht.¹²¹ „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“¹²² sagt unser Herr und Heiland Jesus Christus.

Doch das Gericht fängt an am Hause Gottes. Ehe wir die Welt um uns verurteilen, wollen wir vor allem denken an die Schuld der Kirche, der Großkirchen beider Konfessionen, und an die Schuld der Glieder der Kirche, auch an unsere eigene Schuld durch so viel Lauheit und Gleichgiltigkeit. Die Geschichte der Kirche und Kirchen kann und muß uns Christen wohl Anfechtung bereiten, wie viel mehr muß sie den Weltkindern zum Anstoß und Ärgerniß gereichen.

Denken wir an die schreckliche Unduldsamkeit der Römischen Kirche, ihren richtigen Verfolgungswahnsinn unter dem heiligen Vater und durch die von ihm sanktionierten Jesuiten und ihre Umtriebe gegen das reine Evangelium in so vielen Ländern. Denken wir an die Scheiterhaufen in Spanien, um eine tote Kircheneinheit zu erhalten. An die Bartholomäus-Nacht im alten Frankreich mit Hinmorden der Protestanten, und der Papst stimmte darob in der Peterskirche zu Rom ein „*Te Deum*“¹²³ an. Denken wir an die Gegenreformationen in Deutschland, an den Dreißigjährigen Krieg. – Das alles kann wohl einen großen Staatsmann, dem die Einigung und Einheit der Nation und des Volkes am Herzen liegt, irre machen. –

120 Luk 13,3.5.

121 Nach 1Joh 2,23.

122 Joh 14,6.

123 Einen lateinischen Lobgesang, dessen Anfang *te deum laudamus* („Dich, Gott, loben wir“) lautet.

Und nicht die Römische Kirche, welche sich als die alleinseligmachende rühmt, allein hat Schuld. Auch die Kirche des reinen Wortes, die sich des gereinigten und geläuterten Evangeliums rühmt, hat ihr eigenes Schuldkonto und Grund und Ursache zur Buße. Sie hat das in der Reformation geschenkte Licht nicht treu genug behütet und bewahrt. Denken wir an den Rationalismus, den Vernunftglauben, der für lange Zeitperioden Heimatrecht in der evangelischen Kirche und auf ihren Lehrstühlen erhielt. Ein bekannter Dekan rief einmal in versammelter Pfarrkonferenz aus: „Wenn wir nur nicht so hundsmiserable Exegese über das Alte Testament empfangen hätten!“ Da liegt der Hund begraben. Aus diesen einstigen theologischen Arsenalen beziehen die Kirchenfeinde unserer Tage, die da Sturm laufen gegen das Alte Testament, ihre Waffen, ihr Material für ihre Schulungslager zu Untergrabung der christlichen Weltanschauung.

Diese angeblich neue Weltanschauung ist nicht ihre eigene Erfindung. Das Licht, dessen sie sich rühmen und das sie allen Volksgenossen mitteilen möchten, ist ein geborgter Schein. Ja, Schein ist es, der den wahrhaftigen Christenglauben der Offenbarung entwurzeln und allen Grund einreißen will.

Also Buße tun sollen wir Christen aller Konfessionen und ganzen Ernst machen mit unserem seligmachenden Christenglauben, dann dürfen wir auch unsere Mitmenschen zur Buße rufen. Wo Licht ist, geht der Schein freiwillig davon aus. – |

323|324

Und nun meine Beobachtungen im Ausland und im Vaterland und meine Gedanken dazu. Schon vorm Weltkrieg mehrten sich die Anzeichen künftiger Stürme, welche über die Kirche Christi hereinbrechen würden, je mehr die Linksparteien wuchsen und Einfluß auf Staatsführung gewannen. – Präsident Bezzel¹²⁴ sah Schweres für die Kirche Christi kommen und redete gleichsam prophetisch von der dunklen Zukunft für die Kirche. In Kirchenblättern und Missionschriften wurde auf die künftigen Gefahren hingewiesen. Es wurden auch allerlei Ratschläge gegeben, wie der kommenden Not zu begegnen sei, gute und minder gute Ratschläge.

Das Ungeschickteste war wohl, was die Allgemeine Lutherische Kirchenzeitung riet: Die Kirche sollte Riesenvermögen sammeln, am besten fürs Reformations-Jubiläum 1917, um bei der unvermeidlich kommenden Trennung von Kirche und Staat frei und selbständig bestehen zu können.

Ich fühlte mich gedrungen, auch etwas zu der Sache zu schreiben, unter anderem, daß „Riesenvermögen“ durch etliche Federstriche und neue Gesetze der Kirche genommen werden können. Die Kirche brauche festere Grundlagen als irdische Güter es sind: „*Die göttliche Offenbarung und gläubige Herzen an dieselbe mit allezeit opferwilligen Händen.*“ Das allein sei sicher gegen Zugriff kirchenfeindlicher Regierungen.

124 Gemeint ist der bereits mehrfach erwähnte Hermann Bezzel, Leiter der Diakonissenanstalt in Neuen-dettelsau.

Und nun kam der Weltkrieg, und die Aussichten wurden trüber und trüber. Ich arbeitete mein Manuskript um und sandte es an die Leitung unserer Gesellschaft. Rückäußerung darauf ließ mich erkennen, wenn mein M[anu]s[kript] im Vaterland gedruckt würde, so möchte es ein »Lichtenberg«-Messer werden ohne Heft, woran keine Klinge ist.¹²⁵ So erbat ich mein M[anu]s[kript] zurück und sandte es unsern amerikanischen Missionsmännern. Es wurde durch den „Missionshilfsverein“ gedruckt mit dem Titel „*Ernste Zeitfragen für Kirche und Mission*“.¹²⁶

Als Ruheständler in Süd-Australien hatte ich desto mehr Zeit, von den Fragen unserer Zeit zu lesen und darüber nachzudenken. Es stand mir das Schrifttum der neuen Bewegung in Deutschland zu Gebote und Blätter und Schriften aus der Alten und der Neuen Welt. Auch das Sonntagsblatt der D[utschen] C[hristen] aus Berlin wurde mir mehrere Jahre zugeschickt.

Ich erkannte, daß das Vaterland äußerlich im Aufstieg sich befand. Die hemmende Viel- und Kleinstaaterei war verschwunden und ebenso die Zerrissenheit in unendlich viele politische Parteien. Das war heilsam für äußeres Gedeihen, zumal die neue Staatsführung eine sehr gute war, mit vortrefflicher Organisation für wirtschaftliches Gedeihen für Land und Volk.

Alles war gut und lobenswert, wenn die neuen Machthaber sich auf ihr eigenes Gebiet beschränkten, gemäß der Zusage, die in dem Buch „Mein Kampf“ gegeben war, daß dem politischen Führer das Glaubensgut der Kirche unantastbar sein müsse. – Jedoch es ist klar zu erkennen, daß der sogenannte »Totale Staat« auch im innersten Heiligtum des Christen und der christlichen Kirche regieren will. Die äußere Polizeiaufsicht über die Kirche steht ihm ja selbstverständlich zu, nicht aber über das innerste Heiligtum der Glaubenslehre und des Glaubenslebens. Der Glaube ist nicht Jedermannes Ding,¹²⁷ sagt der heilige Apostel. Und hier gilt die Regel: „Ein Jeder lern’ sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn!“¹²⁸

Wenn man die deutschen Übersetzungen der „Zionistischen Protokolle“ liest, wobei um der entarteten Juden der Gegenwart willen das Alte Testament der göttlichen Offenbarung verworfen wird, und wer aufmerksam den „Mythus“¹²⁹ durchliest mit

125 Der Mathematiker und Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) verglich eine Camera Obscura, deren Kasten und Linse defekt war, mit einem Messer ohne Klinge, an welchem der Griff fehlt.

126 Im Archiv der Mission EineWelt in Neuendettelsau ist der Aufsatz unter der vorläufigen Nr. 5.59 erhalten, anscheinend in der unpulizierten Erstfassung: Johann Flierl: Vorbericht. *Ernste Zeitfragen für Kirche und Mission*, o. O. 1919. Er erschien dann unter dem Titel: *Ernste Zeitfragen für Kirche und Mission*, Chicago 1919.

127 2Thess 3,2b.

128 Mit diesem Vers läßt Martin Luther die Haustafel in seinem Kleinen Katechismus enden.

129 Gemeint ist Alfred Rosenbergs Buch „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“. Siehe dazu II 415 mit Anmerkung 74.

seinen antichristlichen Tendenzen und seinen Methoden, wodurch | das Christentum vom Volksleben ausgeschlossen, ausgeschaltet werden soll, ohne Märtyrer zu machen, der kann nur trauern über die Bestrebungen unserer Zeit, das Christentum mit Stumpf und Stiel auszurotten, langsam und gleichsam unmerklich für den einfachen, vertrauensseligen Mann.

Nun einzelne Tatsachen: Nach Australien schickte mir die kleine Enkelin¹³⁰, begeistert als höhere Tochter für die in so vieler Hinsicht löbliche Bewegung, das Liederbüchlein der SA, sie hatte selbst noch Einiges auf hintere leere Seiten eingetragen.

Ich sah mir das Liederbüchlein durch, ohne es kritisieren zu wollen. Da fand ich vorne unter den einleitenden Gedichten einen für einen bibelgläubigen Christen recht anstößigen Reim von einem Dichter der Partei aus Neumarkt, also engerer Landsmann von mir, damals schon verstorben, von dem das schöne Wort stammt: „Deutschland erwache!“¹³¹ Dies Wort wäre genug gewesen, sein Andenken zu ehren. – Das andere wäre besser unterdrückt worden. Es lautet:

Der Erste, der den Juden erkannte,
Der Erste, den der Grimm übermannte,
So daß er den Schleicher niederschlug,
War Kain, kennt ihr den frommen Betrug?

Und so weiter. Ich mußte daran denken, was ich kurz vorher gelesen, daß in Sowjet-Rußland dem Judas Ischarioth ein Denkmal gesetzt worden war, und hier wurde der Brudermörder Kain verherrlicht, der den gerechten Abel erschlug.

Ich schrieb über diese unguete Stelle im vielgebrauchten Liederbuch der SA an Stellen im Vaterland, von denen ich hoffte, daß sie das Ärgernis beseitigen könnten, aber erhielt keine Antwort. Darauf ließ ich ein kleines Flugblatt als »vertraulich« drucken mit kurzer Exegese über die Bibel-Geschichte vom Brudermord¹³² und führte die Stellen aus dem Neuen Testament an, die darauf Bezug nehmen – und versandte solches Flugblatt an Stellen, die meines Erachtens zuständig sein konnten, den Anstoß zu beseitigen. Darauf schrieb mir der Leiter des Fichte-Bundes in Hamburg: Er sei von höherer Stelle beauftragt, mir mitzuteilen, daß [eine] neue Auflage des genannten Liederbuches gedruckt werden würde, in welchem der angeführte Reim über den Bruder-Mord in Wegfall kommen würde.

Nach meiner Ankunft in Deutschland und Hamburg machte ich auch im Fichte-Bund meine Aufwartung. Im Gespräch erwähnte der Vertreter die große Weltgefahr

130 Agnes Pilhofer.

131 Gemeint ist der Journalist und Verleger Dietrich Eckart (1868–1923), der 1919 die NSDAP mitbegründete. Er war ab 1921 Chefredakteur des „Völkischen Beobachters“. Nach seinem Tod galt er Hitler als ein Märtyrer der nationalsozialistischen Bewegung.

132 Gen 4,1–15.

durch den Kommunismus, nur Deutschland sei sicher. Ich sagte: Wir dürften auch nicht zu sicher sein. Ich hielte auch für bedenklich, immer von dem »Ewigen Deutschland« zu reden. Kein Volk und Land habe die Garantie ewigen Bestandes. Das Dritte Reich könne nur dann gedeihen und recht lange bestehen, wenn man nicht vergesse, dem Allmächtigen Gott [des] Himmels und der Erde die Ehre zu geben. –

Viel später und in anderem Zusammenhang sagte ich zu einer Parteistelle: Kein Gemeinwesen und auch kein Staatswesen könne auf die Länge bestehen und gedeihen, wenn wohlwollende Kritik verpönt würde. Der Herr stimmte zu.

325|326 Im Folgenden werde ich weitere Beobachtungen, Äußerungen und Tatsachen niederschreiben, ohne Personen und Orte zu nennen. Ich werde nur niederschreiben, was ich selber gesehen und als völlig glaubwürdig gehört habe. |

Irgendwo sagte ein hoher Beamter zu mir: „Wir haben viel Erfreuliches erlebt in den letzten Jahren, aber auch Betrübenes. Das Betrübenste ist, daß Leute, die am Treuesten zum Staat und guter Ordnung stehen, zur Seite geschoben werden!“ – Ein prominenter Mann sagte: „Wir Deutschen müssen nach und nach alle Feiglinge werden!“ – Ein altes Mütterlein sagte: Man könne wohl leben mit Hitler, aber nicht sterben. – Ein kleines Bäuerlein sagte: „Wie das wohl ausgehen wird mit dem dritten Reich.“ – Es kommen Terrorakte vor durch junge fanatische Parteigenossen, eine Art Lynchgerichte im Dunkel der Nacht, gegen Personen, die nicht genehm, grausame Mißhandlungen. – Irgendwo wurde ein zwölfjähriger begabter Schuljunge auf eine Hitler-Schule einberufen. Mit vierzehn Jahren teilt das Bürschlein seinen Eltern mit: „Ich bin aus der Kirche ausgetreten.“ Die Mutter kann weinen, der Vater sich grämen. Sie müssen es sich still gefallen lassen. Die Kinder gehören dem Staat. – Irgendwo sagten Kinder in der Religions-Stunde: „Wem sollen wir nun glauben, dem Lehrer oder dem Herrn Pfarrer?“ Der Lehrer sagt: „Das vierte Gebot: Ehre Vater und Mutter!, geht uns nicht an.“ – Unreife Burschen dürfen ihren Religionslehrer denunzieren, weil er gesagt hätte: Gott sei mächtig über alle. – Irgendwo hat eine Minderjährige ein Kind zur Welt gebracht und entschuldigt sich in ihrer Umgebung in gröblichem Mißverständnis: „Hitler will ja doch, daß wir bald Kinder bekommen.“

Daß unter lauter weltlichem Getriebe ohne höhere Bindungen unsere deutsche Jugend sittlich versumpfen muß, dafür zeugt unwidersprechlich des Doktor Hofmann, P[artei]g[enosse] und Regierungsarzt, kleine Schrift, erschienen 1938 und schon neu aufgelegt, mit dem Titel: „Sittenfall und Geburtenschwund“, erschienen im Verlag von Lehmann in München.¹³³ Zu unserer Verwunderung schreibt Doktor Hofmann in seinem wertvollen Büchlein, daß es im romanischen Italien betreffs Sittlichkeit der Jugend noch besser stehe als in unserem Vaterland. Der gute Doktor Hofmann, der viel erfahrene und scharfsichtige, sieht eben doch nicht bis auf den tiefsten Grund.

133 Ferdinand Hoffmann: Sittliche Entartung und Geburtenschwund (Politische Biologie 4), München/Berlin 1938.

Auch er glaubt an keine höheren Bindungen. Er meint, die Parteibegeisterung und der Geist der Bewegung allein könne die Jugend emporreißen aus Niedergang und Sumpf.

Allen Respekt vor den Leistungen der Staatspartei und dem, was sie geschaffen durch tüchtige Arbeit und stramme Disziplin. Doch das allein tut es noch nicht. Der Mensch ist kein rein animalisches Wesen, das durch äußere Dressur und gute Zuchtwahl hoch gezüchtet werden kann zur allein preiswürdigen Edelrasse. Schon meine einfache Mutter, diese schlichte Frau aus dem Volk, hat gesagt: „Man soll Vieh und Leute nicht zusammenrechnen!“ Die Leute haben mehr in sich als die Tiere. Das innerste Innere in ihnen wird nicht erreicht durch äußerliche Zucht und Dressur. Es verlangt nach Höherem, nach Impulsen aus einer höheren Welt. |

326|327

Es ist sehr bedauerlich, daß die Staatspartei so eifersüchtig ist und ganz allein und ausschließlich die Jugend unseres Volkes betreuen und erziehen will, daß die Jugend zu Parteiveranstaltungen oft gerade zu gottesdienstlichen Zeiten am Sonntag antreten muß. Es wäre wahrhaftig nötig, daß für alles Erziehungswerk alle guten Faktoren fest und treu zusammenstehen könnten. – Die »Kraft durch Freude«-Veranstaltungen tun allein noch nicht, und nicht der äußere Drill. Die Jugend kann dennoch verwildern, wenn nicht auch die tiefsten Bedürfnisse der menschlichen Seele bei ihr gestillt und gefüllt werden.

Unsere Zeitlage erinnert gar sehr an die Lage der Menschheit in ältester Zeit, wo die Stimme des Allerhöchsten klagen mußte: „Die Menschen wollen sich von meinem Geiste nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch!“¹³⁴ Die bloße Fleischeskultur, auch die feiner und mehr geistiger Art, in lustiger Musik usw., schützt noch nicht den jungen Menschen vor dem Hinabsinken ins Verderben durch seine fleischlichen Triebe, Lüste und Begierden. Die¹³⁵ kann nur eine Botschaft von oben gleichsam hochreißen, wie etwa das Wort: „Fliehe die Lüste der Jugend!“¹³⁶ Darauf kommt dann auch oft eine Antwort von Innen, aus dem besseren Ich: „*Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen!*“¹³⁷ Oder auch eine Zwiesprache aus dem Herzen: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? – Antwort: Wenn er sich hält nach deinem Wort!“¹³⁸

Zu bedauern ist auch, daß es nicht erlaubt sein soll, wenn Familien ihren Männern im Feld im Brief ein gedrucktes Blättlein beilegen, in ihrer Kirche zu erhalten, als Gruß der Heimatgemeinde an das ferne Glied im Feld vor der feindlichen Front. Die Angehörigen daheim sind doch durch überhäufte Arbeit so gedrängt, daß sie nur flüchtig

134 Gen 6,3.

135 Die jungen Menschen.

136 2Tim 2,22a.

137 Gen 39,9b.

138 Ps 119,9.

und kurz schreiben können und dankbar für jeden Beitrag ihrer christlichen Gemeinde [wären], und der Empfänger im Feld würde nicht weniger froh und dankbar sein, solche guten Grüße aus seiner kirchlichen Heimatgemeinde durch Vermittlung seiner Familie zu erhalten.

Hierher gehört auch, daß rückwandernde Volksgenossen, die in ihrer alten Heimat es gewohnt waren, sich zur Kirche zu halten, in manchen Lagern gehindert waren, am Sonntag Gottesdienste in der Nähe zu besuchen oder den Besuch eines Geistlichen ihrer Kirche im Übergangslager zu empfangen, als sollten sie solchergestalt der christlichen [Kirche] entfremdet und entwöhnt werden.

Im staatlichen Radio wird oft gerühmt die Einigkeit des deutschen Volkes, aber es wird verschwiegen, daß eine wertvolle und vielleicht recht beträchtliche Minderheit, die jener Beamte in seiner Bemerkung mir gegenüber meinte, zur Seite geschoben wird. Das bringt keinen Segen für unser Volk.

327|328 Und noch eines bekümmert mich und macht mir Sorge für unser Volk und seinen Führer, läßt befürchten, daß der große Gottessegens und [die] wunderbare Gotteshilfe, welche Führer und Volk bis daher erfahren, auch in diesen ernsten Kriegsläufte, eines Tages in Unsegen enden könnte. Es scheint, wir treiben ins Heidentum hinein. Die alten heidnischen Spartaner setzten abnorme Kinder in Bergschluchten aus, und die Indianer in Nordamerika erschlugen ihre Alten, die nicht mehr jagen, fischen und kriegen konnten. So was werden wir ja gewiß nicht tun, dafür sind wir doch zu hoch kultiviert, besitzen auch Pulverlein und Tränklein, womit unnütze Esser still und schmerzlos beseitigt werden können – da geht nämlich ein | Raunen durchs weite Land – sagen darf man es nicht – „Wir Deutschen müssen Feiglinge werden“, sagte jener prominente Herr zu mir –, daß abnorme Menschenkinder in unsern Landen möglichst unauffällig gestorben werden. Ja, ein hochgelehrter Herr in Berlin soll sogar gegutachtet haben, daß träge und dumme Individuen als unnütze Drohnen gestorben werden sollen. Wo ist dann überhaupt noch eine Grenze?!

Auf jeden Fall aber wollen wir uns von solchem Tun distanzieren und, wo wir triftige und klare Veranlassung haben, dagegen mutig Zeugnis ablegen. Es müßte Fluch bringen über unser Volk. Der höchste Herr über Leben und Tod ist Gott, der Allmächtige Schöpfer. In seine Vorrechte sollen kleine oder auch große Menschlein nicht eingreifen. Es wäre Majestätsverbrechen gegen den Allmächtigen Schöpfergott. Läßt er Abnorme unter uns zur Welt kommen, so kann es Strafe sein für uns, unter welche wir uns zu beugen haben. Es kann auch gemeint sein, daß wir uns sollen üben in der Schule der Liebe, Geduld und Barmherzigkeit.

Nur wo Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, da wird die Liebe in vielen erkalten. Nimmermehr sollen wir Vieh und Leute zusammen rechnen und meinen, weil wir untaugliche Tiere beseitigen können, so dürften wirs auch mit Menschen

so machen. Gott kann übrigens auch durch menschliche Krüppel und Schwächlinge Wunderbares ausrichten.

Unser eignes Leben sollen wir stets ansehen als in Gottes Hand stehend. Darum leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, ob wir leben oder sterben – oder auch gestorben werden – so sind wir des Herrn.¹³⁹ –

Nun noch ein Wort zu der häufigen Aussage des Radio: „*Das ganze deutsche Volk Eins*“. Gewiß, alle Guten erkennen das Gute an, das der Führer geschaffen und noch schafft. Aber gar viele gerade der Besten bedauern und betrauern, daß das Beste, was uns wahrhaft glücklich machen kann, in unserer Zeit und in unserem Volk verachtet wird. Die christliche Kirche wird gering geschätzt, Verachtung über die Geistlichen. Darüber entsetzen sich die Stillen im Lande, und klagen dem ihre innere Not, zu dem sie Vertrauen haben, und das sind natürlich nicht die Parteigrößen. Sie wissen ja, daß ob unzufriedener Äußerungen, und seien sie auch harmlos, man in das Konzentrationslager gesteckt werden kann. So muß der Deutsche zum Feigling werden.

Bei den vielen großen und kleinen Reisen durchs große Vaterland nach meiner Heimkehr im Jahre 1937 bin ich in viele kleine und große Städte gekommen und durch ländliche Dörfer und habe gar Vieles gehört von den Stillen im Lande – daß alles recht gut wäre nun im Vaterland, nur nicht das Hinwegtreiben von der Kirche und vom Christentum. Ich habe im Anfang dieses Kapitels ja einige dieser Klagen niedergeschrieben.

Ich will nicht alles aus meiner Erinnerung niederschreiben, was ich gehört. Nur die eine kurze Klage des alten Mütterleins sei hier wiederholt, weil so überaus charakteristisch: „*Man kann leben mit Hitler, aber nicht sterben!*“ – Und wir müssen eben doch alle sterben. Und man wartet schon darauf, daß wir alten Christen wegsterben und dann unsere Kinder 150prozentig in der Weltanschauung des Unglaubens können erzogen und gedrillt werden. Aber auch sie müssen sterben, die unsere Kinder für den Unglauben gewinnen wollen. Ja, alle, alle, und dann kommt das Gericht.

Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren,
Und kehren um zu ihrem Staub.
Ihre Anschläge sind auch verloren,
Wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.
Weil dann kein Mensch uns helfen kann,
So rufe man Gott um Hilfe an.¹⁴⁰ |

328|329

Wir sollen uns nicht wundern, daß es im Dritten Reich so steht, wie es steht, hinsichtlich der Feindschaft zu Kirche, Christentum und Geistlichkeit. Es erfüllt sich hier das

139 Nach Röm 14,8.

140 Strophe aus dem Kirchenlied „Lobe den Herren, o meine Seele“, das 1714 von Johann Daniel Herrschmidt gedichtet wurde.

Dichterwort: „*Die Geister, die ich rief* – rufen mußte zur notwendigen Einigung der Nation – *werd' ich nun nicht mehr los!*“¹⁴¹

Millionen und Abermillionen von Roten wurden braun, und ich stimme dem bei, was ein hoher Beamter mir schrieb: Es sei ein großes Verdienst des Führers, diese Massen von Linksstehenden für seine neue Ordnung gewonnen zu haben. – Diese Linksstehenden waren ehemals so Christentums-feindlich wie heutigen Tages die Bolschewisten Rußlands und hätten am liebsten die Kirchen zerstört und die Geistlichen gemordet. Indem sie braun wurden und sich zur Staatsidee und dem ordentlichen Wirtschafts-Programm des Führers bekehrten, wurden sie natürlich nicht alle auf einmal christentumsfreundlich. Viele möchten nun mit Staatsautorität die Kirche zerstören, doch so, daß sie nicht Märtyrer machen, [sie] sind immerhin mehr ordnungsliebend geworden.

Wir können hoffen, daß sie noch weiter sich wandeln. Jedenfalls stehen wir noch nicht allein mit unserm Christen-Glauben. Manche Vornehme und viele Geringe, aber nichts destoweniger gute und wertvolle Leute, stehen auf unserer Seite. Es sind die Stillen im Lande, die kein großes Geschrei machen.

Ein Geheimer Sanitätsrat schreibt mir: Es sei zu bedauern, daß die Jugend vom Christenglauben soll abwendig gemacht werden. Und ein befreundeter Offizier, der den Feldzug in Polen mitmachte und nun wieder in seinem geistlichen Amt darf tätig sein, sagt: Ja, es sei bittere Wahrheit, diese Abwendung vom Christentum. Nach dem Krieg werde es wohl noch schlimmer werden. Es drohe großer Abfall. Dennoch werde die wahre Kirche Christi nicht untergehen. Sie sei auf einen Felsen gegründet, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. – Also brauchen wir noch nicht mit dem Propheten klagen: „Ich bin allein übrig geblieben!“¹⁴² Gott der Herr hat sich noch Tausende und Abertausende von Gläubigen übrig behalten mit uns.

Aber wir sollen zeugen in Wort und Schrift und Tat für unsern Christenglauben, ob es auch aussieht, als achte Niemand auf uns, am wenigsten auf einen alten, schwachen Privatmann. Der Herr achtet auf uns, der da spricht: „*Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater!*“¹⁴³

Ich sandte im ersten Jahr eine Denkschrift ein an den Fichte-Bund, als alter Auslandsdeutscher, über Beobachtungen im Ausland und im Vaterland. Der Empfang wurde dankend bescheinigt, man habe das Schreiben mit Interesse gelesen, wagte dann allerdings nicht, ein Exemplar an höchste Stelle weiter zu senden, wie erbeten. Später sandte ich [eine] neue Denkschrift direkt an die Reichskanzlei. Minister

141 Nach einem Vers aus Goethes Gedicht „Der Zauberlehrling“.

142 1Kön 18,22. Der Sprecher ist der Prophet Elia.

143 Mt 10,32.

Meissner¹⁴⁴ quittierte Empfang, habe die Denkschrift weiter gegeben an den Kirchenminister. Zuletzt, Ende vorigen Jahres, gab ich nochmal hier eine Denkschrift ab an den Ortsgruppenleiter und den Wachtmeister mit der Bitte, [sie] durchzulesen und nach oben weiter zu geben – was geschehen ist. Der Segen kann nur von oben kommen, für uns gilt es, das Unsere zu tun. –

Wollen wir hoffen, daß das große derzeitige Kriegserleben und die göttliche Bewahrung unser Volk und [unsere] Führung zum Nachdenken bringe. Es ergeht der Ruf an uns alle: „*Verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß Gottes Güte zur Buße leitet?*“¹⁴⁵ |

329|330

Nun etwas vom Radio: Drüben in Australien konnte unsere kleine Lutherische Kirche durch freundliches Entgegenkommen öfters einen Gottesdienst über das Radio halten, den viele Glieder unserer Kirche in der Zerstreung hören konnten. So verbreitet wie hier im Vaterland war ja das Radio damals in Australien noch nicht.

Als Dora im ersten Herbst unseres Hierseins einige Zeit krank darnieder lag, lieh ihr eine freundliche Nachbarin einen sogenannten Volksempfänger. Der gefiel ihr so gut, daß sie bald einen eigenen Apparat für unsere Wohnung anschaffte. Damals wurden noch regelmäßig schöne geistliche Choräle am Sonntag gespielt und auch jeden Sonntag-Morgen eine christliche Morgenandacht ausgesandt, schön paritätisch, einmal [eine] Evangelische und nächsten Sonntag eine Katholische christliche Morgenandacht. Auch die Stiefbrüder hielten meist kurze und ganz gute, man kann sagen: evangelische Predigten. Sie nahmen sich zusammen, und es war ein ganz gutes Zusammenarbeiten der beiden Konfessionen im Radio, wie man es hierzulande ja nur wünschen kann.

Da, auf einmal, es war wohl im April 1938, blieben diese christlichen Sonntagsfeiern auf einmal aus. Ich erkundigte mich nach der Ursache, und es hieß: Die christlichen Sonntagsfeiern seien abgeschafft.

So war auf einmal der, die oder das Radio aus der Kirche ausgetreten. Kirchenaustritte sind ja hierzulande, besonders in Nord-Deutschland, an der Tagesordnung. Man hört zuweilen, daß Amtswaltern der Austritt aus der Kirche nahe gelegt oder gar geboten wird. So mußte, scheint es, auch das Radio daran glauben. Man hört auch mitunter, daß Lehrern nahe gelegt wird, nicht in Pfarrhäusern einzukehren, um nicht christlich infiziert zu werden, auch der Kirchendienst wird mehr und mehr von den Lehrern abgelehnt, wie Orgel spielen. Gute Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Das Radio natürlich darf auch in Pfarrhäuser kommen. Das ist ja geschafft, aber es darf keine christliche Predigt mehr bringen.

144 Otto Meissner (1880–1953) leitete von 1919 bis 1945 das Büro des Reichspräsidenten: unter Ebert, Hindenburg und Hitler.

145 Röm 2,4.

Das ging mir nahe. Diese wunderbare menschliche Erfindung, die vermittels der Elektrizität die menschliche Stimme, Rede und Lied im Augenblick über den Äther trägt bis auf die andere Seite der Erde, ein Gleichniß und Abbild gleichsam der göttlichen Allgegenwart – will dem Höchsten nicht mehr die Ehre geben. Das ist doch zu arg, dachte ich. Die vielen Funkstationen im Reich in den meisten Großstädten sind ja alle staatlich und machen ein Bombengeschäft. Jedes Haus fast hat ein Radio und bezahlt monatlich seine zwei Reichsmark Steuer dafür, welche die Post einkassiert. Die Kirche jedoch darf kein Evangelium mehr über das Radio aussenden.

330|331 So setzte ich mich an mein Maschinchen und schrieb an alle mir bekannten Funkhäuser im Reich: Daß und warum am Tage des Herrn, dem höchsten Herrn [des] Himmels und der Erden, der den Menschen so wunderbare Erfindung hat gelingen lassen, doch auch während eines Stündchens am Sonntag-Morgen die Ehre gegeben werden möchte. Es bliebe doch genug Zeit den ganzen langen, lieben Tag und die ganze Woche über, die weltlichen Sendungen zu tätigen. Ich erhielt auf meine Schreiben einige Antworten. Sie waren alle mehr oder weniger freundlich, und alle brachten mir negativen Bescheid. So, meine Schuldigkeit hatte ich nun getan. – Am liebsten hätte ich gestreickt – aber. |

Ja, aber nun ist der große Krieg. Da bringt uns das Radio geschwinde Nachricht von allen Fronten. Da müssen wir es doch weiter behalten und können nicht gut streiken, trotz dem Verdruß darüber, daß es keine christlichen Morgenandachten mehr bringt. – Wenn abends der Teno oder Kaiser von Japan in Kioto niest, oder der alte Roosevelt in Washington hustet, dann wissen wir am nächsten Morgen schon alles darüber. Was die japanische Zeitung Nitschinitschi heute schreibt, bringen unsere hiesigen Zeitungen schon Morgen. Die Welt ist nur noch ein einziges Dorf. Ich denke daran, wie wir auf Neu Guinea im Weltkrieg nach Nachrichten hungerten, wie unsere armen Gefangenen in Tatura nach Wahrheitsgemäßen Nachrichten zur Zeit hungern werden, und uns erzählt das kleine Männlein in der *box* alles, was in der ganzen Welt geschieht. Da müssen wir das Radio schon noch weiter behalten, bis etwa Wilhelm uns hier begrüßen kann oder aus Neu Guinea schreiben, daß er wieder auf seinen Posten [zurückgekehrt ist]. Es mag lange dauern. Ob wirs erleben? Roosevelt scheint keine Ruhe zu geben, bis er auch sein großes Amerika im Krieg hat im Verein mit Churchill und Stalin. –

Ein Pfarrer soll einmal gesagt haben, das Radio wäre eine Erfindung des Teufels. Dabei stimmt, daß diese wunderbarste Erfindung, welche Gott den Menschenkindern gelingen ließ, durch menschliche Sünde dem Teufel dienen kann, nachdem dem Allerhöchsten darüber nicht die Ehre gegeben wird.

Da hörte ich einmal im Radio den Vortrag eines Jugendführers, wohl richtiger Verführers: Die liebe Jugend solle sich nicht ums Jenseits kümmern, vielmehr das Diesseits immer schöner gestalten. Blut und Boden, das sei alles – also nach der be-

rüchtigten Melodie des Marxismus, der doch verpönt wird: „Macht hier die Erde gut und schön, kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn – und den Himmel überlassen wir den Engeln und Spatzen.“¹⁴⁶ Ein andermal sang einer aus dem Radio ein Liebeslied mit dem immer wiederkehrenden unflätigen Kehrreim: „Zu schön, um treu zu sein, zu schön für einen Mann allein!“ Wegen beider Anstöße schrieb ich an das betreffende Funkhaus: Derartige Sendungen könnten nicht förderlich sein zu guter Jugenderziehung, bildeten übeln Gegensatz zu der beliebten Parole „Glaube und Schönheit“, Antwort erhielt ich diesmal natürlich nicht.

Wenn wirs nochmal erleben: Im Frieden wird das wunderbare Radio etwas öde werden: Sport, Weltklatsch, Märsche und Tänze, unaufhörliches Dudeln bis über Mitternacht, wer es anhören will. Dazwischen einige gute Musik, sogar von Händel und Bach, diesem Mann der Kirche. Man muß an das alte untergehende Rom denken: Das Volk will je länger desto mehr nur noch Brot und Spiele. –

Nun eine kleine Hitler-Legende, eine harmlose, von einem Berliner mir kürzlich erzählt, kann sogar auf Wahrheit beruhen: Es war zu der Zeit, da Hitler kürzlich Reichskanzler geworden war, da besuchte er seinen Prinzipal, den Reichs-Präsidenten General Feldmarschall von Hindenburg auf seinem Gute im Osten unter Verwaltung des Sohnes des Marschalls, dieser hatte einen Sohn, also Enkel von Hindenburg, einen kleinen witzigen Burschen, der sich recht anfreundete mit Onkel Hitler und treuherzig zu ihm sagte: „Also Onkel, wir müssen grüßen »Heil Hitler«, aber wie sagst du nun? Du sagst wohl »Heil mir oder mich.« – Berlin und Umgegend kann ja mir und mich nicht recht auseinanderhalten. –

Mir, dem Schreiber dieser Erinnerungen, würde es zusagen, wenn der Führer den sogenannten »Deutschen Gruß« für den Alltag abschaffte. Mit umso größerer Verehrung könnten wir dann bei besonderen Gelegenheiten und Anlässen singen: *„Heil unserem Führer, Heil, lang leben sei sein Teil! Erhalt ihn Gott!“*

331|332

In einem Brief nach Australien schrieb mir einmal ein Bayrischer Pfarrer: *„Heil sei dem, der auf dem Stuhle sitzt, unserem Gotte und dem Lamm!“*¹⁴⁷ Möge Gott der Herr uns und unser Volk bewahren vor Selbstvergötterung und Menschenvergötterung. Er spricht: „Ich will meine Ehre keinem Anderen geben, noch meinen Ruhm den Götzen.“¹⁴⁸ –

Und nun zum letzten Abschnitt in diesem letzten Kapitel meiner Erinnerungen. Ich will darin kurzen Bericht geben über eine beinahe zweistündige Rede oder vielleicht richtiger Plauderei des Reibi¹⁴⁹ in Crailsheim.

146 Das Zitat läßt sich so nicht nachweisen. Der erste Teil ist sprichwörtlich, der zweite Teil stammt aus Heinrich Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“.

147 Offb 5,13.

148 Jes 42,8.

149 »Reichsbischof« Ludwig Müller. Zu seiner Person siehe die Einleitung in Teil 1, S. XXXVII.

Nahe bei Crailsheim ist Bruder Mittelmeier ständiger Pfarrverweser zweier Württembergischer Dörfer und Kirchen. Mittelmeier war vor dreißig Jahren mit Wilhelm zusammen im Missionshaus und darnach lange Zeit Pastor in Brasilien. Der Gesundheit seiner Frau wegen mußte er dies tropische Land verlassen, und fand später seine gegenwärtige Stelle im nächsten Nachbarland. Letzte Himmelfahrt vor zwei Jahren durfte ich bei ihm Missionsgottesdienste halten.

Da lasen wir im Crailsheimer Lokalblättle die Anzeige: „Unser Reibi hält an dem und dem Abend Vortrag im Lamm.“ Diese Gelegenheit wollte ich beim Schopf nehmen, hatte ja in Australien im Berliner D[eu]tsche-C[h]risten-Sonntagsblatt schon so viel über [den] Reibi gelesen.

Pastor Mittelmeier wollte mich in seinem Auto in die nahe Stadt bringen. Er selber wollte nicht in die Versammlung im Lamm gehen, weil zu bekannt in Crailsheim. Er würde in der Zwischenzeit einen guten Freund, den emeritierten Pastor oder vielmehr Pfarrer Keppler in der Stadt besuchen, sein Sohn aber würde mich als Adjutant begleiten.

Von diesem jungen Mittelmeier erst ein paar Worte: Er war Tage vor meinem Besuch bei Familie Mittelmeier von Brasilien gekommen, hatte dort als geborner Brasilianer erst der Militärpflicht genügen müssen, ehe er der Familie ins alte Vaterland folgen durfte. Gleich in den ersten Tagen hatte er einen Zwischenfall mit dem Schandarm der Gegend. Der junge Mittelmeier radelte sorglos durchs Dorf. Da das Mailüfterl so kühl wehte, fro das Tropenkind an den Fingern. Er ließ das Steuer frei, kreuzte seine Arme über der Brust und steckte die Hände in die warmen Achselhöhlen. Ein donnerndes *Halt!* ertönte. Er wurde gefragt, ob er die Verordnung über Radfahren nicht kenne? Antwort: Er sei erst ein paar Tage hier, aus Brasilien gekommen, und wisse also noch nicht genau über alles hier zu Lande Bescheid. So kam er denn mit einer ernststen Verwarnung noch glücklich davon. –

332|333 Mich führte der Brasilianische Exsoldat als Adjutant an dem Abend wohl und gut in den Saal zum Lamm, und zur rechten Zeit wieder heraus und mit seinem Vater heim. Wir nahmen einen Platz ein vorne, nahe am Rednerpult, um gut zu hören, und ich paßte auf wie ein Hechelmacher, um mir nichts Wichtiges entgehen zu lassen. Reichsbischof Müller, ein großer Mann in mittleren Jahren – 1883 sei er geboren, sagte er uns – sprach recht volkstümlich. Er biederte sich zunächst an mit seinen Zuhörern – er spräche gern in Crailsheim, wo es so viele Eisenbahner gäbe, und er stamme von Eisenbahnern. Er sagte uns noch mehr über seine Familienverhältnisse, | was uns nicht weiter interessieren kann.

Dann ging er mit großen leichtfertigen Schritten durch das Alte Testament. Über die Schöpfung sagte er uns weiter nichts, wohl aber zum Sündenfall: Man könne es doch unsern Stammeltern nicht Übel nehmen, daß sie von der verbotenen Frucht aßen, denn nach dem, was verboten wird, greifen Kinder doch am ersten. Bei der

Sündflut interessierte ihn nur der bunte Regen-Bogen. Die Patriarchen kamen ganz schlecht weg, sie seien alle schlechte Kerle gewesen, besonders der falsche Jakob. Und solche Geschichten über solche schlechte[n] Leute, wie sie im Alten Testament sich finden, sollten unsere Kinder lernen? (Beifallklatschen der Zuhörer.)

Mit dem Neuen Testament wurde Müller noch schneller fertig wie mit dem Alten. Der Jesus von Nazareth interessierte ihn nur insofern, als er die Juden mit der Peitsche aus dem Tempel gejagt.¹⁵⁰ Und „feste hätte er zugehauen“, sagte der Redner so anschaulich, als wäre er selber mit dabei gewesen.

Dann ging er alsbald auf die Kirche über, oder vielmehr auf die Kirchen. Katholisch und Evangelisch, das dürfe es fürderhin nicht geben. Die müßten *eines* werden. Beide müßten eins werden durch eine Wahl, die keine Wahl sein würde. Wie es *eine* staatliche Wehrmacht gäbe, so müßte es auch *eine* staatliche Kirche geben. Also keine Kirche Christi, sondern Kirche als Staats-Department, also Byzantinismus schlimmster Art.

Müller erwähnte noch, daß in der bayrischen Lutherischen Kirche seinerzeit der König Ober-Bischof gewesen. Er wußte offenbar nicht, daß der König nicht die Lutherische Kirche regierte, sondern gute lutherische Theologen dafür aufstellte.

Kurz vor dieser Rede waren auch die Konfessionsschulen beider Kirchen zur einen Gemeinschaftsschule geworden – durch eine Wahl, die keine Wahl war. Die Leute wußten nicht, wie ihnen geschah. Ein Pfarrer, der von seiner Gemeinde um Gutachten gefragt, wie man wählen solle, und der nach seinem Gewissen Rat gab, durfte hinfort keinen Religionsunterricht mehr in der Schule geben. In Gemeinden, die 70, 80 oder gar 90 Prozent für Konfessionsschulen stimmten, wurde erklärt von oben: Einstimmig für Gemeinschafts-Schule abgestimmt.

Ich notierte mir am nächsten Morgen alles Wesentliche aus der Rede des Reibi, und schrieb meine Notizen daheim mit der Maschine ins Reine. Der Auszug wurde auch in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung abgedruckt.

Vor meiner Heimreise machte ich mit Pfarrer Mittelmeier noch meine Aufwartung beim Dekan in Crailsheim. Dieser hatte in die Versammlung im Lamm zum Vortrag des Reibi seine Theologin geschickt, da er auch selber nicht zur Versammlung gehen wollte wie auch Bruder Mittelmeier. Ich sandte beiden [eine] Reinschrift meiner Aufzeichnungen über den gehörten Vortrag. –

Bei all den antichristischen Stimmen unserer Tage denken wir an das Liedeswort:

Ach Gott, es geht gar übel zu,
In dieser Welt ist keine Ruh.
Viel Seckten und groß' Schwärmerei
Auf einen Haufen kommt herbei.

150 Joh 2,15f.

Den stolzen Geistern wehre doch,
Die sich von selbst erheben hoch,
Und bringen stets was Neues her
Zu fälschen Deine reine Lehr.

Die Lehr und Ehr', Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sondern Dein ja ist.
Darum so steh Du denen bei,
Die Dich, o Herr, bekennen frei.¹⁵¹

151 Nach dem Kirchenlied „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“, das 1578 von Nikolaus Selnecker gedichtet wurde.

SCHLUSS

Mit Freuden schrieb ich das obige kurze Wörtlein hin: „Schluß“. Zum Abschluß kommt damit die Monatelange Arbeit der Niederschrift meiner Lebenserinnerungen.

Es ist heute der 14. Juli 1941. Am 16. April dieses Jahres wurde ich 83 Jahre alt, somit in diesen Tagen, da ich das Schlußwort meiner Erinnerungen schreibe, werde ich dreiundachtzig und ein Viertel Jahr.

Das mosaische Alter habe ich somit erreicht, ja schon beträchtlich überschritten. Es sind siebzig, wenn es hoch kommt achtzig, und wenns köstlich gewesen ist, so ists mit Mühe und Arbeit gewesen.¹⁵² Da kommt es uns wohl zu, jeden Tag zu beten:

Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
Ach wie geschwinde und behende
Kann kommen meine Todesnot.
Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut,
Mach's nur mit meinem Ende gut.¹⁵³

Am gestrigen Sonntag konnte ich wieder wie allsonntäglich hier ins Haus Gottes gehen und mit Dora und Alma Helbig zum heiligen Abendmahl.

Gestern war auch in Gunzenhausen das Jahresfest unserer Neuendettelsauer Missionsgesellschaft. Diesmal am Sonntag, nicht wie sonst am Wochentag. In den ersten Jahren nach meiner Rückkehr ins Vaterland machte ich ja auch dies Fest [mit], nun nicht mehr von wegen der umständlichen Reise und um nicht anderen Leuten das Quartier wegzunehmen.

Es konnte nicht jeder alte Mann in meinen Jahren, auch wenn er wollte, seine Lebenserinnerungen schreiben, so mein Jugendfreund Wilhelm Mutschall, wie seine Tochter Marie, die Oberlehrerin, mir seiner Zeit mitteilte: Ihr Vater hätte auch für seine Kinder seine Lebenserinnerungen niederschreiben wollen, wäre aber nicht über seine Kindheitstage hinausgekommen. | Die Fertigstellung und Drucklegung der Geschichte seiner Heimatgemeinde Tarutino hätte die letzte Zeit und Kräfte seines Alters in Anspruch genommen, bis er denn mit 85 Jahren, im Dezember 1936, in seinem Geburtsorte starb.

334|335

152 Ps 90,10.

153 Flierl zitiert die erste Strophe des Kirchenliedes „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, 1688 von Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt gedichtet.

Seine Hinterbliebenen sind nun rund ein Jahr auf der Wanderschaft und noch nicht zur Ruhe gekommen; die ehrwürdige Witwe des Schulmannes von Bessarabien, Elisabeth Mutschall, hatte nun am 11. Juli, also in voriger Woche, ihren 84. Geburtstag, wozu ich ihr unsere guten Wünsche in einem Schmucktelegramm zuschickte. Ihre gute Tochter, Marie, erhält uns auf dem Laufenden über ihr Ergehen. Die Mutter wird in einem guten Krankenhaus zu Zgierz, nahe Litzmannstadt, wohl betreut, Tochter und Sohn [sind] noch im Lager in einem ehemaligen polnischen Kloster in der Nachbarschaft und können ihre Mutter täglich besuchen. Der ältere Sohn, mit Familie noch in Rumänien, kündigt sein Kommen an, will aber die Heimat Tarutino vorher nochmal besuchen, die mit ganz Bessarabien nun von den russischen grausamen Bolschewisten wieder befreit wird. –

Ich wurde zur Niederschrift meiner Lebenserinnerungen durch Mahnungen meiner Kinder bewogen. Besonders die Dora hat mir immer wieder gesagt, wenn ich mal etwas Spaßiges aus meinem Leben erzählte, das sollte ich doch niederschreiben. So ließ ich mich schließlich bewegen. Doch nicht allein das Spaßige wollte ich meinen Kindern erzählen aus meinem Leben, sondern auch das Ernste, Ernstes und Heiteres, kunterbunt wie das Leben selber ist, Schnitzel und Spähne, was man alles erlebt hat, wenn man durch verschiedene Lande gekommen ist und mit allerlei Leuten hatte umzugehen, mit Weißen und mit Braunen auf beiden Seiten des Erdballes.

335|336 Es durfte dabei der Humor zu seinem Recht kommen, wie ich von meinem lieben Vater ihn geerbt, der, wenn er in der gemütlichen Sitzweile in langen Winterabenden Backkörblein | machte oder auch strickte, uns lauschenden Kindern Heiteres-Humorvolles und zur Abwechslung auch Tieferstes erzählte.

Ich schrieb nicht alle meine Erinnerungen nieder. Es gibt auch manchfache unangenehme Erinnerungen, darunter solche, die man pflichtschuldig weitergeben soll, und auch andere, die ins Grab der Vergessenheit gehören und die man zurückjagen muß, wenn sie wieder aufwachen wollen. Gerade im Alter, wenn man mehr und mehr stille sitzen muß, wachen die Geister der Vergangenheit auf, die zum Teil unreine Geister sind, die man zu allen Zeiten bekämpfen soll. In der Hinsicht soll einmal der sel[ige] Missions-Direktor Martin Deinzer gesagt haben: Der Christ müsse kämpfen bis in die Gruben. Und Vater Luther schrieb: Man könne nicht verhindern, daß Vögel über unserem Haupte dahinflögen, aber man könne und müsse verhindern, daß sie etwa in unseren Haaren Nester bauten.¹⁵⁴

Vater Abraham hatte beim Bundesschluß mit dem Allmächtigen im Dunkel der Nacht das Gevögel von den Opferstücken fortzujagen.¹⁵⁵ Und auch wir, nach Leib, Seele und Geist, sollen uns unserm Gotte ergeben zum Opfer und das unreine Gevögel

154 Martin Luther: Deutsche Auslegung des Vaterunsers für die einfältigen Laien (1519), WA 2,81–130.

155 Gen 15,11.

bei Tage und bei Nacht wegscheuchen von dem Opfer Gottes, das wir selber sein sollen.

Man hat eben im Leben so viel Ungutes gehört und gelesen. So fällt mir immer einmal wieder der Schundroman ein, den ein Kamerad mir lieb, der in Amberg Lehrling in einer, wie es scheint, ziemlich unsauberen Buchhandlung war, die wohl Manches vertrieb, was die Sittenpolizei hätte verbieten sollen. Der Titel besagt alles: „Die zwölf Galgenvögel, eine schauderhafte Räubergeschichte.“

Ich erhielt ja auch viel Gutes in meiner Jugend zu lesen von unserem Pfarrhaus. Und mein Schulkamerad Georg Bayer, später missourischer Pastor in Amerika, lieb mir einen guten historischen Roman aus den Kreuzzügen mit | ernstem Inhalt, der es wert ist, festgehalten zu werden, wie er sich meinem Knabengemüt und Gedächtnis einprägte. Der Titel war: *Kunibert von Helmishofen*.

336|337

Kuniberts Vater war mit dem ersten Kreuzzug ausgezogen und nicht wiedergekehrt. Die sterbende Mutter nahm dem Sohn das Versprechen ab, in keinen Kreuzzug zu ziehen. Aber ein Kreuzzugpredigender Mönch entband den jungen Ritter seines Versprechens. Als armer Ritter schloß er sich mit einem einzigen Knappen, dem treuen Hans, dem zweiten Kreuzzug an.

Als im Gefolge des Auszugs aus Deutschland eine Judenverfolgung inszeniert wurde, widersetzte sich dem der edle Mann.

In den Ebenen von Ungarn sammelten sich die Scharen der Kreuzfahrer. Achtzigtausend Reisige, alle im Harnisch, waren da versammelt. Beim Durchzug durch das Oströmische Kaiserreich wurden viele Kreuzritter von falschen Griechen betrogen, die ihr Geld die Stadtmauern hinaufzogen und die versprochenen Lebensmittel dafür nicht herabließen.

Im Heiligen Lande endlich glücklich angekommen, kam es bald zu Schlachten mit den Sarazenen. In einer dieser Schlachten wurde der treue Knappe Hans erschlagen und sein Herr gefangen genommen. Durch bewiesene edle Treue erlangte Kunibert seine Freiheit. Ein falscher griechischer Sklave wollte ihn für sein Komplott gewinnen, den Burgherrn, Emir Ilderim, meuchlings zu morden. Da er das Ansinnen ablehnte, wollte der Sklave ihn erdolchen. Der unbewaffnete Kunibert riß einen Zaunpfahl los, sich zu wehren. Da sauste das Schwert Ilderims hernieder, der hinterm Busch alles beobachtet, und der Sklave war erledigt.

Kunibert hingegen erhielt die Freiheit. Ilderim wollte den Freigelassenen bereden, zum Islam überzutreten, nahm es aber nicht übel, daß der treue Deutsche ablehnte.

Er durfte die Waffenkammer des Burgherrn beschauen – da, welche Überraschung, fand er ein deutsches Ritterschwert, einem Ritter von Helmishofen gehörend. – Auf Befragen erfuhr er alles. Sein gefangener Vater war zum Islam übergetreten und Nachbar und Freund von Emir Ilderim geworden als Emir Äslan.

Kunibert eilte auf die Burg Äslans und fand da wirklich seinen alten Vater als Renegaten, der wenigstens seine einzige Tochter im Christentum hatte erziehen lassen.

Kunibert blieb da natürlich als immerhin willkommener Gast. – In einer Nacht großer Alarm. Als Kunibert fragte, was los sei, erhielt er im Burghof von Dienstleuten seines Vaters die Auskunft: „Die Assassinen, die blutigen Hunde, haben alle ihre wütenden Anhänger vereinigt und lagern vor unserer Burg. Sie haben schon alle Außengebäude in Brand gesteckt und ihre unglücklichen Bewohner ermordet. Und wenn wir uns nicht tapfer mit äußersten Kräften verteidigen, so schneiden sie uns allen die Hälse ab.“

Die Feinde schossen mit griechischem Feuer, und ihrem wütenden Ansturm erlagen die Leute Äslans. – Der alte Äslan führte schließlich seinen Sohn und die Tochter durch [einen] unterirdischen Gang ins Freie, außer dem Bereich der Feinde. – (Es ist sehr bezeichnend, daß die Engländer das Wort Assassinen, den Namen jenes Meuchelmörderverbandes im Libanon zur Zeit der Kreuzzüge, in ihren Sprachschatz aufgenommen haben, *assassinate* heißt auf Englisch meuchelmorden.) Der Häuptling der Assassinen hieß: „Der Alte vom Berg!“ |

337|338

Der Vater Emir Äslan starb bald nach dem Fall seiner Burg im Verborgenen. Kunibert reiste mit seiner Halbschwester nach Deutschland zurück. Reisemittel hatten sie, indem sie [beim] Verlassen der Burg durch den heimlichen Gang einige Päckchen Wertsachen hatten mitnehmen können.

Glücklich im Schwabenlande angekommen, drohte im rauen europäischen Klima die Blume aus dem Morgenlande zu verwelken. Doch Kunibert und seine Schwester fanden gastliche Aufnahme auf einer Grafenburg. In der Folge wurde Kuniberts Schwester die Gemahlin des jungen Grafen, er selber dagegen baute sich eine Klause auf einem Berge der Grafschaft und wurde Einsiedler. Mehr und mehr Leute der weiten Umgegend kamen zu dem Eremiten in Not und Sorge, und aus dem reichen Schatz seiner Lebenserfahrungen wußte er Rat für alle.

Kunibert erreichte ein sehr hohes Alter, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er heute noch. –

In meinen eigenen Lebenserinnerungen tauchten in meinem Gedächtnis viele göttliche Bewahrungen auf, und die ernstesten Erlebnisse haben zuweilen ihre komische Seite.

So der kritische Oktobertag in Simbang 1886, da uns der grimme Ngakau im Verein mit jungen Burschen von Simbang wieder wegtreiben wollte, den Bruder Tremel und mich, wie früher schon erzählt,¹⁵⁶ wo dann der freundliche Häuptling Ngau aus dem nahen Kalingquam erschien und mit dem guten Duke im Verein für unser Bleiben eintrat. Der gebrechliche Ngau, der an Elephantiasis litt, wobei besonders die Beine, aber zuweilen auch andere Körperteile ganz elefantenmäßig geschwollen

156 II 12.

sind, ein Leiden mehr beschwerlich als gefährlich und allem Anschein nach unheilbar (im Abschnitt über Heiltätigkeit unserer Mission ist daher dies Leiden gar nicht erwähnt); – Ngau führte trotz seines Leidens mit fröhlichem Sang einen Friedenstanz auf, und bei kopfgroßer Geschwulst | zwischen den Beinen machte er die lustigsten Sprünge, mit Tüchern behangen, die er von den Weißen in Finschhafen erhalten, gab er auch damit zu verstehen, daß man solch gute Leute, von denen man so hübsche Sachen bekommt, freundlich bei sich behalten müsse.

338|339

Seine Intervention hatte denn auch den besten Erfolg. Der grimme Ngakau brachte [eine] kleine Sühnegabe von Tabak, und die jungen Burschen wurden wieder manierlich auf solch humorvolles Benehmen hin des alten Ngau in trüber Stunde für unser junges Missions-Unternehmen.

Während ich also Ernstes und Heiteres in meinen Erinnerungen erzähle, kommt mir das Wort in den Sinn, welches wir im zweiten Buch der Makkabäer im letzten, dem 15. Kapitel lesen, am Schluß in den Versen 39 und 40:

Und hätte ich's lieblich gemacht, das wollte ich gerne. Ist's aber zu gering, so habe ich doch getan, soviel ich vermochte. Denn allezeit Wein oder Wasser trinken, das ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist's auch lustig, so man mancherlei lieset. Und das sei das Ende.

Also Ernstes und Heiteres in guter Abwechslung nach Zeit und Umständen.

Im Herbst 1939 wollte ich die Niederschrift meiner Lebenserinnerungen beginnen. Da brach der Polenkrieg aus. Ich schrieb damals an Herrn Doktor Schellong in Königsberg, meinen alten Bekannten von Finschhafen her von anno 1886, über meine Absichten und daß ich ihm das Kapitel über Heiltätigkeit in unserer Mission widmen und zusenden würde. Aber die Zeiten seien nun zu bewegt. So schob ich das Schreiben auf und wollte den Frieden abwarten. Als der Frieden zu lange ausblieb, fing ich ein Jahr später, im zweiten Halbjahr 1940, mit der Niederschrift meiner Erinnerungen an, und der Herr Doktor in Königsberg hat nun längst seinen Abschnitt erhalten und, wie er dankend antwortet, mit Hilfe der Leselupe gelesen, da sein Gesicht¹⁵⁷ auch abnimmt wie meines. |

339|340

Ja, der Krieg, der furchtbare Krieg! Wann wird das Ende desselben kommen und der edle Frieden wieder einkehren? Noch toben im Osten die Schlachtengewitter. Gott hat da ja unserer Wehrmacht wunderbar geholfen in den letzten drei Wochen, trotzdem ist das Ende noch nicht abzusehen, denn nun scheint sich im Westen ein Unwetter zusammenbrauen zu wollen. Schon hat Amerika die europäische Insel Island besetzt und droht, noch weitere feindselige Schritte gegen Europa vornehmen

157 Augenlicht.

zu wollen behufs Englandhilfe, damit Großbritannien ja nicht nachgeben soll, trotz allem, was England bisher schon leiden mußte durch die deutsche Luftwaffe.

Wohl hat unser Vaterland seine wunderbare Wehrmacht, so daß man an das Wort erinnert wird, welches im ersten Buch der Makkabäer, Kapitel eins, Vers vier zu lesen ist von Alexander dem Großen: „Er hatte ein gewaltiglich gut Kriegsvolk!“

Aber wir müssen auch an das Wort des großen Bismarck denken, der gesagt hat: „Im Krieg ist alles ungewiß!“ Vor allem auch an das Wort der heiligen Schrift: „Der Sieg kommt vom Herrn!“¹⁵⁸

Das will unsere Zeit und vor allem unser Volk in seiner Führung nicht glauben. Menschliche Tüchtigkeit und Tapferkeit und gute Ausrüstung soll alles sein. Sie bedeutet ja viel, aber nicht alles. Man sollte mehr daran denken: Mit unserer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren.¹⁵⁹ Man sollte mehr Gott, dem Allerhöchsten, die Ehre geben.

Mir ist es ja gewiß, daß nun das Strafgericht über England hereinbricht, wegen des großen „Weltärgernisses“, welches England je und je gegeben neben frommem Getue, womit es die Feinde des Herrn lästern macht. Es ist mir auch gewiß, daß das furchtbarste Gericht nun über das Sowjet-Reich kommen muß wegen unsäglicher Gräueltaten, im Namen der Gottlosigkeit verübt an Unzähligen, die Gott dienen wollen.

340|341 Und unser Vaterland ist das Werkzeug dieser Gerichte. | Aber es gilt: Die Axt rühme sich nicht gegen den, der sie führet. Und – Jene nicht allein Sünder – „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen!“¹⁶⁰

Die Englandfrage beschäftigte mich viel. Ich hätte ihm gern guten Rat gegeben: *Guter Rat für Engelland!* „*Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!*“ Gegen die Gelbe und Rote Gefahr und die vom Islam. So warnte vergeblich schon vorm Weltkrieg Kaiser Wilhelm II., Enkel der alten Queen Victoria von Great Britain and Ireland.¹⁶¹ Es war vergebens – denn:

John Bull¹⁶² auf seiner Insel
Ist ein rechter Einfaltspinsel! –
Engelland, die alte Tante,
Sitzet nun in großer Schande;
Und ihr Schirm-Herr Dchämbaläne¹⁶³
Weint wohl manche bittere Träne,

158 Spr 21,31.

159 Zitat aus Martin Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ von 1529.

160 Lk 13,3.5.

161 Zu diesem Zitat siehe II 424.

162 John Bull ist eine Personifikation des Vereinigten Königreichs.

163 Verballhornung von Chamberlain.

Da das Uhrwerk aufgefunden,
 Weist den Briten schlimme Stunden. (In München)¹⁶⁴
 Bitt' um Frieden, Albion¹⁶⁵,
 Sonst verlierst Du Deinen Thron!
 Gib auch Deinen Raub heraus,
 Und so reinige Dein Haus! (Die Kolonien)
 Mit der Freundin Marianne¹⁶⁶
 Wandle auf der Friedensbahne. (Frankreich)
 Dann kann werden alles gut
 Unter Deutschlands Friedenshut.
 Geh' nicht nach dem Weißen Meer,
 Deiner Not wird dort nur mehr. (Finnland)
 Auch nicht nach dem Schwarzen Teich,
 Denn daselbst versinkst Du gleich. (Schwarzes Meer, Ost-Europa)
 Lieber geh' nach Kanada,
 Wo die Deutschen nicht so nah'.
 Grab' Dich ein in Schnee und Eis,
 Deine Flotte gleicherweis'.
 Schiedlich, friedlich kannst dort leben,
 Brauchst nicht stets in Ängsten schweben.
 Im Frühjahr 1940,¹⁶⁷
 Und jetzt haben wir Sommer 1941. |

341|342

Vier Kriege habe ich in meinem langen Leben mit Bewußtsein erlebt.

1) Den Sechsendsechziger Krieg, da ich als achtjähriger Junge zwei Mann von der Preußischen Kriegsmacht in Buchhof einmarschieren sah. Doch waren sie harmlos. Es war ja schon Waffenstillstand. Die zwei Mann gehörten zum Mecklenburger Leibregiment.

2) Den Siebziger Krieg. Da sah ich keinen Feind, doch wurde bei uns Jungen die Phantasie mächtig erregt durch die Kunde von den französischen Kugelspritzen, die

164 Mit „München“ ist wohl die Münchner Konferenz vom 29. und 30. September 1938 gemeint, bei der Chamberlain dem »Anschluß« des Sudetenlands an das Deutsche Reich zustimmte.

165 Albion ist ein alter Name für die britischen Inseln.

166 Marianne ist eine Personifikation Frankreichs.

167 Die Datierung könnte darauf hindeuten, daß es sich bei diesen Versen um ein eigenes Werk des Verfassers handelt.

Vorläufer unserer neuzeitlichen Maschinengewehre, ein großer Bündel von Gewehrläufen, aufmontiert wie Kanonen.

Ich war als 13jähriger mit Vater gerade in Sulzbach, da wir die Kriegserklärung erfuhren, ließen von einer amerikanischen Besucherin uns erzählen von unsern Verwandten in Buffalo. Sie jammerte sehr über den Kriegsausbruch, wie sollte sie wieder heimkommen nach Amerika. Das war Mitte Juli 1870. Beim Friedensfest zu Fürnried im nächsten Frühjahr hatte ich an meine Jugendgenossen die erste Ansprache zu halten.

3) Den Weltkrieg. Da war ich mit den vielen Mitarbeitern auf dem Missionsfeld auf Neu Guinea. Wir hungerten nach Nachrichten, und meine Parole war: Das Beste hoffen, auf das Schlimmste gefaßt sein.

4) Den gegenwärtigen furchtbaren Krieg, da uns das Männlein in der kleinen *box* jeden Tag genau erzählt von den Vorgängen auf allen Fronten und den Ereignissen auf der ganzen Welt. –

342|343
Gott wolls machen,
Daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.
Laß die Wellen
Ringsum schwellen,
Wenn Du nur bei Jesu bist.¹⁶⁸ |

Aus meinen Erinnerungen kann auch leichtlich meine Arbeits-Methode erkannt werden, die ich als Missionar beobachtete¹⁶⁹. Es muß ja doch jeder Arbeiter seine Arbeitsweise haben, und wenn es ein Zimmermann wäre.

So erzählte mein Vetter Johann von Sulzbach, der anfangs der Achtziger Jahre zu mir nach Bethesda kam und der Zimmermann gewesen, ehe er ins Missionshaus eintrat: Da hätte einmal ein alter Zimmermann im Sterben gelegen, der hätte einmal über das andere Mal gar kläglich geseufzt: „O, reut mi nea mei Kunst – Reut mich nur meine Kunst!“ Ein Arbeitskamerad, der ihn besuchte, bat, er möchte doch seine besonderen Kunstgriffe mitteilen als Freund, könnten ihm vielleicht nützen. Da sagte der Sterbende: „Hab su große Löcher g’stemmt und su kloine Zapfen g’macht, is alles su ger zama ganga!“¹⁷⁰ – Und das war ja auch eine gute Kunst, denn wenn man zu große Zapfen in zu kleine Löcher zwingen will, dann geht das Material kaputt. –

168 Dies ist der Anfang eines bereits mehrfach zitierten Kirchenlieds von Johann Daniel Herrnschmidt (1704).

169 Gemeint ist wohl: „die ich als Missionar anwandte“.

170 „Ich habe so große Löcher gestemmt und so kleine Zapfen gemacht, [das] ließ sich alles so gut zusammenfügen!“

Das war auch meine Weise in der Missionsarbeit in den ersten schweren Zeiten: *Nichts erzwingen, Geduld haben*. Nach Temperament und von Natur war ich natürlich nicht der Geduldigste. Aber ich mußte es für notwendig halten, den Eingebornen gegenüber nichts zu erzwingen, nicht zu große Zapfen in [ein] kleines Loch zu pressen, was auch der alte Sulzbacher Zimmermann für gut hielt.

Darum meine Losung: „*Geduld ist euch vonnöten, Geduld, Geduld, Geduld!*“¹⁷¹ Und die heilige Schrift sagt ja auch: „Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Mutes Herr ist, denn der Städte gewinnt.“¹⁷² Nur so konnte die Mission allmählich ein felsenfestes Vertrauen gewinnen, welches auch durch Fehlgriffe späterer Mitarbeiter nicht gleich in Scherben ging.

Noch nach einer anderen Seite hin nahm ich aus der Missionslehre des alten D[r]. Gustav Warneck eine Instruktion an für Missionsmethode. Vater Warneck schreibt da: Jeder | Kolonial-Regierung gegenüber soll die christliche Mission Gewissen sein zum Besten der Eingebornen.¹⁷³

343|345

Jeder aufmerksame Leser meiner Lebenserinnerungen wird ausfinden, daß sich die goldene Regel Warnecks wie ein Roter Faden in meiner Arbeitsweise erkennen läßt unter den vier verschiedenen Regierungsarten, unter welchen ich zu arbeiten hatte von 1886 bis 1930, daß ich allzeit furchtlos und treu für unsere Eingebornen eintrat, auch wo es gefährlich erscheinen konnte, wie z. B. unter der Militärverwaltung während des Weltkrieges.

Ich bin immer gut dabei gefahren, wahrte auch sorgfältig die gute Form und war stets loyal der Macht gegenüber, welche jeweils die Gewalt hatte. Von derselben habe ich auch zuweilen Lob geerntet für mein treues Eintreten zu Gunsten der Eingebornen.

Und nun noch Einiges über die Niederschrift dieser meiner Erinnerungen im Zeitraum von nicht ganz einem Jahre. Im Herbst des vorigen Jahres fing ich also an, den ersten Teil meiner Jugenderinnerungen niederzuschreiben.

Als ich dann die Hinterbliebenen meines Jugendfreundes Wilhelm Mutschall unter den Bessarabiern in Waldheim kennen lernte und das feine Geschichtsbuch von Mutschall, die Chronik der Gemeinde von Tarutino, in die Hände bekam, ließ ich einige Monate meine eigene Arbeit ruhen und machte mich mit Begeisterung an die Bearbeitung des Buches Mutschall, schrieb aus und schrieb ab. Da das wertvolle Buch vergriffen war, war es Wunsch der Hinterbliebenen des Autors, daß ein Druck erfolgen möchte.¹⁷⁴ Die Tochter schrieb ein Geleitwort und sprach auch im Namen ihrer

171 Zu diesem Zitat siehe II 53 mit Anmerkung 81.

172 Spr 16,32.

173 Zu diesem Zitat siehe II 121 mit Anmerkung 192.

174 Das Buch wurde 1966 tatsächlich neu aufgelegt, allerdings nicht in der von Flierl besorgten Fassung, sondern als einfacher Nachdruck. Zum bibliographischen Nachweis siehe I 132, Anmerkung 179.

greisen Mutter den Wunsch aus, daß mein Manuskript gedruckt werden möchte. So machten wir den Versuch und sandten Buch und M[anu]s[kript] an Steinkopf in Stuttgart, der schon vor Hundert Jahren ein Gesangbuch für Tarutino in Bessarabien gedruckt hatte. Der Bescheid lautete: | Während der Bedrängnis des Krieges sei [ein] Neudruck nicht möglich, vielleicht nach Friedensschluß. – Ich schrieb: Also würden wir alsdann wieder anfragen.

344|345

Da aber mein Augenlicht abnimmt und ich nicht weiß, wie lange ich noch zu leben habe und verfügungsfähig bin, so schickte ich Buch und Manuskript an die Nächstberechtigte, an meine geistliche Nichte,¹⁷⁵ Fr. Marie Mutschall, Oberlehrerin, nach dem Warthegau, und gab ihr anheim, einmal das Nötige zu veranlassen für den Neudruck.

Das M[anu]s[kript] umfaßt über 170 Seiten, weitzeilig. Ich konnte Ende des letzten Jahres und im Anfang von diesem das Buch noch wiederholt durchlesen und ebenso mein M[anu]s[kript] durchkorrigieren. Guten Durchschlag sandte ich auch an den Landesbischof ein, der wiederholt dankte und bemerkte, er und die Herren vom Kirchenrat hätten die Geschichte mit Anteilnahme und Gewinn gelesen.¹⁷⁶ Für [den] Neudruck wurde auch ein namhafter Betrag bewilligt. – Der Schriftleiter der Allgemeinen Lutherischen Kirchenzeitung ließ in sechs Nummern des Blattes Auszüge aus meinem M[anu]s[kript] erscheinen.

Nebenbei schrieb ich noch auf Ansuchen des hiesigen Ortsgruppenleiters 42 Blatt, einseitig und auch weitzeilig, geschichtliche Notizen, aus Zeitschriften ausgezogen für eine Dorf-Chronik von Dettelsau, die der erwähnte Ortsgruppenleiter herauszugeben die Absicht hat. Ich bemerkte in meiner Arbeit dafür, daß eine Chronik des hiesigen Orts nur entsprechend werden könnte, wenn darin Leben und Arbeit von Pfarrer Löhle voll gewürdigt werden würde.

Von Ende Januar an konnte ich mich wieder ganz der Niederschrift meiner Lebenserinnerungen widmen, und bis Anfang April hatte ich den ersten Teil beendet mit 281 Seiten, in 15 Abschnitten meinen Lebensgang und meine Arbeit umfassend bis zum Übergang nach Neu Guinea im Jahre 1886.

Beim zweiten Teil half mir Pastor Ortenburger, indem ich diktierte und er mit meiner Maschine schrieb, das meiste | der ersten 170 Seiten des zweiten Teiles meiner Erinnerungen schrieben wir also, jeden Nachmittag 4 Seiten.

345|346

Dazwischen schrieb ich an Vormittagen etliche Seiten. Also arbeiteten wir durch den April und über Mitte Mai. Dann war ich einige Tage in Erlangen und besuchte die Augen-Klinik in der Privatsprechstunde des Professor Fleischer, der mir die erfreuliche Versicherung gab, daß Erblindung durch grauen Star nicht zu fürchten. Aber ich sei eben 83 Jahre alt, wo in der Regel die Augen schwächer werden. Er konnte mir [eine]

175 Dieser Ausdruck soll hier eine Nichte im Geiste bezeichnen.

176 Der Antwortbrief von Hans Meiser wird in I 169f. zitiert.

etwas schärfere Brille verschreiben. Freilich sehe ich auch da nur wie durch weißlichen Nebel.

Vom 21. Mai an war ich wieder daheim, und die Arbeit der Niederschrift geht weiter bis zum heutigen Tag und kommt nun zum Abschluß. Pastor Ortenburger wollte nicht weiter helfen, und das ist auch gut. Er war etwas zu energisch für meine Miniatur-Maschine *Corona*. Sie streikte mehrmals unter seiner schweren Hand, hätte schließlich wohl noch ganz versagt. Bei meiner eignen Handhabung geschah das bis jetzt nie.

Bei der Polizei ist sie notiert als veraltet, so daß keine Gefahr besteht, beschlagnahmt zu werden, wenn bei noch längerer Kriegsdauer bei der Regierung Mangel an Maschinen eintritt, wo wohl gegenwärtig die Fabrikation leidet. – Sie transportiert schon länger das Farbband nicht mehr nach Rechts. Ehe ich das genau wußte, hat die Schrift im Original etwas gelitten beim ersten Teil dieser Niederschrift. Das Original erhält Wilhelm. Die Durchschläge bleiben dabei unberührt. Seit ich Bescheid weiß, winde ich mit der Hand das Band zurück auf Rechts und beim Schreiben arbeitet der feine Mechanismus noch nach Links. Alter Mann, alte Maschine – das paßt zusammen.

Das sei hier noch bemerkt, daß ich meiner schwachen Augen wegen die Niederschrift meiner Erinnerungen weder im | ersten noch im zweiten Teil nochmal durchgelesen und ausgebessert habe. Nur wo ich beim Schreiben merkte, daß ich mich vergriffen, habe ich gleich mit der Maschine gebessert.

346|347

Zwar hat vor Zeiten unser Distrikts-Schulinspektor, ein Pfarrer von Rosenberg, uns Kindern gesagt, man solle nie ein Schriftstück ungelesen und unausgebessert aus der Hand geben. Das habe ich lebenslang auch getan. Aber Not kennt kein Gebot. Ich wollte vor allem meine Erinnerungen fertig schreiben, so lang mein Augenlicht ausreicht. Und ich gebe diese große Schrift von über 600 Seiten ja auch nicht aus der Hand an Fremde, sondern an Euch Kinder. Ihr werdet wohl über meine Druckfehler und Mißgriffe hinweglesen können, wenn Ihr einmal Zeit habt, nach Umständen in Euren Durchschlägen auch ausbessern, wo etwa ein Fehler zu grob oder sinnstörend ist. So viel über diese äußeren Angelegenheiten. –

Die Kopien habe ich nach dem Alter verteilt. Wilhelm erhält das Original mit noch einigen Beigaben, wenn ich noch Zeit und Kraft haben werde, solche aus meinen Akten zusammen zu suchen. Hans und Hanna erhalten Durchschlag Nr. I. Dora Nr. II. Elise Pilhofer Nr. III.¹⁷⁷ Leonh[ard] in Hof Nr. IV.

Aber nun ists Zeit, in diesem Schlußwort schließlich auch zum Schluß zu kommen. –

Wir leben in großen, bewegten Zeiten, wo Gottes gewaltige Gerichte durch die Welt gehen. Aber auch seine Gnade waltet noch. Vorhin, um 3 Uhr, heute Dienstag,

177 Auf dieses Exemplar geht die vorliegende Edition zurück.

den 15. Juli, hörte ich wieder im Radio, daß die Operationen an der Ostfront stetig vorwärtsschreiten. Bald werden wohl das alte Petersburg, Odessa und Moskau besetzt werden können.

347|348 Mir und allen guten Menschen wird wohl in dieser Phase des Krieges zur großen Freude gereichen, daß die guten Finnen starke Unterstützung haben, die Baltenlande wieder | frei werden, sowie Bessarabien, Bukowina und die Ukraine, und daß die Schreckensmänner von Moskau wohl endgiltig beseitigt werden.

Wir möchten aber auch des Wortes gedenken: „Freue dich nicht des Falles deines Feindes, und dein Herz sei nicht froh über sein Unglück!“¹⁷⁸ Wir haben hiebei besonders an England zu denken, wo unter dem gewöhnlichen Volk doch sicher auch noch aufrichtige Christen sind, irre geleitet durch eine dünne Oberschicht der Verführung.

Und die Judenfrage ist ein ganz besonders schwieriges Kapitel. Es ist erschütternd, daß die entarteten Juden der Gegenwart zu solchen Teufeln der Bolschewisten werden konnten. Das kann uns Beweis sein, daß die Judenfrage geradezu eine übernatürliche Frage ist.

Israel war Gottes Bote des Heils an die Menschheit, Engel, und wo Engel fallen, werden Teufel daraus. Doch Gottes Berufung gereuet ihn nicht. Wir haben die Weissagung in den Stimmen der Propheten und Apostel, daß ein kleiner Rest aus Israel nach den schwersten Vernichtungsgerichten der Endzeit noch gerettet werden wird, wenn sie den sehen, den ihre Väter gestochen haben, und ihn [be]klagen werden, wie man klagt über ein einstiges Kind. Und dieser kleine gerettete Überrest wird dann noch als Gottes Engel und Bote für Gott und unsern Heiland arbeiten dürfen in der letzten Gnadenstunde der Weltzeit für die Weltmission.

348|349 Dann werden alle diejenigen zu Schanden werden, welche da sagen: Kein einziger Jude könne wahrhaft bekehrt werden. So kann nur der absolut Ungeistliche sprechen, der bei sich selber keine Ahnung von Bekehrung hat. – Die entarteten Juden mußten bei uns zurückgedämmt werden. Aber es hätte in etwas anderer Weise geschehen müssen, als es geschah. – Darüber schrieb ich auch an den Ritter von Epp¹⁷⁹, als ich ihm einen Artikel, einen Missionsbericht, zur Einsicht zu senden hatte für | das Deutsche Kolonialblatt.

* * *

Zu meiner Verlobung sandte mir einstmals mein lieber alter Vater ein eigenhändiges liebes Brieflein mit seinem Segen für mich und Nachkommen. Ich habe solchen Segen für mich und die Meinen lebenslang erfahren dürfen.

178 Spr 24,17.

179 Franz Ritter von Epp (1868–1946) war von 1933 bis 1945 Reichsstatthalter in Bayern, außerdem ab 1934 Reichsleiter des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP und ab 1936 Bundesführer des Reichskolonialbundes.

Im Jahr unserer Verlobung starb die Mutter, die Sorge hatte, wer im fremden Lande für mich sorgen würde. Im Geburtsjahr der Dora starb daheim der Vater, aber der Eltern Segen blieb über uns.

Ich möchte auch Euch segnen, meine lieben Kinder und Kindeskinde.

Von Abraham sprach der Herr: Ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herrn Wege halten und tun, was recht und gut ist.¹⁸⁰ So möchte auch ich Euch befehlen, besser empfehlen, bitten und ermahnen, beim Herrn und seinem Evangelium zu bleiben. Sprechet mit Josua: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.¹⁸¹

Ob Viele untreu werden, bleibet Ihr dem Herrn und seinem Evangelium treu. Lasset Euer innerstes Heiligtum, Euern Christenglauben, nicht antasten und Euch rauben.

Seid loyal und untertan der Obrigkeit, welche die Gewalt hat, wie der heilige Apostel Paulus die Christen der Urzeit ermahnt hat auch unter der Regierung eines Nero, der die Christen verfolgte.¹⁸²

Wir erkennen alles Gute an, was unsere gegenwärtige Obrigkeit geschaffen hat. Ich nenne mich mit Überzeugung Freund und Mitarbeiter des Führers; nachdem wie ich schon in Australien für Vaterland, Volk und Führer eintreten durfte und gegen die Schreckensmänner von Moskau zeugen.

Wir wollen täglich beten für unser Vaterland: „*Herr, erhalte unser Volk und unseren Führer bei dem Einigen, daß sie Deinen Namen fürchten und Dir die Ehre geben! Und erhalte unsere Kirche bei reinem Wort und unverfälschten | Sakramenten.*“

349|350

Bei allen Anfechtungen unserer Zeit gegen den Christlichen Glauben, gegen Kirche und Mission, wollen wir immer noch das Beste hoffen. –

Es ist gut, daß das große Geschwür am Leibe der Menschheit aufgebrochen ist, daß nun [in] der gegenwärtigen Phase des Krieges die Gräueltaten des Gotteshasses aufgedeckt werden. Wie bei den entarteten Juden der Christus-Haß zum Gottes-Haß führte im Bolschewismus, so müßte mit Notwendigkeit bei den nichtjüdischen Völkern die Verachtung des Herrn Christ und der Haß gegen ihn ebenfalls zum Gotteshass führen und zu allen Gräueltaten der Gottlosigkeit. Denn, wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht,¹⁸³ spricht der Herr Christus.

Wie schon an früherer Stelle möchten wir Angesichts der großen Rettungstaten unseres Gottes uns und unserem Volk zum Schluß nochmal zurufen: Oder verachtetst

180 Gen 18,19.

181 Jos 24,15b.

182 Der Verfasser bezieht sich auf Röm 13,1.

183 Sinngemäß nach 1Joh 2,23.

Du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet!?¹⁸⁴

Wenn unser hochbegabtes und hochbegnadigtes Volk Angesichts der großen göttlichen Durchhilfen nicht zur Einkehr und Selbstbesinnung käme, sondern in Selbstüberhebung unbußfertig bliebe – dann wäre das Schlimmste zu befürchten im Absturz in die Tiefe, ohne daß es die Verheißung Israels hätte. Dann würde für jeden Einzelnen gelten: „*Eile und errette deine Seele!*“¹⁸⁵ Wir wollen alle beten:

Herr, Dein Wort, die edle Gabe,
Diesen Schatz erhalte mir.
Denn ich zieh es aller Habe,
Selbst dem größten Reichtum für.
Wenn Dein Wort nicht mehr soll gelten –
Worauf soll der Glaube ruh'n?
Mir ists nicht um Tausend Welten
Aber um Dein Wort zu tun.¹⁸⁶ Amen.

Geschlossen: Dienstag, 15. Juli, abends 6 Uhr.

Joh. Flierl, Senior.

184 Röm 2,4.

185 Gen 19,22a.

186 Der Vers wurde 1725 von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf verfaßt; er wird auch als Kirchenlied gesungen.

INDICES

PERSONENVERZEICHNIS

Bei Personen mit mehreren Vornamen wird in der Regel nur der Rufname aufgeführt; für Bertha Dorothea Flierl erscheint also »Flierl, Dora«. Bei Frauen findet sich gegebenenfalls unter dem Geburtsnamen ein Querverweis auf den Ehenamen, unter dem sie rubriziert sind. In runde Klammern gesetzte Hinweise dienen der Präzisierung, wo etwa der Vorname unbekannt ist oder zwei Personen denselben Namen tragen. Bei Angehörigen Johann Flierls wird in eckigen Klammern vermerkt, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die betreffende Person zu ihm steht, z. B. »Pilhofer, Ottmar [Enkel]«.

Einträge wie »Chrysostomos« oder »Anton« verweisen auf Persönlichkeiten der Antike und des Mittelalters oder auf indigene Personen ohne einen Nachnamen im westlichen Sinn. Wo Indigene neben ihrem traditionellen Namen einen christlichen Taufnamen führen, werden diese Namen wie zwei Vornamen behandelt; so ist »Gottfried Yildimirina« unter dem Buchstaben »G« aufgeführt, und bei »Yildimirina« ist ein Querverweis zu finden.

Abel, Charles William	II 284	Auricht, Anna Maria	<i>siehe</i> Vogelsang,
Abraham (Erzvater)	I 186	Anna Maria	
Ackermann, Martin	II 94	Auricht, Bertha	<i>siehe</i> Lademann, Bertha
Afra (Märtyrerin)	I 82	Auricht, Christian	II 479
Ajang	II 137, 141, 193, 366	Auricht, Eleonore	<i>siehe</i> Hanisch,
Alexander der Große	II 524	Eleonore	
Altmann (Arzt)	I 189, II 403f.	Auricht, Emma	<i>siehe</i> Sabel, Emma
Ammon, Hans	II 467, 501	Auricht, Ernst	I 241
Amplias	II 330	Auricht, Gottlieb	I 179f., 241, 244f.,
Andexer, Hans	II 223, 257		293f., 297, 311, II 102, 104, 167,
Angas, John Howard	I 174, II 382		288, 295, 389
Anna (Frau von Timotheus Maltilina)		Auricht, Helene	II 440
	I 272, 307, 323	Auricht, Hilda	II 402
Anthes, Hermann	II 175	Auricht, Johann Christian [Schwiegervater]	I 175, 178–180, 193, 207,
Anton	I 221, 230		293, 296, 340, 350, 355, 360,
Anu	II 143		362f., 400, II 20, 167, 386, 389,
Arff, Elly	II 72f., 75		397, 479
Arff, Peter	II 72	Auricht, Johannes	I 191, 241, 251
Armstrong (Viehzüchter)	I 291, 327f.	Auricht, Lucie	II 167
Arndt (Buchbinder)	I 143	Auricht, Luise	<i>siehe</i> Flierl, Luise
Arnold, Hans	II 33	Auricht, Maria Elisabeth (geborene Löchel)	
Auricht, Anna	II 295, 383, 389, 439		II 479
Auricht, Anna Emilie	II 389		

- Auricht, Maria Elisabeth [Schwiegermutter] I 179, 193, 208, 213, 241, 247f., 250, 291, 297, 306, 308, 314, 353, 362, 364, 400, II 167
- Auricht, Maria Elisabeth (verheiratete Jakob) *siehe* Jakob, Maria Elisabeth
- Auricht, Samuel II 480
- Auricht, Theodor I 179f., 241, 248, II 108, 113, 164, 167, 380, 402, 406, 440
- Auricht, Wilhelm I 241
- Bach, Johann Sebastian II 515
- Bachmann, Ernst II 187
- Bär, Johann I 41f.
- Bär, Leonhard II 490
- Bär, Martha II 439
- Bär, Michael II 439, 493
- Baia *siehe* Bayer, Friedrich
- Bamler, Frieda II 143f., 162, 231, 459
- Bamler, Georg II 17, 23f., 27, 32, 50f., 54, 99, 143f., 149, 162, 195, 199f., 222, 231, 249, 286, 460
- Bamler, Gertrud *siehe* Vicedom, Gertrud
- Banik, Oswald II 223
- Barkemayer, Johannes II 58
- Batze, Adolph II 370
- Batze, Wilhelm II 370
- Bauer, Friedrich I 75, 77, 79, 84f., 87, 91, 95, 97, 120
- Bauer, Julie Dorothea I 77
- Bauer (kaufmännischer Konsul) I 364f., II 102, 113
- Bauer, Magda *siehe* Deinzer, Magda
- Bauern-Loeil *siehe* Kölbl, Leonhard
- Bayer, Erika *siehe* Hahn, Erika von
- Bayer, Friedrich II 206, 208, 241f., 244–248, 250, 283f., 315, 327, 341, 345
- Bayer, Georg I 15f., 80, II 521
- Bayer, Hedwig *siehe* Janner, Hedwig
- Bayer (Landarzt) I 14f., 55f.
- Bayer, Martha II 459
- Bayer, Nanni *siehe* Turner, Nanni
- Bayer, Sibylle II 283f., 291, 327, 459
- Beate (Frau von Elias Palkilina) I 222
- Becker, Johannes Heinrich I XXXVI, II 415f., 428, 435f., 463
- Bedford I 370
- Below, Paul Wilhelm von II 7
- Benedetti, Vincent I 43
- Benjamin Dalkilina I 222, 272f., 301, 317–324
- Benningsen, Rudolf von II 131
- Berghausen, Ernst II 159
- Bergmann, Gustav (Neuendettelsau) II 326, 345, 375, 475f.
- Bergmann, Gustav (Rheinische Mission) II 23, 97
- Bergmann, Jutta II 438
- Bergmann, Karoline II 97
- Bergmann, Wilhelm II 90, 345, 475f.
- Bergsträßer, Gerhard II 184
- Berkemeier, Gottlieb I 97–100, 119, 134f., II 179f., 187f.
- Berkemeier, Susanna I 99f., II 179
- Bernhard Diwana I 222
- Bertha (Frau von Anton) I 221
- Bertram, Anneliese II 438, 455
- Bertram, Hans I 193
- Bertram, Karl II 438
- Beß, Bodo II 184
- Bezler, Sophie II 92, 280, 345, 470
- Bezzel, Hermann II 175, 210, 474, 491, 505
- Biar, Johann I 363–366, 371, 373, 375–377
- Bismarck, Otto von I 46, 250, II 5, 114, 309, 424, 524
- Biwa II 97, 101, 103f., 118, 284, 572
- Blandina (Märtyrerin) I 82
- Blum, Wilhelm II 207, 240, 253, 268
- Blumhardt, Christoph I 112
- Blumhardt, Johann Christoph I 112
- Bodelschwingh, Friedrich von (d. Ä.) II 474

- Bodenschwingh, Friedrich von (d. J.) II 474f.
 Böttger, Hermann II 145, 150, 199, 221, 246, 256, 292, 323, 342
 Bofuenuc II 604
 Bogner, Johannes M. II 164
 Bolatu II 12, 37f., 87
 Bräuninger, Moritz I 85
 Braun, Hattie II 305
 Braun, Johann Friedrich II 273
 Braun, Theodore II 92f., 305, 344, 375, 393
 Breil, Charles du II 30
 Brown, George II 30, 114, 118
 Busch, Wilhelm II 11
 Butzke, Hermann I 106, 116
 Cardew, Henry C. II 311, 314–316, 319
 Caselmann, Emil I 117, 398, II 105–107, 181, 450
 Caspari, Carl Paul I 80
 Chamberlain, Neville II 524
 Chinnery, Ernest William Pearson II 319, 393–395
 Chrysostomos (Kirchenvater) II 502
 Churchill, Winston II 514
 Cilento, Raphael West II 88f., 300, 311, 314
 Clara (Frau von Johannes Pingilina) I 221
 Class, Anna II 253
 Claussen, Christian II 252, 324, 344, 375f.
 Claussen, Elisabeth II 344
 Cloeter, Samuel Gottfried Christoph II 494
 Cook, James I 79, 152, 154, 366, II 4
 Couppé, Louis II 30f.
 Cox, William Henry II 240, 253f., 311–315
 Cresswell, James Edwin II 426–428
 Cyprian (Kirchenvater) I 121
 Dalkilina *siehe* Benjamin Dalkilina
 Dallmann, Eduard II 21
 Danhauser, Adam [Onkel] I 35–37, 105
 Danhauser, Johann [Onkel] I 36
 Danhauser, Johann Georg [Großvater] I 35–37
 Danhauser, Kunigunde [Großmutter] I 37
 Danks, Benjamin II 29
 Daqua II 331
 Davida II 331, 335
 Decker, Emilie II 52, 151, 457f.
 Decker, Friedrich II 52
 Decker, Hans II 52
 Decker, Johann II 52, 77–79, 86, 94, 97, 118, 127, 139, 341, 363, 457f., 460
 Deindörfer, Johann II 185
 Deinzer, Johannes I 94–96, 101, 116, 118, 123, 125, 129–131, 134, 136, 208, 291, 360, 363, 375f., II 41, 54, 125, 165, 358, 392, 457
 Deinzer, Magda I 99, II 453, 457
 Deinzer, Martin I 95f., 123, 351, II 41, 107, 121, 169, 178, 189f., 210f., 367, 392, 455–457, 520
 Dempwolff, Otto II 100, 227, 312, 451
 Derelina I 201
 Detzner, Hermann II 214, 221–225, 229, 236, 260f.
 Diehl, Anna *siehe* Wullenkord, Anna
 Dillane, M. J. II 235, 243f., 260
 Diltjilina *siehe* Joseph Diltjilina
 Diwana *siehe* Bernhard Diwana
 Doblies, Martin I 367, 371–373, 377, II 14, 27, 286
 Döbler, Grete II 262, 276, 283, 490
 Döbler, Hermann II 461
 Döbler, Kaspar II 144, 231, 275–277, 283f., 325f., 460
 Döhler, Albin I 128, 195, II 105, 456
 Döhler, Klementine *siehe* Lehner, Klementine

- Döhler, Ludwig II 166, 169, 268, 288, 456
- Döhler, Magdalene *siehe* Wacke, Magdalene
- Döpke, Friedrich II 301–303
- Döpke, Maria II 302f.
- Dreger, Max II 11
- Drexel, Marie I 93, 102, II 456
- Drexel, Mary Johanna II 187
- Drexel, Theodor I 93, 95, 117
- Drießler, Heinrich II 353
- Duke II 12, 522
- Eckart, Dietrich II 507
- Eckershoff, Heinrich II 306f.
- Egede, Hans II 41
- Ehmann, Paul II 6, 9
- Eich, Friedrich II 14, 19, 46
- Eich, Margarete II 23
- Eichinger, Andres I 76, II 468
- Eichinger, Clara I 28f., 76, 78, II 465, 468
- Elias Palkilina I 222, 325f., 328
- Elias, Siegfried II 122
- Elisier II 324
- Engeling, Hattie *siehe* Braun, Hattie
- Epp, Franz Ritter von II 530
- Eppelein, Friedrich II 346, 348–350, 354, 373, 435f., 453, 461
- Erzberger, Matthias II 173
- Estock, A. II 91f., 305, 307
- Eulenspiegel, Till I 32
- Ewe II 68
- Fandrey, Gustav II 186
- Feldt (australischer Distriktsbeamter) II 321
- Fellmann, Heinrich II 100, 253
- Fellmann, Johanna II 100
- Finsch, Otto II 5
- Fischer, Alwin Hugo Eusebius I 172
- Fischer, Joh. Erh. I 82
- Fitzgerald (Polizeiinspektor) I 369, 371
- Fleischer, Bruno II 286, 343f., 528
- Fleischmann, Alfred I 128
- Fleming, Paul I 94
- Flemming, Hugo II 412
- Fletcher, Ambrose II 114
- Fliedner, Fritz I 128
- Fliehler, Bertha II 312f., 318, 329, 339, 342
- Fliehler, Paul II 311–314, 318, 324, 329, 339, 342
- Flierl, Annemarie [Enkelin] II 272f., 313, 317, 450, 499, 502
- Flierl, Christian [Vetter] II 180, 186, 190, 215
- Flierl, Dora [Tochter] I XXIIIf., 162, 164, II 35, 48, 50, 52f., 55f., 67, 79, 89, 101f., 117, 151f., 161–164, 190f., 211, 241f., 252, 279f., 284, 287, 292, 295f., 298f., 309f., 313, 317f., 324f., 328–330, 334–339, 342, 348, 374–377, 380, 382f., 394, 401, 403–406, 425, 431–433, 435, 437, 441, 443, 445f., 450f., 453, 463, 465, 467f., 470f., 473, 477, 480f., 488–493, 499f., 502, 513, 519f., 529, 531
- Flierl, Elfriede [Enkelin] II 480, 482, 499, 502
- Flierl, Elise [Tochter] *siehe* Pilhofer, Elise
- Flierl, Erich [Enkel] II 450, 499, 502
- Flierl, Georg [Neffe] I 38
- Flierl, Georg [Onkel] I 23, 69, 283
- Flierl, Gertraud [Enkelin] II 480, 482, 499, 502
- Flierl, Hanna [Schwiegertochter] II 273, 317, 327, 340, 451, 469, 482, 492, 499f., 502, 529
- Flierl, Hans [Sohn] I XXII–XXIV, 38, II 64f., 78, 101f., 104, 146, 150, 161, 190f., 194f., 206, 210, 259, 271–273, 275, 284, 288, 312f., 317–319, 323, 326f., 340,

- 345, 379, 393, 417, 459, 469, 482, 488f., 499–502, 529
- Flierl, Helmut [Enkel] II 391, 460, 482, 499, 502
- Flierl, Johann [Großvater] I 21–23
- Flierl, Johann [Onkel] I 21–23, 43
- Flierl, Johann [Vetter] I 184, 285, 314, 332, 349, 351, II 105, 107, 186, 447, 526
- Flierl, Konrad [Vater] I XVII, 3f., 7, 9f., 13, 19–24, 26, 28f., 34, 40, 48, 50–53, 60, 63, 66, 68–70, 73, 75, 84, 88, 96, 147, 207, 216, II 135, 180, 464, 487, 520, 530
- Flierl, Konrad [Vetter] II 184
- Flierl, Kuna-Bärbel [Schwester] *siehe* Maul, Kuna-Bärbel
- Flierl, Kunigunde [Mutter] I XVII, 3–8, 10, 13, 20f., 28, 34–37, 40, 48, 50–52, 60f., 65, 69f., 145, 147, 207, 213–216, II 464, 466, 509, 531
- Flierl, Kunl [Schwester] I 21, 28, 36, 140
- Flierl, Leonhard [Neffe] I XLI, II 148, 151, 191, 194, 231, 250, 275, 281, 283, 336, 459f., 466, 486, 529
- Flierl, Luise [Ehefrau] I XXI–XXIII, 179, 191, 207–212, 216–218, 241, 248–259, 288–291, 295–304, 332, 352, 359, 363f., II 20–22, 24, 27f., 31, 34, 41, 48, 50, 53, 55f., 66f., 71f., 75, 85, 103, 116–118, 123, 133, 142, 147, 149–152, 165, 169f., 178, 181f., 184, 209, 211, 215, 227–229, 233, 279f., 287, 292, 295–299, 303f., 309, 318, 323–325, 342, 348, 374, 376f., 380, 383, 397f., 400–407, 425, 431, 433, 435, 437, 439, 451, 456, 479
- Flierl, Margarethe [Großmutter] I 24
- Flierl, Margarethe [Schwester] *siehe* Maul, Margarethe
- Flierl, Maria [Schwiegertochter] II 272f., 313, 317, 450, 499, 502
- Flierl, Ottilie [Nichte] II 262, 283, 489
- Flierl, Siegfried [Enkel] II 273, 317, 326f., 400, 403, 460, 469, 482, 499, 502
- Flierl, Ulrich [Bruder] I 3f., 8f., 13f., 38, 60, 68f., 102, 147
- Flierl, Wilhelm [Sohn] I XXIIIf., 38, II 58, 67, 72f., 79, 90, 100–102, 117, 133, 142, 161f., 165–167, 169, 171, 176, 190, 193f., 209–213, 222–225, 227–229, 233, 236, 259f., 271–273, 284, 312f., 317f., 320, 324, 345, 350, 356, 373, 379, 393, 417, 435, 450f., 453, 455f., 459, 470, 487–489, 499, 501f., 514, 516, 529
- Foegen, Henry II 393
- Ford, Henry II 411f.
- Forsayth, Emma *siehe* Kolbe, Emma
- Fränk I 237, 334
- Francke, Gotthilf August II 494
- Franco, Francisco II 414, 449
- Frauenlob (Heinrich von Meißen) I 188
- Freese, Andreas II 307, 328
- Freytag, Walter II 451
- Friedrich der Große I 198, II 174
- Friedrich II. II 477
- Friedrich Wilhelm von Preußen (nachmals Friedrich III.) I 45
- Fritschel, Max II 183f.
- Fritz Soli II 118, 151, 256, 324
- Fritzsche, Gotthard Daniel I 351
- Frobenius, Wilhelm II 74f., 78, 84
- Froböß, Georg II 174
- Führ, Heinrich II 185
- Garega II 50
- Garms, Werner II 356
- Geboa II 65
- Geigle, Johann I 132f., 161f.
- Gela II 364

- Gemsky, Paul II 4, 9
 Georg V. (König von Großbritannien und Irland) II 472
 George, Heinrich II 306f.
 Geyer, August II 404, 447
 Geyer, Christian II 175
 Geyer, Christiane *siehe* Tremel, Christiane
 Geyer, Emma II 272
 Geyer, Theodor II 401, 405
 Gideon II 15
 Ginggusu II 15
 Girard, Stephen II 187
 Glauner, Otilie *siehe* Flierl, Otilie
 Godfrey *siehe* Gottfried Yildimirina
 Goebbels, Joseph II 423
 Göhl, Gottfried II 144, 162–164
 Götz, Conrad II 5, 22, 41, 56, 82, 121, 131, 147
 Götz, Emma II 5, 22, 41
 Götz, Frieda II 31, 35, 41f., 47f., 55, 59, 64, 67, 78, 82, 150
 Gomeng II 376f.
 Goßner, Johannes Evangelista I 175
 Gottfried Yildimirina I 222, 283
 Graetz, Maria Louise I 188
 Graetz, Marie Elizabeth I 187
 Graetz, Rudolph I 180–182, 184f., 187, 285, 291, II 167
 Graetz, Rudolph Ferdinand I 188
 Graetz, Wilhelm I 187f.
 Graf, Gustav I 120, II 185
 Griffiths, Thomas II 244, 263, 355, 392, 395, 440f.
 Guba II 137, 141, 193f., 366
 Gustav II. Adolf (König von Schweden) II 188, 490, 494
 Haag, Adam I 119f., 138
 Haber, Eduard II 219f., 236, 259, 261
 Haccius, Georg I 148, II 188
 Händel, Georg Friedrich II 515
 Hagenauer, Friedrich II 108
 Hahl, Albert I XXX, II 43, 101, 131f., 194, 203, 476
 Hahl, Berta II 43, 131
 Hahl, Luise II 43, 131, 476
 Hahn, Erika von II 459
 Hanisch, Eleonore II 76, 79, 104
 Hanisch, Theodor II 290f.
 Hanke, August II 220
 Hannemann, Emil II 91, 305, 312, 336, 344
 Hannemann, Ludhilde II 267, 269, 279, 336
 Hansche, Clara (d. Ä.) II 76, 132
 Hansche, Clara (d. J.) II 132f.
 Hansche, Ernst II 115, 139, 142, 147
 Harde land, Julius I 102
 Harms, Claus II 401
 Harms, Egmont I 148, 349, II 188
 Harms, Louis I 107, 148, 323
 Haster, Jack I 331
 Hauser, Kaspar I 103
 Hawks, S. II 320
 Hebart, Anna Charlotte I 361
 Hebart, Friedrich I 125, II 176
 Hebart, Theodor I 125, II 296, 386f., 406, 439, 447
 Heber, Reginald II 370
 Hegemann, Emil II 479
 Heidenreich, Georg Adam I 247f., 349f.
 Heinrich von Meißen *siehe* Frauenlob
 Helbig, Alma II 287, 343, 423, 519
 Helbig, Ernestine II 156
 Helbig, Paul II 135, 141, 156, 235f., 348
 Held, Anna II 415
 Held, Friedrich II 28, 142, 231, 439, 470
 Held, Johann Adolf Richard II 387, 398, 404, 415, 425, 428, 432
 Henkelmann, Frederick William II 344
 Henkelmann, Friedrich II 373
 Henry Tipilina I 222
 Herlitz, Hermann I 171, II 108, 441
 Hermann, Grete *siehe* Döbler, Grete

Herrlinger, Jakob	II 345	Holz knecht, Karl	II 480
Herrmann (Pfarrer)	I 113, 131	Homann, Ernst	I 221
Herrmann, Eugen	II 82	Homann, Rudolf	II 415
Hertle, Babette	<i>siehe</i> Schmutterer, Babette	Hoopmann (Arzt)	I 189, II 403f.
Hertle, Johann	II 94, 144, 208, 252–256, 288, 340, 460	Horrolt, Georg	II 400
Hertle, Kunigunde	II 249	Hosa-Clal	<i>siehe</i> Eichinger, Clara
Hertle, Laura	II 292	Hossenfelder, Joachim	II 425
Hertle, Willy	II 460	Hübner, Johannes	I 114
Hertlein, Georg	I 92, 138	Hueter, Georg	II 373
Hertzer, Auguste	II 100, 312	Hughes, William Morris	II 261f.
Heumann, Emilie	<i>siehe</i> Keyßer, Emilie	Hunnius, Nikolaus	I 95
Heuzenröder (Apotheker)	II 81	Hunstein, Carl	II 7
Hill, Tom	I 324	Hus, Jan	I 112
Hiller, Anton	II 350, 385, 398	Husler, Johann	II 468
Hindenburg, Paul von	II 416, 477, 515	Irrgang, Johannes	I 206
Hippel, Margot von	<i>siehe</i> Schleinitz, Margot von	Irrgang, Maria Elisabeth	<i>siehe</i> Jakob, Maria Elisabeth
Hippel, Moritz von	II 7, 20	Irrgang, Marie Elisabeth	<i>siehe</i> Hoffmann, Marie Elisabeth
Hitler, Adolf	I XXXIV–XXXVIII, II 415–428, 477, 500, 508, 510–512, 515, 531	Isaacs, Isaac	II 414
Hoeger, Agnes	II 93	Jaboa	II 12
Högner (Lehrer)	I 7	Jaeschke, Dienegott	I 182–184
Hörig, Heinrich	I 92, II 182	Jakob, Ernst	I 177, 186f., 195, 198, 206, 219, 221, 223, 230, 235, 272, 285, 306, II 105
Hörlein, Anna	II 111	Jakob, Maria Elisabeth	I 186, 206, 221, 285, 300, 306, II 290
Hörlein, Johann Sebastian	I 378, II 109–111	Janner, Hedwig	II 459
Hörmann, Johann	I 41, 84, 86–88, 147, II 485	Jauaru	II 16, 49
Hoffmann, Albert	II 97, 346, 350	Jericho, Adolf	I 190
Hoffmann, Friedrich Wilhelm	II 290f.	Jericho, Anna Bertha	I 190
Hoffmann, Henriette	II 97	Jericho, Friedrich Heinrich	I 190
Hoffmann, Marie Elisabeth	II 290	Jericho, Johann Friedrich	I 190
Hofmann, Georg	II 439	Jericho, Sam	I 190, II 203–206, 211f., 225, 228
Hoh, Adam	I 362, II 52, 54, 61, 64–68, 76, 78, 86, 97–99, 209, 457, 460	Jerome	II 306
Hoh, Elise	I 362, II 97–99	Jesnowsky, Ernst	II 110
Hoh, Tabea	<i>siehe</i> Neumeyer, Tabea	Jesus	I 134, II 410, 517
Hollrung, Max	II 7	Johannes (Evangelist)	I 121
Holz knecht, Helene	II 480	Johannes Pingilina	I 221f., 272, 283f., 301, 376

- Joseph Diltjilina I 201f., 222, 272, 298f.
- Kabis, Paul I 128
- Kaboing *siehe* Tobias Kaboing
- Kaesler, Emma Louise *siehe* Meyer, Emma Louise
- Kaibel, Ludwig I 122, 175, 177, 292, 297, II 105, 164, 296
- Kamungsanga *siehe* Silas Kamungsanga
- Karl der Große I 21, II 466
- Karl IV. I 25, II 463
- Karlowa, Rudolf II 172
- Kavel, August I 174–176, 193, 293, 351, II 386, 479, 483, 494, 605
- Kavel, Daniel I 293f.
- Kempe, Dorothea I 361
- Kempe, Herrmann I 361
- Keppler, Gottlieb II 42f., 135, 140–142, 146f., 157, 161–164, 199, 362, 366
- Keppler, Rosette II 128, 140, 151, 162f., 366, 378
- Kettler, Jeremias I 143
- Keyßer, Christian I 118, II 40, 74, 85, 115–117, 131, 133–135, 139, 141f., 146f., 149, 159, 161, 193f., 196, 224, 249f., 254, 304, 361–364, 459f.
- Keyßer, Emilie II 85, 133, 161, 209, 227, 323, 455
- Keyßer, Jutta *siehe* Bergmann, Jutta
- Kiali II 71
- King, Copland II 213, 606
- Kingler, Fritz II 488
- Kirsch, Karl II 93f., 391, 400
- Kittel, Gerhard II 411
- Klink, Adele II 221, 340
- Klink, Ambo II 221
- Klink, Hans II 214, 221–225, 236
- Knak, Siegfried II 477
- Knappe, Emil II 181
- Knoll, Theodor I 366, 377
- Knorr von Rosenroth, Christian I 42, II 502
- Koch, J. H. II 110
- Koch, Maria *siehe* Flierl, Maria
- Kölbl, Leonhard I 4, 9, 11, 20f., 53f., 61, 84, II 468
- Kohl, Wilhelm I 79, 86, 91, 104, 110, 131, 147, II 177
- Kolbe, Emma (»Queen Emma«) II 254
- Koller, Martha II 93
- Kolumbus, Christoph I 158, II 445
- Konrad, Otto II 223
- Kopenhagen, Rudolf II 253
- Kortüm (Arzt) I 366, 368, II 21
- Koschade, Charlotte II 481
- Koschade, Daniel II 481f.
- Koschade, Elisabeth II 397, 481
- Koschade, Friedrich I 93, 102, 175, 248, II 105, 397, 481
- Koschade, Ida II 267, 280
- Koschade, Margarete *siehe* Zwanzger, Margarete
- Koschade, Viktor II 267
- Kotze, Stefan von I XXVIII f., II 7, 23
- Kracker, Hans II 275
- Kräling, Hermann I 99, II 179
- Kräling, Susanna *siehe* Berkemeier, Susanna
- Kraetke, Reinhold II 173f.
- Krause, August II 221
- Krause, Robert II 221, 323
- Kraushaar, William II 305–308, 310
- Krodell, Wilhelm II 196
- Kröker, Abraham II 412f., 503
- Kröker, Agatha II 412
- Külz, Ludwig II 87, 215
- Künneth, Walter II 415, 489
- Kuhlo, Johannes II 475
- Kuhwaldt, Anna II 443, 445, 448–450
- Kunze, Georg II 23, 72
- Kuß, Ludwig I 96, 123, 241f., 244f., 296, 356, II 167, 297, 397
- Kuß, Martin II 189
- Lademann, Bertha I 241, 250, 316,

- II 167, 190, 295, 383, 385, 389,
 398, 404f., 432, 440
 Lainisch (Pfarrer) I 78, 110, 145f.
 Lamm, Adele *siehe* Welsch, Adele
 Lane Poole, Charles II 393–395
 Langheinrich, Friedrich II 177
 Langholf, Johann II 137, 459
 Lankenau, John II 187
 Lanzer, Friedrich I 120, II 182
 Laur, Friedrich II 126, 233, 255, 375,
 381
 Lausen, Carl II 122f.
 Lausen, Luise II 122f.
 Lechner, Matthias II 345, 493
 Ledebour, Georg II 173
 Lehmann, Johannes I 44
 Lehner, Ella II 460
 Lehner, Johannes II 488
 Lehner, Klementine II 150, 286, 296,
 309, 331, 337, 457
 Lehner, Stephan II 34, 94, 150, 165,
 199f., 281, 286, 296, 324, 329,
 331, 335, 337–339, 350, 373,
 432f., 435, 457, 460, 488
 Lehner, Theodor II 460
 Leidig, Georg Friedrich I 357, II 166,
 190, 295, 455, 605
 Leopold von Hohenzollern I 43
 Lewin, C. La P. II 235
 Lichtenberg, Georg Christoph II 506
 Liebelt, Emil I 162
 Liebknecht, Karl II 477
 Liedtke, Paul I 104–106, 117, 124f.,
 129–131, 134, II 176
 Liesegang, Friedrich II 240
 Lindequist, Friedrich von II 172f.
 Linehan, Norman Charles II 235
 Linsenmeier, Georg II 400, 439
 Linsenmeier, Margarete II 400
 Lippert, Friedrich I 82, 110, II 175, 485
 Livingstone, David II 250
 Loag, Joseph II 319
 Löhe, Frieda *siehe* Bamler, Frieda
 Löhe, Ingeborg II 456
 Löhe, Paul I 357, II 103, 381f., 397, 400,
 402f., 406, 439
 Löhe, Wilhelm I XXV, 22, 75, 79, 95,
 100, 105, 107, 123, 351, II 358f.,
 474, 486, 488, 490, 495, 528
 Loscher, Hans I 97
 Luckner, Felix Graf von II 239
 Ludwig II. (König von Bayern) II 489
 Luise (Frau von Benjamin Dalkilina)
 I 222
 Luther, Martin I 117, 121, 343, II 188,
 411, 520
 Mack, Christian I 378, II 109–111
 Madaus, Heinrich I 128, 149
 Mailänder, Hedwig II 241f., 284, 289
 Mailänder, Karl II 150, 199, 206, 212,
 214, 222f., 225, 227, 242–244,
 247f., 250, 289, 302, 318f., 342,
 366, 459f., 588
 Makili II 32
 Maltilina *siehe* Timotheus Maltilina
 Martin, Franz I 235, 269f.
 Matschoß, Friedrich I 129, 148, 155,
 171, 175–177, 197, II 11, 105,
 203, 298f., 440f.
 Maul, Leonhard I 38, 41, 55f., 96, 361,
 II 487
 Maul, Hans Konrad II 487
 Maul, Kuna-Bärbel [Schwester] I 55f.
 Maul, Margarethe [Schwester] I 37, 56
 Maurer, Hans II 439
 McAdam, T. L. II 235
 McNicoll, Walter II 392, 395
 Meier, Hans II 162, 201
 Meinhof, Carl II 451
 Meiser, Hans I 168–170, II 501, 528
 Meissner, Otto II 513
 Melber-Hanskoul *siehe* Maul, Hans
 Konrad
 Melber-Loeil *siehe* Maul, Leonhard

- Melchert, Gustav I 138
Menge, Johann I 193
Merseburger, Fritz II 223
Methsieder, Lorenz II 196, 439
Meyer, Andreas I 138, II 186
Meyer, Carl August I 177, 197f., 205,
219–222, 229, 235, 237, 284, 300,
315, 376f., II 3, 20, 109f.
Meyer, Emma Louise I 177, 197f., 203,
221, 300f., 315, 376
Miers, Hermann II 348
Milman (Polizeimagistrat) I 369–371,
373, 375f.
Minssen, Hans II 209
Mittelmeier, Wilhelm II 470, 516f.
Möbus (Verwaltungsangestellter) II 156
Mohr, Andreas II 108f.
Moll, Helene II 92, 271, 344
Moltke, Helmuth Graf von I 250
Molzer (Vikar) I 36
Mühlenberg, Heinrich Melchior II 494
Müller, Eleonore I 162f., 168, II 484
Müller, Georg II 109
Müller, Gottfried I 78f., II 177
Müller, Ludwig I XXXVII, II 425, 492,
515–517
Müller, Wilhelm I 19, 41, 47, 66–68, 70,
76, 78f., II 484
Münchhausen, Hieronymus Freiherr von
I 32
Mützelfeld, Carl I 127f.
Mukitu II 71
Mussolini, Benito II 500
Mutschall, Elisabeth I 132f., 162–164,
168, II 520, 528
Mutschall, Marie I 162, 164–169,
II 519f., 527f.
Mutschall, Wilhelm I 85f., 131–133,
161f., 164f., 169, II 491, 519, 527
Mutschall, Wilhelm Alfons I 162f.
Nagel, Ernst II 174
Naglers-Johann *siehe* Hörmann, Johann
Napoleon I. I 24, 38, II 427, 448
Napoleon III. I 43, 45
Nathanael Nimpilina I 325f., 328
Nelson (australischer Distriktsbeamter)
II 214f., 222–225, 227–229, 235f.
Nero (Kaiser) II 531
Neuhauß, Richard II 174
Neumeyer, Hans II 345, 349
Neumeyer, Tabea I 362, II 438
Ngakau II 12f., 37, 522f.
Ngasamu *siehe* Zwanzger, Andreas
Ngau II 13, 522f.
Nicol, Karl II 468
Nimpilina *siehe* Nathanael Nimpilina
Niquet, Peter I 175, 189, 293
Noske, Gustav II 173
Nurton, Albert II 394f.
Obeka *siehe* Stürzenhofecker, Georg
Obst, Christian II 295, 389
Örtel, Christiane II 207, 338, 346, 459
Örtel, Friedrich II 243f., 324, 330, 333,
338, 345f.
Örtel, Fritz II 460, 491
Oeser, Rudolf I 80
Ogilvy, H. Balfour II 235–237
Ogilvy, W. M. Balfour II 235
Oldham, Frederic Bignell II 29, 31, 313
Ortenburger, Adolf I XLI, 379, II 3, 273,
343, 411, 528f.
Ortenburger, J. L. Adolf I 357, II 107,
165
Ortenburger, Wilhelm II 165
Ottens, Anna Elisabeth I 195f.
Ottens, Claus I 194–196
Otto, Karl I 96, II 181, 186, 188f., 273
Paech, Anna Rosina I 251
Paech, Johann Georg I 192
Paech, Johanne Louise *siehe* Wittwer,
Johanne Louise
Paech, Maria Elisabeth *siehe* Auricht,
Maria Elisabeth

- Palkilina *siehe* Elias Palkilina
Panzer, Karl II 200, 222
Parkinson, Dollie II 253f.
Parkinson, Phoebe II 254
Parkinson, Richard II 254
Patai II 71
Paton, John Gibson II 52, 108
Paul, Carl II 170, 172, 174, 178
Paulus (Apostel) I XXXIV, 121, 134f.,
275, II 495, 531
Pech, Clara *siehe* Rohrlach, Clara
Pech, Friedericke Christiane Bertha I 193
Pech, Johann Carl I 193
Pech, Johannes I 193f.
Pethebridge, Samuel Augustus II 212
Pfalzer, Georg I 117–119, 377, II 20,
27f., 32, 47–50, 57, 59, 61f., 68,
74–76, 100, 115, 126, 134, 137,
139, 155f., 174, 203, 209, 347,
455, 457, 459, 472
Pfalzer, Peter II 470, 492
Pfeifer, Elisabeth II 328
Pfeifer, Wilhelm II 328, 344
Pfeiffer (Kapitän) I 368
Pfeiffer, Alfred II 389, 428
Pfeiffer, Johanne Eleonore II 479
Pfothenhauer, J. II 364
Pietz, Eduard II 94, 267, 269, 305, 324,
329f., 332, 334, 338f., 344, 356,
393
Pilhofer, Agnes [Enkelin] II 279, 281,
283, 421, 460, 499, 502, 507
Pilhofer, Elise [Tochter] I XXII–XXIV,
II 75, 150f., 161, 190f., 233, 279,
281, 283f., 286, 318, 324, 379,
400, 403, 406, 422, 435, 451, 488,
493, 499, 502, 529
Pilhofer, Georg [Schwiegersohn] I XXIII,
II 40, 104, 144, 196, 212, 231–
233, 249, 275, 281, 283, 311f.,
318, 324, 346, 350, 360, 373, 400,
422, 451, 459, 463, 489, 502
Pilhofer, Kunigunde II 489
Pilhofer, Ottmar [Enkel] II 281, 283,
421, 460, 499, 502
Pingilina *siehe* Johannes Pingilina
Pöschel, Adolf II 176, 463
Pöverlein, Leonhard I 77
Pola II 363
Poland, Anna II 292
Poland, Wilhelm I 378, II 107, 109, 112,
289, 292
Pratsch, Alfons II 253
Preller, Andreas I 105f.
Pursche, Johann Traugott I 184f., 195
Rabe, Paul II 356
Radke, Anna *siehe* Schulz, Anna
Radke, Theodor II 205, 287, 348f.
Rahm (Vikar) I 78, 110, II 177
Raibon II 15
Rasch (Kapitän) II 3f., 162, 303
Rascher, Matthäus II 31
Raum, Hans II 145, 213, 223–225,
228f., 260, 272f., 341, 466
Raum, Johannes II 174
Rays, Marquis de *siehe* Breil, Charles du
Rechner, Agnes *siehe* Saueracker, Agnes
Rechner, Gustav Julius I 172–178, 184,
285, 292, 297, 359, 363, II 107,
164, 296
Rechner, Pauline *siehe* Reuther, Pauline
Reu, Johann Michael II 183–185
Reusch (Pfarrer) I 176f.
Reuther, Albert II 166, 292, 456
Reuther, Arthur II 166, 292, 298, 403,
456
Reuther, Georg I 398, II 106f., 403
Reuther, Martin II 166, 168, 292, 456
Reuther, Pauline I 398
Ribbentrop, Joachim von II 423
Richard, Emma Augusta II 31
Richard, Richard Heath II 31
Richter, Friedrich I 357, II 184f., 262,
305, 308, 382

- Riedel, Hans I 357, II 406
Riedel, Margarete *siehe* Linsenmeier, Margarete
Riedel, Wolfgang I 357, II 382
Rieß, Margarete I 162
Rinaldini, Rinaldo I 198
Rohrlach, Clara I 194, II 439
Roosevelt, Franklin D. II 413, 514
Roosevelt, Theodore II 215
Rose, Friedrich II 118
Rosenberg, Alfred II 415
Ruatoka II 606
Ruhwolt, Georg II 149–151, 203
Ruppert, Andreas II 76, 79
Ruppert, Frieda II 221, 344, 378
Ruppert, Johann II 60, 91, 213, 221, 255, 344, 375, 378
Rupprecht, Eduard I 107–109, II 493
Sabel, Adolf I 194, II 296, 398, 402, 405, 456
Sabel, Emma I 179, II 398, 402
Sabel, Hans II 402f.
Sabel, Irene *siehe* Schultz, Irene
Saft, Reinhold II 478
Sandrock, Georg II 182–184
Sane II 194
Sarah (Erzmutter) I 186
Sarah (Frau von Gottfried Yildimirina) I 222
Saueracker, Agnes II 267, 269, 279, 387, 459
Saueracker, Karl II 86, 143, 155, 199f., 211, 227, 250, 267, 283, 387, 390
Schalkhauser, Friedrich II 183
Schellong, Otto II 6, 15, 28, 32, 38, 81f., 343, 523
Schleinitz, Georg von I XXX, 376f., II 6, 9, 11, 14, 27, 33, 56, 121, 200
Schleinitz, Margot von I 377, II 6, 9
Schlenk, Emilie *siehe* Decker, Emilie
Schleuning, Johannes II 412
Schmetzer, Wilhelm II 298, 491
Schmidt, Babette *siehe* Schuster, Babette
Schmidt, Hanna *siehe* Flierl, Hanna
Schmidt, Luise Eleonore II 402
Schmidt, R. II 346, 348, 350, 353
Schmidtkonz, Johann I 100f., 110, 134, II 180
Schmiele, Georg II 73
Schmucker, Konrad I 110
Schmutterer, Babette II 262
Schmutterer, Gottfried II 212, 328f., 340, 459f., 480, 489
Schmutterer, Heiner II 460
Schmutterer, Helene *siehe* Holzknecht, Helene
Schmutterer, Johann II 212, 224, 281, 376, 459f.
Schmutterer, Magdalene II 328
Schnabel, Ernst II 85, 139, 172, 224, 231, 250, 252, 269, 279, 289, 460, 495
Schnabel, Johanna II 289
Schnauber, Luise I 106
Schneider, Carl II 7, 170
Schneider, Paul II 6
Schneller, Ludwig II 472
Schoknecht, Carl I 221
Schollenbruch, Ernst II 6
Schrader, Carl II 7
Schrapel, Ernst II 394
Schreiber, August Wilhelm II 171
Schütz, Clara II 296f.
Schultz, Irene II 402f., 405, 440
Schultz, Wilhelm II 267, 269, 295, 389
Schulz, Anna II 287
Schulz, Gottfried II 196, 390, 432, 438f., 447
Schulz, Wilhelm II 205, 207, 235, 241, 246, 253, 287
Schuster, Adam II 209, 346, 348, 350, 432f., 435, 451, 459, 461, 491
Schuster, Babette II 209, 235, 492
Schwarz, Georg I 377f., II 20, 109, 111f.

Schwarz, Mary	I 378, II 112	Sulzbach, Christian August von	I 25
Schwarzkopf, Oskar	I 330	Täuber, Richard	II 305, 308, 348–350, 374, 392, 395
Schweppermann, Seyfried	II 466	Tamminga, Gretchen	II 344, 489
Scratchley, Peter Henry	I 368	Tankibana	I 272
Seeberger, Georg	II 177	Tasmina	II 122
Seidenfaden, Kunigunda	I 113	Theile, Otto	II 213, 239, 256, 261f., 267–269, 271, 279, 285–288, 300, 305, 320, 350, 354f., 373, 380, 392, 395, 398, 405, 432, 436, 444, 449, 461, 483
Sem	II 331, 334	Thomas, Wilhelm	II 9, 14, 19f.
Senft, Johann Adam	II 273	Thonhauser	<i>siehe</i> Danhauser
Siebert, Otto	I 398, II 106f., 450	Timotheus Maltilina	I 272, 307, 314, 329–332
Silas Kamungsanga	II 119	Timothy	II 14f.
Simpfendorfer, Gottlob	II 381, 443	Titus	II 327
Sipane	II 194	Tiwana	I 272
Soli	<i>siehe</i> Fritz Soli	Tobias Kaboing	II 119
Somerset, G.	II 235, 257	Topp, Friedrich	I 247
Späth, Lorenz	II 150	Traunfelder, Adolf	I XXXVIII
Stählin, Therese	II 176	Tremel, Christiane	II 32, 35, 49, 54, 73, 75, 101, 167, 405, 457
Stalin, Josef	II 514	Tremel, Karl	I XXV, XXIX, 362, II 8, 12–17, 23f., 27, 32f., 39, 49, 51, 54, 73, 75, 99, 101, 167, 407, 457, 522
Starck, Christian	II 40, 455, 457	Turner, Nanni	I 15f.
Steck, Karl	II 170–172, 210–214, 222– 225, 228f., 260, 305, 367f.	Ulmer, Friedrich	II 411
Stirner, Julie	II 489	Valentin, Wilhelm	II 76
Stößel, Johann	II 86f., 210, 215, 224, 280	Valois, Victor	II 34
Stolz, Benno	II 440	Verjus, Henri	II 606
Stolz, Christoph	II 437f.	Vesters, Gerard	II 31, 311, 313f., 316, 380
Stolz, Ernst	II 438	Vetter, Frieda	I 362, II 455
Stolz, Johannes	I 85, 93f., 122, 175, 248, 367, II 381f.	Vetter, Justine	I 362, II 25, 115, 167, 455
Stolz, Johannes Julius	I 85, 398, II 296, 299, 350, 381f., 389, 393, 414, 437, 440	Vetter, Konrad	I 362, II 32, 47, 50, 57, 59, 65, 74, 115f., 139, 167, 362, 366, 407, 455, 459
Stolz, Margarethe	II 438	Vetter, Maria	II 28, 79
Stolz, Maria	II 459		
Stolz, Michael	II 143, 149, 199f., 281		
Stolz, Veronika	II 438		
Strehlow, Carl Friedrich Theodor	II 172		
Streicher, Hans	II 345		
Stürzenhofecker, Alfred	II 93, 200, 206		
Stürzenhofecker, Georg	II 214, 222f., 228, 324, 328, 366, 460		
Stürzenhofecker, Marie	II 228		
Sulzbach, Bertha von	I 25, II 466		

- Vetter, Martin Wilhelm Heinrich I 362,
II 455
- Vetter, Theodor I 362, II 455
- Vicedom, Georg II 345, 438
- Vicedom, Gertrud II 438
- Victoria (Königin von Großbritannien
und Irland) II 472, 524
- Viereck (Kapitän) II 443f.
- Vilmar, August Friedrich Christian I 57
- Vogelsang, Anna Maria I 206, 300,
II 297
- Vogelsang, Hermann I 173, 177, 186,
198, 206, 219, 221, 235, 272, 285,
303f., 306, 315, II 105, 107
- Vogelsang, Luise Eleonore *siehe* Schmidt,
Luise Eleonore
- Vogelsang, Theodor I 206, 334
- Voß, Ida *siehe* Koschade, Ida
- Voß, Ludhilde *siehe* Hannemann,
Ludhilde
- Wacke, Karl II 142f., 148, 152, 199f.,
211, 227, 250, 275, 281, 283, 286,
288, 326, 457, 479
- Wacke, Magdalene II 94, 283, 309, 457
- Wacke, Siegfried II 460
- Wackernagel, Hermann II 23f.
- Wagner, Leonhard I 119, II 142, 152,
318, 326, 349, 400, 455, 460, 469
- Wagner, Lukretia II 326
- Wahnes, Carl II 46, 53
- Waldau (Schulmeister) I 14f., 17–19, 41,
47, 56, 117, II 463
- Walden, Christiane Auguste I 240
- Walden, John Henry I 240
- Wallenstein, Albrecht von I 107
- Waltilina I 301
- Wana *siehe* Wagner, Leonhard
- Wandersleb, Albert II 176
- Wanlies (Richter) II 247, 314, 316
- Warneck, Gustav I XXV, 122, 363,
II 121, 123, 165, 189, 359, 527
- Washington, Booker T. II 186
- Waugh, Donald II 235, 242, 301
- Weber, Ernst II 195
- Weber, Maria II 195
- Weinland, Carl II 33f., 83
- Welsch, Adele II 262
- Welsch, Jakob II 208, 281
- Wenderlein, Leonhard August II 177
- Wenzel, Gertrud II 253f.
- Wenzel, Paul II 191, 253f.
- Wessel, Horst II 477
- Wettengel, Nikolaus I 398, II 106
- Wettengel, Rosa II 107
- Wilhelm I. I 43, II 478
- Wilhelm II. II 114, 424, 472, 524
- Williams (Kapitän) II 101f., 114f.
- Winrod, Gerald Burton II 413
- Wirth, Konrad II 210
- Wisdom, Evan Alexander I XXXIII,
II 206, 272, 316, 319
- Wißmann, Eduard II 33
- Wittwer, Johann Friedrich Wilhelm I 192
- Wittwer, Johanne Louise I 192
- Wolf, Franz II 280, 311, 380
- Wonkele II 235, 304
- Wucherer (Pfarrer) I 103, 115, 130
- Wüst, Hedwig *siehe* Mailänder, Hedwig
- Wüst, Sibylle *siehe* Bayer, Sibylle
- Wullenkord, Adolf II 281, 350, 472f.
- Wullenkord, Anna II 262
- Yezicume II 593
- Yildimirina *siehe* Gottfried Yildimirina
- Zahn, Alexander II 460
- Zahn, Heinrich I 118, II 38f., 43, 150,
195, 208, 227, 249, 252, 281, 323,
346, 366, 459f.
- Zahn, Theodor II 347
- Zake II 62, 66, 68, 117, 134, 151, 362,
367
- Zakiacnuc II 600
- Zemeleleng *siehe* Zulenuoc
- Ziemer, Ernst II 174

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von	457–459	
		I 115, II 171, 358
Zulenuoc		II 360–362
Zwanzger, Andreas		I 119, II 35, 57f., 118, 134f., 138f., 148, 152, 209,
	Zwanzger, Margarete	II 457f.
	Zwar, Johann (Homöopath)	I 189, 294
	Zwar, Johann (Pfarrer)	II 385
	Zwiebler, Karl	II 76–79, 97, 101, 104f.

GEOGRAPHISCHES VERZEICHNIS

Aufgeführt werden in aller Regel die historischen Namen in ihrer von Flierl am häufigsten benutzten Form. Nur in Einzelfällen sind zusätzlich die heute gebräuchlichen Namen oder Schreibweisen mit entsprechenden Querverweisen aufgenommen worden (»Eitape *siehe* Berlinhafen«). Bei kleineren Orten wird, wo es der Einordnung dienlich ist, auch der Name der heutigen Gemeinde genannt, etwa »Buchhof (Birgland)«. Um Verwechslungen mit gleichnamigen Orten auszuschließen, werden gegebenenfalls in runden Klammern Präzisierungen angegeben, z. B. »Berlin (Südaustralien)«.

Abenberg	I 103	Atlantischer Ozean	I 151–153, 157, II 447
Adelaide	I 176, 334, 363, II 102f., 164, 296, 382, 402, 439f.	Augsburg	I 82, 110f., II 175, 480, 489
Admiralitätsinseln	II 301f.	Azera	II 324, 330–335, 339
Aha (Gunzenhausen)	I 103	Bad Boll	I 112
Albury	II 381	Bamberg	II 177
Alexandrina (See)	II 103	Bayreuth	I 105, II 176, 485
Alexishafen	II 126, 280	Belhana	I 328
Alfeld	I 30f., 46, 73, 110, 146, II 134, 468, 484	Beltana	I 199, 201, 238, 297
Alpen (Gebirge)	I 111	Benk	II 176
Altdorf bei Nürnberg	I 21, II 177	Berlin	II 172–174, 476–478
Altmühltal	I 103, 110	Berlin (Südaustralien)	I 321, 325
Amare	II 334f.	Berlinhafen	II 125, 301
Amberg	I 21, 51, II 464, 484	Bessarabien	I 85f., 131, 161–167
Ameried	I 11, 41	Bethanien (Südaustralien)	I 245, 247, II 287, 386
Amerika, Vereinigte Staaten von	I 16, 22, 43f., 85, 95, 101, 122, II 179–188, 272f., 454	Bethel (Westfalen)	II 473–475
Andreasberg im Harz	I 197	Bethesda (Südaustralien)	I 219–224, 228, 271, 285, 300, 360f., 375, II 105– 107
Angaspark	<i>siehe</i> Nuri	Bielefeld	II 473f.
Angaston	II 166, 298	Biololo	II 315
Annaberg	II 464	Birdsville	I 326
Ansbach	I 103, II 177, 490	Birka	I 139
Antwerpen	II 449	Birschleg	I 36, 70
Appila	I 175, 193f., 292, II 107, 165	Bischofsgrün	I 105
Aßmannshausen	II 471f.	Bismarckarchipel	II 123
Astrolabebucht	II 14, 33, 119, 250	Blücherhuk	II 143

Bloomfield	I 375, 377f., II 20, 109–111	Cooktown	I 365, 368, II 3, 19–21, 109, 112
Bodensee	I 111	Coopers Creek	I 186, 201, 219–221, 235, 300, 303, 318f., II 106
Böhmerwald	I 51	Crailsheim	II 470, 515–517
Bogadjim	II 97, 152, 316	Crescent City (Illinois)	II 186
Bokinseng	II 63	Cromwellgebirge	II 143, 193, 367
Bonga	II 61f., 117	Crowsnest	II 292
Borneo	II 354	Dakanina Creek	<i>siehe</i> Nantowalpanina Creek
Bredow-Spitze	II 117	Daki	II 62, 84
Breitenbrunn bei Rosenberg	I 22f., II 464	Dambach	II 491
Bremen	I 97, II 178, 188, 450	Dampierinsel	II 306f.
Breslau	II 174	Darling (Fluß)	I 176
Brisbane	II 21, 108, 112, 285–288, 290, 300	Deinzerhöhe	II 54, 99, 125, 199, 331, 341
Bubui (Fluß)	I 117, II 23, 38, 45, 115	Detroit (Michigan)	II 181, 186
Buchhof (Birgland)	I 3, 16, 18, 22, 34, 38–40, 48, 51–53, 64, II 466–468	Digetü	II 341
Buckholz (Texas)	II 272f.	Dobeo	II 62, 66, 68, 362, 367
Buffalo (New York)	I 23, 37, 43, II 180, 186, 215	Dobou	II 115, 118
Bukaltanina	I 205, 207f., 218f., 304	Donau (Fluß)	I 110, 114
Bukaua	II 150, 152, 199f., 309, 330f., 341	Dorfinsel	<i>siehe</i> Sio
Bukauasip	II 340	Dresden	II 170
Bulesom (Fluß)	II 193f., 341	Dry Creek	I 173
Bumbu (Fluß)	II 340	Dubuque (Iowa)	II 184, 273
Buming (Fluß)	II 326, 363	Duke-of-York-Inseln	II 313
Bunom	II 331	Durban	II 445f.
Burgbernheim	II 176	Ebenezer	I 189
Burgfarnbach	II 488	Echenfelden	I 35
Burra (Fluß)	I 181	Eckeltshof	I 4, 7, 36, 52f.
Busum	II 133f.	Edelsfeld	I 26, 35
Butaweng (Bach)	II 144, 204	Edenvalley	II 166
Cairns	II 285	Edeowe	I 238
Canberra	II 295	Egenhausen	I 110
Ceylon	II 168, 190	Eibach	II 488
Chicago (Illinois)	II 185f.	Eitape	<i>siehe</i> Berlinhafen
Chlastawe	<i>siehe</i> Klastave	Elbe (Fluß)	I 150
Cleveland (Ohio)	II 186	Elberfeld	II 473
Clinton (Iowa)	II 184	Elim	I 371–374, 377f., II 20f., 107, 109–112, 114, 292
Condowe	I 194, 196, II 296	Emetzheim	II 492
Condowe-Ebene	I 194f.		

Engeltal	I 113	Gorof	II 331
Eriesee	I 23	Gräfenberg	II 177
Erlangen	I 36, II 286, 343, 451, 489, 493	Gravesend	I 151
Eschenfelden	I 110	Greenock	II 298
Ettenstatt	I 110	Großengsee	I 94f., II 177
Etzelwang	I 25, 37, 51, 56, 68, 146	Guadalkanal (Insel)	II 101f.
Eyrese	I 201, 219, 329	Guluguba	II 289–291
Eyrese-Becken	<i>siehe</i> Tirariwüste	Gums-Farina	I 204, 283f., 292, 297f., 314
Farina	<i>siehe</i> Gums-Farina	Gunzenhausen	II 483
Feucht	I 113, II 177	Haar (Illschwang)	I 24
Fichtelgebirge	I 105	Hähnischhafen	II 341
Finisterregebirge	II 143, 193, 250, 324f., 330f., 334, 336f., 367	Hagengebirge	II 356
Finke (Fluß)	I 201, 349f.	Hagnersried	I 16
Finschhafen	II 3–9, 11, 15, 27, 32f., 56, 78, 82–84, 99, 122, 125f., 134, 139, 147, 155–157, 162, 174, 191, 204, 220, 235, 246, 255, 318–320, 342, 357, 375, 377f.	Hahndorf	I 191f., 356, II 402, 440
Föhrenbach (Happurg)	I 35, 53	Hainfeld	<i>siehe</i> Heinfeld
Forchheim	II 439, 493	Halle an der Saale	II 188f.
Frechetsfeld	I 17, 53, 68f.	Hamburg	I 148f., II 450f., 507
Freeling	I 173	Hansemannberg	II 312
Fremantle	II 445	Hansenlöcher	I 40, II 467
Friedrich-Wilhelmshafen	<i>siehe</i> Madang	Happurg	I 35, 53
Friedrichstadt	I 192	Hardenberghuk	II 142, 283
Fürnried	I 7, 9f., 13f., 17, 26, 35f., 38, 41–43, 45, 55f., 66, 70, 86, 104, 110, 147, II 484	Hartmannshof	II 484
Fürth	I 51, 106f., 126, 143, II 176, 488	Haslach (Birgland)	I 40f., 50, 52, 58
Gabmzung	II 200f., 222, 324, 329, 339	Hatzfeldthafen	II 303
Gaeng	II 196	Heidelberg	II 471
Gawler (Fluß)	I 175, 296, II 386	Heilbronn	I 76, 78
Gawler (Stadt)	I 239, II 20, 102	Heilsbronn	I 92
Gazelle-Halbinsel	II 131, 219, 313	Heinfeld (Birgland)	I 40f., 50
Gefrees	II 170, 177	Heldmannsberg	I 26
Gehsricht	I 24	Heldsbach (Bach)	II 141, 231, 275f., 288
Genua	II 105, 168	Heldsbach (Station)	II 60, 89f., 138, 140–145, 149, 191, 196, 214, 231– 233, 275–277, 308f., 324, 366f., 373–375, 377f.
Gewürzinseln (Molukken)	II 304	Hembonggo	II 62, 75, 146
Ginggala (Dorf)	II 139, 321	Herbert (Fluß)	I 326
Ginggala-Inseln	II 52f.	Herbertshöhe	II 100f., 314
		Hergott Springs	I 314, 361, II 105
		Hermannsburg	I 148, II 188
		Herrenberg	II 470
		Herrnhut	II 171f.

Hersbruck	I 21, 35, 51, 53, 73, 76, 104, 113, 147, II 469, 492	Kapstadt	II 446
Hesselberg	II 491f.	Kapunda	II 298
Highfields	II 292	Karkar	<i>siehe</i> Dampierinsel
Hiltpoltstein	II 177	Kastl im Lauterachtal	I 7, 21, II 466
Hirschau	I 29f., II 342	Katika	II 62, 66, 74, 116f., 246, 331, 361f.
Hirschbach	I 35	Kauri	I 322f.
Hirschbachtal	I 105	Kegelheim	II 468
Högen	I 42, 68	Keisheim	I 110
Hof	I 105f., II 486	Kela	II 335, 341
Hofstetten	I 147	Kelana	II 199f., 335
Holenstein	I 34f.	Kilalpanina (Station)	<i>siehe</i> Bethesda
Holländisch Indien	II 209, 239	Killalpaninna (See)	I 206, 219f., 229f., 271, 303, 305, 331
Hope (See)	I 219, 318	Kirchen-Reinbach	I 34
Hope Vale	<i>siehe</i> Elim	Kirchenlamitz	I 79, 105, II 175
Horrocks Pass	I 198	Kirchensittenbach	I 113
Hube	II 149	Klastave	II 479
Huongolf	II 32, 54, 150, 152, 206–208, 340	Klemzig	II 447, 479f., 483
Illschwang	I 25–27, 35f.	Köln	II 450, 472
Immanuel	II 215f.	Königstein	I 35
Inaminka (See)	I 219	Kokopo	<i>siehe</i> Herberthöhe
Indien	I 59	Kolem	II 15, 32
Indonesien	<i>siehe</i> Holländisch Indien	Konstantinopel	I 25
Istanbul	<i>siehe</i> Konstantinopel	Konstanz	I 112
Jassy	I 166	Konstanza	I 166
Jerusalem	I 242–244	Koperamana (Station)	I 306, 318, II 107
Kabakada	II 31, 313	Kopperamana (See)	I 206, 219f., 230, 235f., II 106
Kajapit	II 243f., 307, 324, 329f., 338f.	Krätkegebirge	II 149, 331, 335, 337
Kalakupa	I 219	Kuduko	II 194
Kalal	II 51	Kulungtufu	II 194f., 366
Kalasa	II 143, 283, 309	Kuranda	II 285
Kalingquam	II 13, 17	Kurum	II 306
Kalipopo	II 376	Kwato	II 284
Kalueng	II 151	Ladysmith (Iowa)	II 273
Kamlaua	II 132, 326	Lae	II 94, 200f., 241, 307, 327, 340, 342
Kanada	II 180	Laewomba	II 243f., 307
Kanarische Inseln	II 449	Laim	II 490
Kap Arkona (Neuguinea)	<i>siehe</i> Bukaua	Langemackbucht	II 99, 115–117, 156
Kap Bedford	I 367, 371, 373	Langmeil	<i>siehe</i> Tanunda
Kap der Guten Hoffnung	I 155	Las Palmas	II 449

Lauter (Bach)	II 466	Masangko	II 364
Lauterhofen	I 21, II 466	Matatakum	II 255, 304, 326, 344, 377
Lease Creek	I 204	Matupit	II 31, 314
Lechhausen	II 489	Matzenhof	I 32
Lerrong (Fluß)	II 334, 339	Maximiliansgrotte	II 485
Liegnitz	II 174	Mbarim	II 195
Lights Pass	I 173–175, 177, II 281, 296, 298f., 438f.	Meggendorf	I 31
Lindau	I 111, II 169	Meggim	II 53
Liritzhofen	II 468	Melbourne	I 158f., 170f., 364, II 102, 108, 163, 381, 440f., 443
Liverpool Camp	II 229, 368	Melrose	I 198
Lobetal	II 104	Memmingen	II 169
Logaweng	II 144, 162, 195, 200, 255, 341	Menawalkunina	II 106
Lokampim	II 51, 53	Meseka	II 75
London	I 150f.	Minneapolis (Minnesota)	II 182
Lorenzkirch	II 170	Mittelreinbach	I 34–36
Lowbank	I 176, II 297	Mönchssondheim	II 492
Lowood	II 288	Molukken	<i>siehe</i> Gewürzinseln
Loxton	I 176, II 297, 381	Morobe	II 201, 206, 221, 242, 341
Macedon (New York)	II 186	Mosam (Berg)	II 59f., 139, 231
Madagaskar	I 122, II 355	Mosam (Station)	II 144, 224, 231
Madang (Insel)	II 12, 56, 155f., 159	Mount Gambier	I 197
Madang (Stadt)	II 34, 56, 125, 191, 210, 220, 240, 305, 354, 357	Mount Vernon (New York)	II 179, 188
Madeira	I 155	Mühlhausen (Mittelfranken)	II 493
Mailand	II 168	München	I 108, II 175, 489f.
Mainz	II 471	Murray (Fluß)	I 176, II 167
Makay	I 378	Murray Bridge	I 176
Malahang	II 241, 328, 340, 342	Nähermemmingen	I 115
Malalentang	II 50, 99	Nain	I 176, 293, II 103, 402
Malalo	II 150, 152, 199f., 223, 244–248, 315, 317, 327, 341	Nantowalpanina Creek	I 204, 238, 299
Manam	<i>siehe</i> Vulkaninsel	Nantuwaneng	II 138f.
Manus	II 302	Neuendettelsau	I 76, 84, 92, 97f., II 169, 451, 453, 490, 499
Marapatirina	I 323, 331	Neuhaus an der Pegnitz	II 485
Marengo (Iowa)	I 15	Neu-Hermannsburg	I 248, 349f.
Marienberg	II 176	Neukirchen in der Oberpfalz	I 22, 26, II 487
Markham (Fluß)	II 250, 325, 334f., 337f.	Neu-Mecklenburg	II 30
Markhamtal	II 250, 325	Neu-Pommern	II 23, 29
Marree	<i>siehe</i> Hergott Springs	Neuseeland	I 363
		Neutomischel	II 11
		New Britain	<i>siehe</i> Neu-Pommern

New Ireland	<i>siehe</i> Neu-Mecklenburg	Pittsburgh (Pennsylvania)	II 186
New York	I 97, II 179, 186–188, 272f.	Plauen	II 170
Ngantuwaneng	II 194	Pleishof	I 4, 16, 53
Ngasegalatu	II 8, 53, 139	Plymouth	I 151
Niagarafälle	I 23, II 180	Point Pass	I 175, 248, 356, II 165, 190, 298
Nördlingen	I 114	Pola	II 200, 304, 327, 375, 378
Nonhof (Birgland)	I 22	Polen	I 51
Nordsee	I 150	Polsingen	I 110
North Rhine	I 187f., 295, II 297	Pommern	I 57
Nürnberg	I 17, 30, 34, 51, 53, 73– 76, 78, 91, 102, 115, 143, 147, II 174f., 451, 483, 487f.	Poppberg	I 7, 14, 52, 66, II 465f.
Nugo	II 146	Port Adelaide	I 172, 239, II 190, 432, 440
Nundah	II 288	Port Augusta	I 198, II 437
Nuri	I 173, 190, II 297, 386, 440	Port Lincoln	II 437
Obaseka	II 139	Port Morresby	II 114
Oberpfalz	I 44, 82	Port Phillip	I 158, 171, II 443
Oberreinbach	I 34	Port Victor	II 440
Obersulzbach	I 110f.	Potsdam	II 477
Oberzenn	II 177	Poum	II 143, 148f., 308f., 367
Odessa	I 165f.	Pürschlög	<i>siehe</i> Birschleg
Offenhausen	I 113	Qualansam	II 53, 139
Ongga (Berg)	II 201	Quambu	II 148
Ongga (Station)	II 201, 222–225, 228f.	Queensland	I 326f., 351
Orowatal	II 250	Quembung (Berg)	II 140, 325
Orroroo	I 297	Quembung (Station)	II 140, 367
Ost-Cilver	II 475	Quenko	II 74f.
Osterloch	II 485	Quorn	I 297
Osternohe	I 113	Rabaul	II 203f., 219f., 229, 300, 311f., 314, 316, 380
Palästina	I 242–244	Ragetta	II 207, 268, 306
Palmer	I 248	Rai-Küste	II 306
Panhandle (Texas)	II 273	Raluana	II 29, 31, 100, 312
Paradise	I 204, 314	Ramahyuk	I 171, II 127
Paraguay	II 364f.	Ramu (Fluß)	II 325, 334, 337
Pegnitz (Fluß)	I 35, 53, 105, 107, II 485, 492	Rednitz (Fluß)	I 107
Pegnitz (Stadt)	I 105	Regensburg	II 170
Pegnitztal	I 104, II 485	Regnitz (Fluß)	I 107
Peoria	II 184	Reichenau	I 112
Perigundi (See)	I 219, 319	Rezat (Fluß)	I 96, 99
Philadelphia (Pennsylvania)	II 186f.	Rhein (Fluß)	I 112, II 471f.

- Röcklingen I 131, 133
Rondout II 180
Rosenberg I 26, II 464
Rüdesheim II 471
Ruk (Insel) II 23, 32, 195, 201, 400
Ruk (Station) II 195, 200f., 400
Rummelsberg II 468
Rußland I 32, II 411, 419f.
- Sahang II 84
Salamaua II 91, 315, 320, 327
Salangkau II 9, 235–237, 304, 344
Salomoninseln II 101
Salz-Creek I 201, 219, 322, 325, 329f.
Samarai II 284
Santebecket I 204, 238
Sarata I 164f.
Saruwaged (Berg) II 193, 250, 367, 393
Sattelberg II 8, 61–68, 70–78, 84,
97, 116–118, 131–135, 137–143,
145–147, 149, 159, 162, 193f.,
252–254, 307, 348f., 360f., 366–
368, 379
- Schaffhausen I 112
Schladming I 82
Schlauerbach I 98
Schlinkes Creek I 244, 247, 297
Schnabelwaid I 105
Schnaittach I 4, 114
Schwand (Illschwang) I 112
Schwend (Birgland) I 17, 61, 66
Schwenten II 479
Schwurz II 164
Sedan (Südastralien) I 176, 293, II 104,
297
Sialum II 143, 148, 152, 155, 199f., 211,
227, 319, 326
Siar II 306
Siasi-Inseln II 32, 201, 400
Simbang *siehe auch* Mosam, Quembung,
II 8, 11–17, 22–24, 40–42, 45–50,
55–57, 59, 84, 97, 99, 119, 123,
125, 139f., 156, 316, 361
- Singgaua II 223, 256
Sio II 143, 149, 199, 201
Sliding Rock I 201
Solenhofen I 110, II 484
Sopa (Fluß) *siehe* Bulesom
Spandau II 478
Sri Lanka *siehe* Ceylon
St. Gotthard (Berg) II 169
St. Helena (Insel) II 448
St. Sebald (Iowa) II 185
Starnberger See II 489
Sturtwüste I 326
Stuttgart II 175, 470f.
Suezkanal II 168
Sulzbach I 8, 20f., 23, 25f., 29, 37, 39f.,
43, 51, 56, 110, II 175, 463f., 484,
487
Sulzbacher Jura I 35, 53, II 466, 484f.
Sumatra II 355
Sunzendorf I 42
Sydney I 364, II 20f., 102, 108, 112,
163, 191, 294, 299f., 380f.
- Tahiti II 271
Taimi II 54, 99
Talheim *siehe* Thalheim
Tami-Halbinsel *siehe* Taimi
Tami-Inseln II 32, 50–55, 99, 368
Tannlohe I 42, II 467
Tanunda I 1, 174, 176–178, 240, 293,
295f., 314, 362f., II 20, 102, 105,
113, 164, 166f., 295f., 374, 385–
387, 389, 397, 401, 428, 431, 447
Tarutino I 131–133, 161, 165–167, 169,
II 491, 527
Tatura II 94, 356, 373
Thalheim (Happurg) I 35, 53
Themse (Fluß) I 150
Thursday-Insel II 114
Tirariwüste I 199f., 218f., 283f., 299f.,
319–324
Titnakudanina I 236, II 106
Toledo (Ohio) II 186

Toma	II 131	Wariatat	II 250
Toowoomba	II 281, 288–294, 300	Wasa	II 132
Trautmannshofen	I 21	Watertown (Wisconsin)	II 183
Treuchtlingen	II 492	Watut (Fluß)	II 251
Trial Bay	II 368	Wau	II 317
Troßalter	I 4, 16	Waverly (Iowa)	II 181f., 185, 273
Tschirimotsch	II 303	Weiden in der Oberpfalz	II 486
Tübingen	II 469	Weißenburg	I 110, II 492
Ulm	I 112	Wendelstein	I 113
Unterfarrnbach	I 107, 143, II 488	Westafrika	II 121
Unterschwaningen	II 491	Wettelsheim	II 492
Urpertshofen	I 168	Wien	I 33
USA <i>siehe</i> Amerika, Vereinigte Staaten von		Willowie	II 107
Velden	I 105	Windloch	II 485
Vils (Fluß)	II 466	Windsbach	I 162
Vilseck	II 487	Windy Creek	I 203
Vulkaninsel (Manam)	II 303f., 306	Wörnitz (Fluß)	II 492
Vuna Pope	II 313	Wolfertsfeld	I 10, 48, 50, 53
Waing	II 222	Woppental (Birgland)	I 40f.
Wald (Gunzenhausen)	II 491	Wüllersdorf	I 50
Waldeck	I 106	Würzburg	I 98
Waldheim	I 131, 133, 162, II 170, 484	Wunapope	<i>siehe</i> Vuna Pope
Wallawalla	II 381	Wunsiedel	I 105
Waller	II 468	Wurmrausch	I 41
Wamuro	II 139	Yorkes-Halbinsel	I 175, II 402
Wanam	II 51	Yorketown	I 175, 248, II 402
Wandokai	II 283	Yule Island	II 114
Wannsee	II 478	Zaka	II 200f., 223, 242
Wareo	II 138–140, 151f., 367	Zirndorf	I 107, 109
		Züllichau	II 478, 483
		Zürich	II 169

SACHVERZEICHNIS

- | | | | |
|--------------------------------|--|------------------------|--|
| Alkoholismus | <i>siehe</i> Krankheiten | Backen | I 60f., 301 |
| Analphabeten | I 7 | Bänkelsänger | I 45 |
| Arbeiteranwerbung und -handel | I XXXII,
II 110, 243–248, 318–320 | Banane | I 378, II 110, 329 |
| Arbeitslosigkeit | I 64, II 414 | Bart | I 202 |
| Armut | I 22, 55, II 411, 494 | Batatenanbau | II 78, 141, 194f. |
| Arsenik | II 15, 82 | Bautätigkeit Flierls | I 222f., 281–283,
315, II 13, 16, 37, 45–48, 63–65,
77, 141f., 252f. |
| Arzt | I 187, 189, II 9, 15, 28, 34, 74, 81–
93, 101, 291, 298, 375, 403–405 | Brunnenbau | I 302, II 275 |
| Arztrechnung | I 181, 187 | Kirchenbau | I 228–230, II 141 |
| Augenarzt | II 164, 286f., 343f., 528 | Bayern und die Bayern | I 24, 38, 44–46 |
| Schiffsarzt | II 29, 78, 447 | Beichte | II 147, 364 |
| Stabsarzt | II 29, 240 | Besenbinden | I 18, 28 |
| Tropenmediziner | II 280, 469 | Bestattung | I 11, 17, 27, 304, II 9, 76,
406 |
| Auferstehung | I 134f., II 9 | Bettler | I 30, 47, 65, 69 |
| Ausflüge Flierls | I 103, 244–247, 296f.,
304, 307, 322, II 169, 285, 446,
468, 470, 489 | Bier | I 42, 78, 147, 154, 239, II 29, 107 |
| Auswanderergemeinden, deutsche | | Bierbrauen | II 24f. |
| in Australien | I 174–196 | Blumenkünstlerin | II 293 |
| in Nordamerika | II 179–188 | Blutegel | II 87, 151 |
| in Rußland | I 163–166 | Blutrache | I 59, 335, II 363 |
| Auswanderung | II 494f. | Bolschewismus | II 410–414, 423f., 436,
439, 444, 503, 512, 530f. |
| in die Südsee | II 30 | Brand | I 48–51, II 24f., 276, 283 |
| nach Australien | I 58, 127, 180, 185f.,
189, 195, II 76, 140, 479, 494 | Brautkleid | II 67 |
| nach Nordamerika | I 16, 22f., 37, 44,
II 118, 180, 486, 488, 494f. | Brunnen, artesischer | I 235f., II 106 |
| nach Polen | I 51 | Bumerang | I 219, 337 |
| nach Rußland | I 125, II 494 | Buschmucker | II 305 |
| Auto | II 180, 186, 272f., 292, 297f.,
312f., 315, 317, 348f., 381, 383,
397, 402–404, 432, 437–439, 441,
447, 451, 465–470, 476f., 479f.,
487, 491, 493, 499 | Chinin | II 20, 27f., 88, 146–148, 277,
280 |
| Autobus | II 288, 471 | Christbaum | I 103, II 194 |
| | | Destilliermaschine | I 152 |
| | | Deutsche Christen (DC) | II 425, 467,
506, 516 |

- Deutsche, Ressentiments gegen II 261f.,
293, 295, 414, 426–428, 435
- Deutsches Reich I 46f., II 426
- Diakonieanstalten
- Augsburg I 101
 - Herrenberg II 92, 345
 - München II 489
 - Neuendettelsau I 77, 98, II 418, 468
 - Philadelphia (Pennsylvania) II 187
 - Rummelsberg II 460, 468f.
 - Sarepta (Bethel) II 474
 - Stuttgart II 344
- Dreschen I 28
- Druckpresse I 294, II 389
- Ehrendoktorwürde Flierls II 347
- Eisenbahn I 73, 75f., 124, 191, 193, 239,
II 181f., 186, 285, 294f., 471, 487
- ihr Bau I 51, 102
- Eisenverhüttung II 464f.
- Elektrizität I 18, 97, II 169, 179f., 394,
496
- Enteignung II 261
- Erdbeben II 145f., 152
- Ernährung
- der Aborigines I 218f., 230, 322f.,
338f.
 - der Melanesen II 207f., 329, 335, 341
 - deutscher Ansiedler I 175, 199
 - Flierls I 55, 65, 144, 154, 170, 204,
218, 302, 322f., II 29, 232, 239,
493
- Erntemaschine I 194
- Erstlinge *siehe* Taufe
- Ertrinken I 11, 97, 373, II 23f., 52
- Erzählungen, traditionelle *siehe* Oberpfalz
- Europa, vereinigt II 294
- Euthanasie II 510f.
- Evangelisten *siehe* Gehilfen
- Falschgeld II 181
- Fata Morgana I 300
- Feuermachen I 339
- Flachsanbau I 28
- Flugzeug II 320, 327, 340, 496
- Missionsflugzeug II 285, 355f.
- Flutwelle II 7, 23, 99
- Förderband II 445, 464
- Frambösie *siehe* Krankheiten
- Friedensfest 1871 I 46f., 176, 192
- Friedenstanz *siehe* Tanz
- Friedensutopie II 294
- Friedhof I 74, 228, II 76, 105, 167, 185,
291, 401, 477
- Judenfriedhof II 465
- Fuhrwerk *siehe auch* Postkutsche
- Ambulanzkarre II 42f., 134
 - Eselfuhrwerk I 172
 - Kuhwagen I 10, II 491
 - Lohnfuhrwerk I 199
 - Ochsengespann II 135, 377
 - Pferdewagen I 199, 202–204,
298–300, 314, II 296
- Fußmarsch I 76, 78, 92, 146, 203, 237f.,
269, 317–324, II 15
- Futtersammeln I 4, 36
- Gebet I 27, 155, 303, II 109, 117, 245,
247
- Geburt I 36, 55, II 35, 64, 75, 78, 83,
302, 360
- Geburtenkontrolle II 399f.
- Geburtstagsfeier II 323f., 501f.
- Gegenreformation I 25, 82
- Gehilfen (indigene Laienmissionare)
- II 104, 119, 141, 143, 194f., 231–
233, 249–252, 256, 308f., 316f.,
330–336, 355, 357, 360, 374
 - als Angestellte II 316
 - Gehilfenausbildung II 143f., 231f.,
249, 306, 332, 357, 367
- Geisterglaube II 15, 84, 152, 194, 251,
317
- Gemüseanbau I 192, 338, 374, II 41, 78,
110
- Gemeinschaftsbewegung II 172, 174

- Gerichtsverhandlung II 247f., 319–321
 Gesang, traditioneller
 der Dieri I 225
 der Laewomba II 333
 Gewalt
 gegen Europäer II 12, 195, 394
 Bedrohung II 49, 68, 142, 364
 Ermordung II 196
 gegen Indigene *siehe auch* Arbeiter-
 anwerbung, I 297, II 77, 243f., 315,
 364f.
 Ermordung I 291, 325, 338, II 315
 sexuelle Ausbeutung II 121f., 159f.
 Verdrängung I 338, 353–355, II 12
 gegen Juden *siehe* Judenverfolgung
 Götterbäume II 338
 Goldfelder I 178, 182–184, 367, II 315,
 317f., 327, 337
 Grab *siehe* Bestattung
 Grabraub I 57

 Hängemattentransport II 132–134
 Hai I 81, II 38, 87, 179f., 207
 Hausierer I 64
 Heidenmissionar *siehe auch* Mission
 Alltag I 271f., 301–307
 Aussendung I 133–136
 Berufung I 19f., 85, 88, 122f., 186,
 263–265, 352, 359
 Selbstversorgung II 41, 44
 Spracharbeit I 204f., 223–226, 334,
 370, II 38–40, 104, 137, 227, 361,
 470
 Heimweh I 74, 93, 100
 Heiratsvermittlung II 127f.
 Herero II 173
 Hexerei *siehe* Zauberei
 Hirte I 22, 186
 Hochzeit I 47, 293–297, 307, II 233,
 272f., 292
 Goldene I 187, II 397f.
 Hochzeitsbäcker I 293
 Hochzeitsreise *siehe* Reisen

 Homöopathie I 150, 189, II 133f.
 Hunger I 37

 Indianer II 185, 359, 495, 510
 Inflation II 293
 Initiationsriten I 335f.
 Internierung *siehe* Weltkrieg

 Jahresfest
 in Bethel II 474f.
 in Gunzenhausen *siehe* Missionsfeste
 Jahrmarkt *siehe* Kirchweih
 Johannisfeuer I 84
 Juden I 4, 40, 115, 155, II 122, 410,
 413f., 420f.
 als Touristen II 293
 »entartete« II 409, 413, 416, 503f.,
 506, 530f.
 »friedlose« II 465
 Konversion II 530
 Judenverfolgung II 427, 504, 521, 530

 Känguruh I 336f., II 437
 Kaffeepflanzung II 156
 Kakadu I 303, II 57, 317
 Kakaopflanzung II 313
 Kamel I 186, 201
 Kannibalismus II 61, 66, 102, 333, 335
 Gerüchte darüber I 375, II 4
 Kanu II 55, 133, 208, 284, 301, 303,
 339–341, 377
 samasama II 148
 Stationskanu II 74, 86, 99, 116f., 148
 Zweimaster II 54, 65f.
 Kasuar II 58
 Katholiken I 29, 40f., II 30f., 125f., 187,
 289, 311, 314, 504, 513
 ihre Missionsmethoden II 137, 155
 ihre Predigten I 27
 Konversion I 94, 108, II 123
 Verhältnis zu ihnen I 25f., 82, II 101,
 268, 301, 306f., 317, 355
 Kirche und Welt II 504–513
 Kirchnaustritte II 513

- Kirchengeschichte, lutherische
 Australiens I 349–351, 356f., II 494
 Neuguineas II 140, 232
 Kirchenlieder I 15f., 38, 42, 63, 87, 94,
 115, 134, 303, 313, II 53, 73, 392,
 412, 422, 424, 448, 453, 511, 517,
 519, 524, 526, 532
 in indigenen Sprachen I 225, II 369
 Kirchweih I 45, 88, 116
 Kochen I 4f.
 Kokain II 215f.
 Kokospalmenpflanzung I 374, II 109,
 141, 144, 261, 275–277, 330, 335
 Kolonialgeschichte Neuguineas *siehe auch*
 Neuguinea-Compagnie
 australische Regierung II 235–237
 deutsche Regierung I 359, II 125f.,
 159, 200
 Kolonialismus I XXIX–XXXIV, 121–
 123, 173
 Konfirmation I 70, II 143
 Konfirmandenunterricht I 66, 197f.
 Konzentrationslager II 427, 511
 Kopffjagd II 333
 Korbflechten I 18, 22, 28
 bei den Aborigines I 229
 Korbweib I 21, 30, 64
 Krankheiten und Leiden II 81–95, 279–
 281, 314
 Alkoholismus I 181, 191, 204, 305,
 II 242
 Amöbenruhr II 469
 Augenleiden I 78, 110, 301, II 286,
 343f., 394
 Balggeschwulst II 210, 215
bemiroc II 71
 Bluthochdruck II 375
 Blutvergiftung II 348
 Dengue-Fieber II 311
 Diphtheritis II 9
 Elephantiasis II 522f.
 Epilepsie II 474
 Frambösie II 88–91
 Friesel I 21
 Gehirnerschütterung II 404
 Geschwüre, tropische II 15, 27, 88
 Gicht I 113
 Gürtelrose II 279
 Herzleiden II 184, 211f., 240, 280,
 292, 374, 401
 Husten II 298, 493
 Ischias II 78, 195
 Knochenbruch II 349
 Krebs II 476
 Lungenbluten II 495
 Lungenentzündung II 162
 Malaria I 67, II 9, 17, 19f., 27–29,
 32–34, 56, 88, 111, 115, 146–148,
 280, 374
 zerebrale II 144, 162–164
 Mumps II 321
 Nervenleiden I 109, II 200
 Parasitenbefall *siehe* Blutzegel, Busch-
 mucker, Ringwurm, Wanzen
 Pocken I 56, 68–70, II 84
 Geflügelpocken II 280
 Rippenfellentzündung II 162
 Rotlauf I 58
 Schlaganfall II 279, 403–405
 Schußverletzung I 272f., II 58, 291
 Schwarzwasserfieber II 28, 31, 41, 72,
 74, 82f., 88, 139, 143, 253, 366
 Schwindsucht I 56, 106
 Sehnenentzündung II 200
 Sonnenstich II 362
 Typhus I 101, 108, 181, 191, II 76
 Wundfieber II 78
 Zahnschmerzen II 85f.
 Krankheitskonzept, indigenes I XXX,
 II 71, 84
 Kriege
 Deutsch-Französischer Krieg I 38,
 45–47, II 114, 525f.
 Deutscher Krieg I 38–42, 45, II 525

- Dreißigjähriger Krieg I 114
 Erster Weltkrieg *siehe* Weltkrieg, Erster
 Zweiter Weltkrieg *siehe* Weltkrieg,
 Zweiter
- Krokodil I 336, II 71, 199, 331
 Kühnhütten I 4, 8, 28, 40
 Kuß I 92, 248
- Laienmissionare, indigene *siehe* Gehilfen
 Lastträger I 150
 Leichensänger I 17
 Leinwandbleichen I 28
 Lektüre Flierls I 18f., 39, 79–82, 87,
 114f., 145, II 260f., 448
 politische II 159, 409–417, 425–428,
 447, 503–507
 religiöse und theologische I 8, 18f., 80,
 82, 87, 95, 122f., II 359
 Romane I 87, II 521f.
 Zeitung I 161, 359, 376, II 103, 293,
 393f., 413f., 422, 425–428, 494
- Magie *siehe* Zauberei
 Malaria *siehe* Krankheiten
 Mango II 141, 143, 239
 Meeresleuchten I 153f.
 »Mischehen« indigener Frauen mit Euro-
 päern II 122f., 159f., 173, 221
- Mission
 Begründung der Heidenmission II 418,
 495–497
 ihre Gegner II 4, 392
 ihre Unterstützer I 43, 77, 102, 104,
 106f., 110f., 113–116, 143, 148,
 190, 196, 291, 293, II 7, 104, 114,
 166, 170f., 174f., 188, 215, 227,
 354f., 386, 403, 410, 431, 463,
 468, 478, 488, 490, 492
- Missionar *siehe* Heidenmissionar
 Missionarskinderheim II 458
 Missionsdruckerei II 40, 210, 255f., 357
 Missionsfeste I 102f., 177, 363, II 174f.,
 182–185, 190, 196, 452f., 483,
 487f., 519
- Missionsflugzeug *siehe* Flugzeug
 Missionsgemeinden, Selbstverantwortung
 der II 232f.
- Missionsgesellschaften
 Amerikanische II 93–95, 205, 312,
 353–357, 373
 Anglikanische II 213, 261, 308, 311
 Basler II 128, 353f.
 Berliner II 477
 Breklumer I 367
 Ernste Bibelforscher II 311
 Hermannsburger I 121, 145, 148, 206,
 220, 247, 297, 334, 349f., II 41
 Herrnhuter I 318, II 171
 Herz Jesu II 30f., 101, 302, 311
 Jesuiten I 82, II 137, 364f.
 Leipziger I 121
 Liebenzeller II 301, 311
 Londoner II 114, 284, 308
 Methodistische II 14, 29–32, 118, 191,
 253f., 261, 308, 311–314, 316
 Neuendettelsauer *siehe auch* Missions-
 druckerei, -flugzeug, -krankenhäu-
 ser, -sägewerk, -schiffe, -schulen,
 76f., 84f., 91–104, 115–131, 133–
 136, II 126–128, 178, 358f., 454–
 461, und *passim*
 Rheinische I 375, II 9, 14, 19, 34, 43,
 72, 74, 79, 97, 119, 126, 132, 152,
 158, 205, 220, 240, 250, 261, 268,
 306f., 312, 317, 348–351, 353f.,
 373, 472f.
 Steyler II 125f., 155, 280, 311
- Missionsjubiläen II 391, 431–433
 Missionskonferenz, gemeinsame II 311–
 318
 Missionskrankenhäuser II 87, 89f., 92f.,
 324, 342, 376
 Missionsmethoden II 37–40, 137–144,
 357–370
 Missionsreisen *siehe* Reisen
 Missionssägewerk II 144, 204, 210, 252

- Missionsschiffe Bavaria und Simbang *siehe* Schiffe
- Missionsschulen I 222f., II 37–40, 48, 249, 357, 367
für Frauen II 308f.
für Missionarskinder II 252, 455
Kostschüler II 40, 42, 44, 133, 152, 366
- Missionssprachen II 314
- Missionsvorträge Flierls I 26, 43, 122, II 171, 175–177, 181–186, 189, 288f., 296–298, 380f., 437, 448, 478f., 483–497, 501
- Miti* I XLII
- Morchelsuche I 21
- Mühlknappe I 24
- Museum I 334, II 174, 374, 465, 473, 477
- Musik I 88, 116–119, 210, II 235
- Nationalsozialismus I XXXIV–XL
dessen Christusfeindschaft I 132, II 504, 507, 511f.
in Australien I XXXVI, II 415, 428
NSDAP *siehe* Parteien, politische
SA-Lieder II 507
»Totaler Staat« II 506
- Neuendettelsauer Mission *siehe* Missionsgesellschaften
- Neuguinea-Compagnie I 364f., 375, II 5–12, 16, 28, 33f., 64, 73, 99–101, 122, 125f., 134, 155f.
- Oberpfalz, Kulturgut der
Bräuche I 30, 68, 70
Erzählungen I 29–34, 145, II 342, 487
Gedichte I 34, 82f.
Schreckfiguren I 3, 11
Spottlied I 31
Sprache I 66, 144f.
- Obstanbau I 52, 54, 65, II 41, 141
- Orange II 141, 239
- Ordination I 177f., II 211
- Orkan I 374
- Ostern I 133–136
- Papaya II 91
- Paradiesvogel II 58, 69
- Parteien, politische
Bauernbund, Bayerischer I 41
Konservative Partei I 111
Linksparteien I 111, II 414, 505
NSDAP II 415f., 428, 435, 507–509
ihre Mitglieder II 137, 428, 448, 508
Zentrumspartei II 125, 173
- Pfügen II 135
- Photographie I 167, II 76, 440, 502
Lichtbilder II 174, 469, 495
- Polygamie I 336
- Postkutsche I 91f., 192, 199f., 239f.
- Preußen I 36, 38–41, II 170
- Radio II 451, 496, 513–515
- Räuber I 183f., 198, II 468, 487
- Rassismus II 137, 159f., 357
- Rauchen I 66f., 339–346, II 333, 335
- Reichstagsdebatte II 173
- Reisen Flierls I 147–158, 197–205, 236–241, 269f., 291–293, 363f., II 3f., 19–22, 29–32, 50–55, 97, 100–119, 162–174, 178–191, 199f., 443–452, 463–482
Apostelreisen I 104–115
Erholungsreisen II 97–119, 161–191, 284–304, 437, 454–459
Hochzeitsreise I 297–300
Missionsreisen I 317–332, 351, II 61, 139, 250–252
- Reiten I 221, 283f., II 151f., 156f., 277, 283, 325f., 328–330, 334–336, 338f.
auf Ochsen II 133f., 151f., 366
- Religion, indigene I 333–336
- Rikscha II 329
- Ringwurm II 71, 305
- Süßkartoffel *siehe* Batatenanbau

- Satan I 63f.
- Schafschur I 306
- Schiffahrt *siehe auch* Kanu, I 112, 171f., 239, 373, 376f., II 51–55, 86, 99–102, 109, 112, 174, 178, 180, 188–191, 377–380, 440, 471
- Schiffe
- Alexandrine II 29
- Bavaria II 190, 203–208, 211f., 228, 239–242, 255, 268, 279, 283, 287, 305, 307, 321, 323, 326f., 340f., 376f.
- Bremen II 166
- Gazelle II 6
- Iberia I 363f.
- Iowa II 276
- Main II 271, 422
- Mataram II 300–303, 378
- McDui II 378
- Moresby II 114f., 118, 284, 300, 361
- Mosel II 443–450
- München II 489
- Norma II 4, 6
- Otilie I 376, II 3f., 303, 433
- Papua I 368, 376
- Samoa I 377, II 5, 32
- Seestern II 210, 212
- Siar II 162, 164, 174, 201
- Simbang II 149–151, 203
- Somersetshire I 143, 151–158, II 445
- Stettin II 97, 100, 115
- Sumatra II 229, 239f.
- Titus II 101, 104, 113, 300
- Trugganini I 368
- Victoria II 21
- Wolf II 239f., 314
- Ysabel II 19, 21, 32
- Schinder I 40, 49
- Schlange II 161, 231f., 329
- Schmied I 73f., 84, 144
- Schmierführer I 64f.
- Schnitzkunst II 51
- Schule und Studium *siehe auch* Missions-
schulen
- Fächer
- Alte Sprachen I 79, 95, 120–122
- Deutsch I 120
- Englisch I 95, 120, 127
- Geographie I 47f., 122f.
- Geschichte I 95, 122
- Lesen I 16
- Religion I 66–68
- Körperstrafe I 14f., 68, 247
- Privatunterricht I 78f.
- Sommer- und Winterschule I 13
- Sonnabendschule I 188
- Sonntagsschule I 48
- Volksschule I 6f., 13–18, 48, 55
- Schwarzwasserfieber *siehe* Krankheiten
- Schwebebahn II 473
- Schwimmen I 11, 96, 99, 201, 271, II 17, 23, 38, 50f., 276, 288, 340, 447
- Segen I 207, II 530
- Simultaneum I 25f., II 464
- Sitzweile I 22f., 28f., 32f., II 520
- Spazierengehen I 88, 96, 113, 206, 238, 248, II 48, 114, 291, 304, 404, 444–446, 469
- Spiele II 223, 277
- Kinderspiele und -streiche I 8f., 16, 41f., 54, 66
- Spinnen I 5, 18, 22, 28
- Spiritismus I 61–64
- Sprachen, indigene I 223–225, II 38f., 361
- Aumeni I 223
- Dieri I 202, 223–225, 333f.
- Jabêm II 38f.
- Kâte II 40
- Koko Yimidir I 370
- Tok Pisin II 314
- Wonkanguru I 223
- Wonkarapana I 223

Stillen	I 340, II 55	Weizenanbau	I 184, 192, 194, 219, 235, 292
Stricken	I 28f.	Weltkrieg, Erster	II 187f., 209–216, 219–225, 227–229, 239f., 249–257, 259–263, 417, 436, 526
Synagoge	II 465	Gefallene	I 37f., 45, 124, II 219
Töpfern	II 335	Internierung der Missionare	II 213f., 227–229, 260, 368, 417, 504
Tanz	I 88, II 380	Internierung von Deutschen in Australien	II 289f.
Friedenstanz	II 13, 523	Kriegsausbruch	II 457
Ringereigen	I 16	Kriegsgefangenschaft	II 476
Taufe	I 36, 196, II 306f., 332, 339, 364	Waffenstillstand	II 260
Erstlinge	I 221, II 119, 137f., 365	Weltkrieg, Zweiter	II 356, 523f., 526, 530
Taufunterricht	II 137, 332	Feldpost	II 509
Telefon	I 111	Frontberichte	II 436, 453, 514, 530
Tiergarten	II 103, 451	Internierung der Missionare	II 93–95, 350, 356, 368, 373, 435f., 453, 480, 514
Tischsitten	I 144	Kriegsausbruch	II 423f.
Tod	I 55f., II 401	»Rücksiedlung« ins Reich	I 131f., 161, 167
Totemismus	I 336	»Wilde«	I 20, 342, 346, 364, II 175, 185, 332
Traugelübde	I 296	ihre Beruhigung durch Musik	I 117
Traum	II 51	Wissenschaft	II 189
Trauung	<i>siehe</i> Hochzeit	Wohnung	
Überschwemmung	I 170, II 402f.	der Aborigines	I 321f.
Vergiftung	I 291, 314, 335, 338, II 49, 82, 330	der Melanesen	II 332f., 335
Verkehrsunfall	II 273, 297, 313, 317, 349, 437	Zauberei	I 29, 56–61, 334f., II 13, 193, 495
Verlobung	I 99f., 207, 248, II 128, 233	»Anfangen« und »Antun«	I 56f.
Verse, von Flierl verfaßte	I 5f., 70f., 89, 136–140, 143, 152f., 156–160, 208–218, 226–228, 231–233, 242–247, 249–269, 273–281, 286–290, 298, 308–313, 315f., 341–347, 352–356, II 47f., 64f., 68–70, 79, 97–99, 499f., 524f.	Knochenstechen	I 59, 335
Viehwirtschaft	II 41–44, 133–135, 156f., 275–277	Mission und Zauberei	I 59f., II 251, 363f.
Vulkanausbruch	II 23	Zauberpäckchen	I 59, 335, II 251
Wallfahrtsfest	II 464	Zaubersprüche	I 57
Wanzen	II 283, 332	Zeppelin	II 177
Wasserleitung	II 397	Zitrone	II 25, 141
Weihnachten	I 103, 242	Zollrevision	II 179
Weinbau	I 175, 194, 293f., II 386		

VERZEICHNIS DER ZITIERTEN BIBELSTELLEN

Die biblischen Bücher sind, soweit möglich, in der Reihenfolge der Lutherbibel verzeichnet, auf die Johann Flierl sich in seinen Zitaten durchgehend bezieht.

Altes Testament	II 409f., 416, 420, 505f., 516	20,1–6	II 147
Genesis		Hiob	
1,28	II 399	1,21b	II 302
4,1–15	II 507	Psalmen	
5,27	II 134	16,7	II 452
6,3	II 509	23	I 135, II 407, 409
6,5	I 88	31,16a	II 348
9,21–27	I 353	37,7	I 212
11	I 238	50,23	II 392
15,11	II 520	65,10	I 297
18,19	II 531	84	I 231
19,22a	II 532	90,10	II 519
39,9b	II 409, 509	103,1–5	I 147
Exodus		118,17	I 156
15,27	I 372	119,9	II 409, 509
20,12	I 337	119,105	I 64
22,20	II 170	121	II 501
28,11	II 300	125,2	II 216
Levitikus		127,1	I 286, II 417
26	II 420	127,3	II 399
Deuteronomium		150	I 288
5,16	I 337	Sprüche Salomos	
28	II 420	12,10a	I 181, 293, 319
Josua		16,32	II 365, 527
24,15b	II 531	21,31	II 524
1. Samuel		24,17	II 530
3,10	I 112	31,12	I 360
1. Könige		Prediger	
7,1–12	I 282	11,1	II 418
18,22	II 512	Jesaja	
2. Könige		18	I 353
9,20	II 53	28,16	II 55
		42,8	II 515

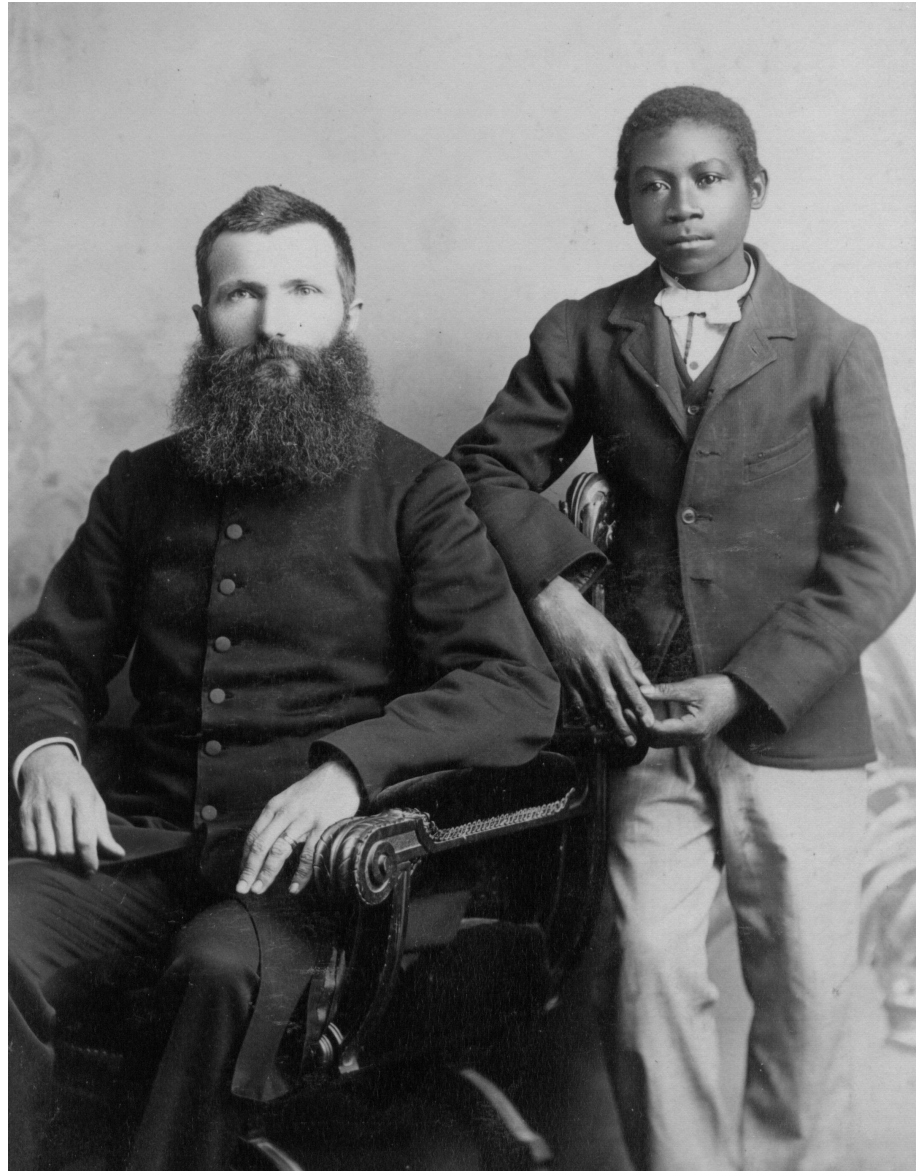
61,4	I 219	14,6	II 504
66,13	I 275	14,6b	II 496
Hesekiel		14,31b	I 146
34,16	I 76, II 454	19,22	II 257
Sacharja		21,3–14	I 220
14,7b	II 398	Apostelgeschichte	
1. Makkabäer		16,31	II 496
1,4	II 524	20,35b	I 116
2. Makkabäer		20,9	II 486
15,39f.	II 523	Römerbrief	
Neues Testament	I 121, II 409, 517	1,16	II 107
Matthäus		1,19	II 495
5,13f.	I 133, II 121	2,4	II 513, 532
5,5	II 114	5,3	I 211
6,33	I 15, II 463	7,18	II 121
10,32	II 512	13,1	II 531
17,4	I 331	14,8	II 511
19,14	II 391	1. Korintherbrief	
19,29	I 294	1,27	I 251
28,19f.	II 418	12,4	II 149, 379
Markus	II 137	15,14–20	I 134f.
9,5	I 331	2. Korintherbrief	
10,14	II 391, 399	5,11a	II 368
10,29f.	I 294, 361	6,10	I 110
12,17	II 29	12,16b	I 359
Lukas		Galaterbrief	
6,37a	I 8	5,23	I 211
9,33	I 331	6,2	II 375
13,3.5	II 504, 524	Epheserbrief	
14,23	II 37	5,15f.	I 64
18,16	II 391	6,15	I 113
18,29f.	I 208, 294	Kolossenerbrief	
21,19	II 260	3,17	I 249
22,35	II 162	1. Thessalonicherbrief	
Johannes		2,15	II 420
2,15f.	II 517	2. Thessalonicherbrief	
3,16	I 211, II 496	3,2b	II 506
4,9	I 132	1. Timotheusbrief	
4,22b	II 420	2,4	II 496
5,2–4	I 220	2. Timotheusbrief	
5,46b	II 409	2,9	II 251
9,4	I 161	2,22a	II 509

2. Petrusbrief		13,7b	II 392
3,12	I 343	13,8	I 355, II 441
1. Johannesbrief		13,14	I 120
2,23	II 504, 531	13,16	I 116
3,9	I 252	Offenbarung	
Hebräerbrief		2,9	II 421
10,32a	II 392	5,13	II 515
10,36	II 53, 527	7,10	I 133
12,7	I 355		

PHOTOGRAPHIEN UND DOKUMENTE 1886–1947



1 Johann und Luise Flierl mit den Kindern (v.l.) Dora, Hans, Elise und Wilhelm während der Australienreise in Adelaide (Weihnachten 1898).



2 Johann Flierl und Biwa, ein Schüler vom Sattelberg (1898/99). Der Junge wurde bislang fälschlich für den Dieri-Christen Johannes Pingilina gehalten, da die Aufnahme in Adelaide entstand. Tatsächlich handelt es sich aber um den Missionsschüler aus Neuguinea, der den Flierls bei ihrer Abreise nach Australien hinterhergelaufen war.



3 Die Flierlschen Kinder, dahinter Luise Flierl (wohl 1899).



4 Die zweite Urlaubsreise nach Australien (v.l.): Dora, Johann, Wilhelm, Luise, Elise und (vorne) Hans Flierl (Aufnahme: Photograph Thelma, Adelaide, 1909).



5 Luise und Johann Flierl (wohl 1925).



6 Am 16. April 1928 feierte Flierl in Heldsbach seinen 70. Geburtstag.

7 Dora Flierl,
die älteste Tochter
(Aufnahme: Gerhard
Graue, Tanunda).



8 Die ausgebildete
Hebamme und Krankenschwester
Dora Flierl ist auf vielen Photographien
von Kindern und Frauen umgeben.





9 Wilhelm Flierl, der älteste Sohn, mit seiner Frau Maria und den Kindern Erich und Annemarie. Als Nachfolger seines Vaters wurde er Feldleiter der Mission.

10 Die jüngere Tochter
Elise Flierl heiratete den
Missionar Georg Pilhofer
(1915). Die Familie lebte
auf der Station Heldsbach.



11 Elise mit ihren
Kindern Agnes und Ottmar
(Januar 1925).





12 Der jüngste Sohn, Hans Flierl, war ebenfalls Missionar in Neuguinea. Die in Deutschland entstandene Aufnahme zeigt ihn mit seiner Frau Hanna und den Kindern (v. l.) Elfriede, Siegfried, Helmut und Gertraud (August 1941).



13 Luise und Johann Flierl (sitzend) mit ihrem ältesten Enkel, Ottmar Pilhofer, dahinter (v. l.) Dora Flierl, Georg und Elise Pilhofer mit Agnes (Heldsbach, 1920/21).



14 Südsee-Idylle am Finschhafen.



15 Der Weg von Finschhafen zum Anlegeplatz Maneba.



16 Der Weg zum Sattelberg, hier schon zur Straße ausgebaut.



17 Blick auf die Station Sattelberg, im Hintergrund die Küste mit Finschhafen (Postkarte vom 28. November 1909).



18 Das Kirchdorf auf dem Sattelberg mit den Häusern der indigenen Christen. Vor dem großen Baum halbrechts ist der überdachte Glockenturm zu erkennen, daneben die Umzäunung des Friedhofs mit Gräbern nach europäischem Vorbild.



19 Die Missionsstation Zaka mit Blick auf den Waria-Fluß.



20 Der »Brückenkopf« einer Brücke über den Waghi-Fluß (Mai 1934).



21 Dörfliche Impression aus dem Inland, auf dem Weg nach Azera.



22 Das Männerhaus in Hazung. Einzelne Männer sind europäisch gekleidet.



23 Tairora-Leute.



24 Geschmückte Gafuga-Buben.



25 Baloteng-Leute.



26 Eine Frau präsentiert Frühjams.



27 Der Heldsbach-
Wasserfall (um 1926).

28 (unten)
Die aus traditionellen
Materialien errichtete Kirche
der Station Heldsbach.





29 Gottesdienstszene mit Segnung, im Talar der Missionar Karl Mailänder.



30 Indigene Darstellung eines Reiters aus der Kirche in Samanzing (1930). Pferde wurden in Neuguinea erst durch die Europäer eingeführt.



31 Dora und Elise Flierl mit Schülerinnen ihrer Heldsbacher Mädchenschule.



32 Dora Flierl mit einheimischen Helfern und Patienten vor dem kleinen Hospital in Heldsbach, das ihr Vater erbaut hatte (um 1925).



33 Missionarskinder beim Unterricht in der Schule auf dem Sattelberg (1927).



34 Europäische Schulbuben vom Sattelberg mit selbstgeschnitzten Speeren (1926).



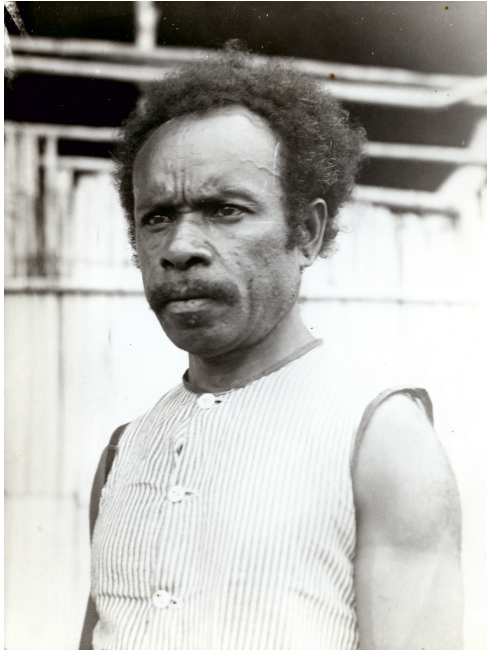
35 Die von Missionar Pilhofer ausgebildeten indigenen Gehilfenschüler in Heldsbach (um 1925). Links stehen Elise und Georg Pilhofer mit Tochter Agnes.



36 Wohnhäuser der Gehilfenschüler in Heldsbach.



37 Gazub-Mann und -Gehilfe. Der ungetaufte Mann ist traditionell gekleidet und frisiert, der christliche Laienmissionar nach europäischem Vorbild.



38 Der langjährige Gehilfe
Yezicume von Ogelamnang (1934).

39 (unten) Gehilfen
beim Kirchgang am Sattelberg.





40 Geschmückte Männer führen beim Missionsfest einen Tanz auf.



41 Feierliche Prozession bei der Hochzeit von Elise und Georg Pilhofer (1915). Der Zug wird von Johann Flierl angeführt, ihm folgt das Brautpaar.



42 Einheimisierung der Kokosnüsse in der Missionspflanzung in Heldsbach.



43 Indigene Frauen mit Lasten in den traditionellen Netzsäcken (um 1924). Im Hintergrund sind Johann und Luise Flierl und Familie Pilhofer zu erkennen.



44 Missionsangehörige beim Crocketspiel auf dem Sattelberg (Februar 1930).

45
Eine Aufnahme,
wie sie auch
in der Oberpfalz
entstanden sein
könnte: Elise mit
Ottmar Pilhofer auf
der Missionsstation
Heldsbach
(um 1917).





46 Das Missionsschiff Bavaria im Finschhafen (spätestens 1928).



47 Die Bavaria im Hafen von Malalo.



48 Ankunft des Missionsflugzeugs im Finschhafen.

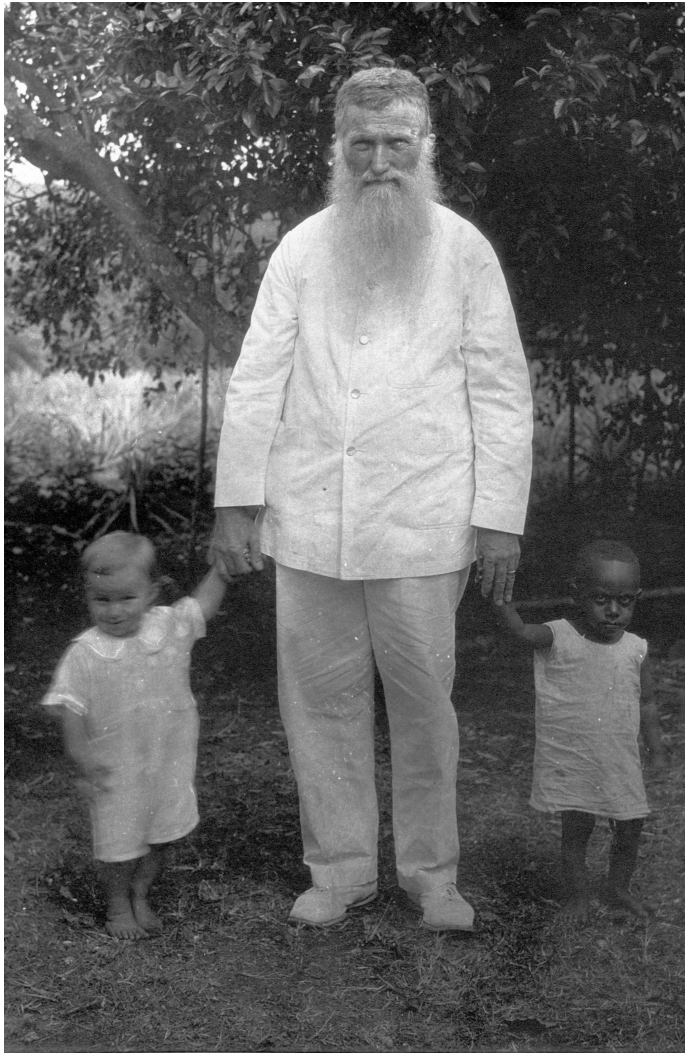


49 Johann Flierl wird an Land getragen (wohl beim Ehrenzug anlässlich seiner Rückkehr aus Australien, 1925 in Matatakum).



50 Elise Pilhofer zu Pferd.

51 „Senior Flierl
Would Lead Black
and White to
Jesus“ (1929). Die
Aufnahme wurde
von der Mission
als Gebetbildchen
und Postkarte
vervielfältigt.
Sie zeigt
Flierl mit seinem
Enkel Helmut
und Zakiacnuc,
dem Sohn
des Heilgehilfen
Bofuenuc.





52 Tanunda in Südaustralien, rechts das Neuguineahaus, in dem Flierl die ersten Jahre seines Ruhestands verbrachte (wohl 1930).



53 Luise und Johann Flierl auf der Veranda des Neuguineahauses, stehend Tochter Dora (1930). Die großen Muscheln links und rechts des Eingangs und die geschnitzten Schalen auf dem Tisch sind Erinnerungsstücke aus Neuguinea.



54 Luise und Johann Flierl am Tag ihrer Goldenen Hochzeit in Tanunda (5. Oktober 1932).



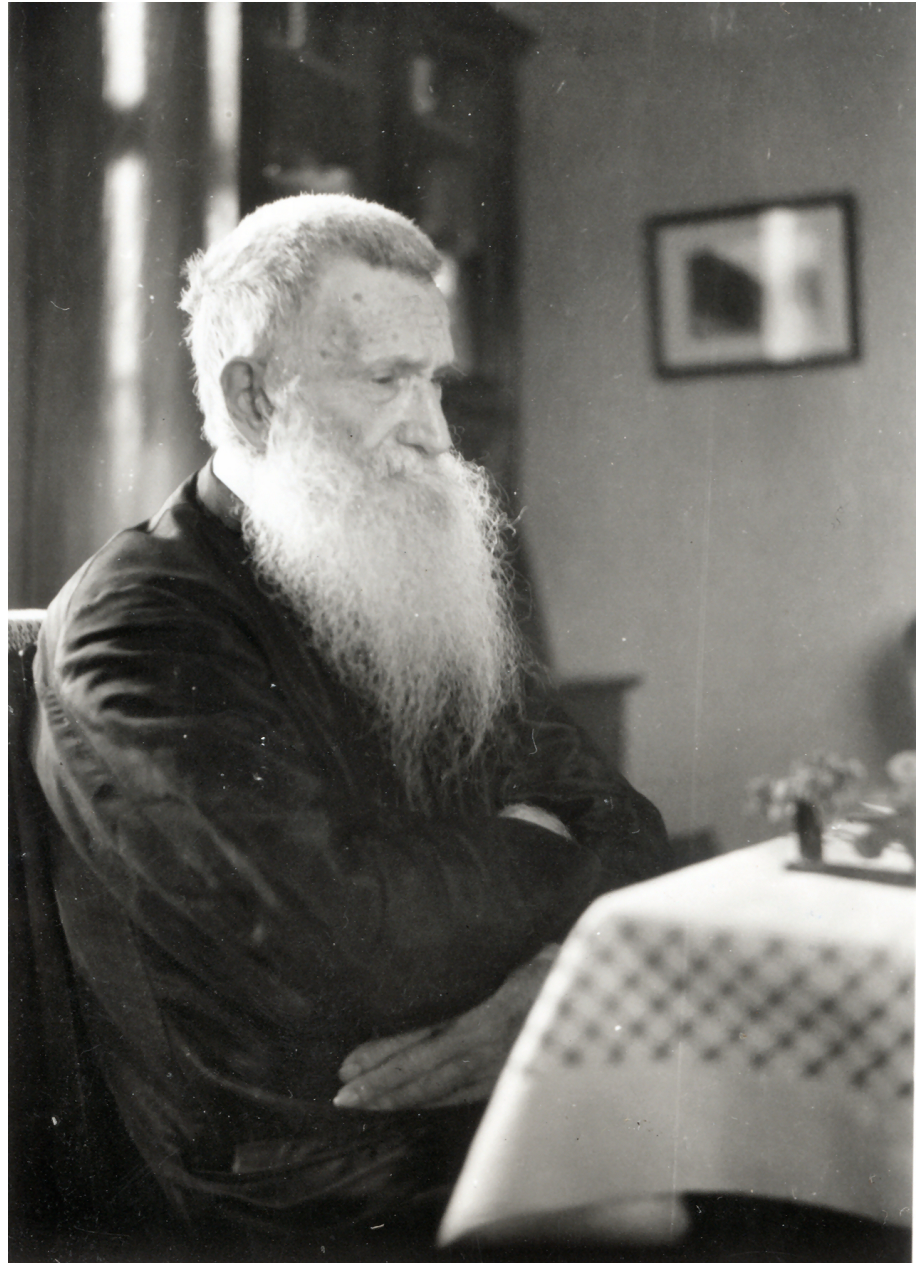
55 Die anlässlich der Goldenen Hochzeitsfeier festlich geschmückte Kirche (5. Oktober 1932).



56 Johann Flierl mit Dora am Grab seiner Frau in Tanunda (Aufnahme: Photograph Geyer, 1937).



57 Flierls 80. Geburtstag in Neuendettelsau (16. April 1938). Erste Reihe (v.l.): Erich Flierl, der Jubilar mit Gertraud Flierl, Elfriede Flierl. Zweite Reihe: Annemarie Flierl, Siegfried Flierl, Elise Pilhofer, Hanna Flierl, Maria Flierl, Dora Flierl, Helmut Flierl, Agnes Pilhofer. Dritte Reihe: Hans Flierl, Ottmar Pilhofer, Wilhelm Flierl.



58 Johann Flierl am 16. April 1943, seinem 85. Geburtstag, in Neuendettelsau.



59 Johann Flierls Grabstein auf dem Dorffriedhof von Neuendettelsau.

60 (unten) Kirchenfenster in Tanunda (Ausschnitt). Neben Johann Flierl ist mittig August Kavel abgebildet, Gründer der lutherischen Kirche in Südastralien und erster Pfarrer in Tanunda, und rechts Georg Friedrich Leidig, Gründer des Immanuel College in Point Pass.





61 Briefmarkenserie „Early Missionaries“ (Papua-Neuguinea 1972). Abgebildet sind die Missionare Copland King, Ruatoka, Johann Flierl und Henri Verjus.

62 Altar der heutigen Kirche in Simbang. Die Gedenktafeln erinnern in den Sprachen Tok Pisin, Jabêm und Kâte an Johann Flierl. Der Text lautet: „Senior Johann Flierl kam am 12. Juli 1886 zum ersten Mal nach Neuguinea. Er und seine Mitarbeiter pflanzten den Samen von Gottes Wort in diese Erde hier. Später trugen auch alle Menschen von Neuguinea selbst diesen Samen und pflanzten ihn auch in andere Erde.“ (Übersetzung aus dem Tok Pisin: Georg Pilhofer.)

